Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 1. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

4° Per. 83 k / 5-8 5-8 1836-1839

Redakteursleiden

bei humoristischer Laune geklagt

am Neujahrstage.

Ihr guten Leser, wenn ihr des Abends, von den Beschwerden des Tages ermüdet, nach diesem oder jenem Journale greift, habt wohl schwerlich eine Ahnung, welcher unendlichen Mühe und Sorge es bedarf, um die Zeitungsnummer in der Gestalt zu Stande zu bringen, wie ihr sie da in der Hand haltet. Da stehen die schwarzen Buchstaben alle so hübsch in Reihe und Glied, symmetrisch geordnet, wie ein Kriegsheer, die Sache sieht sich so leicht und gefällig an, als gestalte sich das Alles von selbst ohne weitere große Mühe und Zuthat; da täglich unzählige Zeitungsblätter die Presse verlassen, so denkt ihr, das Ding gehe so leicht, wie das Bretzelbacken. Allerdings haben viele Zeitschriften auch das mit den Bretzeln gemein, daß sie nur neubacken genossen werden können und ehe die Erde sich um ihre Achse dreht, zur altbackenen Waare gehören.

Zu einer gewöhnlichen Zeitungsnummer gehören in der Regel vier Seiten oder wie der Setzer meynt, vier Columnen (Columnen), welche wieder in acht Spalten tranchirt sind. Denkt euch nun einmal, geneigte Leser, diese 4 Columnen oder 8 Spalten als weißes Papier, wie ein Schneegefild, wie viele so kleine Ameisen, so wir Buchstaben nennen, haben auf dieser sibirischen Steppe Raum. Nun würde es zwar bald geschehen seyn, das Feld damit zu pflastern, aber was die Hauptsache ist, die Buchstaben müssen so gestellt und geordnet werden, daß Sinn und Verstand in die Schlachtordnung kommt. Hierzu bedarf es denn vor allen Dingen Manuscript, denn die herrliche Einrichtung ist noch nicht erfunden, daß der Setzer aus dem Kopf setze.

Also Manuscript, dafür hat nun der Redakteur der Zeitschrift zu sorgen. „Der Setzer bittet um Manuscript," ist eine Phrase, die einen Redakteur, wenn er nicht schon ganz todt ist, augenblicklich aus dem Todesschlummer erweckt, denn mit ihr hängt das Bestehen des Journals unmittelbar zusammen, sie ist oft für ihn die Posaune des ewigen Gerichts, und nichts mahnt ihn mehr an die Vergänglichkeit alles Irdischen, als die nichtswürdigen Worte: „der Setzer bittet um Manuscript!"

Der Setzer schickt gewöhnlich als kleinen Courier einen Buchdruckerlehrling mit obiger Todesbotschaft an den Redakteur, daher ereignete sich einmal in Süddeutschland während der letzten politisch aufgeregten Zeiten der tragische Fall, daß der Redakteur eines revolutionären Blattes, dem die Censur regelmäßig den ganzen Text strich, allemal seine Wuth an dem armen kleinen Referenten der verhängnißvollen Worte: „der Setzer bittet um Manuscript," ausließ, und innerhalb weniger Wochen eine ganze wohllöbliche Buchdruckerjugend zusammengeprügelt hatte, so daß sich Niemand mehr zu dem Unnahbaren wagte, bis das Journal verboten wurde.

Wer die Sache nicht mit angesehen, hat keinen Begriff von dem ungeheuren Manuscript-Appetite eines Zeitungs-Setzers. Mancher Redakteur würde lieber zehn Elephanten in Kost und Logis nehmen, als die Begierde eines einzigen Setzers zu stillen. Wenn daher die so leicht verdammende Lesewelt manchen Redakteur ein wiederkäuendes Thier nennt, der von dem Grundsatze ausgehe: „Thut nichts, könnt's zweimal hören!" oder von dem Spruche des alten Weisheitsorakel: „repetitio mater est studiorum!" so wird er zwar hienieden ewig als eine verkannte stille Größe umher wandeln, aber vor dem Richterstuhle im Himmel Gnade finden.

Ist endlich so viel Manuscript beisammen, um die acht Spalten zu füllen, so bricht nach Beendigung des Satzes ein neuer Sturm herein. Die Setzer, welche oft keine Champollions zu nennen, um die Hieroglyphen vieler Handschriften zu entziffern, fördern wunderbare Gegenstände zu Tage, setzen Himmel statt Hölle und umgekehrt, statt derselbe, der Esel, statt sinnige Züge, sinnige Züge, statt Martinez de la Rosa, Märtins der Rothe, und wie die hundert sinnigen Variationen alle heißen. Der Setzer läßt sich aber ob solcher Bagatellen kein graues Haar wachsen und ist der Satz geendet,

Legt er froh sich nieder,
Schläft getröstet ein.

Der Redakteur schläft aber nicht, denn das erste avant la lettre Exemplar der Zeitschrift liegt vor ihm und er ackert, wie der böse Feind, in der jungen Saat; wie ein Maulwurf, wirft er längs dem Rande schwarze Hügel auf; auch ihm wächst bei der Arbeit kein graues Haar, denn er zerzaußt sich vor Ingrimm die bereits gewachsenen, daß den andern alles Wachsthum vergeht.

Nun ist die Reihe des Ingrimmigwerdens an dem Setzer. Er überschaut seine durchackerte Saat und soll wieder Ordnung hineinbringen. Er greift mordfunkelnden Blickes nach seinem Stilet und sticht die falschen, vom Korrektor denuncirten Buchstaben todt, die er durch neue Rekruten ersetzen muß. Oft möchte er lieber den Korrektor selbst todt stechen.

Inzwischen freut sich der Geplagte das Ende bald erreicht zu haben, da schreit der in Galopademanier von der Censur heimkehrende Ausgeber, die Thüre noch in der Hand: Gestrichen!! — und es „sind alle Freuden aus!" Die Schur beginnt von Neuem. Ehedem, es war eine schöne Zeit der Censurlücken, hatte der Redakteur bei Weitem die Noth nicht. Da war der geistreiche Text gebleicht und mit Salz bestreut, worauf nichts wuchs. Er blieb weiß, und der Leser konnte sich denken, was er wollte. Jetzt darf man dem Leser nichts mehr weiß machen, aber er braucht auch nichts mehr zu denken, denn die Censurlücken müssen frisch berappt werden, damit die Lektüre nicht lückenhaft werde. Der Abonnent soll für sein Geld auch den bedungenen Text zu lesen bekommen, obgleich er manchmal auch darnach ist.

Ist auch dieser Schaden ausgemerzt, so erscheint endlich ein neuer Abdruck mit viel freundlicherem und gewaschenem Gesicht und lächelt den Redakteur an, und bittet, daß ihm doch nichts mehr zu ändern einfallen möchte. Der Redakteur unterzeichnet mit einer Amtsmiene sein placet und erst jetzt, di tanti palpiti, beginnt der Segen der Preßfreiheit, denn nur mit dem Visum des Censors

Digitized by Google

und der diversen Korrekturen begabt, kann der eigentliche Druck beginnen, und der größte Bengel auf Erden, der Preßbengel, sein Amt ausüben.

In Kurzem sind die Exemplare zu Hunderten und, ist die Auflage stark, zu Tausenden einander sprechend ähnlich hervorgegangen und fliegen plötzlich auf den hundert Fahrstraßen durch das Land.

Die Zeitungsformen von großen Auflagen sind immer besser daran, als die von kleinen; die der größern Auflagen werden alsbald dem Preßbengel aus den Zähnen gerissen, auf eine Eisenbahn gesetzt, wo sie sanft hin- und herkutschirt werden und ein höflicher Cylinder ihnen gleich einem Kuß ganz sanft die Abdrücke von dem Angesicht stiehlt; das heißt, sie kommen auf die Schnellpresse!

Werden nun die Zeitungen in der weiten Welt gelesen, so entgehen sie auch ihrem Schicksal nicht; man rezensirt, tadelt die heillosen Druckfehler, fühlt sich beleidigt, ennuyirt sich und jetzt beginnt der zweite Torturgrad des geplagten Redakteurs. Da laufen sogleich die Anfragen, Klagen, Rügen, Beschwerden über diesen oder jenen Artikel, über diese oder jene Aeußerung ein, alle unfrankirt; der Redakteur antwortet, erklärt, beschwichtigt, versöhnt, wird grob und verwünscht Himmel und Erde.

Drum, lieber Leser, wenn du Abends, von des Tages Beschwerden ermüdet, ruhig nach deinem Zeitungsblatte greifst, beneide Alles in der Welt, nur keinen — Redakteur! —

Mecheln und die Eisenbahn.

Es war ein Sonntag Nachmittag, als ich vom Brüsseler Park herkommend mich zur Eisenbahn begab. Es war ein entsetzliches Gedränge, bevor man, einer langen Reihe von Reise- oder Fahrlustigen folgend, bis zum Fenster der hölzernen Barrake zu gelangen vermochte, wo die Billets verkauft wurden. Für einen Frank löste ich eines für einen Charabancplatz, und stand bald auf der Abfahrtstelle, wo Hunderte von Neugierigen sich drängten. Da es gerade Sonntag war, wollten die Brüsseler das schöne Wetter benutzen, einen Ausflug nach Vilvorde zu machen, um dort in einem vielbesuchten Garten einem jener Instrumentalkonzerte beizuwohnen, welche in Belgien wie einem großen Theile Deutschlands an öffentlichen Vergnügungsorten nie fehlen dürfen.

Ein langer Zug verschiedenartiger Fuhrwerke stand auf der Bahn. Hier war für Geschmack, Bequemlichkeitsliebe, Anforderungen und Beutel eines Jeden gesorgt: die elegante Berline neben der bequemen Diligence, der Charabanc neben dem ganz unbedeckten, mit einfachen hölzernen Sitzen versehenen Wagen, alle in langgedehnter Reihe mit starken Eisenhaken aneinander befestigt. Eine große Menschenmenge füllte bereits die meisten, namentlich die letztern, auf denen man für 33 Centimes nach Vilvorde fährt; Andere waren im Einsteigen begriffen, noch Andere rannten hin und her, um sich gute Plätze zu suchen. Die locomotive Maschine, la Flèche, welche diesen gewaltigen Zug mit sich schleppen sollte, stand schon à la tête in Bereitschaft, und spie eine Dampfsäule aus wie ein Vulkan; ohne zu säumen begab ich mich also auf meinen Platz, wo mir bald das Billet abgefordeet wurde. Eine Glocke ertönte — ein Ruck — und wir fuhren. Anfangs ging's langsam, allmählig nahm die Schnelligkeit der Bewegung immer zu. Auf unserer Linken sahen wir noch einen Theil von Brüssel und die nach Laeken führende, mit Wohnungen besetzte Straße; der Vilvoedekanal durchschnitt die üppigen, grünen Wiesen, auf denen wohlgenährete Heerden sich das herrliche Gras gut schmecken zu lassen schienen, und wo einzelne Thiere, die sich gerade an der Straße befanden, erschreckt auf die Seite sprangen, wenn das Ungethüm des Wagenzugs rasselnd an ihnen vorbeischoß. Die näheren Gegenstände flogen vor unsern Blicken vorüber. Dicht am Wege lagen einzelne Häuser, Barraken für die Arbeiter, welche die Straße in gutem Stande erhalten sollen, und ein Paar bretterne Galerien für Zuschauer; diese Gegenstände vermochte man kaum zu fixiren; sie nahten, sie waren da, sie waren hinter uns; der Moment, in welchem sie vorüberflogen, schien in der Zeit nicht einmal vorhanden gewesen zu seyn. Man schwindelte, wenn man versuchte, sein Auge auf irgend etwas in der Nähe Befindliches fest zu heften. So muß der nächtliche Ritt gewesen sein, auf welchem der gespenstische Wilhelm die an Gott und Vorsehung verzweifelnde Lenore mit sich fortführte.

Die Empfindung, welche das rasche Fortbewegen erregt, kann man eben keine unangenehme nennen, wenn auch der Luftzug etwas scharf ist. Man spürt ein in unmerklichen Zwischenräumen aufeinander folgendes oder vielmehr anhaltendes, leichtes Stoßen, das ist Alles. Ehe man Vilvorde erreicht, welches $1^3/_4$ Lieues von Brüssel entfernt liegt, wird Anstalt zum Halten gemacht und die Schnelligkeit dadurch allmählig vermindert. Der größte Theil der Mitgefahrenen, namentlich zahlreiche Frauen, blieben hier, die meisten wohl mehr in der Absicht, bei einem der Restaurateurs sich etwas zu Gute zu thun, was den Hauptcharakter eines Sonn- oder Festtags konstituirt.

Bald darauf ging's weiter: im Nu waren wir der Provinz Brabant entrückt und befanden uns in der von Antwerpen. Das Land ist fast völlig eben, und kam dadurch der Anlegung der Eisenbahn von selbst entgegen. An einigen Stellen hat indeß der Weg erhöht werden müssen, an andern schneidet er in den sandigen oder lehmigen Boden ein, der sich zu beiden Seiten erhebt. So gelangt man, ohne das irgend eine neue Physiognomie sich darbietet, nach dem Landungsplatze (wenn der Ausdruck gestattet ist) vor Mecheln. Die Flèche hatte 36 Minuten gebraucht; die vierstündige Entfernung soll aber gewöhnlich in 3o und noch weniger zurückgelegt werden. Die überaus vielen Menschen und der längere Aufenthalt zu Vilvorde hatten dismal den Zeitverlust verursacht.

Eine Industrie führt die andere mit sich. Eine Art hölzerner Vorstadt hat sich schon an der Stelle gebildet, wo die Bahn beginnt. Ich zählte über ein Dutzend Cafes und Restaurans. Mehrere Eilwagen hielten auf dem Platze, um die zur Weiterreise Gesonnenen nach dem noch vier Stunden entlegenen Antwerpen zu führen; solchen Passagieren muß dann freilich auch auf der schnellsten Diligence das Fahren schneckenartig vorkommen. Doch Geduld, schon arbeitet man rüstig an der Fortsetzung der Bahn, und bald wird man in weniger denn einer Stunde den schönen Weg zwischen den bedeutendsten Städten des Landes zurücklegen können, während auch zwischen Lüttich und Brüssel, bei Tirlemont und Saint Trond, dieß geschäftige Werk Fortschritte macht. Schon jetzt berechnet mancher eilfertige Touriſt und überlegende Kaufmann die künftige Stundenzahl einer solchen Reise von Brüssel nach Paris.

Mecheln macht mit seinen geräumigen Straßen, seinen ansehnlichen und wohlerhaltenen, öffentlichen Gebäuden, seinen von Wohlstand zeugenden, reinlichen Wohnungen, seinen guten Mauern und Thürmen und der fruchtbaren, gartenähnlichen Umgebung einen angenehmen Eindruck, und rechtfertigt die Benennung Malines la propre, (die reinliche). Während in manchen Gegenden die Städte an Feiertagen einen ziemlich trübseligen Anblick darbieten, Häuser und Laden geschlossen, der fromme Theil der Bewohner in den Kirchen, die Uebrigen größtentheils an wenigen öffentlichen Orten zusammengedrängt, standen hier die meisten Thüren offen, und einer allmählig immer mehr sich verlierenden alten Sitte getreu, saß die Familie im Korridor oder selbst vor dem Hause und sah sich die Vorüberziehenden an. Die Straßen waren nicht leer, aber Einem, der plötzlich aus dem geräuschvollen Brüssel sich hieher versetzt fand, mußte es sehr ruhig vorkommen, wodurch indeß im Allgemeinen, so wie durch die größere Reinlichkeit, die Städte der

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

nördlichen und westlichen Provinzen sich von den südlichen und namentlich den Wallonischen so sehr unterscheiden. Die breite, gerade Straße entlang, welche auf das alterthümliche Brüsseler Thor zuführt, ging ich über die Brücke, unter welcher die Dyle strömt, nach dem Domplatz.

Für Mecheln wie für Brügge und Gent ist längst die glänzende Epoche vorübergegangen, wo unter halbrepublikanischen, Gemeingeist und Vaterlandsliebe fördernden Verfassungen, und dann unter der Vieles anregenden burgundischen Herrschaft, Gewerbe und Handel in ihrer höchsten Blüthe standen, und der reiche flandrische Bürger es mit Adel und Fürsten aufnehmen zu können glaubte. Hier wiederholte sich die Erscheinung der ewig denkwürdigen italienischen Freistaaten. — Aber noch immer herrschen Thätigkeit, Industrie und Wohlstand in der hübschen Stadt, deren Manufakturen eine Menge geschätzter und vielgesuchter Artikel zu liefern fortfahren.

Ich hatte mich ein Paar Stunden lang in Mecheln umgesehen und dachte nun wieder an die Rückkehr. Vor den Thoren der Stadt war es lebhaft: längs dem Kanale, auf den mit Baumreihen besetzten Wegen, unter den mit Früchten schwer beladenen Obstbäumen sah man eine Menge von Lustwandelnden aus allen Klassen, darunter viele Soldaten von verschiedenen Waffengattungen. Das belgische Militair ist glänzend uniformirt, am geschmackvollsten vielleicht die Artillerie, und der Einzelne macht sich recht gut; dem Ensemble aber mangelt die Haltung und die bisweilen vielleicht etwas peinliche Accurateſſe, woran man sich in einigen Ländern, namentlich in Preußen und Rußland, gewöhnt hat. — Die Cafés vor der Stadt waren mit Menschen angefüllt, die vor den Thüren stehenden Bänke und Stühle mit einer bunten Menge besetzt, und Bier die dem Anschein nach beliebteste Labung. Kaum war ich auf dem Platze angelangt, wo die Eisenbahn für jetzt ihr Ende erreicht hat und sich krümmt, um das Umspannen des Dampfwagens zu bewerkstelligen, so sah ich in der Ferne den dunkeln Zug herankommen, während neben mir eine Glocke das Signal gab. Die Erscheinung wuchs und wuchs, langgestreckt zog sich die schwarze Rauchsäule hin, in wenigen Augenblicken war das Ziel erreicht. Viele stiegen aus, Gepäck wurde abgeladen, Billette genommen, und bald war Alles wieder in Bereitschaft zur Rückfahrt. So geht es jetzt sechsmal des Tages hin und her, wobei zwei Dampfmaschinen abwechselnd den Dienst versehen. Den großen Vortheil der Einrichtung wird man erst dann recht einsehen und berechnen können, wenn die Bahn bis Antwerpen geführt und der ununterbrochene Waarentransport, worauf so viel ankommt, möglich gemacht seyn wird.

In Vilvorde wurden die Wagen besetzter. Die schöne, reiche Landschaft, an manche Rubensche Bilder erinnernd, deren überraschende Naturwahrheit man nur dann in ihrem ganzen Umfange und Werthe erkennen und bewundern lernt, wenn man Brabant und Flandern gesehen hat, lag uns zur Seite, mit ihren angehend herbstlichen Tinten, welche dem ganzen Gemälde, namentlich dann, wenn die Sonne sich senkt, so viel Wärme und Mannichfaltigkeit verleihen. Ein Theil der Stadt Brüssel dehnte sich vor uns aus, und nachdem der Zug gehalten und ich mich durch die Menschenmenge, welche dem Schauspiel zusah, durchgearbeitet, langte ich bald nach fünf Uhr zu Hause an und hatte zwischen Gouter und Diner zu Brüssel St. Gudula und den Park besucht, eine Strecke von mehr denn vier deutschen Meilen zurückgelegt und dabei die Merkwürdigkeiten der guten Stadt Mecheln mit gehöriger Muße und Ruhe in Augenschein genommen.

Mascara.

In dem Augenblicke, als wir die Einnahme dieser Stadt durch die Franzosen erfahren, sind folgende Notizen über die Lage derselben, wie sie kürzlich das Ausland mittheilt, von Interesse: „Mascara, die Residenz des Emir Abdel-Kader, enthält eine Bevölkerung von ungefähr 15,000 Seelen, eine Einwohnerzahl, welche sie zu einer der bedeutendsten Städte des innern Landes erhebt. Sie liegt gegen Südost am Abhange schöner Hügel, welche an die große Ebene von Xeres gränzen und mit der Kette des kleinen Atlas zusammenhängen. Sie hat die Gestalt eines länglichen Vierecks: die Häuser sind klein, aber bequem, und meist mit Terrassen versehen, auf denen die Familie sich des Abends versammelt, um einige Augenblicke frische Luft zu schöpfen. Die eigentliche Stadt ist von guten Mauern umschlossen, hat jedoch keine Gräben, weshalb die Obstgärten der Vorstadthäuser fast bis an die Ringmauern stoßen. Jedoch ist ein kleiner Weg längs derselben um die ganze Stadt herum für die Fußgänger frei gelassen, der wegen der Aussicht, die er auf die umliegende Gegend bietet, ein recht angenehmer Spaziergang ist. Die Stadt hat zwei Hauptthore, das eine gegen Osten (Scherk) und das andere gegen Westen (Garb) von der Seite von Oran. Gegen Süden befindet sich zwar ein drittes, das jedoch nichts weiter als ein Auslaßpförtchen ist. Fünf große Vorstädte, deren Häuserreihen gar anmuthig von Gärten unterbrochen sind, umgeben die Stadt, und sind von dieser durch eine ziemlich tiefe Schlucht getrennt, aus deren Boden der Wed-aïn-Sultan fließt, der Mascara mit Wasser versieht. Um eine Verbindung zwischen der Stadt und ihren Vorstädten herzustellen, hat man vor dem Thore von Garb eine Brücke mit einem einzigen Bogen über die Schlucht gebaut; an andern Stellen ist sie jedoch nicht so tief, und man kann leicht hinüberkommen, besonders während der großen Hitze, wo der Wasserstand so niedrig ist, daß die arabischen Kaufleute und die Reisenden die Schlucht passiren, ohne den Umweg bis zur Brücke von Garb zu machen. Die Vertheidigungsmittel von Mascara sind, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, so viel als nichts, und die eigentlichen Schwierigkeiten, welche die französischen Truppen zu überwinden haben werden, stellen sich sämmtlich auf dem Marsch bis zur Stadt dar. Man rechnet ungefähr 25 Stunden von Oran nach Mascara, und der Weg dahin bietet eine höchst mannichfaltige Ansicht. Wenn man Oran verläßt und ehe man zum See Apa kommt, hat man nichts als eine weite Ebene vor sich, auf der es keine andere Vegetation giebt, als einige Gesträuche. Hierauf kommt das Thal von Teelat, wo man wieder Wasser und Vegetation sieht und das am Sig sein Ende erreicht. Nachdem man diesen Fluß und die Ebene von Ceraf hinter sich hat, nimmt die Kette des kleinen Atlas ihren Anfang, und bald darauf erheben sich die steilen Ufer des Bergstroms Scherub, auf den in kurzer Entfernung der Wed-Mella, ebenfalls ein Gebirgswasser, folgt. Die schwierigste Stelle für die Truppen wird die Anhöhe von Mellaha seyn, die gleich nach dem Bergstrom Wed-Mella kommt; diese Anhöhe ist außerordentlich steil, und ihrer ganzen Länge nach, die mehr als eine Wegstunde beträgt, beherrscht. Hier wird Abdel-Kader wahrscheinlich seine Streitkräfte sammeln, wenn er, was sein bekannter Muth und seine Kühnheit allerdings erwarten lassen, darauf besteht, sich zu vertheidigen. Diese Anhöhe bietet die größte, aber letzte Schwierigkeit, denn am jenseitigen Abhang hat man die schöne Ebene von Xeres, die Häuser und Gärten der Vorstädte von Mascara und diese Stadt selbst vor sich, die an einem ziemlich hohen Fort kenntlich ist, welches gegen Osten an die Stadtmauer stößt.

Parlamentarische Skizzen aus England.

I.

Edward Ellice.

Herr Ellice, Exsekretär des Kriegs, ist kein schöner Redner, doch wenn er über irgend eine wichtige Frage zum Hause spricht, so

Digitized by Google

thut er dies mit viel Gefühl und Lebhaftigkeit und man hört ihn stets mit Aufmerksamkeit zu. Seine Stimme ist stark und kräftig, wiewohl etwas heiser, was nicht immer angenehm ins Ohr fällt; doch hat er sie vollkommen in seiner Gewalt und weiß sie sehr wirksam zu steigern und zu mildern. Er spricht gewöhnlich schnell, doch wird der Fluß seiner Rede zuweilen durch zu fest in seinem Innern haftende Gedanken gespannt. Seine Bewegungen sind gewöhnlich heftig, und wenn er ins Feuer kommt, so macht er einen sehr übermäßigen Gebrauch von seinen Armen, die er dann von einer Seite zur andern wendet, wie eine Wetterfahne an einem windigen Tage. Von Person ist er über Mittelgröße und sehr wohlbeleibt. Sein Gesicht ist rund, blaß und sein Haar dunkelbraun. Seine Züge drücken Herzensgüte, doch keine hohen Geistesgaben aus, wiewohl er ein Mann von hohen Talenten ist. Seine Grundsätze sind höchst liberal, doch nicht absolut radikal. Er galt als eines der liberalsten Mitglieder in Lord Melbourne's Kabinet, und war sicher sowohl einer der redlichsten Männer, als auch einer der kühnsten Verfechter seiner Meinung in demselben. Seine schwache Gesundheit, welche einen Aufenthalt in Italien wünschenswerth macht, wird von Lord Melbourne's Freunden als die Ursache bezeichnet, warum er dem neugebildeten Kabinet des edlen Lords nicht wieder beitrat. Herr Ellice ist ungefähr fünfzig Jahre alt.

Ueber die Herbstwitterung des Jahres 1835 in Italien

enthält das „Mailänder Echo" vom 12 Decbr. folgende Mittheilung: Nach 25jährigen meteorologischen Beobachtungen in Italien hat die dießjährige Herbstwitterung zu Mailand jene von 1810, wo es hier vom 17 Oktober bis 2 Decbr. fast beständig regnete, an Unfreundlichkeit weit übertroffen. Vor Allem schien sich die Sonne gegen ganz Nord-Italien verschworen zu haben, denn seit Ende Oktobers kam sie nur äußerst selten wenige Minuten zum Vorscheine; trübe, naßkalte Witterung, mitunter häufige Nebel, waren die Hauptakte des Wetterdrama's, während das Barometer stets die allerschönste Witterung und — für Mailand — den seltenen hohen Stand über 28 Zoll angab. Um die Hälfte Novembers überraschte uns dann der Frost und Schnee mit einem Winter Intermezzo. Aber nicht allein in Nord-Italien, sondern selbst in Toscana, in Genua, in Süd-Frankreich, war der November außerordentlich kalt. In dem milden Genua, wo es selten und nicht alle Jahre schneit, und erst im Januar oder Februar sehr wenige Tage des Morgens der Wärmemesser bis Null, zuweilen etwas tiefer herabsinkt, in dieser Stadt saß man dieses Jahr am 13 Novembee im tiefen Schnee und im tiefen Froste. In Florenz fiel der Thermometee mehrere Tage unter Null, ein Mal vier ganze Grade! In Marseille fiel er sogar bis 5°, und in Montpellier schneite es 48 Stunden unaufhörlich. Nach diesem nordischen Zwischenspiele hatten jene südlicheren Gegenden freilich wieder mildere Tage, doch waren es nicht die gewöhnlichen vom November. In Süd-Italien verhielt es sich ganz anders; bis December hatte man da kaum zwei — für jenes Klima — kühle Tage.

Pot-Pourri.

Die ältesten europäischen lebenden Fürsten.

Folgende von Europa's Häuptern zählen über 60 Jahre: Der König von Sachsen 81, der König von Schweden 72; der Papst 71; der König von England 71; der König von Dänemark 68; der König von Preußen 66; der König der Niederlande 64, und der König der Franzosen 63 Jahre.

Zur Beachtung.

Der Apotheker Hr. Fleischbauer in Nürnberg impfte bereits 1807, also früher, als Andere es in England versuchten, mehrere junge Hunde mit Kuhpocken, und nie wurde einer der Geimpften von der gewöhnlichen Hundekrankheit oder Seuche, welche die meisten damit behafteten Hunde tödtet, befallen, auch wenn solche zu Hunden gebracht wurden, die die Seuche im höchsten Grade hatten und daran starben. Selbst wenn sie deren Geifer ableckten, blieben sie gesund. Eben so ist von den geimpften Hunden keiner von der Hundswuth befallen worden. Ob dieses Mittel aber im Allgemeinen gegen die Hundswuth schütze, müßte erst durch Versuche, daß man geimpfte Hunde von tollen Hunden beißen ließe, bewährt werden.

Das Todtenbrod.

Vor einiger Zeit wurden von einem Londoner Kirchhofe sehr alte Grabsteine weggenommen, um neuen Platz zu machen. Ein Glöckner des Kirchspiels, Bäcker von Profession, der seinen Backofen ausbessern lassen mußte, kam auf den sonderbaren Einfall, sich dazu dieser Steine zu bedienen. Er verschaffte sich dazu einige recht glatte und feste, und ließ sie in seinen Ofen einsetzen. Das Brod gerieth vortrefflich, und ward wie gewöhnlich den Kunden abgeliefert. Aber er hatte nicht daran gedacht, daß sein Ofen jenem Brode ein unverlöschliches und wenig appetitliches Zeichen aufdrücken werde. In der That, bald war in ganz London von nichts als dem Brode mit einem Todtenkopfe, „hier liegt ꝛc." die Rede; Niemand wollte Brod aus der andern Welt essen, und der arme Bäcker würde alle seine Kunden verloren haben, wenn er nicht noch zeitig genug die Aufschriften von den im Backofen befindlichen Leichensteinen hätte abkratzen lassen. —

In Philadelphia wollte ein Sauf-Genie, ein gewisser Daniel Cannea, seine Bravour darin zeigen, daß er eine Wette einging, eine Pint Branntwein in einem Zuge auszuleeren. So ruhmvoll er nun auch schon seine Aufgabe gelöst wähnte, der stärkere Held Rum besiegte ihn: er beraubte ihn gänzlich der Sprache und in zwölf Stunden war er — eine Leiche.

In Bucharest wurde vor Kurzem die Oper „Montechi und Capuletti" von Bellini gegeben. Am Schluß des Zettels war angemerkt: Um den traurigen Effekt zu Ende des vierten Aktes zu vermeiden, werden Romeo und Julie nicht sterben!

Charade.

(Vier Silben.)

Man findet Eins, die Speis',
Am Boden und auf Bäumen —
Das Eins-Zwei wird mit Schweiß
Geholt aus tiefen Räumen —
Das Zwei-Zwei blakt und klingt
Auf Wiesen und in Ställen —
Das Eins-Vier, wißt! gelingt
Durch Güt' in vielen Fällen —
Die Zwei-Vier trefft ihr an
Auf Deutschland's höchsten Höhen —
Die Drei-Vier sind der Plan,
Nach welchem Sterne gehen —
Auf Eins-Zwei-Drei-Vier reis't
Man heut' mit Windesschnelle —
Wer's weiß, wie dieses heißt,
Wird's Vier-Vier auf der Stelle.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 2. (Fünfter Jahrgang.) 1830.

Ueber Eisenbahnen und deren Konstruktion.

(Mit eingedruckten Abbildungen.)

Eisenbahnen oder Schienenbahnen sind parallel nebeneinander fortlaufende, 3 Fuß 8 Zoll bis 4 Fuß 8 Zoll voneinander entfernt liegende Geleisebäume (im Englischen Rails) oder Schienen von Eisen, oder auch von Holz oder Steinen, die mit Eisen beschlagen sind, worauf eigens dazu bestimmte Wagen mit gußeisernen Rädern, welche durch die an ihrer innern Peripherie befindlichen Ränder oder Kränze stets auf dem flachen Geleise gehalten werden, in beliebiger Schnelligkeit fortbewegt werden können. Die noch jetzt erhaltenen Ueberreste der Appischen Straße von Rom nach Capua, welche aus festzusammengefügten Steinblöcken bestand, worin die Geleise eingehauen waren, beweisen, daß schon die Römer die großen Vortheile einer so viel möglich horizontalen Fläche bei Straßen und fester, glatter Geleise kannten. In der Form ihr fast ähnlich waren die ersten Geleisewege der Engländer, welche aus mit Geleisen versehenen Stücken Holz bestanden. Nach der Behauptung der deutschen Bergleute ist die erste Idee zu den jetzigen Eisenbahnen aus ihren Bergwerken, in welchen unter der Benennung Hundegestänge schon seit Jahrhunderten eine ähnliche Vorrichtung im Gebrauch gewesen, nach England hinübergekommen, und dies ist um so wahrscheinlicher, als die Königin Elisabeth, um den englischen Bergbau emporzubringen, deutsche Bergleute vom Harz und aus dem Erzgebirge nach England berief. Schon 1676 führte man auf dergleichen sehr unvollkommenen Bahnen in der Nähe von Newcastle am Tyne aus den Kohlengruben nach dem nahen Fluß so viel Kohlen mit Einem Pferde, als auf gewöhnlichen Straßen kaum mit vier. Später, da sich an den Krümmungen das Holz schnell abnutzte, fing man an, sie an solchen Stellen mit Eisen zu beschlagen, wobei man die Erfahrung machte, das auf diese Weise viel Kraft erspart werde. Dies führte darauf, die ganze Bahn mit Eisen zu beschlagen und den Rand, welcher das Rad auf der Bahn halten sollte, an dem innern Umkreise desselben, anstatt an der innern Seite der Schienen anzubringen. Als in England das Holz immer theurer und seltener, das Eisen aber wohlfeiler zu werden begann, kam 1776 Cure auf den Gedanken, gußeiserne Schienen auf Querhölzer zu legen, worauf 1797 Barns die Querhölzer durch steinerne Unterlagen ersetzte. Da man bemerkt hatte, daß die flachen Schienen auf der innern Kante sich mit dem Rade stark reiben, so erfand man den „Edge Rail" (Randschiene), welcher in der Mitte hoch ist und nach beiden Seiten sich rundet und der auch noch gegenwärtig für den besten gehalten wird. Später wählte man statt der gußeisernen Schienen, die oft brachen, geschmiedete, die aber in der neuesten Zeit durch Schienen von gewalztem Eisen ersetzt wurden. Schon 1799 hatten die Leistungen der so vervollkommneten Schienenbahnen die Aufmerksamkeit des Parlaments dergestalt in Anspruch genommen, daß eine Prüfung derselben durch einen Ausschuß angeordnet ward. Aber noch war die Dampfmaschine nichts auf diejenige Stufe der Vollkommenheit gelangt, welche den Eisenbahnen eine Wichtigkeit geben sollte, die alle Vorstellung übersteigt; noch begnügte man sich mit den Leistungen der Kanäle und den großen Vortheilen einer ausgedehnten Küstenfahrt. Der Stockton- und Darlington-Eisenbahn-Gesellschaft war es vorbehalten, ihre große Bestimmung ahnen zu lassen. Die Vollendung dieser Bahn im Jahre 1825 macht daher Epoche in der Geschichte der Eisenbahnen. Ihr folgte in England die Liverpool- und Manchester-Bahn, in Frankreich, die von St.-Etienne nach Andrieux, in Oesterreich die zwischen der Donau und Moldau, in Nordamerika die von den Quincy-Steinbrüchen nach Boston, welche, obwol nur von steinernen Blöcken, mit darauf befestigten flachen Eisenschienen, und nur drei Viertelstunden lang, die Mutter so vieler Riesenbahnen geworden ist. Die auf der Stockton- und Darlington-Bahn bereits gemachten Versuche, den Dampfwagen anzuwenden, fielen so glücklich aus, daß die Liverpool- und Manchesterbahn-Gesellschaft nach Vollendung ihres Werkes einen Preis von 3500 Thalern auf den besten Dampfwagen aussetzte und einen Wettlauf anordnete, der im Jahre 1830 die erfreulichsten Ergebnisse gewährte. Von da an haben Alle, welche den Einfluß des schnellen und wohlfeilen Transports auf die Industrie, den Wohlstand und die höhere Bildung der Völker zu schätzen wissen, die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Transportmaschine bestimmt sey, der Welt eine andere Gestalt zu geben.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika geht die Sache noch einen weit raschern Schritt, was sich schon aus folgenden Einzelnheiten ermessen läßt:

In der Nähe von Petersburg, einer kleinen virginischen Stadt, unweit der Wasserfälle des Appomattox findet man eine sehr schöne Eisenbahn. Von Boston nach New-Orleans ist eine Entfernung von 1700 englischer Meilen, und dennoch wird diese ungeheure Strecke, aller Wahrscheinlichkeit nach, binnen wenigen Jahren von Bucht zu Bucht, von Fluß zu Fluß mit Eisenbahnen überzogen seyn. Die Eisenbahn von Boston nach Providence (Straße nach Neworleans) ist im vollen Baue begriffen, und die Arbeiten schreiten sehr rasch vorwärts. Von New-York nach Philadelphia wird man noch in diesem Jahre nicht blos eine, sondern zwei mit einander concurrirende Eisenbahnen haben, die eine auf dem rechten, die andere auf dem linken Ufer des Delaware. Binnen 7 Stunden gelangt man aus einer Hauptstadt in die andere, 4 Stunden auf der Eisenbahn und 3 im Dampfboote auf dem herrlichen Wasser des Hudson in die prachtvolle Bay von New-York. Von Philadelphia geht man nach Baltimore auf dem Delaware und dem Chesapeake, und auf der Eisenbahn von Newcastle nach Frenchtown in 8 Stunden. Zur Führung einer Eisenbahn von Baltimore nach Washington ist alles Nöthige vorbereitet, und

Digitized by Google

die Arbeiten werden binnen Kurzem beginnen. Von Washington nach Blakely (Nordcarolina) ist eine Strecke von 24 Stunden (nämlich von Blakely aus) bereits mit einer Eisenbahn belegt. Eine Gesellschaft hat es übernommen, mittelst einer Eisenbahn Richmond mit dem Potomac zu verbinden (eine Strecke von 30 Stunden) und der Potomac führt nach der Bundesstadt am Fuße des Mont-Vernon, einem herrlichen Aufenthalte, dem Gute George Washington's, vorüber, wo der Greis seine Tage in Ruhe beschloß und wo jetzt seine sterblichen Reste in einem bescheidenem Grabe ruhen. Zwischen Washington und Blakely können die Liebhaber der Dampfschifffahrt künftig einen andern Weg einschlagen, wenn sie nämlich den Chesapeake bis Norfolk hinabfahren, so finden sie eine 30 Stunden lange und jetzt bereits zum dritten Theile fertige Eisenbahn, auf welcher sie dann bis Blakely und auch noch etwas weiter kommen können. Es gibt kein Land in der Welt, wo sich eine Eisenbahn mit geringern Kosten anlegen ließe, als Amerika. Den Boden hat die Natur selbst nivellirt, und die unermeßlichen Wälder, von denen er bedeckt ist, liefern das Holz zum Baue; denn hier besteht die Grundlage der meisten Eisenbahnen aus Holz. Von Charlestown führt eine 55 Stunden lange Eisenbahn, die längste, welche man bis jetzt in der Welt hat, nach Augusta (Georgien), und von Augusta nach Montgomery (Alabama). Zu Montgomery fahren die Dampfboote den Alabama bis Mobile hinab, und wer nicht von Mobile nach New-Orleans fahren und den Golf von Mexiko begrüßen will, findet bald eine Eisenbahn, welche ihn dieser Huldigung der Manen des großen Cortes enthebt.

Eine der größten und am meisten Staunen erregenden Unternehmungen dürfte wohl die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn seyn. Diese Eisenbahn soll sich, wenn sie vollendet seyn wird, von Baltimore über die Alleghany-Gebirge bis an die Ufer des Ohio erstrecken, und wird sich wahrscheinlich noch weiter verzweigen. Bis jetzt sind erst 60 englische Meilen derselben mit einer doppelten Bahn fertig; sie reicht jetzt bis Point of Rocks am Flusse Potomac. Der Hauptingenieur, der das ganze Unternehmen leitet, rechnet, daß jährlich 50 Meilen vollendet werden, und daß mithin das Ganze in 6 — 7 Jahren fertig seyn werde.

Im November des Jahres 1833 fand eine Versammlung von Abgeordneten aus sämmtlichen Grafschaften des Staates Tenessee statt, in welcher man über die Maßregeln zur Gründung und Ausführung einer Eisenbahn, welche die Verbindung des Mississippi mit dem atlantischen Oceane begünstigen soll, berathschlagte. Man war der Ansicht, daß die Eisenbahnen längs der südwestlichen Gränze von Tennessee laufen, die nördlichen Theile der Staaten Mississippi, Alabama und Georgia durchscheidrn, und durch Südcarolina an den Ocean gelangen müsse. Nach der lebhaften Theilnahme zu schließen, die dieser Vorschlag fand, läßt sich erwarten, daß derselbe bald zur Ausführung kommen dürfte. Mit einem Wort, in 10 Jahren dürfte, wie jetzt die Sachen stehen, das Land mit einem Netze von Eisenbahnen überzogen seyn. Pensylvanien, das bei der letztrn Zählung (im Jahr 1830) nur 1,347,670 Einwohner hatte, besitzt jetzt 130 Stunden Wegs mit Eisenschienen, und zwar größtentheils mit doppeltrn Bahnen belegt, eine Strecke von 56 Stunden ungerechnet, welche seine Capitalisten in den kleinen Staaten New-Jersey und Delrware anlegten.

Auch auf der Landenge Panama beabsichtigt man, eine Eisenbahn von Portobello nach Panama anzulegen, und hat für diesen Zweck in letzterer Stadt eine Subscription von 90,000 Dollars eröffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Clemens v. Raglovich, k. b. Reichsrath, Gen. der Infanterie, Generalquartiermeister der Armee, Inhaber des Hubertus-, des Civilverdienst-, des militärischen Max-Joseph-Ordens, des Ludwigsordens, der französischen Ehrenlegion u. s. w., war am 29. Januar 1766 zu Dillingen geboren, und stammte aus einem angesehenen Geschlechte in Kränthen. Er hat alle Kriege der französischen Revolutionszeit und des Napoleonischen Kaiserreichs mitgemacht, und zwar die Feldzüge von 1792 bis 1796 mit Wurmser, Clairfait, Herzog Albert von Sachsen-Teschen und Erzherzog Karl im schwäbischen Kreiskontingent, wo er zuletzt zum Obersten des Fürstenbergischen Infanterie-Regiments vorrückte; und den schönen Zug Bellegarde's durch das Engadin in die Lombardei unter den österreichischen Fahnen. In dem Gefecht an der Martinsbrücke, und in dem mörderischen Treffen unter Suwarow, Melas und Kray gegen Joubert und Moreau bei Novi (1799) erhielt er Wunden. Nach dem Frieden von Lüneville (1803) in bayerische Dienste übergetreten, errang er auch hier in allen Feldzügen rühmliche Auszeichnung. Eine seiner schönsten Waffenthaten war die im Jahr 1807 nach ruhmwürdiger Blokade erzwungene Kapitulation der Festung Kosel in Schlesien. Bei Polozk im Jahr 1812 wurde er zum Drittenmal verwundet. Seinen ausgezeichneten Gaben, die sich in den österreichischen und russischen Feldzügen, so wie im Befreiungskriege von 1813 bis 1815 kund thaten, wurde die verdiente Anerkennung durch Beförderung und Ordensverleihungen zu Theil. Im Jahr 1824 wurde Raglovich vom Generallieutenant zum General der Infanterie befördert, an die Spitze des Generalquartiermeisterstabs der Armee gestellt, und hat sich auch hier durch seine Schöpfungen um das Heer verdient gemacht, das in ihm einen seiner trefflichsten Führer verehrte. Noch vor wenig Monaten ehrte ihn König Ludwig durch Verleihung eines Infanterie-Regiments, das nunmehr seinen Namen trägt. Als lebenslänglich ernanntes Mitglied der Kammer der Reichsräthe nahm er an allen Landtagen seit dem Jahr 1819 Theil. Eine langwierige Krankheit machte, in der Mitternachtsstunde vom 2. auf den 3. Januar, dem Leben dieses, um das Vaterland höchst verdienten, und auch als Menschachtungswerthen, Mannes ein Ende, der 70 Jahr alt und eben so lange Offizier war, da schon bei der Taufe der damalige Fürstbischof von Kempten, in dessen Kontingent sein Vater diente, ihm das Fähndrichspatent als Pathengeschenk übergab. Am 5. Januar wurde er zu München mit dem, seinem militärischen Range zunächst kommenden Charakter eines Feldmarschalls feierlich zur Erde bestattet.

August Graf v. Platen.

(Nekrolog.)

In dem Vaterlande seiner Wahl, unter den Blüthen des italienischen Himmels, starb am 5ten December v. J. in Syrakus August Graf von Platen, einer der ersten unter Deutschlands Dichtern neuerer Zeit. Ein gastrisches Fieber raubte ihn unserer Liebe, unserer Bewunderung, aber Deutschland wird ihn auf immer bekränzen mit dem Lorbeer, den er sich selbst pflanzte. Er war geboren zu Ansbach am 24sten Oktober 1796, das jüngste Kind der zahlreichen Familie des Oberforstmeisters Grafen August Philipp von Platen und Christiane Freiin Eichler von Auritz. Das stille sinnige Kind machte das Glück der Eltern; aber was in ihm schlummerte, that sich erst kund, als er, im Jahr 1807 zur Erziehung in das königliche Kadettenkorps zu München gebracht, Bücher und ernste Studien allen Spielen und Uebungen seiner Kameraden vorzog. Einem der trefflichen Lehrer jener Anstalt und seinem treuen Freund durch's Leben, dem noch lebenden Generalmajor v. Bauer in München, war es vorbehalten, den Keim des großen Genius zu

Digitized by Google

entdecken. Dieser fand unter den Scripturen des eilfjährigen Kindes mehrere Poesien, z. B.; „Das Grab an der Donau", „an Christine von Schweden" u. s. w., die allen Freunden des stillen, herrlichen Knaben Hoffnungen einflößten, die er so bald und so großartig verwirklichte. Jene, obgleich treffliche Anstalt war aber nicht der Ort, welcher der Ausbildung des Kindes zusagte; er kam in die königliche Pagerie in München, wo er den Wissenschaften seine ganze Zeit widmen konnte und wo ihm, seines seltenen Geistes wegen, alle Fehler sinniger Zerstreutheit gegen das Zeremoniell, mit Liebe verziehen, ja vom höchstseligen König Maximilian freundlich aufgenommen wurden.

Er verließ die königliche Pagerie im Jahr 1814 als Offizier des königlichen Leibregiments, ward aber vielfältig von seinen neuen Pflichten enthoben, um zu reisen und noch zwei Jahre auf Universitäten zuzubringen. Die Munifizenz Sr. Majestät König Ludwigs endlich gab ihm Mittel und Zeit, ganz seiner Muse zu leben; er brachte vom Jahr 1825 an abwechselnd seine Zeit in Italien und Deutschland zu und endete sein kurzes aber rühmliches Daseyn. — Er war bei Annäherung der Cholera von Palermo nach Syrakus gereist, verließ gesund und frisch die Osteria, in der er gewohnt hatte, ohne daß sein Wirth wußte, wohin er gegangen sey. Da erhielt der österreichische Vicekonsul die Nachricht, in einer nicht eben vorzüglichen Locanda liege ein Deutscher erkrankt; als er hinkam, war Graf Platen bereits in der Pflege des ausgezeichneten Arztes Cavaliere Landolina, dessen Bemühungen aber sein Leben nicht mehr retten konnten. Er soll sich durch Selbstkuriren verdorben haben. Sein Begräbniß war anständig; in dem Garten der Villa Limandoa, wo auch einige Engländer begraben liegen, wurde er beigesetzt. Sein letztes, nach Deutschland gesandtes Werk waren die Abassiden.

Den Manen

des

am 5ten December 1835 zu Syrakus verschiedenen

Grafen August von Platen-Hallermünde.

Sublimi feriam sidera vertice. *Horaz.*

Was netzet, salz'ge Thränen, ihr die Kunde,
Gesendet her, vom fernen Ocean?
Nicht furchtbar war ja Ihm die letzte Stunde,
Der dem Beruf vollkommen nachgethan;
Und heimgekehrt nur sind — woher sie stammen —
Zum Himmel, Seines Busens heh're Flammen.

Konnt' Er zurück in's Vaterland nicht kommen,
Hat nicht der Heimath Blick Ihn mehr erfreut,
Er ist von hell'ger Erde aufgenommen,
In Fluren, längst schon dem Olymp geweiht.
Mißt' lebend Er des Glückes Flittergaben,
Nah dessen Tempel ruht Er nun, begraben.

Und liegt die Leier zerbrochen auf der Bahre,
Die zu Ghaselen oft, zur Ode hell erklang;
Bleibt ewig doch das Schöne und das Wahre,
Fort tönen Lieder, die der Barde sang:
Sie gehen nie, wie nie Sein Nam' verloren,
Weil Geist und Ruhm unsterblich sind geboren!

K. L. Kinweg.

Folgen der Wasserscheu und neu entdecktes Heilmittel dagegen.

In mehreren Gegenden des Rheinkreises ließen sich in jüngster Zeit wüthende Hunde sehen, die durch ihren Biß an Menschen und Thieren vielseitige, allein in öffentlichen Blättern übertriebene Unfälle erregten; doch ist man aus Furcht vor weiteren Gefahren der furchtbaren Krankheit noch nicht ganz beruhigt. Es läßt sich aber auch wirklich nicht genug Vorsicht anempfehlen: denn wenige Krankheiten mögen abschreckender und in ihren Folgen furchtbarer seyn, als die Wasserscheu; daher besser selbst ein mehrjähriges Lieblingsthier geopfert, als in steter Ungewißheit und Furcht zu leben. — Folgender tragische Vorfall, der sich den 30. Juli vor. J. in Mirande, im Gers-Departement, zutrug, mag unsern Lesern ein Bild eines ähnlichen traurigen Ereignisses abgeben.

Einige lustige Waidmänner hatten sich ein Stelldichein bei der alten Abtei Berdues gegeben. Gegen Ende des Frühstücks bemerkten sie, daß einer ihrer Kameraden, Prosper de Cours, sich nicht eingestellt hatte; sie wußten, daß er Bräutigam war, und nahmen sich vor, erhitzt vom Weine, ihn tüchtig zu necken und bei seiner Braut selbst aufzusuchen. Sie machen sich sogleich auf den Weg. Lustig und guter Dinge ziehen sie durch den Wald, als sie plötzlich ein fürchterliches Geschrei vernahmen. Sie eilten nach dem Orte hin, von wo es ertönte, und hatten nun das schrecklichste Schauspiel vor sich, das man sich denken kann. Ein Mädchen, das von einer Wölfin zerrissen wird, und auf einem Baume ein kleiner Junge, der um Hülfe schreit.

Einer von den Jägern stürzt sich sogleich auf das Thier und drückt seine Flinte darauf ab, ohne es jedoch zu tödten. Verwundet, wird die Wölfin jetzt nur noch wüthender, kehrt sich nach dem Jäger und beißt ihn in den Arm. Der junge Mann ist jedoch mit einer wunderbaren Stärke begabt. Er schlingt beide Arme mit solcher Kraft um die Wölfin, daß er sie fast erstickt und halbtodt zur Erde schleudert, dann schlägt er sie vollends mit leichter Mühe todt.

Der Kampf war so kurz, daß die Andern ihrem Gefährten keine Hülfe leisten konnten. Er hatte außer dem bedeutenden Bisse im Arme nur einige leichte Verletzungen noch erhalten. Aber zu dem Mädchen waren sie hingeeilt, um zu helfen, jedoch umsonst! Gesicht und Busen waren zerfleischt und zur Hälfte verzehrt; ein gräßlicher Anblick! An den Kleidern glaubten sie Mamsell de Rieutort, die Braut ihres Freundes Prosper de Cours zu erkennen. Da das Haus des Herrn de Rieutort nicht weit entfernt lag, trugen sie den verstümmelten Leichnam dorthin, der sogleich von den Eltern als ihre Tochter erkannt wurde. Der Bräutigam war zugegen; die Hochzeit sollte in den nächsten Tagen statt finden; er konnte den Schmerz nicht ertragen — und erschoß sich.

Der von der Wölfin verwundete Freund wurde nach Mirande gebracht. Er legte sich sogleich mit einem heftigen Fieber zu Bett. Am nächsten Morgen begiebt sich ein Arzt, von zweien der Gefährten des vorigen Tages begleitet, zu dem Patienten. Auf die Frage, wie er sich befinde, antwortet er nicht, sondern sein Blick ruht fest und unverwandt auf den Fragenden. Einer der Freunde wiederholt hierauf dasselbe. „Ah, Du willst wissen, wie ich mich befinde!" schreit er jetzt, und wirft sich mit einem mächtigen Satze aus dem Bette und auf ihn hin. Mit einem Faustschlage streckt er ihn nieder und nun zerfleischt er ihn mit den Zähnen und saugt ihm das Blut aus, während er dazwischen wie ein Schwein grunzt. Bei diesem Anblick laufen der Arzt und sein zweiter Begleiter, laut um Hülfe rufend davon. Der Wahnsinnige ergreift aber eine Eisenstange und läuft ihnen nach. Man denke sich den Schrecken der Bewohner des Städtchens, die zwei wohlbekannte Männer aus einem Hause stürzen sehen, von einem blutbefleckten Menschen im Hemde verfolgt, der eine schwere Eisenstange in die Luft schwingt und ein wildes Geheul dabei vernehmen läßt. Endlich gelang es, den Unglücklichen zu überwältigen und zu binden. Die Wasserscheu war bei ihm im höchsten Grade ausgebrochen.

Vor einiger Zeit will ein Franzose, Namens Buisson, ein

Digitized by Google

unfehlbares Mittel gegen diese furchtbare Krankheit entdeckt haben. Es ist ein Dampfbad und Bewirkung des heftigsten Schweißes. Als er die Kur an sich machte, hatte er eigentlich die Absicht sich zu ersticken. Er führt die Bemerkung an, daß Hunde, Wölfe, Füchse und sonstige Thiere, bei denen sich die Wasserscheu erzeugt nie schwitzen, und er ist seiner Methode so gewiß, daß er sich erbietet, den ansteckenden Stoff sich einimpfen zu lassen. — Es wäre sehr wünschenswerth, wenn gelegentlich Versuche mit dieser Heilmethode angestellt und das Resultat bekannt gemacht würde.

Zum Schluß dieses Artikels glauben wir die gewiß interessante Bemerkung noch beifügen zu müssen, daß durch vielseitige Beobachtungen ermittelt wurde, daß im nördlichen Afrika und überhaupt in den von Mohamedanern bewohnten Ländern noch kein einziger Fall der Hundswuth vorgekommen seyn soll. Woher mag dieses kommen? — Dagegen sollen dorten zuweilen Maulthiere von der Wuth befallen werden, und eben so um sich beißen und wüthen, wie die Hunde.

☞ Hunde-Besitzer, haben bei anhaltender Kälte darauf zu sehen, daß diesen Thieren das Wasser nicht fehle, da die Bäche auf den Straßen eingefroren sind; denn man hat Beispiele, daß bei Verhinderung des Saufens die Wuth ausbrach.

Parlamentarische Skizzen aus England.

II.

Lord Palmerston.

Der Ex-Sekretair des Kriegs und jetzig Staats-Sekretair der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Palmerston, erhält durch die Stellung welche er im Cabinet einnimmt, in den Augen des Landes eine Bedeutung, welche er im Parlament sicher nicht hat. Seine Talente gehören keineswegs der höhern Ordnung an, und ganz gewiß würden sie allein ihn nie zu der ausgezeichneten Stelle im Rath seines Fürsten erhoben haben, wenn nicht mehrere zufällige Umstände dazu mitgewirkt hätten. Er ist ein mittelmäßiger Redner; zuweilen habe ich ihn auf sehr achtbare Weise zum Hause sprechen hören, oft aber stottert und stammelt er auf höchst unangenehme Weise und fördert doch nur etwas Unbedeutendes zu Tage. Seine Stimme ist stark und vernehmlich, doch hat sie etwas Rauhes, was dem Ohr unangenehm auffält. Seine Herrlichkeit ist etwas träger Natur, sehr nachlässig in seinen parlamentarischen Obliegenheiten, und wenn er im Hause anwesend ist, so läßt er sich die Vertheidigung seiner und seiner Freunde Grundsätze eben nicht angelegen seyn. Außer einem direkten Angriff auf ihn selbst und das ihn übertragene Departement vermag ihn kaum etwas aufzuregen.

Von Person ist Lord Palmerston groß und wohlgebaut. Sein Gesicht ist rund und etwas dunkelfarbig, sein Haar schwarz, und das letztere macht stets der Achtsamkeit und Geschicklichkeit des Friseurs Ehre. Seine Kleidung ist immer nach der neuesten Mode, und er selbst überhaupt sehr eitel auf sein Aeußeres, so daß man ihm allgemein nachgesagt, daß er den Grazien mehr Zeit aufopfere, als mit den Pflichten eines Mannes, der so viel mit dem Geschick Europens zu thun hat, verträglich sey. Deshalb haben ihm auch die Times den Spottnamen Cupido angehängt. Er ist ungefähr fünfundvierzig Jahre alt.

Pot-Pourri.

Kräfte des Dampfes.

Eine Dampfmaschine, welche kürzlich in der Nähe von St. Austell in Cornwall gebaut worden war, sollte mit einem Scheffel Kohlen Feuerung mehr als 90 Millionen Pfund Gewicht einen Fuß hoch gehoben haben. Mehrere Ingenieure und Andere bezweifelten die Wahrheit dieser Angabe, worauf der Versuch, in Gegenwart mehrerer der verschiedenen Bergwerksagenten aus allen Theilen der Grafschaft, öffentlich angestellt wurde, und es sich fand, daß die Maschine 125½ Mill. Pfund einen Fuß hoch hob, und es dabei nur einer Feuerung von einem Scheffel Kohlen bedurfte! Allerdings hat die Maschine sehr große Verhältnisse, indem der Cylinder achtzig englische Zoll im Durchmesser hält. Sie ist nach dem alten Boulton-Wattschen Prinzipe gebaut, aber in Rücksicht auf die Anwendung der erzeugten Hitze so eingerichtet, daß diese bis zu dem äußersten Grade zur Erzeugung des Dampfs benuzt und erhalten wird, bis sie ihre Dienste geleistet hat. Der Name des Erbauers ist West.

Meeres-Tiefen.

Ueber die Tiefe des Meeres wurden in letzterer Zeit interessante Forschungen vorgenommen. Doktor Young ist der Meinung, daß die mittlere Tiefe des atlantischen Oceans, etwa drei Meilen, und jene des stillen Oceans, deren beiläufig vier betrage; allein bisher konnnte das Senkbiel nur auf zwei Meilen hinabgelassen werden. Von allen Meeren sind jene Europa's vielleicht die am wenigsten tiefen. Die größte Tiefe des adriatischen Meeres zwischen Dalmatien, und den Pol-Mündungen beträgt 132 Fuß. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint das adriatische Meer sehr ungleich. Zwischen Ceuta und Gibraltar hat Capitän Smith die Tiefe von 5700 Fuß ausgemittelt. Saussure behauptet, daß die Meerestiefe bei Nizza 2000 Fuß betrage. In den engsten Stellen der Meerenge von Gibraltar wechselt sie zwischen 960 und 3000 Fuß ab. In den Meeren Australiens sondirte man bis auf eine Tiefe von 7600 Fuß ohne auf den Grund zu stoßen.

Glücklicher Kauf.

Der Graf d'Ombrons in Paris war ein großer Sammler von Kleinigkeiten und Spielereien aus der alten Zeit. Eines Tages, als er in der Rue d'Amboise Cigarren kaufte, trat ein kleines Mädchen in den Laden und bot dem Tabackshändler Briefe als Makulatur an. Der Mann wollte dem Kinde selbst die Kleinigkeit nicht geben, welche es verlangte, und der Graf kaufte ihm daher theils aus Mitleiden, theils weil er nichts Altes sehen konnte, ohne ein Gelüst dazu zu empfinden, die Papiere ab. Nach einigen Wochen untersuchte er sie genauer, und fand, daß es Originalbriefe Heinrichs IV. an die schöne Gabriele d'Etrées waren. Ueber ihre Aechtheit konnte kein Zweifel obwalten. Bald nachher brach die französische Revolution aus, und der Graf war genöthigt, aus Frankreich zu flüchten. In einem sehr dürftigen Zustande kam er, mit dem Vicomte von St. Clair, der ihn begleitet hatte, in Rotterdam an. Seine Vorliebe für Antiquitäten hatte ihn dazu bestimmt, jene Briefe mitzunehmen, und jetzt war der Augenblick gekommen, wo sie ihm nützlich werden konnten. Er wußte den Kapitain eines Schiffes dahin zu vermögen, ihm eine freie Ueberfahrt nach England zu bewilligen, kam in London an, verkaufte die Briefe an das brittische Museum, und lebte, während seiner Verbannung, von dem Ertrage dieses Verkaufs. Die sehr merkwürdigen Briefe befinden sich noch jetzt im brittischen Museum.

Holland hat wieder einen großen Kopf erzeugt. Ein Gärtner zu Harlem hat durch sorgfältige Wartung einen Kohlkopf gezogen, welcher vier Schuh in die Höhe, und fünf Schuh in die Breite mißt. Es wurde daraus ein Gericht für acht Familien bereitet.

Auflösung der Charade in Nro. 1.

Eisenbahnen.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 3. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Ueber Eisenbahnen und deren Konstruktion.

(Fortsetzung.)

☞ Die zu dieser Abhandlung gehörigen Abbildungen können erst in den nächsten Nummern des „Sammlers", wo die Beschreibung des Baues der Eisenbahn beginnt, beigedruckt werden.

Es wird nicht uninteressant seyn, wenn wir unsern Lesern ehe wir den Bau der Eisenbahnen weiter beschreiben, das Zahlenverhältniß mittheilen, welches der k. preuß. Ober-Baurath Crelle bei Berechnung der Zugkraftanwendung auf Chausseen gegen Eisenbahnen sehr anschaulich aufstellt:

Diesemnach kann 1) ein Pferd von mittlerer Statur auf einer guten, horizontalen Chaussee, mit der Geschwindigkeit von 1000 Ruthen in der Stunde, oder $3^1/_2$ Fuß in der Secunde, täglich $4^1/_2$ Meile weit, wenn es je den fünften Tag ruht, ein gut gebautes Fuhrwerk, mit eisernen Achsen, hohen Rädern u. s. w. fortziehen, welches mit seiner Ladung 24 Ctr. wiegt.

2) Das nemliche Pferd kann, mit der nemlichen Geschwindigkeit, täglich eben so weit, und ebenfalls je den fünften Tag ruhen auf einer guten, horizontalen Eisenbahn, wiederum für die möglichste Verminderung der Reibung gebaute Fuhrwerke fortziehen, welche mit ihrer Ladung zusammen 240 Ctr. wiegen.

3) In beiden Fällen kommt auf das Gewicht der Fuhrwerke selbst etwa der dritte Theil der gesammten Last, so daß die fortgeschafte Fracht zwei Drittheile derselben beträgt.

4) Die Kraft, welche das Pferd bei seiner oben beschriebenen Wirkung in horizontaler Richtung anwendet, ist zu einem Centner oder 110 Pfd. anzunehmen; das Gewicht des Körpers des Thieres zu 5 Ctr.

5) Derjenige Theil des horizontalen Widerstandes also, den die Fuhrwerke, auf der Straße, in der Reibung der Radachsen auf den Buchsen und der Radfelgen auf der Bahn finden, beträgt auf der Chaussee den 24sten und auf der Eisenbahn den 240sten Theil des Gewichts der Fuhrwerke; denn auf einer horizontalen Straße giebt es keinen andern Widerstand, als jenen, und folglich wird hier die gesammte Zugkraft des Pferdes von 1 Ctr. zur Ueberwindung der auf der Chaussée von 24 Ctr. Last und auf der Eisenbahn von 240 Ctr. Last herrührenden Reibung verwendet.

6) Die Kraft, welche, unabhängig von der Reibung der Achsen der Fuhrwerke und der Radfelgen auf der Bahn, also außer derselben nöthig ist, eine Last eine schräge Bahn bergauf zu ziehen, ist, einem Naturgesetze zufolge, dem nemlichen Theile der Last gleich, welchen die auf der Bahn erstiegene Höhe von ihrer Länge ausmacht. Also wenn z. B. die Straße 1 auf 24, das heißt z. B. 1 Fuß auf 24 Fuß Länge, oder 1 Ruthe auf 24 Ruthen lang u. s. w. hinauf steigt, so beträgt die Kraft, welche, außer derjenigen zur Ueberwindung der Reibung, zum Heraufziehen der Last nöthig ist, den 24sten Theil derselben. Steigt die Straße 1 auf 50, so beträgt sie den 50sten Theil der Last u. s. w.

Hieraus würde sich nun, wenn man, zunächst nach den einfachsten, scheinbar richtigen Ansichten, einen Ueberschlag machen wollte, Folgendes ergeben:

Um 240 Ctr. auf einer horizontalen Chaussee fortzuziehen, sind nöthig	10 Pferde Kraft,
auf einer horizontalen Eisenbahn hingegen nur	1 – –
Also werden durch die Eisenbahn gegen die Chaussée erspart	9 Pferde Kraft,
oder $^9/_{10}$, das heißt	90 Procent der Zugkraft.
Steigt dagegen, die Chaussée sowohl, als die Eisenbahn, z. B. 1 auf 240, so ist beim Bergauffahren, auf der einen sowohl, wie auf der andern, noch außerdem zum Emporheben der Last der 240ste Theil derselben, mithin noch 1 Pferde Kraft nöthig. Also sind, um die 240 Ctr. bergauf zu schaffen, überhaupt nöthig.	
auf der Chaussée	11 Pferde Kraft,
auf der Eisenbahn	2 – –
Mithin werden durch die Eisenbahn gegen die Chaussée erspart, wieder	9 Pferde Kraft,
oder $^9/_{11}$, das heißt	81 $^9/_{11}$ Procent der Zugkraft.
Steigen die beiden Straßen 1 auf 120, so ist zum Emporheben der Last der 120ste Theil derselben nöthig; also noch 2 Pferde Kraft, mithin überhaupt auf der Chaussée .	12 Pferde Kraft,
auf der Eisenbahn	3 – –
und es werden durch die Eisenbahn gegen die Chaussée erspart, wieder	9 Pferde Kraft,
oder $^9/_{12}$, das heißt	75 Procent der Zugkraft, u. s. w.

Ueberhaupt sieht man, daß nach dieser Art zu rechnen immer 9 Pferde Kraft für die 240 Ctr. Last erspart werden würden, welches auch das Gefälle der beiden Straßen seyn mag. In der That würde die Ersparung in allen Fällen diejenige Kraft seyn, welche zur Ueberwindung der Reibung auf der Eisenbahn weniger nöthig ist, als auf der Chaussée; denn der andere Theil der Zugkraft, welchen das Emporheben der Last erfordert, bleibt, wie schon bemerkt, auf beiden Straßen, so wie auf jeder beliebigen anderen, immer und völlig unverändert derselbe. Da nun aber die gesammte Zugkraft mit dem Gefälle immer fort zunimmt, so ist die Ersparung von 9 Pferden Kraft, so wie die Straße steiler wird, auch immer fort ein geringe-

Digitized by Google

rer Theil der gesammten Zugkraft. Stiegen die beiden Straßen z. B. 1 auf 24, so wären auf der Chaussée zusammen 20 Pferde Kraft nöthig und die Ersparung von 9 Pferden Kraft betrüge nur noch $^{9}/_{20}$ oder 45 Procent der gesammten Zugkraft, statt der 90 Procent auf der horizontalen Bahn; also nur noch halb so viel.

Daß diese Berechnungen, obgleich solche richtig sind, dennoch in Rücksicht des Betrages der Zugkräfte selbst auf der einen oder andern Art von Straßen, bedeutenden Modifikationen erleiden, unterliegt keinem Zweifel, doch würden solche Details zu weit führen und hier ganz ohne Nutzen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Frauen und Glocken und der Planet von 1836.

In diesem Jahre regieret — wenigstens nach dem alten, jetzt verschollenen astrologischen Aberglauben — ein Planet, der uns viel Liebliches verspricht, wenns mit dem Regieren seine Richtigkeit hat, nemlich die Venus, welche am 1. Januar von der Sonne das Regiment übernommen hat. Also wird im 100jährigen Kalender versichert, und wir haben mithin ein Weiberregiment zu erwarten. Sollten daher in diesem Jahr die Weiber hin und wieder kühner auftreten, als sonst, und die Zügel des Regiments etwas anziehen, so ist der Planet schuld daran, und der Ehemann, resp. Liebhaber, erfährt hiermit wenigstens den Grund davon. Denen, die es interessirt, können wir aus dem hundertjährigen Kalender auch noch mittheilen, daß die Mädchen, in diesem Jahre geboren, besonders lange Haare bekommen, und schöne Augen und ein rundes Gesicht haben werden, so wie denn überhaupt besonders schöne Kinder geboren werden sollen, und Alles gut abläuft, was ins Capitel der Liebe schlägt u. s. w.

Um aber auf die Frauen zurück zu kommen, die nicht unterlassen werden, sich auf den „Sammler" zu berufen, wo sie's gelesen, und die regierende Venus, so wollen wir nur wünschen, daß die regierenden Frauen liebliche Silberglöckchen seyn mögen und keine Sturm- oder dergleichen Glocken. Und dieß führt zu dem Vergleich, welchen der gelehrte Pater Abraham a St. Clara angestellt hat zwischen

Frauen und Glocken.

Sie sollen, wie Jener behauptet, die größte Aehnlichkeit miteinander haben. Frauen und Glocken hört man oft sehr weit; — Frauen und Glocken sind nicht vom härtesten Metall; Frauen und Glocken geben den menschlichen Gedanken oft einen höhern Schwung; — Frauen und Glocken brummen oft lange nach.

Horch, welches Lärmen und Toben in jenem Hause! die liebe Frau ist außer sich, der Zorn entstellt ihre schönen Züge, der Genius der holden Weiblichkeit flüchtet sich scheu und furchtsam, und der Schooshund verkriecht sich unter das Sopha. — Der Herr Gemahl hat ihr zu 3 Ballkleidern das Geld versagt — nun stürmt sie im Hause umher und schüchtern schleicht der Ehemann durch das Hinterpförtchen in eine geschlossene Gesellschaft, wo, nach deren strengen Statuten, keine Weiber hinkommen dürfen. — Der gute Mann hat eine Sturmglocke geheirathet: — die Sturmglocken aber mögen nicht regieren im Jahr 1836!

Sieh dort die fromme Frau, — alle Sonntage früh um 8 Uhr und Nachmittags um 2 Uhr sitzt sie regelmäßig in der Kirche und singt, und alle Tage von 8 Uhr früh bis 10 Uhr Abends verleumdet sie ihre besten Freundinnen; aber sie gilt in der Welt für eine gar christliche Frau, ist aber nichts als eine kalte — Betglocke. Solche aber mögen nicht regieren im Jahre 1836!

Kennst du, lieber Leser, jene Frauen, die in Ohnmacht fallen, wenn sie bei einem starkduftenden Nelkenstock vorbeigehen, und in Thränen zerfließen, wenn der Mann ihnen zumuthet, einmal durch die Küche zu gehen; welche erst den Endreim suchen, ehe sie das schreiende Kind befriedigen — und voll Koketterie sind und voll kranker Launen? das sind zerbrechliche Geschöpfe — es sind — Glasglocken. Solche aber mögen nicht regieren im Jahre 1836!

Wer mögen jene Damen seyn, welche so stolz daher rauschen in hochfahrendem Wesen, mit Nichtachtung herabschauen auf das gemeine Gesindel da unten, wie jener Thurm herabschaut auf die bescheidenen Wohnhäuser, die, gebaut aus gleichem Stein und Holz, nur behaglicher, wärmer und nützlicher sind? Es sind Thurmglocken, die stets verlangen, daß man hinaufschauen und sich nach ihnen richten soll, hätte man auch den besten Chronometer in der Tasche. — Solche aber mögen nicht regieren im Jahre 1836! —

Kennst du jene entarteten Wesen, bei denen der Zauber weiblicher Schönheit nur die täuschende Hülle für das darunter verborgene Gerippe des Lasters ist, die ein frevelhaftes Spiel treiben mit den heiligsten Gefühlen — wehe dem, der in ihre Hände fällt, es sind — Armesünderglocken. — Solche aber sollen nicht regieren im Jahre 1836.

Aber siehe jene Frauen — sie blenden nicht — sie kokettiren nicht, sie schreiben nicht — sie scheinen nicht, sondern sind wirklich, was sie seyn sollen, sie lieben ihren Garten, ihre Kinder und die Häuslichkeit, sie sind Schutzengel der Männer — das sind die Hausglocken. —

Solche aber mögen regieren im Jahr 1836!! Sie werden, wie immer, nur ein sanftes Regiment führen, denn ihre ersten Minister werden seyn — Anmuth und Liebe!

General Raglovich.

Im vorigen Blatte des „Sammlers" ist ein kurzer Lebensabriß des eben verstorbenen Generals der Infanterie v. Raglovich geliefert worden. Da indessen diese Notiz zum Theil unrichtige, zum Theil mangelhafte Angaben enthält, so glauben wir es dem Andenken des berühmten Todten, wie dem Ruhme der bayerischen Waffen schuldig zu seyn, in Nachfolgendem jene biographischen Data zu ergänzen. Nicht der Fürstbischof von Kempten (bekanntlich bestand dort nur eine gefürstete Abtei), sondern der letzte Kurfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus, aus dem sächsischen Hause, band ihm als Pathe das Fähndrichspatent in der Wiege ein. Die Geistesgegenwart und Tapferkeit des Oberstlieutenants v. Raglovich, als Chef eines kombinirten Grenadierbataillons in der Wolfsredoute bei Kehl, bei dem Rheinübergang Moreau's 1796, wo er durch seine hartnäckige Vertheidigung eine ganze Division mehrere Stunden beschäftigte, und dann erst der Uebermacht erlag, erwarb ihm die Achtung der Feinde und das hohe Vertrauen des Erzherzogs Karl; und als nach dem Rückzug an den Neckar das schwäbische Reichskontingent aufgelöst und nach Hause geschickt wurde, belobte der Feldherr das würdige Betragen so wie die Disziplin und Hingebung des Bataillons Raglovich durch Tagsbefehl. Raglovich wurde in diesem Feldzuge noch in Italien verwendet, und durch den Feldmarschallieutenant Provera, so wie 1799, als Suwarow die verbündeten Oesterreicher und Russen befehligte, stets zu gefahrvollen Unternehmungen und zu wichtigen Expeditionen gebraucht, die ihm die Achtung und Freundschaft der höhern Offiziere und seiner Waffenbrüder errungen haben. Bei Abtretung der österreichischen Vorlande und eines Theils von Schwaben an Bayern wurden ihm die vortheilhaftesten, für seine Zukunft glänzendsten Anträge gestellt, den österreichischen Dienst nicht zu verlassen; er aber zog vor, dem neuen Vaterlande seine vollen Kräfte zu widmen. Was er nun geleistet, und wie sehr man die hohen Talente dieses prunklosen und einfachen Mannes würdigte, zeigte dessen

Digitized by Google

Verwendung in den spätern Kampagnen. Nach seiner Rückkehr aus Rußland wurde er dem französischen Heere in Sachsen mit einer bayerischen Division beigegeben, und hier entwickelte er seltene strategische Gaben und einen solchen Scharfsinn im Entwerfen mannigfacher Operationen, daß die Marschälle Ney und Oudinot, so wie der als Soldat und Schriftsteller bekannte Jomini bei allen Gelegenheiten seinen Rath einholten. Die vortreffliche Haltung und Ordnung der bayerischen Division unter Raglovich rettete nach der Schlacht von Jüterbock die französischen Heeresträmmer vor gänzlicher Vernichtung, und der Kaiser selbst berief ihn ins Hauptquartier, um ihn in seiner Nähe zu weiterer Verfügung zu besitzen. Seine Relationen über den Feldzug in Sachsen, über Ursache und Wirkung der ausgeführten Operationen sind Meisterstücke militärischen Styls. Die schnelle Formation der bayerischen Reservearmee unter des Kronprinzen (jetzt regierenden Königs Majestät) Oberbefehl, und ihre Tüchtigkeit, waren zum Theil sein Werk. Nach dem zweiten Feldzuge in Frankreich, wo er eine Division führte, wurde er bald mit der Bildung des militärisch-topographischen Büreau's beauftragt, und zum Chef des Generalquartiermeisterstabs ernannt. Was er hier geleistet, wie sehr er sich bestrebt, Materialien zur Kenntniß des Landes aufzuhäufen und ausarbeiten zu lassen, wie er die Offiziere seines Korps und das topographische Büreau dazu gebildet, das wird noch in spätern Zeiten und bei ernsten Ereignissen eine gerechte und dankbare Erinnerung rege halten. Die Schätze, welche das Konservatorium im typographischen Büreau an Karten, Planen und Büchern, an Positionsblättern, Memoiren, Instrumenten und Institutionen enthält, der herrliche, noch unübertroffene Atlas von Bayern, die Pläne der größern Städte des Landes, die geographisch-hydrographischen Straßenkarten — alle diese, einer selbstständigen Armee und dem Staate eben so unentbehrlichen, als zu ihrem Nutzen unberechenbaren Sammlungen sind die Früchte seiner Leitung, seines höhern Strebens zur militärischen Vollkommenheit. Seinem Andenken diese wenigen Worte von einem Offizier seines Korps.

Parlamentarische Skizzen aus England.

III.

Edward Codrington.

Der tapfere Admiral Sir Edward Codrington, das Mitglied für Devonport, ist mehr durch seine Heldenthaten zur See, denn als Staatsmann bekannt. Seiner Thaten in der Schlacht von Navarin wird man noch gedenken, wenn man schon längst vergessen hat, daß er auch Senator war. Sein Name kommt jedoch auch in letzterer Eigenschaft häufig vor das Publikum. Er spricht oft, doch nie viel auf einmal. Wenn Gegenstände der Marine vor das Haus gebracht werden, dann spricht er gewiß. An der Frage über die Matrosenpresse und hinsichtlich der Strafe des Peitschens bei den Truppen, hat er stets lebhaftes Interesse genommen. Er ist kein Radikaler in der vollen Bedeutung des Worts, doch geht er viel weiter als die Whigs der alten Schule. Er ist eifriger Anwalt für die Handelsfreiheit, die Aufhebung der Korngesetze, die Abschaffung der direkten Steuern, für Abstimmung durch Kugelung und Abkürzung der Dauer der Parlamentssitzungen. Der Liberalität seiner Gesinnungen ungeachtet, ist er jedoch unter den Liberalen selbst nicht besonders populär. Was hieran schuld ist, weiß ich nicht genau anzugeben. Er ist kein schöner Redner; in seiner Manier liegt nichts Anziehendes, und nichts, was auf hohes Talent deutete. Seine Ideen sind meist Gemeinplätze, die sich jedoch gewöhnlich durch gesunden Verstand auszeichnen. Seine Sprache hat zuweilen etwas von der Rauheit des Seemanns an sich; seine Stimme ist hell, aber nicht stark, seine Aussprache deutlich, doch nicht frei von Provinzialdialekt. Zu allen Zeiten und bei allen Gegenständen ist sein Vortrag monoton; er spricht leicht und etwas schnell. Seine Reden machen nur wenig Eindruck im Hause, und man schenkt ihnen keine große Aufmerksamkeit.

Seine Person ist Ehrfurcht-gebietend. Er scheint gegen 60 Jahre alt zu seyn; sein Gesicht ist eckig und etwas röthlich, und sein Haar weiß. Sein Kopf fängt an, kahl zu werden, und es läßt sich vermuthen, daß dies bei einem Mann seines Alters, der so lange zur See gedient hat, schnell um sich greifen werde. Er ist groß und schön von Gestalt, und trägt gewöhnlich einen blauen Ueberrock. (Ausland.)

Das Lager der Beduinen.

Aus einem Briefe von Bona vom 26. Mai entlehnen wir folgende Beschreibung eines Beduinen-Lagers, in der Nähe von Algier: „Die auf dem Lande zerstreuten Araber sind wahre Nomaden; sie bewohnen verschiedene Lager, die sie Duar oder Oduar nennen. Jedes der einzelnen Zelte ist für eine besondere Familie eingerichtet, und das ganze Duar steht unter der Oberaufsicht eines Scheiks, der nur primus inter pares ist; derselbe verwaltet die patriarchalische Herrschaft und trägt Sorge für das allgemeine Wohl; er haftet auch für alle Schulden, die jeder Einzelne kontrahirt, und zahlt sie immer pünktlich aus, wobei er sich natürlicherweise den Regreß an den Schuldner vorbehält; die Würde des Scheiks geht stets auf die Erben über, obgleich sie eigentlich einer öffentlichen Wahl unterworfen seyn sollte. Die Beduinen suchen sich immer die bequemsten und angenehmsten Plätze für ihren temporairen Aufenthalt auf und wechseln mit denselben je nach den Jahreszeiten ab. Uebrigens sind sie in jedem Augenblicke bereit, ihr Lager abzubrechen, und sie bedürfen kaum einer Stunde dazu, um mit allen nöthigen Vorkehrungen und erforderlichen Anstalten fertig zu werden. Vor der französischen Invasion bestand ihre hauptsächlichsten Nahrungsquelle in der Plünderung der Reisenden sowohl als der abgelegeneren Landestheile. Gegenwärtig haben sie (wenigstens insoweit sie sich den Franzosen unterworfen) eine regelmäßigere Lebensweise angenommen. Die Zelte sind gewöhnlich aus schwarzem Kameelhaar geflochten und bilden ein undurchdringliches Gewebe. In dem Innern dieser Zelte sieht es sehr schmutzig aus. Die Beduinen bedienen sich, statt des Tisches, eines auf Pfählen befestigten Brettes, auf das sie ihre Effekten nebst den Nahrungsmitteln für ihre Familie niederlegen. Ihre Waffen hängen sie an dem Hauptpfahl des Zeltes auf. Sie bemalen sich fast sämmtlich die Stirn und die Arme mit blauen Kreuzen, und Einige unter ihnen tragen dasselbe Zeichen auch an den Beinen. Die Frauen haben bloß ein Hemde an und tragen außerdem nur ein Stück Wollenzeug, das sie vermittelst einer bleinernen Agraffe über die Schulter befestigt haben. Ihr Kopfputz besteht aus einem Stück schmutzigem Musselin, das einen Schleier bildet und vermittelst eines kameelhaarenen Bandes um den Kopf zusammengehalten wird: sie bedienen sich eines ähnlichen Bandes als Gürtel; übrigens tätowiren sie sich eben so wie die Männer und färben sich Augenbrauen mit einer schwarzen Fettigkeit, so daß diese die Form eines Bogens über der Nase bilden; als Schmuck tragen sie drei oder vier Paar kupferne und eiserne Ohrringe, die sehr breit und an den vier Winkeln des Ohrs eingehängt sind; endlich tragen sie auch noch Rosenkränze am Gurte. An den Feiertagen sah ich bei Einigen ein kleines in Blech eingefaßtes Kästchen als Schmuck auf dem Rücken herabhängen. Bei einem Beschneidungsfeste, zu welchem mehrere Franzosen eingeladen waren, erschienen die Frauen in außerordentlichem Staate der in Stoffen von glänzenden Farben bestand. Die Damen hatten sich zur Zierde die Lippen mit Eidotter eingeschmiert. Dies gewährte einen höchst seltsamen

Digitized by Google

Anblick. Die Beduinen schlafen in ihren Zelten in bunter Gemeinschaft mit ihren Kindern, Weibern und Thieren zusammen auf Strohlagern; nur der Scheik ruht auf Kalbsfellen; übrigens nähren sie sich mit kleinen Broden und Kuchen, die sie in der Asche backen, und trinken fast nur Wasser. Das Geld, das sie für ihre Vorräthe auf dem Markte einnehmen, vergraben sie in die Erde. In der Stadt sieht man sie alle, selbst den Scheik nicht ausgenommen, Wein trinken."

Große Sonnenfinsterniß.

Der 15te Mai ist in astronomischer Beziehung der merkwürdigste Tag des Jahres 1836, denn an ihm ereignet sich eine der größten Sonnen-Finsternisse dieses Jahrhunderts. Es ist Sonntag, und ungeachtet der Ankündigung wird sie manchen Spaziergänger, der sich des hoffentlich schönen Maitages vor den Thoren erfreuen will, überraschen. Sie beginnt Nachmittags um 3 Uhr 2 Minuten 32 Sekunden mittlerer Zeit; der Mond rückt so weit vor die Sonne, daß nur eine Sichel sichtbar bleibt, deren Beeite nicht viel mehr als den zwölften Theil des Sonnendurchmessers beträgt. Um 4 Uhr 20 Minuten etwa ist die Finsteeniß am größten, und die glänzende Sichel am schmälsten. Die Tageshelle ist dann nur etwa ein Zwölftel von deejenigen, welche ohne diese Finsterniß heerschen würde, das heißt, es ist etwa so dunkel, als wenn die Sonne dem Horizonte nahe steht, und bald untergehen will. Daraus ergiebt sich, daß die Dunkelheit nur unbedeutend seyn wird; dennoch ist es kein abendliches Dunkel, denn es fehlt dee sogenannte warme Ton, den das Licht dee Abendröthe bei Sonnen-Unteegang in die Beleuchtung bringt; das Licht dee Finsterniß ist aschfarbiger und ungewohnter, und liefert schwärzere, schärfer conteuritte Schatten. Auch die Dämmerung in den Gebäuden hat einen eigenen Ton. Wer indessen scharfe Kontraste liebt, dem wied die Finsterniß lange nicht finster genug seyn, und wahr ist es — wenn es um so finsterer ist, je weniger man sehen kann, so ist wenigstens eine Finsterniß, die man noch sieht, bei Weitem nicht so finster, als eine solche, die man selber nicht zu sehen vermag, und Liebhabee solcher Finsternisse müssen sich an die unsichtbaeen halten, deren es in diesem Jahre drei giebt. Käme unsere Sonnenfinsterniß zufällig in Begleitung eines Gewitters, so könnte es immer dunkel genug werden; doch bleibt heiterer Himmel für die Beobachtung des merkwürdigen Schauspiels das Wünschenswertheste. Um 5 Uhr 37 Min. 22 Sek. ist sie völlig vorüber.

Neue Heitzung mit Wasser.

Here A. W. Peekins in Londvn, dem die Naturwissenschaften schon so manche peaktisch-nutzbare Entdeckung verdanken, hat diese Heizungsart erfunden, und sich in England daeauf ein Patent geben lassen. Sie ist einzig in ihrer Art, und veedient in einem hohen Grade um so mehr Empfehlung, als sie sich überall, wo man sie anwendete, als ausgezeichnet ihre Zwecke erfüllend, bewährt hat. Vor Allem empfiehlt sie sich: 1) duech große Wohlfeilheit in ihrer eesten Einrichtung; 2) durch den Verbrauch einer unglaublich geeingen Quantität von Brennmaterial im Verhältniß zu allen bisher bekannten Heitzungsmethoden; 3) durch einen sehe geringen Aufwand von Wasser; 4) durch Reinlichkeit; 5) durch Sicherheit vor Feuersgefahr; 6) durch große Geschwindigkeit in der Ausführung der Heitzung, verbunden mit dee Eigenschaft, immer eine Gleichheit in der Temperatur während zwölf Stunden zu gewäheen, ohne daß man auf das Feuer achte u. s. w. Was sich so vortheilhaft ausweißt, findet Nachahmung, und wir erwähnen hier nur einige der vielen Gebäude in England, wo diese Heitzungsmanier mit ungemein günstigem Eefolge angewandt wird; der Pallast des Erzbischofs von Canterbury zu Lambeth; der Pallast des Herzogs von Wellington; Heeen J. Hoesley Palmers Teeibhäuser zu Fulham; die Bank von England; Sir John Soannes Museum zu London; die St. Andreaskieche zu London; die zoologischen Gärten zu London; dee Fallimentsgeeichtshof zu London; die Guardian, Hope und West of England Versicherungsbüreau's zu London; die Polizeigebäude in der Bowstraße zu London u. s. w. — Auch bereits auf dem Kontinent ist seit zwei Jahren diese Heitzungsmethode eingeführt woeden. Die Herren Escher, Wys und Komp. in Zürich haben nicht allein ihre eigene ausgedehnte und berühmte Fabrik, sondern auch das Zuchthaus und eine Spinnerei in dasigee Gegend damit versehen. Sie sind voll des Lobes dieser Heizungsart, und empfehlen sie Jedem nach gemachter Erfahrung. Nach solchen Proben muß man eine größere Veebreitung dieser guten Sache wünschen.

Korrespondenz.

*Nürnberg. (Privatschreiben.) Unsere Eisenbahnfahrten mit dem Dampfwagen genießen eines Zuspruchs, der in's Unglaubliche geht; Schade daß nicht dreimal so viel Wagen da sind, damit jedee befördert werden könnte, denn schon Tags zuvor sind auf alle Stunden der Fahrt die circa 160 Karten für jede, vergriffen, und man sucht nur einen Platz zu erhalten, ob à 6 odee à 12 kr. ist gleich, und Juden und Christen, Soldaten und Mädchen, Herren und Damen sitzen wie auf unserem Volksfeste im friedlichsten Vereine neben und gegeneinander. Kaum ist aber die Unterhaltung recht im Gange, so merkt man schon, daß der Dampfwagen in seinem Fluge nachläßt und in 8 bis 10 Minuten ist man in Fürth, wie in der Luft schwebend, angekommen. Lächerlich gemahnt einem ein Fuhrwerk, das in vollem Trade auf der neben anstoßenden Chaussee auch nach Fürth fährt; man bemerkt es weit voraus; augenblicklich ist es eingeholt, man sieht die Pferde fast hüpfend laufen, und glaubt sie kämen gar nicht vom Fleck, weil der Dampfwagen, wie im Fluge einer Schwalbe dahineilend, dieß Fuhrwerk übereilt und in ¼ Minute so weit zurückläßt, daß es bald ganz dem Auge entschwindet. Beginnt der Wagen die Abfahrt, so stohnt er in langsamen Tönen den Dampf dröhnend aus; diese Stöße wachsen in sich veemehrender Schnelle, und so auch die wie aus einem Krater sich hervorwälzenden Rauch- und Dampfwolken, die durch ihre weißlichte Farbe bei ruhigem Wetter wie eine gerade Wolkensäule sich emporhebend, weitumhee schon das Heranmahen dee Maschine verkündigen; bei konträrem Winde glaubt man Wolken auf die Erde fallen zu sehen; schlägt dee Wind den Rauch in die Wagen, so sind empfindliche Nasen übel daran, denn die Steinkohle duftet nicht angenehm, übler aber ergeht es den Zuschauern am Wege, die oft dann so dick in den Dampf eingehüllt werden, daß man vom Wagen aus keinen Menschen mehr entdecken kann. Selbst bei dem schärfsten Winde ist es gleich, ob die Maschine schneller oder langsamer geht; ich fand keine besondere Verschiedenheit, keinen Einfluß auf das Athemholen, nur das Auge empfindet die schnellere Fahrt, da die Felderfurchen in der Schnelle des geschwindesten Taschenuhrenschlages vorübereilen und nichts mit festem Blicke betrachtet werden kann, die Luft selbst scheint gläsern zu seyn und alle Gegenstände mit Glasesschimmer zu bedecken, was dem ungewohnten Auge eine Anfangs lästige Empfindung gewährt. — Unsee lustiges Völkchen findet in den Dampffahrten das sanfteste und angenehmste, der Geschäftsmann das billigste und schnellste Beförderungsmittel. Nur länger sollte die Bahn seyn, hört man jedesmal beim Schlusse eines Gespräches über dieselbe sagen; dee Eine möchte nach Schweinfurt, der Andere nach Würzburg und Frankfuet. Ein Kind das neulich den Dampfwagen fahren gesehen, versichert seiner Mutter, ee fahre so schnell vorbei, daß man die Pferde daran gar nicht sehe!

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 4. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Hymne
auf die
Ankunft Sr. Maj. Ludwigs des Ersten,
Königs von Bayern.

(Aus dem Griechischen übersetzt von Dr. Anselm.)

Chor:

Als Kekrops, Götter und Gesetze bringend, den hellenischen Boden betrat; da empfing ihn mit frohem Paukenschlage das Volk, die Schläfe mit Lorbeer umwunden.

Neige jetzt auch Du, friedebringender König, Vater unsers Vaters, huldvoll Dein königliches Ohr den Dankgesängen, die Dir auf griechischem Boden froh entgegenschallen.

Sieh! die Schatten unserer großen Vorfahren erheben sich aus dem Schooße der Jahrhunderte, um unter Lobgesängen Dein Haupt mit unverwelklichen Blumen zu schmücken.

Die Schatten:

„Der Heroen Heimath, das Land der Weisheit und der Dichtkunst betrittst Du, gekrönter Sänger; mit frohem Jubelrufe begrüßt Dich als ihren Freund der Alten Chor."

„Auch in ihren Trümmern ehrst und beschützest Du die dem Himmel entstiegene Kunst, und im edlen Streben nach der Alten gepriesenen Tugenden hat Dein erhabener Geist sich über diese selbst geschwungen."

Chor:

Auch uns, den Enkeln, ist Deine königliche Leyer in erhebenden Akkorden erklungen, und in viele Wunden hat Deine gütige Hand lindernden Balsam geträufelt.

In des Vaterlandes stuembewegten Tagen haben Deine Ruhm spendenden Gesänge bewundernd unsere Thaten begleitet, und mit der schönsten Krone hast Du, Griechenlands Kampfrichter, den großen hellenischen Kampf gekrönt.

Dampfmaschine
mit Passagierwägen auf der Eisenbahn.

Ueber Eisenbahnen und deren Konstruktion.

(Fortsetzung.)

Zwischen zwei gegebenen Punkten hat man meistens die Wahl unter verschiedenen Richtungen. Wenn anders eine Richtung nicht größeren Transport gewährt als die andere, so ist diejenige die vortheilhafteste, welche die ebenste Fläche, die geradeste Linie und den festesten Boden darbietet. Vorkommenden Unebenheiten wird durch Durchstiche der Höhen, durch Aufdämmung oder Ueberbrückung der Vertiefungen und durch Tunnels oder Stollen abgeholfen. Eine Vergleichung der zu erlangenden Vortheile mit den aufzuwendenden Kosten und den vorhandenen Mitteln muß ergeben, ob es vortheilhafter ist, eine Anhöhe zu durchstechen, oder einen Tunnel durchzugraben, oder mittels schiefer Flächen und Maschinen sie zu überschreiten. Selten ist es möglich der Eisenbahn eine ganz horizontale Fläche zu geben, zumal wenn der Weg lang ist. Geringe Unebenheiten sind auch kein bedeutender Nachtheil, so lange die angewendete Kraft zureicht, die Steigung zu überwinden. Je weniger die Schnelligkeit des Transports Hauptbedingung ist, desto weniger hindert eine mäßige Steigung. Ist aber diese mit der gewöhnlichen Kraft nicht zu überwinden, so wird die Anlegung von schiefen Flächen, auf welchen man, wie bey den Kanälen, auf einmal auf- oder niedersteigt, nothwendig, um vorher und nachher eine so viel möglich ebene Fläche zu gewinnen. Auf diesen schiefen Flächen kann Wasser oder Pferde- oder Dampfkraft angewendet werden, um die Lasten aufwärts zu schaffen. Bei gleich starkem Transport in beiden Richtungen ist die Compensationsmaschine, mittelst welcher man die hinaufgehenden Wagen durch das Gewicht der herabgehenden in die Höhe zieht, am vortheilhaftesten. Was an dem herabgehenden Gewicht fehlt, wird am einfachsten und wohlfeilsten durch auf Wagen gestellte Wasserbehälter ersetzt, die mittelst einer oben angebrachten Cisterne gefüllt und unten wieder ausgeleert werden. Eine so viel möglich gerade Linie wird erfordert, weil der Eisenbahnwagen in seiner bisherigen Form sich bei Krümmungen gegen die Schienen um so stärker reibt, je kürzer die Krümmung ist, wodurch Kraftverminderung und Beschädigung der Schienen verursacht wird. Inzwischen lassen sich diese Krümmungen ebenso wenig ganz vermeiden als die Steigungen. An der Liverpool- und Manchesterbahn beträgt der Radius der kürzesten Krümmung 540 Fuß, an der Baltimore- und Ohiobahn 400 Fuß, doch

Digitized by Google

gibt es auch andere, deren Radius nur 250 Fuß beträgt. Die Kunst hat übrigens dieser Unbequemlichkeit bereits bedeutend abgeholfen, und wird sie wahrscheinlich gänzlich beseitigen durch Verbesserungen an den Achsen und Rädern des Eisenbahnwagens. Knight, Hauptingenieur der Baltimore- und Ohiobahn, versichert in seinem Bericht vom 1. October 1831, die von ihm gemachten Verbesserungen seyen so wirksam, daß er eine Krümmung von 400 Fuß Radius, ohne allen Nachtheil für die Bahn, mit einer Schnelligkeit von 3 Meilen in der Stunde durchfahren könne. Früher schon hatte unser verdienstvoller kürzlich verstorbener Landsmann, Ritter v. Baader zu München, eine Erfindung angekündigt, mittelst welcher er im Stande ist, eine Krümmung zu befahren, deren Radius nur 20 Fuß beträgt. Es ist nur zu bedauern, daß dieser verdienstvolle deutsche Mechaniker nicht in den Stand gesetzt ward, diese und andere Verbesserungen öffentlich zu erproben. (Eine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand findet sich von diesem Techniker in Dingler's polytechnischem Journal Jahrgang 1822. Bd. 7. Seite 1. mit kolorirten Abbildungen.)

Das Fundament der Bahn ist nach dem Boden und der Art des Oberbaues verschieden. Eine Eisenbahn mit ganz hölzernem Oberbau erfordert auf ebenem festem Grunde nichts als einen niedern 16—24 Fuß breiten Kies oder Erddamm mit Gräben auf beiden Seiten, welcher in manchen Gegenden nicht über 3- bis 6000 Thaler für die deutsche Meile kosten wird, worauf, nachdem er sich gesetzt hat, die Querhölzer unmittelbar zu liegen kommen. Massive Bahnen erfordern von drei zu drei Fuß steinerne Unterlagen, welche auf einem besondern, oder auch durch Gräben fortlaufenden Fundament von zerschlagenen und fest gestampften Bruchsteinen ruhen. Fortlaufende Mauern sind nur an Abhängen, oder wo der Grund nicht fest genug ist, erforderlich. Für eine doppelte Bahn werden auf die deutsche Meile 10—12 Morgen Landes zu 40000 □Fuß erfordert.

Der Oberbau der Bahnen ist ebenfalls sehr verschieden. Wo Holz wohlfeil ist, Eisen theuer, das Kapital schwer aufzutreiben und der Transport nicht sehr groß, ist es am gerathensten, vorläufig eine einfache Bahn von Holz zu legen, die Straße aber, auf welche die Bahn gelegt wird, so vollkommen als möglich herzustellen und für ein doppeltes Geleis einzurichten, damit später, wenn der Transport durch den Einfluß der hölzernen Bahn auf den Verkehr sich so vermehrt hat, daß der Ertrag derselben die Maaßregel rechtfertigt, ein zweites massives Geleis gelegt werden könne. Einzig in Folge dieses klugen, den Landesverhältnissen angemessenen Verfahrens ist es den Nordamerikanern möglich geworden, jetzt schon so riesenhafte Werke zu unternehmen. Es werden dort 6—8 Fuß lange Querhölzer von hartem Holz von drei zu drei Fuß auf den Damm fest aufgelegt; in dieselbe 15—21 Fuß lange, 9 Zoll hohe und 5 Zoll starke Geleisebäume vom besten Tannenholz oder noch besser von eichenem Holz eingekämmt und unter sich verbunden, auf die innere Kante dieser Geleisebäume eiserne 2—$2^1/_4$ Zoll dicke und $^1/_2$ bis $^5/_8$ Zoll starke Schienen, welche zu diesem Behufe mit Bohrlöchern versehen werden, aufgenagelt, und das Holzwerk wird mit Theer bestrichen. Das hiezu erforderliche Eisen wiegt ungefähr 1200 Centner für die deutsche Meile und kostet etwa 8000 Thaler; das Holzwerk wird in den meisten Gegenden nicht über 8000 Thaler kommen und dauert 10—20 Jahre. Es ist berechnet worden, daß die Ersparniß an Interessen, Zwischenzinsen, und die Mehreinnahme an Bahnzöllen, weil die Bahn viel schneller zu Stande kommt, binnen einem Zeitraume von 7 Jahren über 30,000 Thaler auf die deutsche Meile beträgt.*) Dagegen kostet die vollständige Erneuerung des Holzwerkes ungefähr 8000 Thaler für die deutsche Meile nach einem Zeitraume von 10 — 20 Jahren; die eisernen Schienen aber verlieren, wie durch mehrere Versuche erprobt worden ist, jährlich nicht mehr als $^1/_{272}$ ihres Gewichtes. Die Behauptung, daß diese Anlagen nicht solid und ein Rückschritt im Eisenbahnbau seyen, ist nicht gegründet. Sie leisten ganz dieselben Dienste wie die massiven Bahnen, und sind eben so gut mit Dampfmaschinen zu befahren, zumal wenn man die in Nordamerika übliche Verbesserung in Anwendung bringt, diese Maschinen auf sechs bis acht Räder zu stellen, und so das Gewicht derselben auf mehrere Punkte zu vertheilen. Eine hölzerne Bahn erfordert nur den dritten Theil des Kapitals einer massiven, also nur den dritten Theil des Transports, um eine eben so große Dividende zu bringen, als eine massive; dabei verdreifacht sie diesen Transport leicht im Lauf von 10—15 Jahren und gibt also nebenbei noch die Mittel zu Erbauung einer massiven. Diese Verhältnisse verdienen in Deutschland in reifliche Erwägung gezogen zu werden, da auf der Erkennung und Anerkennung derselben die Hoffnung beruht, bald große Nationalwerke dieser Art bei uns erstehen zu sehen.

Zwischen jenen und den massiven Bahnen gibt es noch Mittelarten. Es werden entweder von drei zu drei Fuß Hausteine auf ein Fundament von Bruchsteinen gelegt, in die obere Fläche derselben Löcher gemeißelt, diese mit hölzernen Pflöcken ausgefüllt, auf diesen Pflöcken Sitze von Gußeisen befestigt, in diese Sitze hölzerne Schienen von der bereits angeführten Art gelegt, unter sich verbunden und mit leichten eisernen Schienen beschlagen, wie an der Hudson- und Mohawk-Eisenbahn im Staate New-York; oder man legt auf ein fortlaufendes Fundament von Bruchsteinen zwei fortlaufende Reihen von behauenen Steinen, fügt sie gut zusammen und beschlägt sie mit leichten eisernen Schienen, wie bei einem Theile der Ohio- und Baltimore-Eisenbahn. Bei allen diesen Arten erspart man $^2/_3$ — $^3/_4$ des zu ganz massiven Bahnen erforderlichen Eisens. Letztere werden besonders in denjenigen Gegenden von Deutschland anwendbar und vortheilhaft seyn, wo gute Steine leicht und wohlfeil zu haben sind. (Forts. f.)

*) Vergleiche List, „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über eine Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. (Leipzig 1833) und die Berichte des Leipziger Eisenbahn-Comités.

Wichtige Erscheinung für den deutschen Getreide-Handel.

Nordamerika versendet bekanntlich seinen Ueberfluß an Getreide nicht im Korn, sondern als Mehl; als äußerst sorgfältig bereitetes und mithin dauerhaftes Mehl! In dieser Gestalt — aber auch nur in dieser — stehen ihm die Märkte von Westindien, Südamerika u. a. m. für seinen Weizen offen und seine Ausfuhr darin beläuft sich jährlich auf fünf Millionen Fässer Mehl, was 250,000 Last Weizen gleich zu achten ist. — Was hält Deutschland ab, Aehnliches zu thun, — gleich gutes auf Dampf-Mehlmühlen bereitetes Dauer-Weizenmehl zu liefern und mit Nordamerika in Konkurrenz zu treten? Nach den jetzigen Getreidepreisen wäre dieß mit Nutzen auszuführen; auch ist ein solcher Plan zu einer Zeit ähnlich niedriger Preise im Jahr 1824 à 25 (man erlaube mir zu sagen, von mir zuerst) öffentlich zur Sprache gekommen, und das Gewerb-Institut in Berlin hat damals die rühmlichsten Anstrengungen unter großen Geld-Opfern gemacht, die nordamerikanische Mehl-Mahlmethode auf den vaterländischen Boden zu verpflanzen, wovon die wohlthätigen Folgen auch noch fühlbar sind und nicht untergehen werden! Dennoch unterblieb die gewünschte Mehl-Ausfuhr nach einem größern Maßstabe und in direkter Konkurrenz mit Nordamerika! Der Grund davon läßt sich auf drei Dinge zurückführen. Einmal: weil die Getreidepreise stiegen und das Aufsuchen entfernter Märkte dadurch minder dringend ward; Zweitens: weil die Einführung der Dampf-Mahlmühlen

Digitized by Google

weder rasch genug, noch allgemein genug stattfand; Drittens und hauptsächlich: weil zu dem Handel mit Mehl nach Westindien und Südamerika eine so aktive und besonders spekulative Rhederei erforderlich ist, wie wir sie nicht besitzen! Es fehlt uns also nicht an dem passenden Urstoff, wohl aber an der hinlänglich vollkommenen Bereitungsmethode, und an den erforderlichen Beteiebsmitteln, um einen bedeutenden Abzugs-Kanal für deutsches Getreide da zu finden, wo ihn die Nordamerikaner für ihren Ueberfluß an Weizen besitzen. Nun geht man aber in England mit einem Plane schwanger, der uns zum großen Theil dasjenige ersetzen wird, was uns für die angedeutete Ausfuhr unseres Weizens mangelt. Man will nemlich im Entrepot von Liverpool fremdes Getreide nach amerikanischer Methode zu Mehl mahlen lassen und Handel damit nach Westindien und Südamerika treiben, also in direkte Konkurrenz mit den Vereinigten Staaten treten. Bei der anerkannten Vollkommenheit englischer Maschinen, wird Niemand bezweifeln, daß man in Liverpool nicht eben so gutes Mehl bereiten könne, wie in Nordamerika; ebenso wenig fehlt es England, und namentlich dem Hafen von Liverpool, an unternehmenden spekulativen Rhedern, und es ist also, um das Projekt zur Ausführung zu bringen und es mit dem besten Erfolg zu krönen, nichts erforderlich, als, — die Erlaubniß des britischen Parlaments, um welche jetzo nachgesucht wird, — und hinlänglich guter und billiger deutscher Weizen zur Verfertigung des Mehls! Trügt uns aber nicht Alles, so können wir diesen zur Genüge liefern! Dieß wäre denn eine wichtige Erscheinung für den deutschen Getreide-Handel, die nicht unbenutzt bleiben sollte. Die zweite, noch eigenthümlichere ist, daß man von Bremen schreibt: „Im vorigen Herbst sey eine Ladung Weizen nach Nordamerika gesandt worden, welche dort in Mehl vermahlen und nach den südlichen Staaten der Union weiter verführt werden solle, wo die vermehrte Nachfrage nach Baumwolle die Grund-Eigenthümer veranlaßt hat, den Getreide-Bau aufzugeben und ihn durch die einträglichere Baumwollen-Zucht zu ersetzen. Die Ausfuhr der nördlichen Staaten an Weizen-Mehl beträgt zwar durchschnittlich im Jahre nicht weniger als 5 Millionen Fässer, aber diese finden allein einen vortheilhaften Absatz in Westindien und Südamerika, dergestalt, daß für die Märkte von Carolina, Georgia, Luissana und andere südliche Staaten der Union, nicht hinlänglich Getreide vorhanden ist." Also auch nach Amerika wäre Aussicht, unseren Weizen für die dortige Mehl-Vermahlung mit Nutzen zu verführen! Wenn nun auch, wegen der ungleich weitern Reise diese Aussicht jener, einer Versendung nach England, an Annehmlichkeit nicht gleichkommt, so ist sie doch nicht zu verachten, sondern verdient vielmehr von unseen Kornhändlern ernstlich in's Auge gefaßt zu werden. Beide Kanäle können sowohl für den deutschen Getreidehandel, wie für die deutsche Rhederei von großer Wichtigkeit werden. (Organ.)

Hinrichtung des Lacenaire und Avril zu Paris, am 9. Januar d. J.

(Aus der Gazette Tribunaux.)

Es bleibt für die Menschheit immer ein betrübender Anblick, wenn das strafende Gesetz ein Glied derselben ausstoßen muß, um Verbrechen zu sühnen. Doppelt schmerzhaft wird es aber, wenn ein solcher Verbrecher seine Uebelthaten rechtfertigen und den Mord gewissermaßen zu einer erlaubten Doctrine zu erheben sucht, wie dies der gottesläugnerische Lacenaire, dessen Verbrechen s. Z. in einer Beilage zur Augsburger Abendzeitung mitgetheilt wurden, vor dem Assisenhofe von Paris that. Es dürfte daher für den Psychologen und den Religionsfreund von gleich großem Interesse seyn, zu erfahren, wie sich dieser Idiot am Schlusse seines verbrecherischen Lebens benahm, weshalb wir diesen letzten Akt hier umständlich beschreiben:

„Gestern Abend um 9 Uhr wurde Lacenaire auf der Conciergerie benachrichtigt, daß er sich anschicken möge, um nach Bicêtre gebracht zu werden. „Nun!" sagte er, „ich wünsche nichts sehnlicher, als daß der Spaß morgen endlich einmal zu Ende gehe."

„Avril lag in tiefem Schlafe; er zeigte bei dieser Nachricht viele Ruhe und äußerte ebenfalls den Wunsch der baldigen Vollziehung seines Urtheils."

„Um halb eilf Uhr kamen die Verurtheilten im Bicêtre an. Das Motiv zu dieser Aenderung ihres Aufenthaltes war ihnen sorgfältig verborgen worden; sie erklärten aber: man möge sie nur nicht für so einfältig halten, als daß sie die Ursache nicht wissen sollten, und diese sey keine andere, als daß sie am nächsten Tage hingerichtet würden. Und unmittelbar darauf sangen beide die Parisienne. Hierauf wurden sie in abgesonderte Zimmer eingesperrt. Obgleich von einander getrennt, konnten sie doch mit angestrengter Stimme mit einander reden und so hörte man denn, wie Lacenaire zu Avril sagte: „Es ist kalt, es feiert; in der Erde wird es Morgen sehr kalt seyn." —

Diesen Morgen um 6 Uhr wurden die Geistlichen Montès und Azibert zu den Verurtheilten geführt. Lacenaire empfing den Abbé Montès mit vieler Aetigkeit. „Ich danke Ihnen sehr," sagte er ihm, „für Ihre Aufmerksamkeit und Ihren guten Willen; allein es thut mir leid für die unnütze Mühe, die Sie sich geben; es ist Ihnen bekannt, daß Alles dies sich nicht mit meiner Ansicht vereint, darum kann ich ihre Dienste nicht annehmen." Demohnerachtet hat dieser nämliche Lacenaire, durch einen unerklärlichen Contrast, gestern noch ein Gebet an Gott in Versen verfaßt, dessen Schluß also lautet:

„Dieu que j'invoque, écoute ma prière!
Darde en mon âme un rayon de ta foi,
Car je rougis de n'être que matière,
Et cependant je doute malgré moi . .
Pardonne moi, si dans ta créature
Mon oeil superbe a méconnu ta main
Dieu, — Le néant — Notre ame — La nature,
C'est un secret; je le sauvais demain!"

Conciergerie, 8. Janvier 1836.

Dich rufe ich o Gott! erhör' mein Beten,
Erleucht' durch einen Strahl des Glaubens mich,
Materie blos zu seyn, muß ich erröthen
Und dennoch wider Willen, zweifle ich . . . .
Vergieb, wenn ein Geschöpf, mein stolzes Wesen
Bisher verkannte deiner Hände Spur.
Das Nichts — Des Menschen Seele — Die Natur —
Sind Räthsel die das Morgen, mir wird lösen.

„Avril hingegen empfing den Abbé Azibert mit großer Sehnsucht; er hörte die Gebete und Ermahnungen des achtbaren Geistlichen mit vieler Ergebung an und äußerte selbst ein tiefes religiöses Gefühl: „Mein Herr Abbé," sagte er ihm, „ich bitte Sie um die Erfüllung eines meiner Wünsche; sagen Sie Morgen den Gefangenen in Bicêtre, daß ich von der bittersten Reue über meine Thaten befallen bin; sagen Sie ihnen, daß sie von mir ein Beispiel nehmen sollten; ich bin sehr schuldig, ich weiß es; wäre ich nicht, als ich noch klein war, meiner Eltern beraubt worden, so würde ich jetzt nicht hier seyn." —

„Schon bereits vor sechs Wochen hat Avril die nemlichen Empfindungen ausgedrückt in nachfolgendem Schreiben an seine ehemaligen Kameraden zu Boissy, das man nicht ohne Interesse lesen wird:

„Meine Freunde! Ich bin vielleicht unwürdig, Euch meine gegenwärtige Lage wissen zu lassen; allein ich habe ein zu großes Vertrauen auf Euer Mitleid, das, wenn es auch meine Verbrechen nicht verzeiht, mich doch bedauert. Seyd versichert, daß ich mit mehr Muth zum Tode gehe, als ich hatte, um einen Mord zu begehen. Meine Freunde! wenn ich Euch daher meine

Digitized by Google

Lage schildere, so geschieht es nur, um Euch als abschreckendes Beispiel zu dienen, daß ihr nicht werden möchtet, was ich bin; hätte ich Euch, die ihr mit mir in der nemlichen Werkstätte arbeitetet, gefolgt, so wäre ich nicht in der Lage, worin ich mich jetzt befinde; denn ihr alle habt mich oft dringend gebeten, den Umgang mit Lacenaire zu vermeiden; nicht als klage ich ihn wegen meines Unglücks an, nein! allein hätte ich ihn nicht gekannt, so wäre ich nicht in so viele Versuchungen gerathen. Auch beklage ich mich nicht, weil ich mich jetzt mit meinem Geschicke versöhnt habe und so ruhig, ja so glücklich bin, als es in einer solchen Lage möglich ist. In einigen Tagen werde ich gar nicht mehr leiden, meine traurige Existenz wird aufgehört haben. Denn wisset, meine Freunde, ich weiß zwar nicht, ob Ihr uns es glauben werdet, jetzt fühle ich mein Gewissen erleichtert und bin glücklich; seitdem ich meine Verbrechen aufrichtig bekannt und bereut habe, fühle ich mein Herz, mein Gewissen von einer Centnerlast befreit. Anfangs hatte ich mir vorgenommen, in einem versteckten Läugnen zu beharren; ich wollte sterben, ohne zu sagen: „Ja ich bin es, der dieses Verbrechen, diesen Mord begangen hat.“ Allein die Kraft gebrach mir dazu. Die Angst, der innere Richter, das Gewissen, erstickte mich; ach! wie namenlos unglücklich war ich in jener Zeit, — ich war mit lebendigem Leibe in der Hölle. — Himmel ist dagegen das Gefühl, was jetzt meine entlastete Seele bewegt. Ich beklage nur einen Menschen bei unserer Sache; es ist Francois, der zu immerwährender Zwangsarbeit verurtheilt ist; wie unendlich viel wird dieser Unglückliche noch zu leiden haben, bis ihm das Glück zu Theil wird, das mir nun bald beschieden ist. Ich schließe diesen Brief, indem ich Euch ein ewiges Lebewohl sage.

Paris, 17. November 1835. Victor Avril.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz unter der Erde.

In Beziehung auf die in öffentlichen Blättern mitgetheilte Nachricht, daß dem Vernehmen nach in Wien Jemand eine neue Erfindung ausführen wolle, durch welche die Beförderung der Korrespondenzen so sehr beschleunigt wird, daß man in 36 Stunden einen Brief nach Paris schicken könne, sind wir im Stande, folgendes nähere Detail mit zutheilen: Es hat nemlich, so viel uns bekannt, das hiesige Großhandlungshaus Ritter v. Hohenblum auf die Errichtung von Eilkorrespondenzbahnen nicht nur ein Privilegium nachgesucht, sondern dasselbe bereits von der k. k. allgemeinen Hofkammer für die ganze österreichische Monarchie erhalten. Die Erfindung soll im Wesentlichen darin bestehen, daß man in einem eigens errichteten, 3 bis 4 Schuh unter der Erde fortlaufenden, mit Ziegeln überwölbten Kanale, in welchem zweckdienlich vorgerichtete Röhren als Bahn eingelegt sind, Briefe in verschlossenen eisernen, zum Verspeeren gerichteten Kästchen, welche 2- bis 300 Briefe fassen, mittelst stabiler mechanischer oder animalischer Kräfte mit einer so ungeheuren Schnelligkeit weiter befördern kann, daß eine deutsche Meile in 10 Minuten zurückgelegt wird, ohne daß eine ungünstige Witterung, schlechte Wege oder Gebirge dieser Schnelligkeit hinderlich seyn können, sonach die Briefe auf eine solche Art bei der Expedition verwahrt werden, daß ungeachtet der enormen Schnelligkeit nicht die geringste Gefahr einer möglichen Beschädigung bei dem Transporte denkbar ist, und da die Einrichtung getroffen werden soll, daß nebst der täglichen Post wo jedesmal zehn und auch noch mehr Kästchen zugleich abgehen können, auch noch alle halbe Stunden Separatbriefe expedirt werden können, so dürfte diese Anstalt auch zur Beförderung aller Staffetten benutzt werden. Unter diesen Umständen glauben wir nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß diese Unternehmung, die für die Industrie aller Staaten von so großer Wichtigkeit ist, gewiß sowohl in der Handelswelt, als im übrigen Publikum allgemeine Theilnahme finden dürfte, und sind der Ueberzeugung, daß dieselbe, bei der bekannten Thätigkeit des Unternehmers, nur die günstigsten Resultate rücksichtlich einer baldigen Ausführung erwarten lasse. (Wiener Th. Z.)

Während man so in Wien mit dem Projekt einer unterirdischen Postverbindung umgeht, hat ein erfinderischer Kopf ein ähnliches Mittel für die Korrespondenz zwischen den belgischen Handelsstädten und Paris ausgedacht. Sie soll durch eiserne Röhren, ganz den Röhren der Gasbeleuchtung ähnlich, befördert werden. Die Briefe würden in eine hohle Kugel eingeschlossen, die mittelst einer Luftpumpe mit gepreßter Luft fortgeschafft werden soll. Die Korrespondenz aus Paris würde so binnen einer Stunde befördert werden können. Die Einrichtungskosten wären $1\frac{1}{2}$ Mill. Francs. Man sieht, daß der belgische Erfinder es dem Wiener bereits zuvorthut, da dieser zu seiner Korrespondenz mit Paris 36 Stunden in Anspruch nimmt.

Schifffahrt unter dem Wasser.

Die „Böesenhalle, meldet aus Paris vom 24. Dec. v. J: Das drollige Fahrzeug des Hrn. Villerois setzt seine Taucherversuche fort, die kürzlich in Gegenwart eines Ingenieurs und eines fremden Marine-Offiziers mit Erfolg gezeigt worden sind.

Die Bewegungen dieses Fahrzeuges, welche unter dem Wasser, oder vielmehr unter dem Eise ausgeführt wurden, haben dreiviertel Stunden gedauert und zwar so, daß nicht die geringste Verbindung mit der äußern Luft Statt fand. Während der Ingenieur in einem Boote alle Manöver der Maschine mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte, unterhielt sich der Marine-Offizier, welcher sich mit dem Erfinder unter Wasser befand, ganz ruhig mit diesem über die Bewegungen und das Außerordentliche der neuen Fahrt. Nach mehrmaligem Untertauchen und wieder Emporkommen erhob sich der Fisch über das Eis und unsere Taucher gingen aus demselben heraus, ohne die geringste Unbequemlichkeit oder Frost empfunden zu haben.

Toaste.

Heer Prof. Hofmann brachte bei dem am 10. Nov. zu Breslau gefeierten Schillerfest folgende Toaste aus:

I.

Es leben die Poeten! die erhabenen begrabenen, und die strebenden lebenden, innig entfaltenden, minnig gestaltenden; klangentzückten, entzückenden, sangbeglückten, beglückenden, bei Erlebnissen, bei Begebnissen, bei Begräbnissen, bei Hoch- und bei noch andern Zeiten und Gelegenheiten. Es leben alte Poeten auf Erden, die's heute schon sind und morgen noch werden.

II.

Es leben die Philister, ihre Gevatteen und ihre Geschwistee! Die Poetenverachtee, Monetenbetrachter, die Lackier und Muckser, die Pfennigfuchser, die Macker und Apfelzucker, die Agio- und Taxen-Kucker, die Linsenwähler und Zinsenzähler, die Couponsschneider und Hungerleider, die, wo andere vor Freude weinen, gleich mit dem Regenschirm erscheinen; und wo die Freude droht einzuschlagen, den Blitzableiter in der Tasche tragen; die den Teufel scheuen und sich wie Teufel freuen; die nicht mehr mit dem Zopfe prangen, und doch am Zopfe hangen; den Pantoffelgedrückten, Kartoffelentzückten, Wasser-Verprasser. Die sich mit der Schlinge der Mäßigkeit schnüren, und doch die Klinge der Gefräßigkeit führen; die in lauter Formen und Normen sich bewegen, in lautes Schmiegen und Biegen sich regen; die auf dem Stuhle des Schlendrians sitzen, und in der Schule des Bocksbeutels schwitzen. — Es leben die Philister und ihre Geschwistee! Denn — wenn die Philister nicht mehr leben, so wird es auch keine Poeten mehr geben!

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 5. (Fünfter Jahrgang.) 1830.

Hinrichtung des Lacenaire und Avril zu Paris, am 9. Januar d. J.

(Schluß.)

„Um 6 Uhr wurden beide Verurtheilte in die Kapelle geführt, um dem Gebete für die Sterbenden beizuwohnen. Avril war ruhig und gesammelt; Lacenaire war bleich und suchte gleichgültig zu scheinen gegen das, was um ihn vorging.

Nach Endigung dieses Gebetes verlangte Lacenaire eine Tasse Kaffee mit einem Gläschen Branntwein, welches er mit Avril theilte. Seiner Seits ließ sich Avril ein Glas Branntwein geben, welches er gleichfalls mit Lacenaire theilte. „Für die kurze Zeit," sagte Lacenaire, „die uns hier noch übrig bleibt, muß man seinen alten Gewohnheiten nicht entsagen" — und hierauf zog er eine Cigarre aus der Tasche, steckte sie an und rauchte. In diesem Augenblick trat der Scharfrichter mit seinen Gehülfen ein, Lacenaire folgte ihnen stillschweigend. Beim Eintritt in das Vorzimmer der Greffe legte Lacenaire seine Cigarre auf den Ofen und setzte sich auf das verhängnißvolle Tabouret, auf welchem die zur Hinrichtung vorgeschriebene Kleidung angelegt wird; während dieser allgemein unter dem Kunstausdruck: „Toilette" bekannten Action wurde Lacenaire abermals bleich. „Seyn Sie doch so gütig, mir meinen blauen Ueberrock zu holen", sagte er, „ich wünsche ihn heute zu tragen." (Diesen nemlichen Rock trug er bei der Verhandlung seines Prozesses vor den Assisen.) Als er hierauf den Direktor bemerkte, sagte er diesem: „Ah! Herr Becqueret, ich hatte Sie für diesen Morgen um ein wenig Papier und Dinte bitten lassen, . . . man hat es wahrscheinlich vergessen, nun, setzte er mit einem gezwungenen aber fürchterlichen ironischen Lächeln hinzu, — es ist für Morgen. Dann wandte er sich an den Generalinspektor der Gefängnisse und sagte diesem: Herr Olivier-Duseesne, ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen und danke Ihnen herzlich, daß Sie gekommen sind, bei meinem letzten Lebensmomente gegenwärtig zu seyn.

Nachdem diese Vorbereitungen beendigt waren, wurde Lacenaire in einen andern Saal gebracht. Man hatte bemerkt, daß während dieses traurigen Geschäfts der Toilette, welches bei dem Schein zweier Lampen verrichtet wurde, Lacenaire sichtbar niedergeschlagen wurde: man sah, wie er sich alle Mühr anthat, um die Festigkeit zu zeigen, womit er sichtbar groß gethan hatte; allein das Herz, der Muth dazu gebricht ihm, und nur mit Mühe hört man ihn einige kurze, abgebrochene Worte hervorbringen.

Nun kam die Reihe der Toilette an Avril. „Wo ist denn Lacenaire, sagte er ruhig, ist er schon abgeführet? Einer der Gehülfen macht ihm ein Zeichen mit dem Kopf (denn es ist der Gebrauch, daß sie niemals mit dem Verurtheilten sprechen) daß er sich im Saal der Greffe befinde.

„So! gut, gut. Avril unterwirft sich schweigend den ersten Vorbereitungen der Toilette, als aber einer der Gehülfen sich anschickte, ihm die Haare abzuschneiden, sagte er: „Diese Arbeit habe ich euch erspart; ich habe bereits geahnt, wie es kommen werde, und habe daher schon vorgestern mir die Haare selbst abgeschnitten, sehet her! aber gebt mir sogleich eine Todtenmütze, denn es wird mir kalt auf dem Kopfe," und hierauf stund er mit Lebhaftigkeit auf, grüßte alle anwesenden Personen und sprach: „Laßt uns jetzt zu meiner Bestimmung abgehen; lebt wohl, auf ewig, meine Freunde!"

„Während dieser Zeit saß Lacenaire still und unbeweglich auf der Greffe; im Augenblick des Abgehens wurde er von einem unwillkührlichen Schauder überfallen und folgte nur unsichern Schrittes dem Avril.

„Während der etwas lange gedaueeten Fahrt beobachteten die Verurtheilten ein tiefes Schweigen, das nur einmal von Avril mit einer Bemerkung über die Kälte und eines wahrscheinlich schönen Tages unterbrochen wurde.

„Gegen 9 Uhr kam der Zug am Fuße des Schaffots an. Lacenaire stigt schnell vom Wagen; die Blässe seines Gesichtes ist zum Erschrecken; sein Blick ist unsicher, und vergeblich sucht er nach Worten, um zu sprechen, er kann nichts hervorbringen. Avril steigt leicht und zuversichtlich vom Wagen; er betrachtet mit Ruhe das Publikum, dann tritt er zu Lacenaire, umarmt ihn und sagt: „Nun Alter! Muth . . . ahme mir nach . . dies war sein letztes Wort, unmittelbar darauf flog sein Kopf vom Rumpf.

„Während dieses furchtbaren Augenblicks befindet sich Lacenaire am Fuße der Stiege . . . der Abbé Monès war bemüht, seine Aufmerksamkeit von diesem schrecklichen Schauspiele abzuwenden; er bemerkte es, und sagte mit angegriffener Stimme: Ah bah! Vergeblich macht er Anstrengung, um muthvoll zu scheinen, er vermag es nicht. „Ist Herr Allard hier?" sagte er mit erlöschender Stimme. — Ja, antwortete ihm Herr Decaulers, Vorgesetzter des Sicherheitsdienstes. Es . . . freut — mich . . . sehr, sagte er zitternd. Er hatte angezeigt, er werde eine Rede an das Volk halten; er hatte aber dazu keine Kraft; seine Knie zitterten, sein Gesicht wurde ganz desorganisirt; er konnte nicht allein die Stiege hinauf gehen, er mußte unterstützt werden. So machte der fatale Fall des Guillotinemessers bald seinen Todesängsten und seinem Leben ein Ende.

„Man erinnerte sich an die Allocution, welche François vor dem Assisenhofe dem Lacenaire gegenüber hielt, worin er u. A. sagte: „Wenn ich zum Tode verurtheilt werden sollte, so werde ich festen Schrittes und mit Muth mein Schicksal erfüllen; Du aber, Elender, Schurke, Du wirst Dich krümmen wie ein Wurm und wirst nur als ein Feiger sterben." —

„Man hatte die Hinrichtungszeit sorgfältig verschwiegen, darum waren auch nur 5 bis 600 Personen anwesend und darunter — als eine Merkwürdigkeit, — nur sehr wenig Frauen.

Digitized by Google

„Nach den Verhandlungen vor den Assisen haben mehrere Schriftsteller versucht, ein Charakterbild von Lacenaire zu entwerfen. Wir (sagt die „Gazette de Tribune") enthielten uns jeder Bemerkung; wir erwarteten eine entscheidendere Probe und diese hat unsere Vorsicht nicht getäuscht. Man hat Lacenaire nach der Rolle beurtheilen wollen, die er seit seiner Arrestation gespielt hat: man hat ihn falsch beurtheilt. Lacenaire war nicht (was er seitdem hat scheinen wollen) ein Mensch, der sich durch die Schuld seiner Mitmenschen unglücklich glaubt, der zwischen dem Selbstmord und dem Verbrechen schwankt und sich daher dem Verbrechen in die Arme wirft, weil die Menschheit ungerecht und grausam gegen ihn war; nein, Lacenaire war kein Mörder aus System, der eine Schuldverschreibung gegen die Gesellschaft ausstellt, seinen Kopf als Einsatz gibt und mit seinem Dolche arbeitet, wie andere mit ihrer Feder. . . Nein! Gott sey Dank, dergleichen Menschen gibt es nicht. Dies ist der Lacenaire, wie er vor dem Assisenhofe eine fürchterliche Rolle spielte; dieses Bildes werden sich wahrscheinlich die immerfertigen Dramaturgen und Romanschreiber bemächtigen aber, sagen wir es laut, zur Ehre der Menschheit, sagen wir es, um die ganze Gesellschaft zu beruhigen, — es wird diesem Menschen, der eben auf dem Schaffot sein schuldbelastetes Leben aushauchte, nicht gleichen.

„Lacenaire wurde Verbrecher, weil sein ausschweifendes Leben, das Spiel, die Faulheit, ihm die Mittel zu einer solchen Existenz auf keinem andern redlichen Wege verschaffen konnten. Er wurde erst Dieb, dann Räuber und Mörder, aber nicht, weil ihm dieses als eine licite, erlaubte Sache erschien, sondern weil er Leidenschaften nähren wollte, die durch den Verdienst eines ehrlichen Gewerbes nicht befriedigt werden konnten und weil er hoffte (und welcher Schlechte hofft dies nicht), daß der Tag der rächenden Gerechtigkeit nicht erscheinen würde *)

„Lacenaire aber besitzt viele Eitelkeit, einen gebildeten Geist, eine seltene Intelligenz, eine ungewöhnliche Fähigkeit — und deßwegen hat er die Nothwendigkeit erkannt, seinem Räuber- und Mörderleben einigen Relief zu geben. Hieraus erklärt sich die Rolle, die er mit so viel Wahrheit, aber doch nur so lange gespielt hat, als der Tod ihm ferne schien und die Hoffnung ihm geblieben war; hieraus erklärt sich der Charakter, den er sich angedichtet hatte, der nicht der seinige, nicht der irgend eines Menschen ist. Er konnte sein Verbrechen nicht mehr leugnen, denn er war bekannt; er konnte es nicht rechtfertigen, denn die Einzelheiten waren scheußlich, er setzte sich daher in den Standpunkt eines unbeugsamen Logikers, der strafbar geworden ist, nicht aus Verderbtheit, sondern aus System, der stiehlt und mordet, weil er die sociale Theorie in ihrer Tiefe studirt hat: verdammungswürdiger Charlatanismus! und dieser Mensch, den ungeschickte Scribler gewissermaßen als einen Philosophen dargestellt haben, erfaßt diese Sympathie, welche für ihn erstanden — er, der Räuber, der zum Tode verurtheilte Mörder, macht sich zum Gelehrten, appellirt an die Publizität, spricht von seinem Talente, verfaßt Memoiren . . . worin er wahrscheinlich auch seine s. g. Theorien auf die bekannte Weise bekannte Weise behandelt; was diese indessen auch enthalten mögen, so wird es für alle diejenigen, die sie lesen, unterrichtend seyn, zu erfahren, wie dieser riende Histrion, der sich in Gegenwart des Verbrechens und des Schaffots so leicht geberdete, geredet hat.

„Lacenaire, der Materialist, der freudige und poetische Mörder, starb zitternd; er, der an nichts glaubte und keine Reue fühlte, wurde todtblaß und wankte, als er das Blutgerüst bestieg; vergebens suchte er, seine Rolle bis ans Ende zu spielen, die Kräfte fehlten ihm dazu.

„Neben ihm befand sich ein anderer Schuldiger, ein Mann, der die ganze Größe seines Verbrechens bekannt hatte; ein Mensch, der bereute, der nicht sagte, mit diesem Leben sey alles geendet, dieser Mensch starb mit Seelenruhe und Entsagung — dieser Mensch war Avril, der unter dem Block des Henkers noch zurief: Nun denn! Muth gefaßt! heute gilt es, denselben zu bewähren; ahme mir nach!

*) Wir glauben noch folgenden Zug Lacenaires anführen zu müssen: Zu den Personen, von denen er Geld zu erpressen gewußt, gehört auch Hr. Scribe. Zu diesem begab sich nämlich Lacenaire im Juni v. J. mit der Erklärung, er sehe sich genöthigt, schnell abzureisen und ersuche ihn um Reisegeld. Scribe gab ihm auch wirklich einiges Geld, worauf Lacenaire äußerte: „Ich werde dieß stets dankbar anerkennen, aber ich muß Ihnen nur offen gestehen, daß hätten Sie mir meine Bitte abgeschlagen, Sie weder Vaudevilles, noch Opernlexte, noch Lustspiele mehr schreiben würden."

Dem Halley'schen Kometen ein Lebewohl!

So fahr' denn wohl! dich hält nicht unser Sehnen;
Dein Glanz ist nicht für diese Welt der Thränen;
Auch Deine Wesen sehnen sich nach Ruh'.
Wohin du ziehst, kann kein Verstand ermessen;
Es gränzt dein Weg an psychisches Vergessen
Und führet wohl der Sel'gen Heimath zu.

Getaucht in Phöbos klarr Silberwelle,
Eilst du mit flüchtiger Gedankenschnelle
Im stillen Aether-Ocean dahin.
Wohl wird er einst zurück dich wieder fluthen,
Doch ach! dann werden deine sanften Gluthen
Nur über unser'r Grabeshügel zieh'n.

Wer ist's, der dich zur großen Wallfahrt reget?
Ist's eig'ne Kraft, die dich durch's All beweget?
Nein! du vergingst, noch eh' der Tag verblich.
Nicht spurlos kannst du in dem Raum verschwinden;
Wo Sonnenblicke selbst dich nicht mehr finden,
Wacht doch der Allmacht Auge über dich.

Gott lebet noch! was trauerst du, o Seele?
Was härmst du dich, daß Erdenglück dir fehle?
Auch dich — auch dich hält seine starke Hand?
Er, der dem heimathlosen Wandelsterne
Den Weg gebahnt in ungemeß'ne Ferne —
Gewiß, er hat auch deinen Gram erkannt.

Zu ihm den Blick, wenn unverdiente Leiden
Dich aus dem Kreis der Lebensfreuden scheiden,
Wenn dich die Welt ob deinem Schmerz verhöhnt;
Er lebt, ist über Menschenwahn erhaben!
Mag dich die Nacht des Elends auch begraben —
Er bleibt dein Gott, der jede Tugend krönt.

Fahr' wohl! die Pilgerzeit, sie ist verronnen;
Zieh' hin, am Quell des Urlichts dich zu sonnen,
Der sich nur Wesen dess'rer Art erschließt.
Vielleicht daß einst, wenn längst dein Bild verstoben,
Mein Geist, dem ird'schen Thränenthal entboben,
Von schön'rer Flur dich jenseits wieder grüßt.

G. Nebenstein.

Das Testament des Grafen Pembroke.

Die englischen „Journale" ziehen ein merkwürdiges historisches Dokument ans Tageslicht. Es ist das Testament, das der Graf von Pembroke, ein Zeitgenosse Karls des Ersten und Cromwell's hinterließ. Es lautet in der Hauptsache so: Ich Philipp, letzter Graf von Pembroke und Montgomery, körperlich sehr schwach, aber von trefflichem Gedächtniß, da der Tod

Digitized by Google

mir droht, und ich immer denen nachgegeben habe, die mir drohten, thue hiermit meinen letzten Willen kund: Erstens: Was meine Seele betrifft, so bekenne ich, daß ich oft davon gehört habe. Was ist die Seele? Was ist ihre Bestimmung? Gott weiß es. Ich weiß es nicht. Man spricht auch von einer andern Welt, wo ich nie war. Ich kenne auch keinen Fuß breit von dem Wege, der dahin führt. Als der König noch lebte, mußte mein Sohn einen Priesterrock tragen, denn ich wollte ihn zum Bischof machen, und bekannte mich zur Religion meines Königs. Dann kamen die Schotten, die mich zum Presbyterianer umschufen. Seit Cromwell bin ich Independent. Das mögen wohl die drei Hauptreligionen des Königreichs seyn. Kann eine von ihnen eine Seele retten, so nehme ich sie in Anspruch. Findet einer meiner Testamentsvollstrecker eine Seele bei mir, so sey sie dem vermacht, der mir sie schuf. Item: Ich gebe meinen Körper her, denn ich kann ihn nicht behalten. Die Wundärzte zerstückeln mich völlig. Begrabt mich, denn dazu besitze ich Grund und Boden genug. Aber nicht vor die Kirchthüre, denn ich bin Hochgeboren. Item: Meine Hunde sollen unter die Mitglieder des Staatsraths vertheilt werden. Ich habe immer gethan, was diese Herren wollten; bald habe ich mit den Pairs gearbeitet, bald mit den Gemeinen. Ich hoffe also, sie werden zu meinem Andenken meine Hunde füttern. Item: Dem Grafen von Denbigh schenke ich meine Reitpferde, denn er fängt an, schwach auf den Beinen zu werden. Item: Dem Grafen von Salisbury vermache ich mein Hochwild; er wird es gewiß sorgfältig hegen und pflegen, da er unlängst dem Könige selbst einen Damhirsch aus seinem Park verweigert hat. Item: Dem Mylord Say gebe ich nichts, weil ich weiß, daß er dieß Legat gewissenhaft unter die Armen vertheilen wird. Item: Da ich dem Hrn. Henry Wildemy mit Schlägen gedroht, ihm aber nichts gethan habe, so gebe ich 50 Pf. Sterling dem Bedienten, der ihn durchgeprügelt hat. Item: Dem Thomas May, dem ich auf der Maskerade die Nase eingeschlagen habe, schenke ich 5 Shilling, ich wollte mehr geben, wer aber seine Geschichte des Parlaments gelesen hat, der wird zugeben, daß dieß noch zu viel ist. Item: Dem General-Lieutenant Cromwell gebe ich mein Wort, weil er das seinige nicht halten kann. Item: Den reichen Bürgern von London, wie auch den Presbyterianern und dem Adel gebe ich die Warnung, ihre Haut zu wahren, denn der Staat und die Besatzung von Whitehall werden ihnen nächstens übel mitspielen. Item: Ich gebe — meinen Geist auf.

Neue Löschmaschine.

Vor einiger Zeit wurde zu Bremen mit einer neuen Art von Löschmaschinen ein interessanter Versuch gemacht. Nach sechs von 14 Arbeitern verrichteten Zügen, stürzte das, durch einen 30 Fuß langen, in nur etwas schräger Richtung in den Stadtgraben gelegten, biegsamen, luftdichten Saugschlauch aufgezogene Wasser aus den zwei Ausflüssen der Maschine in die daran geschraubten Schläuche, welche dasselbe in ein Gefäß führten. Nach genauer Ausmessung betrug die eingezogene und fortgedrückte Wassermenge 18 Kubikfuß oder 30 gewöhnliche Eimer in jeder Minute. Die Wassermenge, wovon jeder Kolbenzug vermittelst eines Rades und damit in Verbindung gebrachter Druckstangen 693 Kubikzoll Wasser durch deren 18 Zoll hohe Züge aufzieht, und beim Wiederholen fortrückt, kann durch Schläuche, die in Brandfällen nur an die Maschine zu schrauben, und vermittelst eines kleinen Handwagens nach der Brandstätte zu schaffen und schnell auszulegen sind, bis zu 2000 Fuß Entfernung geschafft werden. Dieser Wasserzubringer, welcher von 6 Mann auf dem darunter befindlichen kleinen Wagen transportirt werden kann, ist von dem Stellmacher, Hrn. D. Grede zu Bremen, nach einer ganz neuen Idee verfertigt, und unter Andern an die Feuerlöschungsanstalt zu Eimbeck geliefert worden, deren Dirigent, Hr. J. W. Eicke, seine völlige Zufriedenheit damit erklärt hat. Für den Preis, welcher früher für einen zu Bremen angekauften Wasserzubringer hat gezahlt werden müssen, welcher nur 12 Kubikfuß Wasser in einer Minute liefert, können jetzt drei Maschinen geliefert werden, die eine Wassermenge von 54 Kubikfuß in einer Minute auf vorgedachte Weise nach einem ausgebrochenen Brande schaffen.

Neue Art von Mörtel.

Die Baukunst hat, wenn wir gut unterrichtet sind, in Amerika eine neue Eroberung gemacht, welche große Folgen haben dürfte. Nach einer langen Reihe von Versuchen ist es dem Hrn. Abdiar Parker aus New-Hampshire, der seit einigen Jahren den Bezirk Onondaja bewohnt, gelungen, einen Mörtel zu entdecken, der in Zeit von 8 oder 10 Tagen seine erste Flüssigkeit verliert und dann so fest wird wie Granit, und eine so schöne Politur wie der Maemor annimmt. Derselbe Mörtel läßt sich in verschiedene Schattirungen färben. Er trotzt allem Wechsel der Witterung, und wird, je länger er dem Einflusse der Atmosphäre ausgesetzt ist, nur um so stärker und fester. Die Materialien, welche die Grundlage dieser Mischung bilden, sind so gewöhnlich und stehen in so niederm Preise, daß man sie als Hauptelement bei dem Bau der größten Gebäude anwenden kann. Dieser Mörtel ersetzt den Backstein und den Stein mit dem größten Vortheile, und er wird ohne Zweifel bald eine vollkommene Revolution in der amerikanischen Architektur herbeiführen. In dieser Beziehung war England nicht minder glücklich als der Staat New-York. Hr. Ranger in London hat kürzlich ein Erfindungspatent für die Entdeckung eines dem Parker'schen fast ähnlichen Mörtels erhalten. Die neue Substanz ist eben so wohlfeil als leicht zu erhalten, und die nöthigen Operationen zu seiner Verfertigung erfordern nicht mehr als 20 Minuten. Er erhält ebenfalls mit der Zeit eine felsenartige Festigkeit, und wird endlich so hart wie die besten Bausteine unserer Steinbrücke. Diese Art von künstlichem Stein ist schon zu Brighton im allgemeinen Gebrauche.

Anwendung der heißen Luft zur Feuerspeisung.

Die Erfindung, Hochöfen und Gebläse mit heißer Luft zu speisen, ist von G. Schäufele aus Heilbronn auf alle Arten von Kesselfeuer und Brennöfen ausgedehnt worden, wodurch eine bedeutende Holzersparniß bezweckt wird. Die Dampfmaschine der J. G. Cotta'schen Verlagshandlung in Augsburg ist seit vier Monaten mit einer solchen Vorrichtung versehen. Der Zug des Feuers ist lebhaft, dasselbe brennt rasch und hell und die Holzersparniß kann man jährlich zu 20 bis 30 Procent anschlagen. Die Einrichtung, welche hier umständlicher und kostspieliger wurde, weil sie einem schon bestehenden Feuerapparat angefügt werden mußte, ist folgende.

In einer neben dem Kamine errichteten Kammer von etwa 25 Fuß Höhe und 20 □ Fuß Weite sind 10 Bogenröhren von starkem Ofenrohrblech senkrecht aufgestellt. Die äußere atmosphärische Luft tritt aus einer zu unterst angebrachten Kammer, die kalte Luftkammer, in die längeren Schenkel der 10 Bogenröhren, steigt durch die kürzeren Schenkel dieser Röhren wieder herab, tritt beträchtlich erhitzt in eine zweite Kammer, die heiße Luftkammer, geht von da durch einen Kanal in den Aschenbehälter und durch den Rost in die Flamme zur Unterhaltung der Verbrennung. Von hier strömt die Luft in erhitztem Zustand und mit Ruß vermischt durch die Feuerzüge und den Dampfkessel, tritt durch einen zweiten, über dem ersten befind-

Digitized by Google

lichen Canal in die Röhrenkammer, gibt im Aufsteigen einen Theil ihrer Hitze an die neue Luft ab, welche eben wieder durch die Röhren passiet, und entweicht endlich in das Kamin. — Die Eigenthümlichkeit dieses Apparats besteht hauptsächlich darin, daß derselbe einen Theil der Kaminwärme der Speisungsluft mittheilt, und somit wieder in das Feuer zurückführt.

Pot-Pourri.

Kaffee- und Zuckerverbrauch in Europa.

Im Jahre 1835 wurden in Europa 217,600,000 Pfd. Kaffee eingeführt. Nemlich 1) nach Hamburg 41,000,000 Pfd., 2) nach Bremen 9,300,000 Pfd., 3) nach Amsterdam 36,000,000 Pfd., 4) nach Rotterdam 28,600,000 Pfd., 5) nach Antwerpen 22,000,000 Pfd., 6) nach Havre 15,400,000 Pfd., 7) nach Bordeaux 4,100,000 Pfd., 8) nach Marseille 9,600,000 Pfd., 9) nach Genua 2,001,000 Pfd., 10) nach Livorno 1,700,000 Pfd., 11) nach Triest 19,900,000 Pfd., 12) nach Großbritannien 28,000,000 Pfd. An Zucker wurden während dieses Jahres eingeführt: 913,000,000 Pfd. Nemlich 1) nach Hamburg 79,000,000 Pfd., 2) nach Bremen 13,000,000 Pfd., 2) nach Amsterdam 70,000,000 Pfd., 4) nach Rotterdam 34,200,000 Pfd., 5) nach Antwerpen 41,700,000 Pfd., 6) nach Havre 73,00,000 Pfd., 7) nach Bordeaux 18,300,000 Pfd., 8) nach Marseille 55,300,000 Pfd., 9) nach Genua 21,500,000 Pfd., 10) nach Livorno 9,700,000 Pfd., 11) nach Triest 56,800,000 Pfd., 12) nach Großbritannien 440,400,000 Pfd.

Ueber das Maschinenwesen.

Die Vertheidigungen des Maschinenwesens gehen, im Ganzen und Großen, auf folgende zwei Momente hinaus: 1) durch kluge Benützung der Naturkräfte erspart man den Menschen den härtesten und größten Theil der Arbeit und Mühe; 2) die Menschen können sich die Annehmlichkeiten des Lebens bis ins Unendliche vermehren und leichter zugänglich machen. Nicht selten glaubt man auch heute noch, eine jede Maschine, welche die Arbeit von 100 Menschen verrichtet, setze auch wirklich 100 Menschen außer Nahrung. Der wohlfeilere Preis, um den die Waare durch Einführung der Maschine geliefert werden kann, gibt aber einer unendlichen Anzahl Menschen die Möglichkeit, sich deren Annehmlichkeit zu verschaffen, was sie früher nicht gekonnt hatten. In der ganzen civilisirten Welt (d. h. zunächst in Europa und Amerika) leben etwa 260 Millionen Menschen oder 52 Millionen Familien. Von diesen ernähren sich mindestens drei Viertheile durch Ackerbau und durch Staatsdienst im Civil- und Militärstande ꝛc., sonach höchstens 13 Millionen arbeitsfähige Menschen (nach Abzug der Kinder, Greise, Weiber ꝛc.) durch Gewerbsindustrie. Nun berechnet man aber, daß die Maschinen in England allein die Arbeit von 400 Millionen Menschen verrichten. Da aber die gesamte Bevölkerung, die sich in „beiden Welten" mit der Gewerbsindustrie beschäftigt, kaum höher als 13 Millionen Arbeitsfähiger wird angenommen werden können, so ist es klar, daß keine 400 Millionen außer Nahrung gesetzt worden seyn können, sondern daß der wohlfeilere Preis der Waare ihr neue Abnehmer und Käufer verschafft haben muß.

Missionsbericht.

Aus den Berichten der Missionaire auf den Sandwichinseln geht hervor, daß die Zahl der Exemplare der während des Jahres 1834 auf diesen Inseln in der Landessprache gedruckten Bücher auf 889,000 sich beläuft, die 30,640,920 Seiten enthalten. Die Buchdruckerei wird am häufigsten durch die Eingebornen, die diese Beschäftigung sehr lieben, verrichtet. Nach einer besondern Lehrzeit empfangen sie den gewöhnlichen Arbeitslohn, der ihnen regelmäßig jede Woche ausgezahlt wird. Die Inseln sind im blühendsten Zustande. — Die Mitglieder der Mission haben, wie es scheint, 1847 Personen (744 Männer, 499 Frauen und 610 Kinder) unter ihrer unmittelbaren Leitung. Der Schüler, welche lesen, schreiben und rechnen lernen, sind 1467; und die Zahl derer, welche die Sonntagsschulen besuchen, ist 2190. Die Zahl der Eingebornen, welche der Kirche angehören, beträgt 747; Ehen wurden 1125 geschlossen; die Zahl der Schüler, welche die großen, von Lehrern des Landes geleiteten Schulen besuchen, ist 68.

Der Eishandel von Nordamerika nach Indien

dauert fort, und man ist gegenwärtig beschäftigt, diesem Handel eine gewisse Regelmäßigkeit zu geben. Ein seltsamer Umstand ereignete sich auf einem der Schiffe, welches Eis nach Calcutta führte. Der Calcutta Courier erzählt die Sache mit folgenden Worten: So seltsam es auch klingen mag, die Brigg Apthorp wäre beinahe durch Feuer zerstört worden, und zwar wegen des Eises, mit dem sie beladen war. Als man die Verdeckthüren öffnete, fand man die Balken beinahe in Brand wegen der Hitze einer großen Menge Stroh, womit das Eis eingehüllt war.

Die neuerfundenen optischen Lichtschirme

des Mechanikus Richmond in London erfreuen sich eines großen Beifalles. Der Rahmen dieser Lichtschirme hat die Gestalt eines gothisch verzierten Portales und ist an der Spitze mit einem Uhrwerk versehen, dessen Zifferblatt transparent erscheint. Die Stunden kündigen sich durch Musikstücke an. Dem Auge werden sowohl während die anziehendsten Erscheinungen zugeführt, nämlich die Ufer der Themse in Transparent-Farbenbildern die sich durch Einwirkung des Uhrwerkes von einer Walze allmählig abrollen, und in schöner Abwechslung vor den Betrachtenden vorüber ziehen, welche nun bei der optischen Täuschung vermeinen, eine Lustfahrt auf dem Themsestrome zu machen.

Neues Verfahren, das Bier zu untersuchen.

Herr Hofrath und Professor Fuchs in München hat ein neues und sicheres Verfahren entdeckt, den Gehalt des Bieres an Weingeist, Kohlensäure und Extrakt schnell zu bestimmen, so daß die ganze Operation höchstens zwei Stunden Zeit erfordert. Die Prüfung des Biers besteht darin, daß man Kochsalz im Bier auflöst, und zuerst aus der aufgelösten Salzmenge den Weingeistgehalt berechnet, der in umgekehrtem Verhältniß zu der aufgelösten Menge des Kochsalzes steht. Aus einem zweiten Bierquantum wird der Weingeist durch Kochen verjagt und wiederum Salz in demselben aufgelöst. Da man das Löslichkeitsverhältniß des Salzes im Wasser kennt, so läßt sich denn auch aus der aufgelösten Salzmenge das hiezu erforderliche Wasser durch Rechnung finden; zieht man diese von dem Gewicht des ausgekochten Biers ab, so ist der Rest der Extraktgehalt, denn dieser vermindert die Auflösungsfähigkeit des Wassers für das Kochsalz nicht. Die Menge der vorhandenen Kohlensäure wird aus dem Gewichtsverlust gefunden, den das Bier erleidet, wenn man Kochsalz darin auflöst, denn dieses treibt alle Kohlensäuren aus. Das Nähere über den ganzen Gang bei der Untersuchung, so wie über die hiebei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln, wird Hr. Hofrath Fuchs in der Folge bekannt machen und dadurch einem wahrhaften, längst erkannten Bedürfniß abhelfen, denn nur zu sehr fühlte man längst schon das Unsichere und Mangelhafte der bisher bekannten Bierproben.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 6. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Dem
Hochwürdigen Jubel-Paare
Herrn Kirchenrath und Pfarrer Krauss
und
seiner verehrten Gattin
den 6. Februar 1836.

Es ist das schönste Fest im Menschenleben
Die Tugend, das Verdienst gekrönt zu sehen;
Von Liebe und Verehrung reich umgeben,
Hernieder schwebt dieß Fest aus lichten Höhen, —
Ihr tretet im ehrwürd'gen Silberhaare
Den goldnen Kranz, — zum Jubel-Traualtare.

Ein halbes Säkulum ist Euch entschwunden,
Seit welchem Euch ein freundliches Geschick
Des Lebens schönste Kränze hat gewunden,
Wer nähme Theil nicht an dem seltnen Glück?
Gerührt auf Euch blickt Alter heut und Jugend
Und sieht, welch' schönen Lohn, gewährt die Tugend.

Die Myrten-Zweige, welche Euch die Liebe
Am Hochzeitmorgen um die Schläfe wand,
Sie grünten immerfort, durch neue Triebe
Erweiternd sich zu jenem schönen Band
Das Euch umschlang mit einem Kreis von Freuden,
Wie sie die edlern Seelen nur begleiten.

Und als ein Viertelsäkulum verflossen,
Doch niemals Eurer Liebe reiner Glanz,
Da trieb die schöne Myrte Silbersprossen,
Und ringte sich zum ersten Jubelkranz, —
Und während wechselseitigem Beglücken —
Sah'n wir Euch mit der Silber-Myrte schmücken.

In Euch hat sich ein Vorbild uns gestaltet
Der Pflichterfüllung, der Ihr Euch geweiht;
Als Krone ihres Hauses hat gewaltet,
Im stillen Tempel ihrer Häuslichkeit
Die edle Gattin; — und den treuen Gatten
Wer sah Ihn je in dem Beruf ermatten?

Wie liebreich war in Ihrer Kinder Kreise
Die Mutter, welche nur in diesem sah
Den höchsten Schmuck, nach edler Mütter Weise;
Wie sorgsam und wie zärtlich ihm stets nah!
Wie eilte sie des Wohlthuns zarte Blüthen
Dem Hülfeflehenden so sanft zu bieten!

Rein war das Wort, das Handeln, das Empfinden —
Des treuen Dieners der Religion;
Und wie sein Leben, — rein blieb sein Verkünden
Der Gotteslehren; sein Gemüth ein Thron
Des Christensinns; Dein Scheitel mochte bleichen
Doch Schwäche nicht Dein Pflichtgefühl erreichen.

Du legtest seltne Geistesblüthen nieder
Im Wort und Schrift, — und heiliger Gesang
Dir, als dem frommen Dichter frommer Lieder
Den Lorbeerkranz um Deine Harfe schlang. —
Auch um der Jugendbildung zarte Blüthe
Warst Du besorgt mit liebendem Gemüthe.

Getreu hast Du durch mehr als fünfzig Jahre
Gefördert nur das große Werk des Herrn, —
Dir war's zu thun, um's Gute nur, um's Wahre,
Von jedem Prunk und Schein-Verdienste fern.
Schon früher, Dir Getreuen wand zum Lohne,
Dein Hochverdienst des Amtes Jubelkrone.

Das Ehrenzeichen ist der Brust geworden,
In welcher sich so viel des Edlen regt,
Denn in ihr ruht der Menschheit schönster Orden,
Ein Herz — das für das Wohl der Menschheit schlägt.
Und heute schlingt am Fest der Jubelweihe
Den goldnen Kranz, die fünfzigjähr'ge Treue.

Heil Euch, Ihr Trefflichen im Jubelkranze!
Denn Großes hat der Herr an Euch gethan!
Das schöne Abendroth im Purpurglanze
Bestrahle mild jetzt Eures Lebens Bahn.
Und lange noch entsprießen Euren Wegen
Des Glückes Blüthen — und der Gottheit Segen!

W*****m.

Mittel reich zu werden.

Der Hr. geh. Rath Dr. K. S. Zachariä, zu Heidelberg, hat „Abhandlungen aus dem Gebiete der Staatswirthschaftslehre" herausgegeben, die vielfach interessant sind. Man findet darin u. a. auch eine recht populär geschriebene kleine Abhandlung, unter der Ueberschrift, „Wirthschaftspolitik, oder das Büchlein vom Reichwerden", woraus wir einige Proben, die sicherlich die meisten unserer Leser ansprechen werden, aufnehmen.

„Zeit ist Geld!"

Eine Lehre, welche, so oft sie auch schon gepredigt worden ist, dennoch nicht oft genug wiederholt werden kann! Das Be-

Digitized by Google

nutzen der Zeit ist die Heerstraße zum Reichwerden. Das wußten schon unsere Voreltern sehr wohl. Daher die Sprichwörter: Früh auf, später nieder, bringt verloren Gut wieder. Morgenstunde hat Gold im Munde. — Man kann den Satz auch umkehren. Geld ist Zeit — gleichsam in Substanz. Ob der Staat von seinen Unterthanen Geld, oder Arbeit, oder Naturalien, oder Fabrikate fordere, ist an sich eins. Aber, indem er nur Geld von ihnen fordert, setzt er sie in den Stand, von ihrer Zeit den vortheilhaftesten Gebrauch zu machen. Auch in dem Sinne ist Geld Zeit, daß Geld die Macht ist, über die Zeit anderer zu gebieten.

„Kaufe, wenn man dir eine Waare zum Kaufe anbietet, verkaufe, wenn man eine Waare von dir zu kaufen verlangt."

In dem ersten Falle darf man den niedrigsten Preis bezahlen, — in dem letztern, den höchsten Preis zu erhalten hoffen. Ricardo, der berühmte Schriftsteller über die Staatswirthschaftslehre, befragt, wie er es angefangen habe, um reich zu werden (er war ein reicher Kaufmann und Banquier), antwortete, daß er seinen Reichthum der Befolgung dieser Maxime verdanke.

„Scheue mehr die kleinen Ausgaben, die täglich, als die großen Ausgaben, die nur selten wiederkehren."

Wer täglich einen Kreuzer mehr ausgibt, als er auszugeben braucht, macht jährlich einen unnöthigen Aufwand von 6 fl. 5 kr.; ja, in einem Schaltjahre, von 6 fl. 6 kr. Ausgaben dieser Art werden am leichtesten zu einem Bedürfnisse. Eine Gewohnheit läßt sich am schwersten ablegen. Wer nicht einen Pfennig so lieb hat als einen Gulden, wird es nicht leicht dahin bringen, daß er einen Gulden wechselt.

„Ein kleiner Gewinn, den man oft macht, ist besser, als ein großer Gewinn, den man nur selten macht."

„Napoleon sagte: Die Massen entscheiden. Das gilt auch vom Reichwerden. Ein unbilliger Gewinn, sey er auch noch so groß, ist sogar ein Verlust. Wer seine Grundstücke gut verpachten will, der verpachte sie niedrig.

„Wer sich ohne Noth einen Vorrath anschafft, ist ein Verschwender."

Denn ein solcher Vorrath ist ein todtes Capital, ein Capital, das keine Zinsen trägt. Viele Brauchlichkeiten verlieren mit der Zeit an Werth, oder ihren Werth. Mit einem Vorrathe geht man selten haushälterisch um. Man kann leichter kaufen, als verkaufen. Besonders unräthlich ist es, viel Geld im Hause zu haben. Vom Gelde läßt sich nur unter der Bedingung ein Nutzen ziehen, daß man es ausgiebt.

„Es ist besser, ein Gewerbe allein, als es in Gesellschaft mit Andern zu betreiben."

Büsch macht die Bemerkung, daß Handelsgesellschaften nur selten gedeihen. Besonders sey man auf seiner Hut, wenn ein Gewerbsmann einen Gesellschafter sucht.

„Der Hab' ich ist besser, als der Hätt' ich."

Man rechne auf keine Einnahme, bis daß man sie gemacht hat. Man weise keinen Schuldner ab, der Geld bringt. Wer weiß, ob er wiederkehrt, oder wohin sich das Geld verläuft, mit dem er zahlen wollte.

Neue Methode, aus schlechtem Roheisen gutes geschmiedetes Stabeisen zu erzeugen.

Das erste Januarheft von Dingler's polytechnischem Journal macht (nach dem Repertory of Patent Invention S. 52, das schon mehrfach in unserm Blatte besprochene, und bisher noch immer geheim gehaltene Verfahren speziell bekannt, welches die Herren Schafhäutel und Böhm zur Erzeugung des besten geschmeidigen Eisens aus schlechtem Roheisen anwenden. Es besteht darin, daß man das zu frischende Roheisen im Puddel- oder Flammofen, nachdem es in Fluß gekommen, mit einer Mischung von reinem Braunstein, trockenem Kochsalz und gereinigtem Töpferthon beschickt. Auf $3^3/_4$ Centner Roheisen werden $1^3/_4$ Pfund Braunstein, $3^3/_4$ Pfund Kochsalz und 20 Loth Töpferthon genommen, welche Substanzen zuvor fein pulverisirt und innig mit einander gemengt werden müssen. Das Pulver wird dann in 12 Portionen, zu $^1/_2$ Pfund getheilt, und diese in eben so vielen, schnell auf einander folgenden Zwischenräumen, welche zusammen etwa eine halbe Stunde betragen, mit einer Schaufel auf das, wie gewöhnlich mit Schlacken beschickte, im Ofen befindliche Roheisen gestreut; dabei muß unablässig die geschmolzene Eisenmasse tüchtig umgerührt, und mit Brechstangen durcheinander gearbeitet werden. Es wird auf diese Weise vortreffliches weiches Eisen, und, mit einigen Abänderungen bei dem Verfahren, auch hartes, zur Stahlfabrikation sich eignendes Eisen erzeugt. Zu gleicher Zeit, als uns das Dingler'sche Journal zu Gesicht kam, erfahren wir von einem Eisenhüttenwerksbesitzer, daß die von den Uebersetzern des Dümas'schen Handbuches der technischen Chemie (S. Band 4, S. 714) empfohlene neue Frischmethode mit Salpeter sich beim Heerdfrischen durch die Erfahrung bereits als ganz vorzüglich bewährt hat. Es wurde nemlich auf $2^3/_4$ Zentner schlechtes Phosphor- und Schwefelhaltiges Roheisen ein Pfund Salpeter, und zwar $^1/_3$ Pfund beim ersten Rohaufbrechen, $^1/_3$ Pfund beim zweiten Rohaufbrechen, und das letzte Drittel beim Gaaraufbrechen aufgestreut. Bei jedesmaligem Aufgeben des Salpeters wurde die Kohle sorgfältig entfernt gehalten, damit der Salpeter blos mit dem Eisen in Berührung kommen konnte. Das erhaltene Stabeisen war von besonderer Güte. Der Salpeter befördert selbst das Frischen, und seine ohnedieß kräftige Wirkung scheint durch Zusatz von der Hälfte seines Gewichts Kalk bei der Heerdfrischerei noch mehr erhöht zu werden, so daß dieses Eisenfrischverfahren durchaus nichts mehr zu wünschen übrig lassen wird. Ob bereits mit diesem neuen Verfahren auch Versuche im Puddelofen angestellt worden sind, wissen wir nicht; allein es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Salpeter hierbei sich gleich nützlich erweisen wird, und zwar um so mehr, da ja beim Flammofenfrischen die Umstände noch viel günstiger sind, indem der Salpeter hiebei leichter mit allen Eisentheilen in Verbindung gebracht werden kann. Es ist in der That erfreulich, daß gegenwärtig, wo das Eisen, bei dem Bau der Eisenbahnen, eine so wichtige Rolle spielt, von zwei Seiten zugleich Verfahrungsarten bekannt werden, mittelst deren die großen Schwierigkeiten, welche sich bisher der Erzeugung eines guten geschmeidigen Eisens aus schlechten phosphor-, arsenik- und schwefelhaltigen Eisenerzen oder Roheisen entgegen stellten, nun leicht und mit sehr geringem Kostenaufwand beseitigt werden können. Welchen Einfluß dieß auf die Eisenproduktion haben muß, leuchtet von selbst ein, da bisher in vielen Eisenhütten, denen nur schlechte Eisenerze zu Gebote stehen, trotz aller Anstrengungen kein gutes Schmiedeeisen dargestellt werden konnte.

Die Sitten, die Gesetze und die Eisenbahnen. Ein Schwank.

Die Pferde werden auf den halben Sold herabgesetzt; ihre Zeit ist vorüber. Ueberall werden die Felder ausgemessen, die Straßen abgesteckt, die Wege gleich gemacht, die Hügel nivellirt, die Thäler erhöht und das Land geebnet. Man baut Straßen für die Maschine, die alle Posten und Fuhrwerke dugsiren wird. Die Eroberung geht in allen Ländern vor sich. Die Maschine steckt ihre Eroberungsfahne auf und nimmt im Namen des Dampfes von allen Landstraßen Besitz. Und Niemand sieht

die Krisis, die sich vorbereitet; keine Stimme der Tribune und des Journalismus erhebt sich, um die Sitten und Gesetze mit der Dampfmaschine in Uebereinstimmung zu bringen.

Nehmen wir uns die Initiative, bezeichnen wir den socialen Umsturz und die Nothwendigkeit, auf vermittelnde Maßregeln zu denken.

Von dem Tage an, wo ein Land von Eisenbahnen durchschnitten wird:

Wird der Rekrut, der Soldat, der auf Urlaub ist, mehr als ein Präsident am königlichen Gerichtshof verdienen, wenn man nicht schnell den Reglements-Tarif der täglichen Rationen umgestaltet. Geschäftsreisende, denen drei Sous, per Meile, Zehrungskosten ausgesetzt sind, werden 150 Frcs. ohne Schweiß und Gliederlähmung sparen können.

Die öffentlichen Badeorte werden aufhören für hübsche Weiber ein Vorwand zur Abwesenheit vom Heren Gemahl zu seyn; wenn die Hausfrau aufsteht, um das Frühstück einzunehmen, kann sie schnell in einen Dampfwagen einsteigen, in einem galanten Tête-à-tête dejeuniren und noch vor dem Erwachen des Hausherrn seine noch ganz rauchende Milch vom Heerde mitbringen.

Ein sauertöpfischer Liebhaber wird an seine Geliebte schreiben: „Wenn Du meinen Brief erhältst, bin ich in einem Kloster am Ende der Welt."

Die Geliebte wird ihm antworten: „Ich gebe dir eilf Minuten Zeit, um wiederzukommen, oder deine Stelle ist besetzt."

Und der Flüchtling wird noch drei Minuten eher wieder da seyn.

Die Brieftaxe muß vermindert werden; denn man wäre ein Thor, wenn man einen Brief frankiren wollte, wo man billiger wegkommt, daß man ihn selbst überbringt.

Der Gehalt der Schauspieler muß nothwendiger Weise herabgesetzt werden, da man während eines Zwischenaktes in fünf verschiedenen Städten eine Roulade machen, oder einen Galopp tanzen und noch ehe der Vorhang aufgezogen wird, wieder im Theater seyn kann.

Der Tabak wird im Preise fallen, da man leicht in Macuba selbst eine Prise nehmen und seine Cigarre auf Tabago anzünden kann.

Die Nationalitäten werden sich verwischen und die Völker in Gemeinschaft leben. Der Lampenputzer von Paris kann zugleich den Dienst in Straßburg mit verrichten und ein Straßburger Schneider seine Kundschaft in Konstantinopel haben.

Das Exil kann nicht mehr als eine Strafe betrachtet werden. Wenn man nur einige Stunden Weges von seinem Vaterlande entfernt ist, so denkt man nicht an die Rückkehr.

Die Romantiker, Reisen- und Chronikenschreiber werden aus Mangel an Lesern Hungers sterben, da man drei Mal mehr für das Lesen bezahlen muß, als es kostet, wenn man selbst hingeht und sich die Sache ansieht.

Die Romanschreiber können große Trauer ausschreiben, da man sich nicht mehr über die Qualen der Abwesenheit der flüchtigen Liebhaber, der Schläfeeinnen auf fernen Ufern wird beklagen können, weil man sie in einigen Minuten am Ende der Welt überraschen kann. Welches Chaos entsteht durch die Eisenbahnen, wenn mann nicht Vorkehrungen trifft; sie drohen eine Gefahr die schrecklicher ist, als alle Drohungen der Kometenschweife.

Ein merkwürdiger Fall von Scheintod.

Im achten Bande der causes celèbres steht eine Auferstehungsgeschichte, welche zu einem schweren Prozesse die Veranlassung gab, so daß die kurze Erzählung unsern Lesern wohl gefallen könnte.

Zwei Kaufleute in einer und derselben Straße zu Paris, durch enge Freundschaft verbunden, von gleichem Vermögen und gleichem Geschäfte, hatten Jeder ein Kind, der Eine einen Sohn, der Andere eine Tochter, die fast in gleichem Alter standen. Die Kinder wuchsen mit einander auf, und hatten die innigste Zuneigung zu einander, die später zu einem zärtlichern Gefühle sich gestaltete, welches die Eltern billigten und gern sahen. Man stand eben auf dem Punkte, sie durch eine feste Verbindung glücklich zu machen, als ein reicher Mann sich in das Mädchen verliebte, und um dasselbe anhielt. Der Reiz eines glänzenden Vermögens verführte Vater und Mutter, trotz dem Widerwillen ihrer Tochter gegen die Verbindung. Sie mußte dem Willen derjenigen nachgeben, denen sie das Leben verdankte und heirathete mit Widerwillen den ihr Aufgedrungenen. Als tugendhafte Frau glaubte sie indeß, dem Geliebten den Zutritt in ihr Haus verweigern zu müssen, konnte aber die Schwermuth nicht von sich abhalten, die sich nach einiger Zeit in eine gefährliche Krankheit stürzte, welche ihre Sinne so umfing, daß man sie für todt hielt und begrub.

Der Geliebte erinnerte sich bei dem traurigen Schicksale der Geliebten, daß sie früher schon einmal einen Anfall von Scheintod gehabt habe und hoffte, daß ihr jetziger angeblicher Tod auch nur ein tiefer Schlummer seyn würde. Dieser Gedanke besänftigte nicht nur seinen Schmerz, sondern er bestach auch den Todtengräber, mit dessen Hülfe er sie in der Nacht aus der Gruft nahm und in seine Wohnung trug, wo er alle Mittel anwandte, womit man Verunglückte in's Leben zu rufen pflegt. Und seine Bemühungen waren nicht vergebens.

Man kann sich denken, wie erstaunt die Erwachende war, als sie sich in einem fremden Hause und so zu sagen in den Armen ihres Geliebten sah, der ihr dann erzählte, was vorgegangen war. Sie begriff, was sie ihrem Befreier zu verdanken hatte, und mehr die innigste Liebe als die Bitten desselben, ihr Schicksal mit dem Seinigen zu verbinden, bestimmte sie, nach völliger Wiederherstellung mit ihm nach England zu fliehen, wo sie mehrere Jahre glücklich verlebten.

Nach zehn Jahren konnten sie indeß der Sehnsucht, in ihr Vaterland zurückzukehren, nicht länger widerstehen, und so kamen sie wieder nach Paris, wo sie nicht die geringste Vorsicht brauchten, verborgen zu bleiben, da sie überzeugt waren, Niemand würde das Geschehene ahnen. Zufällig begegnete der alte Mann auf einem öffentlichen Spaziergange seiner Frau, die er hatte sterben und begraben sehen. Ihr Anblick machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sie anredete, und trotz dem, daß sie ihn zu überreden suchte, er irre sich, sie mit der Ueberzeugung verließ, sie sey wirklich seine Frau.

Die Sonderbarkeit erhöhete wahrscheinlich die Reize der Frau in den Augen ihres ehemaligen Gatten noch mehr; er wandte Alles an, um sie ausfindig zu machen. Es gelang ihm, trotz den Maßregeln, welche die Liebenden getroffen hatten, um sich zu verbergen, ihre Wohnung zu erfahren, und er forderte sie vor Gericht als seine rechtmäßige Gattin zurück.

Vergebens machte der junge Mann seine Rechte geltend, die er durch seine Bemühungen über die Geliebte sich erworben; vergebens stellt er vor, daß sie ohne ihn gestorben seyn würde, daß der Gegner sich aller seiner Rechte auf sie zu begeben habe, indem er sie habe begraben lassen, daß man ihn selbst des Mordes anklagen könne, weil er sich nicht hinreichend von ihrem wirklichen Tode überzeugt habe, vergebens brachte er noch tausend andere scharfsinnige Gründe vor, die ihm die Liebe eingab. Er sah, die Stimmung der Richter war ihm nicht günstig, hielt es also nicht für gerathen, die letzte Entscheidung abzuwarten, sondern floh mit der Geliebten noch einmal ins Ausland, wo sie Beide bis an ihren Tod glücklich mit einander lebten.

Digitized by Google

Lacenaire.

Wir haben in den letzten Nummern des „Sammlers" nach der „Gazette des Tribunaux" einen Aufsatz über den berüchtigten Lacenaire unsern Lesern mitgetheilt, welchem wir zur Vervollständigung noch folgende, dem Morgenblatt Nro. 11 entnommene Bemerkungen beifügen. Es heißt daselbst in einem Korrespondenzartikel aus Paris:

„Es gelingt der Polizei von Zeit zu Zeit, ein Räubernest aufzustöbern und ein Dutzend Gauner mit Einemmale aufzufangen, was dann fast immer wieder die Entdeckung von Hehlern und von Kramladen zur Folge hat, wo mit gestohlenem Gute gehandelt wird. Fast zu Anfang jeden Winters machen die Tagblätter dergleichen Entdeckungen bekannt, und der Polizei ist es auch nicht unlieb, daß die Oberbehörden erfahren, daß sie ihre Schuldigkeit thut. Der furchtbarste Räuber der letzten Zeit war wohl jener Lacenaire, dessen ganze Verruchtheit aus seinem Kriminalprozesse und aus den Aussagen einiger Personen, welche mit ihm in seinem Gefängnisse zu Bicêtre verkehrt haben, klar geworden. Dieser Mann hatte nemlich eine gewisse Erziehung und Bildung erhalten, und drückte sich im Gespräche wie ein nachdenkender und mit den menschlichen Pflichten wohlbekannter Mann aus. Er wäre vermuthlich ein ausgezeichneter Staatsbürger geworden, wenn er ein regelmäßiges Leben hätte führen können; allein seine heillosen, ungezügelten Leidenschaften stürzten ihn in ein wildes Leben, welches ihm den Ueberfluß an Geld zu einem unentbehrlichen Bedürfnisse machte. Um nun dazu zu gelangen, hat er, wie er selbst sagt, der menschlichen Gesellschaft den Krieg erklärt, das heißt, er hat gesucht, gewaltsam in den Besitz desjenigen zu kommen, was ihm abging, und was die Andern in Menge besaßen. Wohl wußte er, welch schreckliche Folgen das Nichtgelingen seines Plans nach sich ziehe; er hatte sich aber darauf gefaßt gemacht, und seinen Kopf bei diesem abscheulichen Wagnisse auf's Spiel gesetzt. So suchte er sich denn unter dem Abschaume der menschlichen Gesellschaft einige Bösewichter aus, um sie zu seinen Zwecken zu benutzen, und bezog mit ihnen Mord und Raub, und zwar auf die kaltblütigste Art, ohne Furcht und ohne Reue, als eine Spekulation, die er ausführte, um sich zu bereichern, und die ihn entweder zu einem begüterten Manne machen, oder aufs Blutgerüst führen mußte. Sein besonderes Augenmerk hatte er auf die Kassendiener der Bank und der großen Handelshäuser gerichtet; da diese Leute in allerlei Häuser gehen müssen, um den Werth von Wechseln und Geldverschreibungen zu erheben, und sich oft mit schweren Geldsäcken herumschleppen, so suchte er sie durch seine Gehülfen in irgend ein Zimmer zu locken, das er zu dem Zwecke gemiethet hatte, um sie da zu ermorden, oder wenigstens auszuplündern. Wie viele Morde dieser Mensch auf seinem Gewissen hat, ist nicht leicht auszumitteln. Glücklicherweise hat er nicht lange Zeit gehabt, sein schreckliches System zu befolgen. Er wurde entdeckt, als die Polizei den Urhebern eines an einer alten Frau und ihrem Sohne begangenen Mordes nachspürte. Man zog ihn vor Gericht, und hier wurde er vor einigen Wochen zum Tode verurtheilt. Er hat von dem Urtheil an den Kassationshof appellirt; dieser bestätigte dasselbe, und das Leben dieses erklärten Feindes der menschlichen Gesellschaft nahm ein baldiges Ende. Leute, welche stets über ihre Zeitgenossen unzufrieden sind, haben aus dem Beispiele dieses systematischen Bösewichtes den Schluß gezogen, daß es mit der jetzigen Zeit schlecht aussehe, indem man aus Mangel an sittlichen Grundsätzen und religiösem Gefühl die Habsucht so weit treibe, daß man gegen seine Mitmenschen kaltblütig als Feind auftrete. Leider hat es aber zu allen Zeiten solch entschiedene Bösewichter gegeben, wenn sie auch nicht ihre Grundsätze so deutlich aussprachen, als Lacenaire. Cartouche und Maudrin hatten ebenfalls der menschlichen Gesellschaft einen ewigen Krieg erklärt, um sich auf Kosten derselben zu bereichern.

Pot-Pourri.

Die Abgaben in England.

Kein Volk übertrifft das englische in Hinsicht der Abgaben; denn nur die Auflage auf das Bier, womit es seinen Durst stillt, ist weit bedeutender als die ganzen Einkünfte des Königreichs Bayern; es bezahlt von seinem Thee so viel als Franz der Erste von 6 Millionen Neapolitanern bezog; die Steuern von seinem Zucker sind so groß als sämmtliche Abgaben der vereinigten Staaten Nordamerikas; es bezahlt so viel von der Seife, womit es seine Hände wäscht, als der Papst für sich, seine Kardinäle, Soldaten, Priester und ihre Diener braucht; eben so viel für das Recht in seinen Häusern hell zu sehen, als in die Kasse des Königs von Hannover fließt; endlich übertreffen die Abgaben von den spirituösen Getränken die Summe, welche 50 Millionen Russen für ihre väterliche Regierung bezahlen.

Postwesen in London.

Das gewöhnliche Geschäft im Londoner Postamt besteht blos in Briefen nach dem Inland, in 33,000 täglich eingehenden und 40,000 abgehenden Briefen (also jährlich an 23½ Mill. Briefe), wobei die im ausländischen und im Schiffs-Briefbüreau abgehenden Briefe, so wie die in der Stadtpost abgegebenen nicht mitgezählt sind. Die Anzahl der täglich verschickten Zeitungen schwankt zwischen 25,000 bis 60,000 (an Sonntagen 40,000, an Montagen 50,000), von welcher Anzahl ungefähr 20,000 Ex. 10 Minuten vor 6 Uhr im Büreau abgegeben werden. Nach dieser Stunde hat jede Zeitung einen halben Penny zu zahlen, woraus eine gewöhnliche Einnahme von 500 Pfd. St. jährlich entspringt; 240,000 Zeitungen werden jährlich von 6 bis ¾ auf 8 Uhr abgegeben. Die Abgabe für frühere Ablieferung der Zeitungen bringt jährlich 4000 Pfund ein, und die Abgabe von einem Penny für jeden Brief, welcher den mit Klingeln herumgehenden Briefsammlern zur Besorgung gegeben wird, beträgt jährlich 3000 Pfd., was auf 720,000 Briefe jährlich, oder 2000 täglich schließen läßt. Die Revenue für London allein ist 300,000 Pfd. jährlich, und dennoch sind bei all dieser ungeheuern Einnahme in den letzten 25 Jahren nur 200 Pfd. durch Kassendefekte verloren gegangen. Die Frankirungen an einem Morgen betragen zwischen 4- und 5000.

Die Lütticher Gewehrfabriken.

Im Laufe des Jahres 1835 haben die Fabriken von Lüttich 271,587 Waffen verfertigt: nämlich:

74 608	Stück	Kriegswaffen,
100,482	„	Luxusflinten mit einem Lauf,
24,337	„	Doppelflinten,
7,129	bords	(?)
15,537	Paar	Pistolen verschiedener Art,
40,488	„	Taschenpistolen, (Terzerolen).

Der Werth dieser Produktion kann zum niedrigsten Preise, auf 5 Millionen Franken angeschlagen werden. Die Fabrikation von Lüttich produzirt für sich allein mehr, als alle Gewehrfabriken Frankreich's zusammen, (Paris, St. Etienne, Chatellerault, Charleville und Maubeuge einbegriffen), deren höchste Zahl (von 1833) nur 200,000 Feuergewehre angab. Abgesehen von dem Werthe der Waffen, übertrifft Lüttich, der Zahl nach, sogar die berühmte Fabrikation von Birmingham, welches für diesen Zweig die größte Werkstätte England's ist.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 7. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Bonaparte's Erziehung und wissenschaftliche Bildung in den Militairschulen zu Brienne und Paris.

(Aus Elsner's Geschichte Napoleons.)

„In seinem zehnten Jahre, am 23. April 1779, trat Bonaparte Napoleon, geboren den 15. August 1769, in die Militairschule zu Brienne, in welcher Minimermönche die Lehrer waren. Er wurde seinen Lehrern bald durch beharrlichen Eifer und seine Fortschritte bemerkbar, indem er von Lerndegierde, in die sich ein gewisser Ehrgeiz mischte, gleichsam verzehret wurde. Besonders zogen ihn die ernsten Studien und abstracten Wissenschaften an; bald galt er für den besten Mathematiker der Schule; daher gewann er an dem Pater Patrault, dem Professor der Mathematik, einen Gönner und Beschützer. Kein freundliches Verhältniß jedoch entspann sich zwischen dem, freilich älteren Repetitor Patrault's, Pichegru, und dem Zöglinge Napoleon, als ob diese beiden merkwürdigen Menschen, deren einer die Republik verrathen, der andere beendigen sollte, schon bei ihrem ersten Zusammentreffen jene gegenseitige Antipathie gefühlt hätten, von welcher man sagt, daß sie beym ersten Anblick zwei künftige Todfeinde ergreife.

Neben der Mathematik war es die Geschichte, welche den, einem weltbistorischen Auftreten entgegen reifenden Jüngling beschäftigte. Als leidenschaftlicher Leser verschlang er die Bücher der Geschichte, während sein starkes und treues Gedächtniß alle Thatsachen in sich aufbewahrte, die sein heller Kopf und denkender Geist sofort ordnete, unter sich verknüpfte und aus ihnen Schlüsse und Grundsätze zog. Es gibt kein Universalgenie. Je größer der Mensch in einem Fache ist, um so gleichgültiger wird er gegen viele andere Fächer bleiben. Wenn der junge Napoleon sich unausgesetzt in mathematische Problème und deren practische Anwendung vertiefte, wenn er die Helden Plutarch's im eigentlichen Sinne sich aneignete, um bald einer ihrer zu werden, wenn seinem kräftigen Gemüthe die colossale Dichtung Ossian's allermeist zusagte: so ist es leicht begreiflich, daß ihm nach Art der alten Römer, die anmuthigen und weichlicheren Künste des Friedens fremder blieben und daß ihn, der zum Wirken und Thun, nicht zum Betrachten und Besprechen geschaffen war, die alte und neue Sprachenkunde nur mittelmäßig und nur als Mittel zum Zweck in Anspruch nahm.

So verlebte er über vier Jahre in der Militairschule, und begierig hat man einzelne Züge aufbewahrt, welche schon damals den Feldherrn und Regenten in ihm ahnen ließen. Zwar liebte er seiner eifrigen Studien wegen die Einsamkeit und war gewissermaßen ein Sonderling; doch hatte er in seinem äußeren Betragen die Heftigkeit, Rauheit und das Ungestüme seiner Kinderjahre abgelegt und zeigte sich im Allgemeinen sanft, gefällig und zart fühlend. Dieses Zartgefühl stammte von dem edeln Selbstgefühl einer gediegenen Seele und dem Ehrgeiz, der schon frühe jeden Eroberer beherrscht. Es brach einst mächtig hervor, als ihn ein mönchisch-rigoristischer Aufseher wegen eines geringen Vergehens verurtheilt hatte, in grobem Gewand, knieend in dem Refectorium zu speisen. Auf's Tiefste durch den Gedanken einer solchen Demüthigung erschüttert, bekam er einen so gewaltigen Nervenanfall, daß ihm die Strafe, auf Bitten des Pater Patrault, erlassen werden mußte.

Indessen entzog sich der fleißige und sinnige Jüngling keineswegs den Vergnügungen seiner Kameraden; wohl aber gab er ihrem Spielen häufig eine antike und praktisch-militairische Richtung, was als Beweis gelten kann, wie vollkommen er von Enthusiasmus für seine Bestimmung durchdrungen war.

Als in dem kalten Winter von 1783 — 1784 viel Schnee gefallen war, bestimmte er seine Mitzöglinge, die schon auf jedes Vergnügen verzichten wollten, aus den Schneemassen eine Festung mit Verschanzungen aufzuführen und sodann dieselbe mit Schnee- und Eiskugeln zu stürmen. Dabey versah er das Geschäft des Ingenieurs und Anführers. Letztere Rolle fiel ihm überhaupt gewöhnlich zu, da seine Kameraden ihm die Superiorität in solchen Dingen willig zugestanden.

Die Militairschüler gaben bisweilen festliche Vorstellungen, welchen auch Einwohner der Stadt Brienne beiwohnten. Man führte eines Tages das Stück: „Der Tod Cäsar's" auf. Napoleon befehligte den Wachposten am Eingange. Die Menge drängte sich hinzu; jedoch nur wer eine Karte hatte, erhielt Einlaß. Dessen ungeachtet wollte sich die Frau des Schloßverwalters, auf ihre Bekanntschaft mit den Zöglingen bauend, auch ohne Karte den Eingang erzwingen. Man wies sie zurück. Sie weinte, schrie, drohte. Schon wollte sich die Menge zu ihren Gunsten erklären, als Bonaparte herbeieilt und ausruft: „Man entferne diese Frau, welche die Zügellosigkeit der Feldlager hierher bringt!" Diese lakonischen Worte mit jenem gebieterischen Ton, der unfreiwillig zum Gehorsam zwingt, ausgesprochen, thaten bey dem geringen Anlaß ihre Wirkung, wie sie dieselbe später niemals verfehlten, als das Schicksal eines Welttheils auf der Wagschale lag.

Der Ernst abstracter Studien konnte eben so wenig die natürliche Lebhaftigkeit und den Scharfsinn Napoleon's verwischen; vielmehr lehrt die Erfahrung, daß ein tiefer Denker zwar kein Witzling wird, dagegen aber in treffenden Antworten und blitzschnellen Gedanken nicht selten seine Genialität offenbart. Napoleon hat die Wahrheit dieser Bemerkung, wie in gereifteren Jahren, so schon als Knabe bestätigt. Hier ein Beispiel!

Der Erzbischof, welcher ihm die Firmung ertheilte, stieß sich an dem Taufnamen „Napoleon", und erklärte ihm, keinen solchen Heiligen im Kalender zu finden. Aergerlich entgegnete der junge Cadet auf der Stelle: „Ich glaube es wohl; es ist ein corsischer Heiliger. Ueberhaupt gibt es unzählige Heilige in den Legenden, aber nur 365 Tage." Der Prälat machte nach der Erhöhung Napoleon's den angeführten Uebelstand gut, und

Digitized by Google

verlegte den Gedächtnißtag des heiligen Napoleon auf den 15. August, den Geburtstag des Kaisers. „So geschah es, — nach Scott's Bemerkung, — daß Napoleon seinen Schutzheiligen beförderte."

„Nach zurückgelegtem 14ten Jahre ward ihm durch den Ritter Keralio, Inspektor der zwölf Militairschulen in Frankreich, das Glück zu Theil, trotz seiner Jugend, in der Militairschule zu Paris einen Platz zu erhalten. Merkwürdig und zum Theil prophetisch sind die Zeugnisse seiner ersten Lehrer und Aufseher über ihn. Das Hauptzeugniß lautete folgendermaßen: „Herr von Bonaparte, Napoleon, geboren den 15 August 1769, vier Fuß 10 Zoll 10 Linien hoch, hat seine vierte Classe durchlaufen; Constitution: gut; Gesundheit: vortrefflich; Charakter: gehorsam, bieder und dankbar; Betragen; sehr regelmäßig; hat sich stets durch ein fleißiges Studium der Mathematik ausgezeichnet; er versteht seine Geschichte und Geographie ziemlich gut; er ist ziemlich schwach im schönwissenschaftlichen Fache und im Lateinischen; er wird ein vortrefflicher Seemann werden; verdient Aufnahme in die Schule zu Paris." Derselbe Keralio hatte den Mönchen zu Brienne, die Napoleon noch ein Jahr behalten wollten, um ihn in der lateinischen Sprache zu vervollkommnen, geantwortet: „Nein, ich sehe in diesem jungen Manne einen Funken, den man nicht genug nähren kann." — Domairon, sein Professor der schönen Künste zu Paris sagte von seinen rhetorischen Arbeiten: „Es ist Granit, an einem Vulcane gewärmt." Dieses Bild, obschon etwas gewagt, bezeichnet sehr gut das eigenthümliche Talent des Verfassers der Proclamationen an die ägyptischen und italienischen Heere.

Herr von L'Eguille, Napolern's Professer der Geschichte, hat über seinen Zögling eine kurze Note hinterlassen: „Corse von Natur und Charakter, wird er weiter gehen, wenn die Umstände ihn begünstigen."

Bald zog Napoleon auch zu Paris die Aufmerksamkeit auf sich, wohin er am 17 Oktober 1784 gekommen war, und besuchte unter andern Gesellschaften die des Abbé Raynal, wo ihm seine gründlichen Kenntnisse die Ehre verschafften, zu den literarischen Unterhaltungen Raynal's zugezogen zu werden. Dadurch erweiterte sich der Umfang seines Wissens immer mehr.

Die Militairanstalt selbst gefiel ihm aber nicht, weil ihre allzu prächtige Einrichtung, Ludwig's XV. Werk, die Zöglinge an eine Prunksucht gewöhnen konnte, welche der spätere Dienstgrad der meisten fortzuführen nicht gestattete. Napoleon, der als Regent eine genaue Einsicht in das Verwaltungswesen deurkundete, übergab damals den Vorstehern eine Denkschrift, worin er die Mängel des Instituts aufdeckte und als Verbesserungsmittel Zucht, Arbeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit hervorstellte. Was die Bitte des Zöglings zu jener Zeit nicht bewirkte, das ordnete nachmals der Beherrscher Frankreichs in gleichem Sinne an.

Schon früher huldigte übrigens Napoleon den freysinnigen Ideen, und erlaubte sich bereits während seines Aufenthalts in der Militairschule zu Paris in einem Briefe eine beleidigende Kritik gegen den König.

Nicht einmal ein ganzes Jahr verweilte der früh reife Jüngling in der Schule zu Paris; er verließ dieselbe jedoch nur, um sogleich in activen Dienst zu treten."

Volksbauwesen in Bayern.

Wie neben den großartigsten Bau- und Kunstwerken aller Art, welche in Bayern auf den schöpferischen Wink seines Königs fortwährend entstehen, auch Dasjenige, was die Beglückung des Volkes zunächst berührt und zu höherem Aufschwunge leitet, nicht unberücksichtigt bleibt, und wie besonders die Prinzipien der Landesverschönerung sich immer mehr verwirklichen, wodurch eine sichere Basis entsteht, auf welcher weiter gebaut werden kann, davon dürfte das Nachstehende neuer Zeuge seyn. Damit die den königl. Baupolizeikommissionen im Isarkreise beigegebenen technischen Mitglieder ihren ehrenvollen Ruf gehörig zu erfüllen, so wie zur Begründung eines geordneten und verbesserten Volksbauwesens geeignet mitzuwirken vermögen, so beauftragte die kön. Kreisregierung den Vorstand der kön. Baugewerksschule, Baurath Dr. Verherr zu München, vom 10. bis 16. Januar zehn bis zwölf Vorträge für die gedachten Mitglieder, dann auch für andere wißbegierige und im Zeichnen geübte Maurer- und Zimmermeister, welche früher durch die betreffenden Polizeibehörden zur freiwilligen Theilnahme eingeladen wurden, über folgende Gegenstände zu halten: a) über Baupolizei im Allgemeinen, mit Hinsicht auf Landesverschönerung und Sonnenbau, dann auf die in diesem Betreffe bereits am 12. Oktober vorigen Jahres (Isarkreis-Intelligenzblatte Nro. 45.) erlassene Regierungs-Verfügung, unter Hinweisung auf die wichtigsten Bauten der Hauptstadt, mit Berührung besonders beachtungswerther spezieller Theile derselben, und verschiedener hierbei gebrauchter Materialien, dann unter Vorzeigung vorzüglicher architektonischer Werke, Modelle und Baumaschinen; b) über die Anfertigung der Bauriße und Situationspläne, so wie über die Aufnahme von Staats-, Stiftungs- und Kommunalgebäuden, dann der plastischen Denkmale; c) über die Anfertigung der Voranschläge zu Stiftungs- und Kommunalbauten, besonders über die gleichförmige Behandlung der Pfarr-Baufallschätzungen und richtige Ausscheidung der gewöhnlichen und Hauptbaufälle, überhaupt derjenigen Gegenstände, welche den zeitlichen Nutznießern zur Last fallen, oder ad onus successorum, so wie durch Konkurrenz der Conderimatoren gewendet werden müssen; d) über Blitzableiter-Aufstellung; e) über Brand- und Kommunmauern, dann Hammerschlagverhältnisse; f) über Kommunalstraßen und Pflasterbau, Anlage und Unterhaltung; g) über Uferbefestigungen und Dämme; h) über Brücken und Stege, dann unterirdische Kanäle; i) über Brunnen- und Wasserleitungen; k) über Höfe- und Gärten-Einfriedigungen; l) über zweckmäßige Eintheilung von Gärten und Feldern, dann ganzen Fluren und Döfern, mit Benützung der Steuerkatasterplane; m) über die Ertheilung eines ersprießlichen sonn- und feiertägigen Unterrichts in den Elementar-Zeichnungsschulen. — Diesen Vorträgen und Vorzeigungen, an welche zugleich Besprechungen über Mängel und Verbesserung des Volksbauwesens, dann über Einführung der Landesverschönerung und des Sonnenbaues im Allgemeinen, nebst Andeutungen über Eisenbahnen und Bétonstraßen, geknüpft wurden, haben nicht nur mehrere Distrikts-Baupolizei-Kommissionsmitglieder und Bauwerkmeister aus dem Isarkreise, sondern auch fremde Architekten und sämtliche Schüler der dießjährigen, zahlreich besuchten Kursus der königl. Baugewerksschule beigewohnt, wodurch wohl zu manchem Guten der Grund gelegt, so wie ein nachahmungswerthes Beispiel auch für andere Staaten, dann Anlaß gegeben worden seyn möchte, dergleichen Zusammenkünfte alljährlich im Winter auf acht oder vierzehn Tage zu wiederholen, und so eine zweck- und zeitgemäße Erneuerung der alten Bauhütten oder Baugesellschaften zu bewirken, welche, neben Vervollkommnung der Architektur, die besondere Pflicht hatten und übten: „Dem König getreu zu seyn ohne Verrätherei, und der Obrigkeit gehorchen ohne Falschheit."

Mittel reich zu werden

(Schluß.)

„Jeder muß ein Lehrgeld geben."

Auch ich habe Lehrgeld gezahlt; und zahle es noch immer. — Darum mache man in einem jeden Gewerbe oder Berufe, in einer jeden Art von Unternehmungen erst Versuche im Kleinen. Auch ist es nicht rathsam, vielerley auf einmal anzufangen.

Digitized by Google

„Eine jede Entdeckung oder Erfindung, welche einen Geldvortheil „zu gewähren verheißt, ein jeder Verbesserungsvorschlag dieser Art, verdient Prüfung."

Und die beste Prüfung ist die, daß man einen Versuch mit der Entdeckung ꝛc. macht. Wir sähen noch wie der Altdeutsche vor Mösers osnabrückischer Geschichte aus, wenn sich unsere Vorfahren gegen alle Neuerungen in den Acten und Mitteln des Erwerbes gesträubt hätten. — Allerdings hat der Landmann recht, wenn er nicht glaubt, ohne zu sehen. Aber nur deßwegen und nur in so fern, weil und in wie fern er nicht die Mittel hat, Neuerungen auf seine Gefahr zu versuchen.

„Ersparnisse sind Einnahmen."

Ich wäre ein reicher Mann, wenn ich das Papier hätte, das jährlich in Deutschland ohne Noth zum Schreiben verbraucht wird. Ich verlange nicht etwa, daß weniger geschrieben werden soll. Das wäre zu viel verlangt. Ich behaupte nur, daß eine weit geringere Masse Papier hinreichen würde, um darauf alles das zu schreiben, was in Deutschland geschrieben wird. — Ein Reisender hatte einen Empfehlungsbrief an einen Kaufmann in Marseille. Als er den Brief abgab, fand er den Kaufmann auf dessen Geschäftszimmer mit dem Abschneiden und Sammeln des weißen Papiers, das sich an Briefen befand, beschäftigt. Er wurde von dem Kaufmanne zum Mittagessen (in ein anderes Haus), eingeladen. Man kann sich denken, mit welchen Erwartungen der Fremde die Einladung annahm und ihr entsprach! Aber er trat in einen Palast und wurde königlich bewirthet. Da ging ihm ein Licht auf. — Ein Ehemann, der nach Geld geheirathet hat, macht nicht selten die Erfahrung, daß Wirthschaftlichkeit die beste Mitgift eines Weibes sey.

„Schlage bei einer Spekulation eher den zu hoffenden Gewinn als den zu besorgenden Verlust zu niedrig an."

Denn man hat bei einem Voranschlag dieser Art sich selbst zu fürchten, d. i. das ungemessene Vertrauen, das der Mensch zu seinem Glücke hat. (Wie könnten sich ohne dieses Vertrauen Lotterien erhalten?) — Besonders denen kann die vorliegende Maxime nicht dringend genug empfohlen werden, welchen von Andern der Vorschlag zu einer Spekulation gemacht wird. Diese haben gewöhnlich den Stein der Weisen gefunden. Uebrigens kann diese Maxime auf alle Berechnungen der Zukunft ausgedehnt werden.

„Fürchte die Augen der Menschen."

Sie können dich zu Grunde richten und sie haben schon Viele zu Grunde gerichtet. Aller Prunkaufwand ist ein Opfer, das man ihnen bringt. Auch die eigenen Augen sind Mäuler. Was man an Andern sieht, will man nachthun.

Pot-Pourri.

Chaussee-Dampfwagen.

Ueber den schon öfter erwähnten Chaussee-Dampfwagen des Mechanikers Herrn Dietz zu Brüssel wird nunmehr Folgendes von dort berichtet: „Der Remorquer „Dietz" ist am 28. Jan. Mittags von der Vorstadt Laeken abgefahren, einen mit Menschen gefüllten „Waggon" und eine Diligence nach sich ziehend. Er passirte ohne Fehl das Thor von Laecken, wandte sich nach dem „Boulevard botanique" und lief in einem Zuge, mit einer Schnelligkeit, die alle Erwartungen übertraf bis zum Observatorium hinan. Auf dieser Höhe angelangt, veränderte Hr. Dietz augenblicklich die Bewegung der Räder, und kehrte im Fluge bis zum Pallast des Königs zurück. Hier ward mit dem Ruf: „Vive le roi!" angehalten. Darauf ward die Schnelligkeit der Bewegung gemäßigt, und die Fahrt bis zur Kammer der Repräsentanten fortgesetzt, wo wieder eine Zeit lang Halt gemacht wurde. Die Herren Deputirten drückten Hrn. Dietz ihre vollkommene Zufriedenheit aus, die sie bei dem augenscheinlichen Beweise des Gelingens einer Unternehmung empfanden, deren erste Beschützer sie waren. Dann setzte sich der Remorquer wieder in Bewegung, und fuhr, mit eingehemmten Rädern, die Boulevards hinab. Des schlechten Wetters ungeachtet war eine große Menschenmenge zusammen geströmt, um diesem Versuche beizuwohnen. Wir haben jetzt den evidenten Beweis, daß mit diesem Remorquer alle möglichen Bewegungen ausgeführt werden können, von langsamer Schrittbewegung bis zu einer Schnelligkeit von 5 Lieues in der Stunde, daß derselbe bergan und bergab laufen, und, was bemerkenswerth ist, mit dem ganzen Zuge umwenden kann. Nach solchen Resultaten unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Anwendung von Dampfwagen auf gewöhnlichen Kunststraßen binnen verhältnißmäßig kurzer Frist allgemein werden wird. Hiermit aber würde der Sieg der Dampfkraft als bewegendes Prinzip gekrönt seyn; alle Schwierigkeiten der Anlegung von wagrechten Schienenbahnen, ausgedehnterer Expropriationsgesetze u. dergl. m. wären beseitigt, und es bedürfte dann nur noch der Vervollkommnung der gewöhnlichen Kunststraßen, wozu ein nachahmungswürdiges Vorbild in der Umgegend von Koblenz längst gegeben ist. Eine so makadamisirte Chaussee würde allen Erfordernissen der Dampfwagen entsprechen, und dabei dem bisherigen Fuhrwerk den gewohnten Verkehr ungeschmälert und ungehindert belassen. Wir haben in der neuesten Zeit so Vieles erlebt, was noch vor Kurzem unglaublich schien — warum sollten wir daran zweifeln, Dampfwagen auf gewöhnlichen guten Chausseen hin und her fahren zu sehen, nachdem uns ein Beweis der Ausführbarkeit vorliegt, wie ihn der Eingang berichtete?" (!?)

Eisenbahn-Schubkarren.

Brüssel, 2. Febr. Gestern Nachmittags ließ Hr. Marschal seinen beweglichen Eisenbahn-Schubkarren cirkuliren. Derselbe war mit großen Steinen, 750 Pfd. an Gewicht, beladen. Ein Mann brachte ihn vor das Thor von Namur und in die Stadt zurück. Man bewunderte die Leichtigkeit, Schnelligkeit und Einfachheit dieses Geräthes. Man denke sich ein Geleise von Eisen, das sich unter dem Rade dreht und herabschlägt. Die Löcher oder Vorsprünge des Bodens machen nicht einmal die Bewegung langsamer. Wir fügen hinzu, daß eine so nützliche Erfindung bei dem geringsten Vermögen angeschafft werden kann. Binnen Kurzem wird man das ganze Gespann, das aus einem vierrädrigen Wagen mit 40 Plätzen, einem zweirädrigen Wagen und dem Schubkarren besteht, auf den Boulevards fahren sehen.

Klärung der Oele.

Da man so häufig und zwar mit gutem Grunde über die schlechte Beschaffenheit des im Handel vorkommenden raffinirten Rüböls klagen hört, so würde vielleicht die Mittheilung einer Methode, worauf sich Thomas Cogan in England patentiren ließ, nicht ohne Interesse seyn.

Derselbe wendet Wasserdampf dabei an, wodurch das Oel fast gänzlich von der Säure befreit wird, und in 12 Stunden vollkommen geklärt zum Gebrauch fertig ist.

Die Quantität, welche auf einmal bearbeitet wird, besteht in 400 Quart. Diese erfordern ungefähr 10 Pfund Schwefelsäure. Die Säure wird vorher mit einer gleichen Menge Wasser verdünnt. Nachdem das Oel in eine kupferne Pfanne gestürzt, wird $^1/_2$ der verdünnten Schwefelsäure zugegossen, und das Ganze eine Stunde oder länger mit einem hölzernen Rührscheit umgerührt, bis die Säure mit dem Oel vollkommen vereinigt ist, wodurch letzteres eine viel dunklere Farbe als vorher ange-

Digitized by Google

nommen haben wird. Dann wird eine zweite gleiche Menge verdünnter Säure hinzugefügt und wie vorher mit dem Oel gemischt, worauf der letzte dritte Theil der Säure zugesetzt wird. Dann bleibt die Mischung über Nacht ruhig stehen, und man läßt am andern Tage durch eine Röhre aus einem Dampfkessel Wasserdampf eintreten, während man umrührt bis das Oel auf die Temperatur des kochenden Wassers erhitzt ist, worauf das Oel in einen kupfernen Behälter gelassen wird, der die Form eines umgekehrten Kegels hat, oder wie ein Trichter gestaltet, unten mit einem kurzen Rohr und Hahn versehen ist. Ein anderer Hahn befindet sich seitwärts etwas höher als der erstere, und dient dazu, das klare Oel abzulassen. Nachdem das Oel eine Nacht über in dem Verkühler gestanden, wird sich das saure unreine Wasser unten abgesondert haben, und kann nun durch den Hahn abgelassen werden, welchen man so lange öffnet, bis das Oel anfängt auszutreten. Das klare Oel kann nun durch die Seitenöffnung abgezapft und zum Gebrauch angewendet werden.

Dem Patentinhaber wurde für diese Mittheilung von der society of arts die silberne Isis-Medaille und 10 Pfd. St. zuerkannt.

Schädliche Verfälschung der Chocolade.

Die Sentinelle des Pyrenées von Bayonne, theilt die Untersuchung verdächtiger Chocoladesorten mit, nach welcher einige Zinnober, andere Zinnober und rothes Quecksilberoxyd, noch andere Zinnober und Mennig oder rothes Bleioxyd, bisweilen rothes Eisenoxyd, oft aber Waizen und Maismehl enthielten. Es sind durch deren Genuß sehr heftige Zufälle entstanden, als schmeerzhafte Darmreizung, Ekel und selbst Erbrechen. Die Behörde, davon in Kenntniß gesetzt, hat die geeigneten Mittel zur Unterdrückung eines so gefährlichen Betrugs angewendet. Diese Verfälschung ist in der Absicht geschehen, um ihr ein schönes Ansehen zu geben, und das Gewicht zu vermehren, denn sie wird zu 24 Sous, die unvermischte dagegen zu 30 Sous, das Pfd. verkauft. Die reine sieht zwischen braun, die verfälschte dagegen mehr röthlichbraun aus. Vergleicht man sie mit einander, so fällt die letztere Farbe sehr auf. Mit einer guten Loupe untersucht, sieht man auf der verfälschten einige Punkte, und selbst Streifen von ziegelrother Farbe. Um den Betrug zu entdecken, reibt man die verfälschte mit einem doppelten oder dreifachen Quantum Wasser ab, und schüttelt die Mischung gut durcheinander. Nach einiger Zeit bildet sich bei der verfälschten, wenn man das Ganze in einem Zuckerglas ruhig hingestellt hat, ein sehr reichlicher Niederschlag von ziegelrother Farbe; bei der reinen aber nur wenig und weit später von mattfalber Farbe.

Aus einem Zimmer zehn Zimmer zu machen.

Diese Kunst wird jetzt in Paris betrieben. Herr Prot, einer der berühmtesten Papiertapetenfabrikanten in dem Passage Choiseul Nr. 79. und 81., hat sie ins Leben gerufen, und macht mit dieser Erfindung ungeheure Geschäfte. Die paravent-decoration, wie er diese Vorrichtung nennt, besteht aus acht Fuß dicken Blättern, die an den Wänden befestigt werden, und die durch einen Druck sich 12 bis 24 Mal umschlagen und auseinander legen, und heute einen Saal, morgen eine Gegend, wieder einen Hain, oder einen Wald, oder ein Meergestade u. s. w. vorstellen. Gewöhnlich werden sie in Speisesälen angebracht. Man versammelt sich in einem Park, setzt sich zu Tische in einer Gloriette, trinkt Caffee in einem Gehölz, arrangirt die Spieltische in einem Feenpalast, tanzt in einem Bauernhaus und soupirt am Fuße des Vesuvs. Auch hat Herr Prot paravent-decorations aufgestellt, die zum Frühstück einen See in der Schweiz, zum Besuch vor Tisch eine Partie aus dem Wiener Prater, zum Diner einen englischen Chiosk, zum Gouter den Marcusplatz von Venedig und zum Abendschmaus einen beleuchteten Palast in Rom oder Madrid vorstellen! Es lebe die französische Industrie, sie weiß, eine Welt in ein einziges Zimmer zu zaubern. Auch werden Herrn Prots Nachahmungen der Tapeten von vergoldetem Leder, wie man sie in alten französischen und englischen Schlössern (z. B. in Blendheim) noch häufig findet, sehr gerühmt. Von seinen Glastapeten sagt man, daß sie so glänzend seyen, daß man sie bei Beleuchtung ohne Schirme vor den Augen gar nicht betrachten könne. Herr Prot wird noch die Sonne an den Plafond nageln, mit den Kometen die Wände zieren und die Sterne auf den Boden streuen; durchaus Pariser Industrie! —

Edle Handlung.

Als Beitrag zur neuern Geschichte Preußens verdient Folgendes Erwähnung: Ein würdiger Geistlicher in einem westpreußischen Städtchen, ein 76jähriger Greis, ward zu seinem Dienstjubiläum von Sr. Maj. dem Könige mit einem Ehrenzeichen beschenkt. In seiner Nähe wohnte ein Major, welcher das Unglück hatte; ohne Pension verabschiedet zu werden, und zahlreiche Familie besaß, ohne das geringste Vermögen. Der Geistliche schickte das Ehrenzeichen an seinen Herrn mit der allerunterthänigsten Bemerkung zurück, daß er, schon dem Grabe nahe, diesen Schmuck, obgleich die Dankbarkeit für die Gnade seines geliebten Königs ihm bis ins Grab folgen würde, nicht mehr bedürfe. Bei dieser Gelegenheit möge jedoch Allerhöchstderselbe die letzte Bitte vor seinem Hinscheiden huldreichst gewähren, nemlich dem verabschiedeten Major G. eine Pension zu bewilligen, da dem Manne durchaus unrecht geschehen sey, welches er kühn zu behaupten sich erdreiste. Seine Bitte verfehlte nicht ihren Zweck; ein hoher Offizier wurde beauftragt, den Gegenstand genau zu untersuchen, und darüber an Se. Maj. unmittelbar zu berichten. Der Major erhielt bald darauf nicht nur die seiner Charge angemessene hohe Pension, sondern auch den Rückstand vom Tage seiner Verabschiedung an. Wohl dem Staate, wo die freimüthige Sprache vor dem Throne solchen Anklang findet!

Aus- und Einfälle.

Von M. G. Saphir.

Gottlob, es werden wieder gute Theaterzeiten! Die weiten Aermel der Damen machen nach und nach den engen Platz. Man wird auf den Sperrsitzen zwischen zwei Damenärmeln nicht mehr dasitzen, wie ein eingeklemmter Mastbaum zwischen zwei Eisbergen!

Die spanische Tracht ist in Paris sehr Mode, also in keinem Falle die Eintracht! Die spanischen Leibchen mit Puffen und Filetressen sollen zum Entzücken gut kleiden. Dieses Gewebe ist so dünn und fein, daß man von der Trägerin kaum weiß, ob was an ihr ist.

Liebes-A B C.

A, B, C, — Die Liebe ist ein Weh!
D, E, F, — Daß sie die Herzen äff'!
G, H, J, — O trau' der Liebe nie!
J, K, L, — Denn sie entsteht gar schnell;
M, N, O, — Und sie vergeht auch so.
P, Q, R, — Nie wirst du ihrer Herr.
S, T, U, — Sie läßt dich nie in Ruh'.
V, W, X, — Ist Strafe des Geschicks,
Y und Z, — Bis an das Todtenbett.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 8. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Wasserbauten in Griechenland.

Wer noch vor Jahresfrist das so malerisch-schöne Thal des Kephissos in den Umgebungen von Athen bereiste, und auf der Strasse von da nach dem Piräus leider einen großen Theil des sonst sehr fruchtreichen Thales bis zum Meere hin versumpft sah, würde sich jezt freuen, diese nicht unbeträchtliche Fläche trocken gelegt, und für die beste Kultur gewonnen zu erblicken. Der Kephissos, ein wasserreicher Bach, welcher am Fuße der Gebirge Parnes und Pentelicos entspringt, ist da, wo er in den Oelwald tritt, in unzählige kleine und unregelmäßige Kanäle getheilt, welche den Zweck haben, das Wasser im Frühjahre und Sommer an die Oelbäume zu leiten. Man sieht hierin freilich eine Spur von Kultur und pfleglicher Behandlung des Oelbaums, mußte jedoch die Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit der griechischen Oekonomen bedauern, wenn man am Ausgange des Oelwaldes die traurige Beobachtung machte, daß dem so wohlthätig auf das Gedeihen des Oelbaums einwirkenden Bach nicht einmal sein altes Bett zum Abfluß gegönnt, oder irgend einen Abzug durch einen Kanal gestattet war. Er ergoß sich nun über die ganze untere Thalesfläche, und versumpfte die Gegend bis zum Piräus hin. Erst in neuerer Zeit wurde nach einem von Hrn. Hauptmann v. Pasowitz zweckdienlich modifizirten Plane der Abfluß zu Stande gebracht, und der Kephissos eilt nun freudig dem Meere zu, während die Sümpfe schon trocken liegen und kulturfähige Flächen darbieten. Namentlich letzterer, der Hauptzweck des anzulegenden Kanals, würde nicht erreicht worden seyn, wenn die Regierung den weit kostspieligern Plan des Engländers, Obrist Gordon, angenommen hätte. — Die Griechen, welche der Thätigkeit der Deutschen so wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollen, publiziren dergleichen nützliche Leistungen nicht, indem sie solche bis jetzt nicht zu würdigen verstehen, vielweniger sie mit Dank anerkennen. Dasselbe ist der Fall mit den Bauten des geschickten Architekten Erlacher, welchem in Bezug auf den nach seinem Plane ausgeführten Leuchtthurm auf Syra selbst der englische Admiral Rowley vollen Beifall bezeugte. Hr. Erlacher hatte bei diesem Baue mit ungemeinen Schwierigkeiten zu kämpfen, mußte bei allen Arbeiten vorangehen, und selbst mit Hand anlegen.

Eilkorrespondenz-Bahn.

Wir haben in unserm „Sammler" Nro. 4 aus der Wiener allgemeinen Theaterzeitung einen Aufsatz über die Errichtung von Eilkorrespondenz-Bahnen aufgenommen, welcher aber die Art der Ausführung solcher Korrespondenzen nicht deutlich aussprach. Eins der neuesten Blätter der Theaterzeitung liefert nun einen längern Aufsatz von dem Erfinder dieser Eilkorrespondenz-Bahnen, Hrn. Joseph Ritter v. Hohenthum, worin er das Wesentliche der seiner Unternehmung zum Grunde liegenden Erfindung mittheilt. Es heißt darin unter Anderem: Um diesen Endzweck zu erreichen, werden auf einer eigends konstruirten Röhrenbahn von sehr mäßigem Durchmesser, kleine Wagen von einer entsprechenden Konstruktion, die 1000 bis 2000 Briefe gewöhnlichen Formates aufnehmen können, täglich bei zwanzigmal hin und retour mit einer solchen Geschwindigkeit befördert, daß eine deutsche Meile, das ist, 4000 Wiener Klafter, in 10 bis 15 Minuten zurückgelegt werden können. Als bewegende Kraft werden vorzugsweise Gewichtsmaschinen der einfachsten Art, deren keine höher als 100 bis 150 fl. K. M. zu stehen kommt, von einer halben Meile zur andern aufgestellt, die ein einziger Mensch wirksam machen kann, und durch welche ein Rad von ungefähr 2 Klafter im Durchmesser, zum Behufe der Aufwicklung des an den Wagen befestigten, 1 bis 2 Linien dicken Drahtseiles, mit der erforderlichen Geschwindigkeit um seine Achse bewegt wird. Da bei jeder Umdrehung des Rades, wozu nicht mehr als $1^1/_2$ Sekunde Zeit erforderlich sind, 6 Wiener Klafter des Seils aufgewickelt werden, so ersieht man daraus, daß die angegebene Geschwindigkeit, 4000 Wiener Klafter in 10 bis 15 Minuten mit Leichtigkeit erreicht werden kann. Die Röhren selbst werden zur Sicherheit in einen gemauerten, nach Umständen über oder unter der Erde, von Station zu Station fortlaufenden Kanal eingelegt, dessen Kosten sich aber bey Weitem nicht so hoch belaufen, als man, ohne das Nähere zu wissen, wohl glauben möchte, da die geringen Dimensionen der eisernen Röhren nur einen Kanal von 3 Schuh Höhe und 2 Schuh Breite erfordern, zu dessen Bau auch die allenthalben vorfindigen Bruchsteine verwendet werden können; auch werden die Grundeinlösungskosten bei diesem Kanalbau bei Weitem nicht so bedeutend seyn, als bei andern ähnlichen Bauten, da die Bahnen an den bereits bestehenden Strassen oder 3 bis 4 Schuh unter der Erde angelegt werden, wodurch die freie Benützung der Grundstücke wenig gestört wird, sonach nur bei Waldungen und in besondern Fällen die Einlösung des Eigenthums der Grundstücke, über welche die Bahnen gehen, nöthig seyn dürfte. „Uebrigens, heißt es dann weiter, sind in diesem Kanale, um bei eintretenden unvorhergesehenen Unfällen schnelle Abhülfe leisten zu können, in angemessenen Distanzen Visitirröhren, und zum Behufe des Luftzuges auch vergitterte Luftröhren angebracht. Es ist dabei vorgesehen worden, daß, wenn die Bahn beschädigt ist, die Schnüre etwa reißen, oder an der Maschine etwas brechen sollte, augenblicklich abgeholfen werden kann, und eine gänzliche Unterbrechung der Korrespondenz durchaus nicht denkbar ist. Eben so zweckmäßig sind auch die Briefwagen konstruirt. Es ist bei den Fahrten genau berechnet, daß sich die Wagen bei ihren Hin- und Rückfahrten nie begegnen können, und bei ihrer Ankunft auf den Stationen geben dieselben den bedienenden Individuen selbst das Zeichen ihres Ankommens, indem sie an eine Feder streifen, welche eine Glocke in Bewegung setzt" u. s. w.

Digitized by Google

Ueber Eisenbahnen und deren Konstruktion.

(Schluß.)

Wir kommen nun zu der eigentlichen Zusammensetzung der Eisenbahnen, nachdem wir bereits in Nro. 4. des Sammlers die Bestandtheile des Bodens beschrieben haben und fügen einige bildliche Darstellungen bei.

Fig. 1.

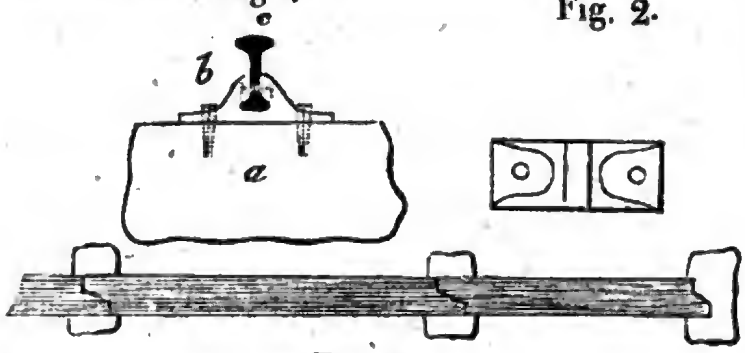


Fig. 2.

Fig. 3.

Das feste Material einer Eisenbahn besteht demnach 1) aus gußeisernen oder schmiedeeisernen Schienen, auf welchen die Räder der Wagen laufen; 2) aus gußeisernen Lagern (Chairs oder Pedestals), welche die Schienen tragen; 3) aus Steinblöcken oder Würfeln, auf welchen diese Lager befestigt werden. Fig. 1. zeigt *a* den Steinblock, auf welchen das gußeiserne Lager *b* mit zwei Nägeln, die nur von Holz sind, befestigt ist; *c* zeigt die Durchschnittansicht der gewalzten abgerundeten Schiene, auf welcher der Wagen läuft; sie ist mittelst eines eisernen Nagels in dem gußeisernen Lager befestigt. — Fig. 2. gibt die Ansicht des eisernen Lagers (Chair) von Oben. — Fig. 3. zeigt die befestigte Schiene, deren Zusammensetzung nicht in geraden Abschnitten besteht, sondern in eckigen Zuschnitten; sie sind bei der Zusammensetzung nicht dicht an einander befestigt, sondern es trennt dieselben ein kleiner Raum.

Wir haben schon in den frühern Nummern dieser Abhandlung bemerkt, daß es nicht durchaus nothwendig, oft auch nicht ausführbar ist, daß Eisenbahnen in gerader Linie geführt werden können, und es ist bei den verbesserten Fuhrwerken jetzt schon so weit gebracht, daß dieselben einen nicht zu weiten Bogen brauchen, um wieder auf die gerade Linie geführt zu werden. Bei einfachen Bahnen braucht man Ausweichplätze, die sich wie eine doppelte Gabel gestalten, wo die Fuhrwerke seitwärts aus- und wieder in die gewöhnlichen Geleise einlaufen. Wo eine Eisenbahn längs einem Flusse oder einem Abladeplatze läuft, werden häufig mehrere kurze Nebenbahnen unter rechtem Winkel, mit der Hauptbahn angelegt. In diesem Falle sind in dem Durchschnittspunkte der Hauptbahn mit der Nebenbahn Drehscheiben angebracht.

Alle Wagen, welche auf den englischen Eisenbahnen gebraucht werden, haben gußeiserne Räder, die überall auf schmiedeeisernen Achsen festgekeilt sind. Es bewegt sich daher immer eine Achse gemeinschaftlich mit zwei Rädern in den Lagern oder Achsenpfannen. Die Durchmesser der Räder haben bei den verschiedenen Bahnen auch verschiedene Größen; gewöhnlich beträgt der Durchmesser 28, 30 bis 32 Zoll.

Fig. 4.

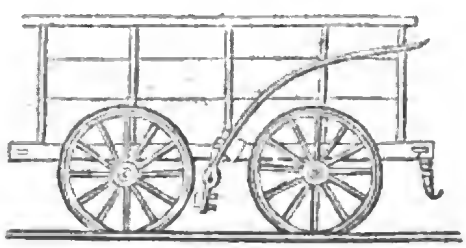
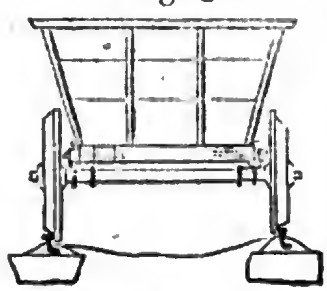


Fig. 5.



Die Räder werden gewöhnlich aus Gabreisen gegossen und haben gewöhnlich 12 Speichen; die Felge ist 7 Centimeter breit und der Spurkranz $2^1/_2$ Centimeter hoch. Diese Breite der Felge soll den Wagen auf den Schienen einen gewissen Spielraum gewähren, damit die beiden Spurkränze nicht beständig gegen die Schiene drücken; denn eine solche beständige Berührung des Spurkranzes und der Schiene würde, während der Wagen in Bewegung ist, eine außerordentlich starke Seitenreibung erzeugen.

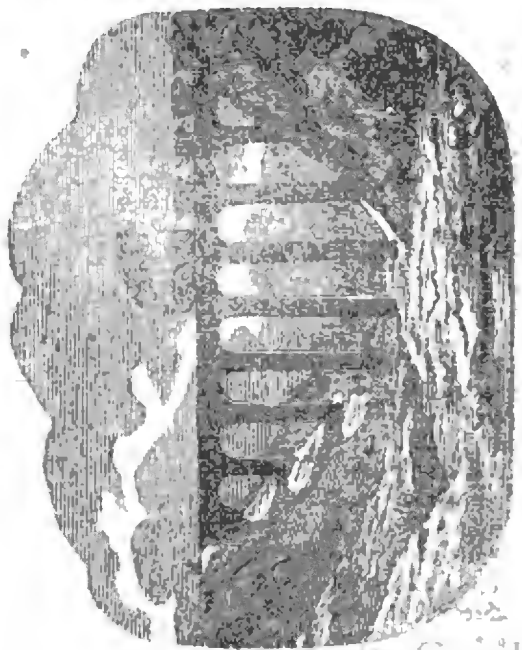
Die Felge muß gehärtet seyn, so daß sie eine ziemlich harte Oberfläche besitzt, sonst höhlt sie sich duech ihre Berührung mit der Schiene während der raschen Umdrehung, in welcher sie sich befindet, sehr bald aus und ist nach zwei Monaten vollkommen abgenutzt.

Die Form des Wagenkastens ändert sich je nach der Art der Waaren, welche transportirt werden sollen. Der Boden besteht aus zwei Rahmhölzern, parallel zur Axe der Straße und verbunden durch Querhölzer (siehe Fig. 4. und 5.). Die Enden dieser Rahmhölzer sind duech hölzerne Ansatzstücke verstärkt, so daß sie eine breite Oberfläche darbieten, um das gegenseitige Anstoßen der Wägen während der Bewegung ausbalten zu können, denn diese Wägen werden in der Regel durch 1 Fuß lange Ketten miteinander verbunden, so daß sie sich während der Bewegung um diese Länge einander nähern, oder voneinander entfernen. Die Verbindung der Wägen mit Ketten statt wie früher mit eisernen Stangen, hat den Vortheil, daß bei einem plötzlichen Stillstand oder bei dem Anlauf des vordern Wagens an einen Gegenstand, sich der Stoß nicht auf alle nachfolgenden Wägen verbreitet, sondern sich in abnehmender Geschwindigkeit der ganzen stationären Masse mittheilt und vielen Schaden verhütet.

Wir schließen diese Abhandlung, indem wir unsern Lesern noch die Abbildung 1) von der Verbindung der Eisenbahnen durch sogenannte Viaducte, welche zwei Anhöhen vereinigen; 2) die Einfahrt in einen unterirdischen Weg (Tunnel), mittheilen.

☞ Als Anhang folgt noch eine sehr interessante Abhandlung über die neuesten Erfahrungen bei Errichtung von Eisenbahnen.

Fig. 6. Ansicht des Baues eines Viaducts.



Digitized by Google

Fig. 7. Ansicht der Einfahrt in einen Tunnel.

Hauptregeln für Eisenbahnunternehmer.

(Uebersetzt aus Lardners the Steam-Engine, new Edition. London 1835.)

Nach Vollendung der Liverpool-Manchester-Eisenbahn war man einige Zeit hindurch zweifelhaft, ob dieses Unternehmen als kommerzielle Spekulation sich durch die Einnahme bezahlt machen würde, und selbst jetzt, nachdem mehrere Jahre wieder vergangen sind, findet man noch Leute, die aus angeborner Zweifelsucht immer kein volles Vertrauen in die Dauer des Ertrages setzen. Lange bestritten selbst wissenschaftliche Männer die Möglichkeit, einen regelmäßigen Verkehr mit der großen Geschwindigkeit zu unterhalten, die im Anfange des Unternehmens eingeführt wurde, und nun, nachdem diese Möglichkeit erwiesen ist, indem der gleich schnelle Verkehr während mehrerer Jahre keine Störung erlitten hat, wird dennoch das künftige Bestehen dieser vortheilhaften Anlage von Einigen bezweifelt, und von Andern sogar geläugnet. Die vielen Schwierigkeiten, auf welche man stieß und die enormen Kosten der Lokomotivkraft haben die Direktoren in ihren halbjährigen Berichten vollständig anerkannt. Manche, die bei Kanälen und sonstigen rivalisirenden Anlagen interessirt waren, oder die aus Grundsatz Alles bezweifelten, schrieben die Dividende dem eigenthümlichen Verfahren der Vorsteher zu; und behaupteten, daß diese Dividende nur scheinbar aus dem Ertrage, wirklich aber aus dem Kapitale selbst bezahlt würde. Eine solche Täuschung konnte natürlich nicht lange anhalten, und so hat denn die Zahlung von $4^1/_2$ Proz. Dividende, die seit der Eröffnung der Bahn regelmäßig in jedem Semester erfolgt ist, in Verbindung mit den bedeutenden Reservefonds, und dem Steigen der Aktien auf mehr als das Doppelte ihres Betrages diejenigen überzeugt, die auf jenes allgemeine Gerede nicht hörten. Wenn daher früher die öffentliche Meynung sich gegen Eisenbahnen aussprach, so erklärte sie sich in ganz gewöhnlichem Gegensatze jetzt so heftig für dieselben, daß es für alle Männer, die sich dem Gegenstande widmen, zur Pflicht wird, den Eifer des Publikums zu zügeln und ihn in angemessene Gränzen zurückzuführen, aber nicht ihn noch mehr anzureizen.

Die bekannt gemachten Projekte zur Anlage von größern Eisenbahnen für den Binnen-Verkehr werden zu ihrer Ausführung ein sehr bedeutendes Kapital erfordern. Berücksichtigen wir, daß bei solchen Unternehmungen die veranschlagten Kosten jedesmal geringer sind, als ihr wirklicher Betrag, so werden wir denselben vielleicht nicht überschätzen, wenn wir ihn zu 50 Millionen Pfund angeben. Die Größe dieser Summe hat bei einigen Leuten die Besorgniß erregt, daß ein so auffallender Wechsel in der Anlegung von Kapitalien den Handel ernstlich erschüttern dürfte. Man muß aber bedenken, wenn auch alle diese Projekte einst ausgeführt werden sollten, so vergeht doch eine lange Zeit, vielleicht fünfzehn Jahre, bis sie vollendet sind, und das Kapital wird nicht auf einmal, sondern nach und nach in kleinen Raten eingezahlt. Sollte es aber auch geschehen, daß zur Förderung dieser Anlagen ein gleiches Kapital anderen Unternehmungen entzogen würde, so wird doch der Uebergang so allmählig geschehen, daß er keinen bedenklichen Nachtheil haben kann. Es ist indessen nicht wahrscheinlich, daß ein solcher Uebergang der Kapitalien überhaupt nöthig seyn wird. Handel und Gewerbfleiß sind jetzt im blühendsten Zustande: die jährliche Zunahme der Kapitalien ist in unserem Lande so groß, daß es nicht an Geld für neue Unternehmungen fehlt, sondern nur an Gelegenheit, das wachsende Kapital vortheilhaft unterzubringen. In Manchester allein soll die jährliche Zunahme 3 Millionen betragen. Die dortige Börse könnte daher in 15 Jahren die sämtlichen Fonds zur Vollendung aller projektirten Eisenbahnen hergeben, ohne anderen Unternehmungen die Kapitalien zu entziehen.

Die Leichtigkeit, bei solchen Aktien-Gesellschaften sein Geld, selbst in kleinen Beiträgen, anzulegen, der Reiz, welchen die Aussicht auf einen großen Gewinn gewährt, und der geringe Zinsfuß der Staatspapiere jeder Art hat eine Menge Kapitalisten, sowol große als kleine, bewogen, auf diese Unternehmungen zu unterzeichnen, und zwar in der reellen Absicht, ihr Vermögen anzulegen. Andrerseits gibt es aber auch eine große Menge Spekulanten, die sich mit so bedeutenden Summen dabei einlassen, daß sie weder die entfernteste Absicht, noch auch die Mittel haben, den Betrag ihrer Aktien einzuzahlen. Der Verlust, der diese letzte Klasse von Leuten treffen kann, wird wenig Mitleid erregen; wenn die Erstern es aber nicht verhindern, so muß dabei Alles in Stocken gerathen, und der Markt wird mit den Aktien dieser Schwindler überschwemmt werden, die nur kauften, um wieder zu verkaufen. Es können dann sehr nachtheilige Folgen für diejenigen sich zeigen, die nur auf guten Glauben unterschrieben haben.

Wem daher daran liegt, sein Kapital auf diese Art sicher anzulegen, dem wird es nützlich seyn, im Umrisse und auf allgemein verständliche Art die wesentlichsten Punkte kennen zu lernen, worauf die Wirksamkeit und der ökonomische Nutzen der Eisenbahnen beruht, so daß er in den Stand gesetzt wird, den wahrscheinlichen Werth der gehofften Vortheile bei den verschiedenen Projekten selbst zu würdigen. Wir bemühen uns dabei, unsere Angaben so viel wie möglich auf einfache Thatsachen und Resultate zu beschränken, die sich weder läugnen noch bestreiten lassen, und überlassen es Andern, die Folgerungen selbst herzuleiten, zu denen sie führen.

Wir bemerken zuvor, daß die Personen, die sich in ein Eisenbahn-Unternehmen einlassen wollen, zuerst die Tabelle der Steigungen einsehen müssen, d. h. den Nachweis von allen nicht waagerechten Strecken, die auf der Bahn von einem Ende bis zum andern vorkommen, woraus hervorgehen muß, wie viel Fuß auf die Meile (Zoll auf die Ruthe) die Bahn steigt oder fällt, und wie lang jede solche Strecke ist. Zweitens wird es auch nützlich seyn, die Länge der Halbmesser der verschiedenen vorkommenden Bögen und die Länge dieser Bögen selbst kennen zu lernen. Wenn nemlich die Eisenbahn ihre Richtung verändern soll, so kann dieses nicht plötzlich in einem Winkel geschehen, sondern eine Krümmung muß den

Digitized by Google

allmähligen Uebergang machen. Diese Krümmung ist aber gewöhnlich ein Kreisbogen, dessen Halbmesser ein wichtiges Element ist. Drittens muß man die Ausdehnung des Personen-Verkehrs kennen, der gegenwärtig seit einer bestimmten Zeit auf der Chaussee zwischen den beiden Endpunkten der Bahn stattfindet, man muß die Anzahl der conzessionirten Wagen ermitteln, und die Anzahl der Reisenden, die darin fahren. So viel es möglich ist, wird man auch den Güter-Verkehr berücksichtigen, doch ist dieser von geringerem Interesse. Ungefähr wird man die Zahl der Reisenden finden, wenn man für jeden Wagen und für jede Reise halb so viel annimmt, als wofür der Wagen konzessionirt ist. Viertens sind die Wasser-Verbindungen zwischen beiden Orten zu berücksichtigen, und das Gewicht der Ladungen, die auf diese Art gefördert werden.

Hat man diese Ermittelungen angestellt, so werden die folgenden kurzen Regeln von Nutzen seyn:

1) Keine Eisenbahn kann ohne starken Personenverkehr mit Vortheil bestehen. Waaren, Kaufmannsgüter, landwirthschaftliche Produkte u. dgl. sind von untergeordneter Wichtigkeit.

2) Die Anzahl der Reisenden, auf die man wahrscheinlich rechnen kann, wird man für die projektirte Bahn finden, wenn man die Mittelzahl der Reisenden, die während der letzten drei Jahre auf den Chausseen führen, um das Doppelte vermehrt.

Die Mittelzahl der Reisenden, die sich vor Eröffnung der Eisenbahn täglich zwischen Liverpool und Manchester bewegten, betrug ungefähr 450; gegenwärtig beträgt sie über 1300. Zwischen Dublin und Kingstown ist eine kurze Eisenbahn von ungefähr fünf Meilen Länge erbaut, und hier hat die Mittelzahl der Reisenden zwischen beiden Orten ungefähr in demselben Verhältnisse zugenommen.

3) Auf Kanälen kann man Reisende noch vortheilhaft mit einer Geschwindigkeit bis 9 Meilen (beinahe 2 preußische Meilen) in der Stunde, ohne den Aufenthalt bei den Schleusen, für den Satz von 1 Penny für die Meile (4 Sgr. 1 Pf. die preußische Meile) transportiren. Auf der Manchester Eisenbahn beträgt der mittlere Satz $1^{44}/_{100}$ Penny für Person und Meile ($7^1/_2$ Sgr. für die preußische Meile) und die mittlere Geschwindigkeit ist 20 Meilen ($4^1/_4$ preußische Meilen) in der Stunde.

Wollte man die Reisenden nun mit einer Geschwindigkeit von 10 Meilen ($2^1/_4$ preuß. Meilen) in der Stunde auf der Eisenbahn befördern, so würden die Kosten doch beinahe eben so groß, wie bei der doppelten Geschwindigkeit ausfallen; eine Eisenbahn kann daher bei geringen Geschwindigkeiten nicht mit einem Kanale rivalisiren.

Der Kanal zwischen Kendal und Preston ist 57 Meilen ($12^1/_8$ preußische Meilen) lang; diesen Weg legen die Reisenden im Durchschnitte mit einer Geschwindigkeit von 1 Meile in $6^1/_2$ Minuten (zwei Stunden in 30 Minuten) zurück, wozu aber noch der Aufenthalt bei den Schleusen kommt. Das Personengeld beträgt ungefähr 1 Penny die Meile (4 Sgr. 1 Pf. die preußische Meile). Es gibt hier 8 Schleusen, jede von 9 Fuß Gefälle und einen Tunnel, der 400 Yards (97 Ruthen) lang ist; durch letzteren werden die Böte mit der Hand gezogen, und hierzu sind 5 Minuten erforderlich. Zum Durchgang durch die Schleusen braucht man dagegen beim Herabfahren 25 bis 28, und beim Herauffahren 45 bis 48 Minuten. — Aehnliche Böte werden bei ungefähr gleichen Preisen auch auf dem Forth- und Clyde-Kanal auf dem Union-Kanal in Schottland und auf dem Paisley- und Johnstone-Kanal benutzt. (Die Böte werden nemlich durch Pferde gezogen.)

4) Bei dem Satze von $1^{44}/_{100}$ Penny für den Reisenden und die Meile ($7^1/_2$ Sgr. die Preuß. Meile) beträgt der reine Gewinn auf der Manchester Bahn 100 pCt. der Ausgaben für den Personen-Verkehr.

5) Güter können auf Kanälen für geringere Frachten als auf Eisenbahnen befördert werden; beim Güter-Verkehr ist die Geschwindigkeit auf den Kanälen jedoch nur ein Fünftheil von der auf Eisenbahnen. (Schluß folgt.)

Pot-Pourri.

Medizinische Gymnastik.

Nachdem die Resultate des gymnastischen Verfahrens zur Wiederherstellung Verwachsener nach den eigenthümlichen Prinzipien des Direktors Fr. Berwald aus Stockholm das Interesse mehrerer der ersten Aerzte Berlins erweckt hatten, ist im verflossenen Herbste ein besonderes Institut für medizinische Gymnastik daselbst eröffnet worden, das bereits vielfältig in Anspruch genommen worden ist. Um indessen die bei jenem Verfahren in Anwendung kommenden mannichfachen Apparate und ihre Bestimmung auch Denen anschaulich zu machen, die das Institut nicht besuchen, hat der Vorsteher desselben, Hr Berwald, Zeichnungen davon anfertigen lassen, welche einem späterhin unter dem Titel; „Die spezielle Anwendung der medizinischen Gymnastik bei Deformirten," erscheinenden Werke als Anhang dienen sollen. Se. königl. Hoh. der Kronprinz, dem diese Zeichnungen unlängst zur Ansicht vorgelegt wurden, hat dem Hrn. Berwal in einem huldvollen eigenhändigen Antwortschreiben Seine lebhafte Theilnahme in Bezug auf jene Erfindung zu erkennen gegeben.

Wohlthätiger Scherz.

Unter die vielen Anekdoten, welche von dem großen Könige von Preußen bekannt worden, und wenn sie auch nicht wahr seyn sollten, doch gut erfunden sind, gehört auch folgende, die zugleich beweist, wie gut Friedrich II. die Kunst verstand, Verdienste auf die angenehmste und überraschendste Weise zu belohnen.

Bei Tafel fragte er einst seinen Staatsminister und Oberstallmeister, den Grafen v. Schwerin: Ich weiß, daß Er fleißig in die Kirche geht; aber sag' Er mir, was hält Er von Gott?

S. Ew. Majestät, sonst hab' ich immer geglaubt, Gott wäre gnädig, jetzt aber glaub' ich's nicht mehr.

K. Warum nicht?

S. Er würde mir sonst nicht haben meine Güter abbrennen lassen.

Friedrich brach das Gespräch kurz ab; fragte Tags darauf den Grafen: Kann er Träume auslegen?

S. Nicht sonderlich.

K. Ich habe vorige Nacht einen Traum gehabt.

S. Das wäre! Und was für ein Traum war es denn, Ew. Majestät?

K. Ich habe mit Gott geredet. Was bedeutet das?

S. Das kann ich nicht erklären, wenn anders ich es nicht im Stande bin, es aus dem Inhalte des Gesprächs Ew. Majestät mit Gott zu errathen?

K. Nun, ich sprach mit Gott, der mir befahl, ich sollte Schwerinen seine abgebrannten Güter wieder aufbauen lassen. Weil Gott mir es denn befohlen hat, so ist heute bereits das Geld dazu von mir assignirt und Befehl gegeben worden, daß mit dem Aufbau angefangen werden soll.

S. Ich danke unterthänigst.

K. Aber, was glaubt Er nun von Gott?

S. Ew. Majestät, nun glaub' ich wieder, wie sonst, daß Gott sehr gnädig ist und daß Ew. Majestät das Werkzeug seiner Gnade gegen mich sind, wofür mein Dank viel zu schwach ist.

Sonderbares Zahlenergebniß.

Die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 geben in drei Additions-Posten die nun eingetretene Jahreszahl 1836 zur Summe; nämlich:

123
765
948
1836

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 10. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Lätitia Bonaparte.

(Aus den noch ungedruckten Aufzeichnungen eines Deutschen zu Rom.)

Rechts am Ende des Corso, gegen den venetianischen Platz, liegt in sonniger Lage und unter der würdigsten Umgebung der Pallast Rinucini, für einen wohlhabenden Bewohner, einige Freunde und bequemes Leben würdig und angemessen, nicht aber für zahllose Besucher eingerichtet, wie sonst die römischen Paläste. Diesen nun hatte Napoleons Mutter erkauft, und schwerlich hätte sie einen zweiten eben so bequem gefunden. — Sie zeigte noch vor zwanzig Jahren Spuren von Schönheit; ihr Auge funkelte von Geist, und ihr Mund drückte eine ungewöhnliche Bestimmtheit des Charakters aus. Sie sah außer Familie und einer Art Hofstaat — bestehend aus einem Gesellschaftsfräulein und einem Ritter Colonna, Corsen und weitläufigen Verwandten der Familie, einem unbedeutenden Mann mit nicht sehr gefälligem Gesichte — Niemand als den Professor und Wundarzt Sisco, ebenfalls einen Corsen und weitläufigen Verwandten, und die alte Herzogin Tortonia, welcher sie zwei Söhne aus La Flèche losgebeten hatte, und welche ihr deshalb stets mit lobenswerther Dankbarkeit zugethan blieb. Sie gab nie eigentliche Gesellschaften, betrug sich würdig im Unglücke, machte wenig Aufwand und war dennoch allgemein geehrt. Im Jahre 1815 hatte sie einen bedeutenden Theil ihres Vermögens der Erscheinung der hundert Tage geopfert. Doch war ihr hinlänglich verfügliches Vermögen geblieben, um bei großer Sparsamkeit ihre Kinder unterstützen zu können. Diese verehrten sie mit einer Art Anbetung, und da ich Veranlassung hatte, oft über sie mit einer ihr sehr nahe stehenden Person zu reden, so kann ich, obschon ich nie ihre Schwelle betreten, mit einiger Zuverlässigkeit versichern, daß sie wirklich eine ungewöhnlich kluge, ja geniale, kräftige Frau gewesen sey. Sie hing natürlich an Napoleon mit aller Fülle südlicher Mutter-Leidenschaftschaft, erkannte aber dennoch seine Fehler, und verhehlte dieses in ihrem Kabinete nicht. Sie stattete alle ihre Kinder mit ächt-corsischer Beharrlichkeit aus, und schätzte die kürzlich verstorbene Fürstin von Monfort, eben wegen dieser von ihr so herrlich geübten Tugend, besonders. Sie war fromm ohne Ziererei, und mit weniger Eifer als ihr ungleich jüngerer Stiefbruder, welcher ihr auch in der Gesichtsform nur wenig glich. Sie lebte unglaublich mäßig, und hatte eine felsenfeste Gesundheit. Welches andere Herz hätte auch solches Glück und hierauf solches Unglück ertragen? Sie verlor, was nie eine Mutter verlor, und darauf ein Kind nach dem andern, vier hoffnungsvolle Enkel, die vielleicht ihrem Geschlechte neuen Glanz gegeben hätten, das Licht der Augen, die Fähigkeit sich zu bewegen. Doch klagte sie nie, äußerte aber wohl zuweilen, es sey bei ihr über das Klagen hinaus. Wenn je eine Darstellung der Niobe auf einem Sarkophag an ihrem Platze wäre, so wäre sie es auf ihrem.

Das Journal du Commerce erzählt sehr umständlich einen Besuch, welchen im Frühjahr 1834 ein Franzose in dem venezianischen Palaste bei der Mutter des Kaisers Napoleon gemacht habe. Darin kommt folgende Stelle vor: Hr. Robaglia, ein Offizier der alten Garde, kam mit einigen französischen Journalen in den Salon. „Ich lese, sagte er, in den Zeitungen eine sehr sonderbare Motion, die man der Deputirtenkammer vorgelegt hat: es handelt sich darin davon, den König von Frankreich mit dem Rechte zu bekleiden, jedes Mitglied der Kaiserlichen Familie nach seiner Auswahl zur Rückkehr nach Frankreich zu ermächtigen.“ Madame Lätitia ließ die Nachricht wiederholen, und ich fürchtete, die darauf erfolgte Aufregung möchte sie tödten. Ueber ihre Wangen und ihre Hände zukte eine nervöse Konvulsion; sie richtete sich in ihrem Schmerzensbette auf, und sagte mit der aus ihrer Seele kommenden Energie: „Meine Söhne haben keine Gunst von irgend Jemandem zu empfangen; würden sie nach Frankreich als bloße Bürger und um dort gemischt mit dem Volke zu leben, zurückkehren, so würde dis nur in dem Falle geschehen, wenn der Nationalwille sie aus der Verbannung zurückriefe. Sollte einer von ihnen, ausser diesem Falle, eine solche Gunst annehmen, so möchte ich mir Kraft genug wünschen, ihn mit meinen Händen zu erwürgen.“ Bisher hatte ich nur die geschwächte Frau, die Familienmutter, die über ihre Söhne weint, gesehen; bei dieser Antwort aber, bei dieser galvanischen Erschütterung des Skeletts, erkannte ich das kaiserliche Blut, und mußte beym Herabsteigen aus diesem Pallaste in die Aeußerung eines mich begleitenden Römers: „Ja, diese hier ist ganz die Mutter Napoleons!“ einstimmen.

Ein anderes Journal enthält noch folgende Einzelheiten über die lezte Zeit der Madame Lätitia. Sie behielt ihre Besinnung bis zum lezten Augenblicke, konnte aber, da sie blind und auch ihr Gehör geschwächt war, nicht mehr gut mit ihren Umgebungen verkehren, zumal da sie es auch nie dahin gebracht hatte, gut französisch zu sprechen; ihr französisch war ein Patois, gemischt aus dem Provenzalischen, dem rein Französischen und dem Italienischen. Am innigsten unter ihren Söhnen liebte sie den Jüngsten, Jerome, von welchem sie auch rühmte, daß er zärtlicher, als ihre andern Kinder an ihr hänge. Gegen Napoleon hegte sie Bewunderung; ihre Liebe gegen ihn äußerte sich als Anbetung. Seit seinem Tode sprach sie seinen Namen nicht mehr aus. In ihrem Schlafgemache hingen die Porträts der Kaiserlichen Familie, des Vaters Bonaparte, des Kardinals Fesch und der Söhne und Töchter. Wenn man die Ehre hatte, der ehrwürdigen Frau vorgestellt zu werden, ermangelte sie nie, ihre kleine Gallerie zu zeigen, und wenn sie an den Kaiser kam, sagte sie blos: „da ist Er;“ dann seufzte sie, und machte eine kleine Pause, ehe sie in ihren kurzen biographischen Notizen fortfuhr. Das Vermögen der Mad. Lätitia war nicht so groß, als man glaubte; sie spendete ihrer Familie große Summen. Uebrigens lebte sie nichts weniger als glänzend; in ihrem Palaste war

Digitized by Google

ihre Lebensart durchaus bescheiden; in den lezten Jahren besonders war sie sehr sparsam.

Der Freistaat Krakau.

In dem kleinen Freistaate Krakau, der, von österreichischem, preußischem und russischem Gebiete umschlossen, auf 21 Quadratmeilen gegen 130,000 Einwohner zählt, sind die letzten Reste polnischer Unabhängigkeit erhalten. Hier, an dem obern Laufe der Weichsel, die aus dem benachbarten Schlesien noch als unbedeutender Fluß heraustritt, und erst unterhalb Krakau zum mächtigen Strome anschwillt, scheint das Volk der Polen in uralten Zeiten zuerst einen geordneten Staat gebildet zu haben; hier ist kein Hügel, kein Bach, an den nicht irgend eine geschichtliche oder sagenhafte Erinnerung geknüpft wäre. Auf dem Berge Wawel, wo der fuchtbare Drache hauste, gründete Krak, der Stammvater des ältesten in der Sage berühmten slavischen Fürstengeschlechtes, seine Burg, zu deren Füßen die nach ihm benannte Stadt Krakau entstand.

Unter dem Erdhügel, von dem das Dorf Mogila den Namen hat, liegt die jungfräuliche Wanda begraben, die für das Wohl ihres Landes den freiwilligen Opfertod starb. An dem Ufer des kleinen Flusses Pradnik war die Rennbahn, auf welcher der Jüngling Lesjko durch kluge Benutzung fremder List die Fürstenwürde erwarb. Zu Krakau war der Sitz der polnischen Könige in den glänzendsten Zeiten des polnischen Namens; hier, in der Stadt mit den 70 Kirchen, sind die alten Königsgräber, die kein Pole ohne die tiefste Rührung sieht. Hierher, in die Heimath, von der Polens Größe ausgegangen ist, hat sich nach Polens Sturze die letzte Regung volksthümlichen polnischen Lebens zurückgezogen. Auf dem Wiener Kongreß lieh die Großmuth der Sieger der Stadt Krakau, mit einem kleinen Gebiete unter dem Schutze von Oesterreich, Rußland und Preußen ein selbstständiges Daseyn. Zahlreiche Flüchtlinge haben nach der Unterdrückung des letzten polnischen Aufstandes nach Krakau ihre Zuflucht genommen.

Leider hat der polnischen Nation, bei den glänzendsten Eigenschaften des Gemüthes und des Geistes, immer jene ruhige, kaltblütige Erwägung gefehlt, die in verwickelten Umständen oft sicherer als die heldenmüthigste Tapferkeit, als die uneigennützigste Aufopferung, und als der feinste, durchdringendste Scharfsinn den Erfolg verbürgt. Der Pole wird von dem Eindruck des Augenblicks beherrscht. Dasselbe stürmische Wesen, welches die polnischen Schaaren auf hundert Schlachtfeldern zum Siege geführt hat, ist zugleich die vornehmste Ursache aller der Unfälle gewesen, die Polen in den letzten Jahehunderten beinahe Schlag auf Schlag getroffen haben. Selten weiß der Pole den richtigen Augenblick des Handelns zu unterscheiden. Der geringste Strahl der Hoffnung erhebt ihn nicht zu klarem Bewußtseyn, sondern blendet seinen Geist. Der Eingebung seines Herzens folgend, stürzt er sich in Gefahren, in denen er bei besonnener Prüfung den unvermeidlichen Untergang vorhersehen würde. Dieser eigenthümliche Zug des polnischen Charakters erklärt den ganzen letzten polnischen Aufstand; er erklärt die unendigen Bewegungen, die in den letzten Monaten zu Krakau Statt gefunden, und die zuletzt Folgen herbeigeführt haben, die jeder Besonnene bei einiger Ueberlegung im ersten Augenblicke vorhersehen konnte.

Hauptregeln für Eisenbahnunternehmer.

(Schluß.)

15) Soll eine sehr lange Steigung durch eine Hülfs-Lokomotive überwunden werden, so verursacht dieß übermäßige Ausgaben. Es müssen demnach die Steigungen von mehr als 30 Fuß auf die Meile nur kurz seyn.

16) Steigungen von mehr als 50 Fuß auf die Meile (1 auf 106 oder $1^1/_2$ Zoll auf die Ruthe) können mit Vortheil nur noch mittelst stehender Dampfmaschinen mit Seilen überstiegen werden; dieses ist aber ein Mittel, wogegen sich Manches einwenden läßt und welches kaum mit einem starken Personen-Verkehr zu vereinigen ist.

17) Wenn steile Steigungen sich am Ende der Linie befinden und nur kurz sind, so sind sie zulässig.

Es ist klar, daß in diesem Falle die geneigten Ebenen dazu beitragen werden, den Wagenzug beim Abfahren in Bewegung zu setzen; sie unterstützen also die Lokomotive gerade in der Zeit, wo diese im Allgemeinen die größte Kraft entwickeln muß. Nähert der Zug sich dagegen dem Ende, so wird die Bewegung desselben groß genug seyn, um ihn die geneigte Ebene herauf zu bringen, diese darf aber nicht zu lang seyn, denn jedenfalls darf der Zug nicht vor dem Ende in Stillstand kommen.

18) In welchem Maße die Steigungen den Widerstand vermehren, ergiebt sich, wenn man bedenkt, daß eine Steigung von 17 Fuß auf die Meile (1 auf 310) den Widerstand, wie er auf horizontalen Strecken ist, verdoppelt; bei 30 Fuß auf die Meile (1 auf 176) wird er verdreifacht, bei $8^1/_2$ Fuß auf die Meile (1 auf 620) vergrößert er sich um die Hälfte u. s. f.

19) Bei den Geschwindigkeiten, die man jetzt auf den Eisenbahnen erreichen kann, sollten alle Krümmungen vermieden werden, die zu einem Halbmesser gehören, der unter einer Meile (427 Ruthen) ist. Man kann wohl durch schickliche Mittel die Widerstände in den Krümmungen vermindern, aber einige Nachlässigkeit des Maschinenmeisters wird hier immer gefährlich. Nahe am Ende der Linien sind Krümmungen nicht verwerflich.

20) Die schlechteste Stelle für Krümmungen ist am Fuße der Steigungen, indem die Wagenzüge beim Heradfahren eine große Geschwindigkeit annehmen, und es zufällig unmöglich werden kann, sie anzuhalten.

21) In dem Maße, wie die Geschwindigkeit der Lokomotiven durch neue Erfindungen noch vergrößert werden kann, werden auch die Nachtheile und Gefahren bei den Krümmungen zunehmen.

22) Die Schwierigkeit bei der Anwendung langer Tunnels besteht in der Zerstörung der Lebensluft durch das Feuer in den Oefen der Lokomotiven. Horizontale Tunnels müssen daher 25 bis 30 Fuß hoch seyn, und außerdem durch Luftschachte oder andere Mittel ventiliet weeden.

23) Der Uebergang aus dem Lichte in die Dunkelheit, das unangenehme Gefühl der feuchten Luft und im Sommer der Wechsel der Temperatur wird immer Veranlassung geben, auf den Bahnen, die für einen starken Personen-Verkehr bestimmt sind, die langen Tunnels zu vermelden.

24) Alle diese Uebelstände werden aber um so nachtheiliger, wenn der Tunnel nicht horizontal, sondern geneigt ist. Fährt man denselben hinauf, so wird die Zerstörung der Lebensluft in demselben Maße vermehrt, wie die bewegende Kraft zunehmen muß. Steigt er also mit 17 Fuß auf die Meile an, so wird die Zerstörung der Lebensluft verdoppelt, bei 34 Fuß verdreifacht, bei 51 Fuß vervierfacht u. s. w.

25) Läßt sich die Anlage eines Tunnels auf geneigten Strecken nicht vermeiden, so müssen die Dimensionen desselben und die Mittel zur Ventilirung in gleichem Maaße verstärkt werden, wie der Widerstand wegen der Steigung zunimmt.

26) Die Luftschachte in den Tunnels dürfen nicht über 200 Yards ($48^1/_2$ Ruthen) von einander entfernt seyn.

27) In der Zeit, daß der Wagenzug durch den Tunnel durchfährt, zeigen die Luftschachte keine Wirksamkeit. Die Maschine läßt hinter sich die unreine Luft, die sie verdoeben hat, letztere umgiebt die Reisenden, indem sie nicht schnell genug in die Schachte steigen kann. Bei gehöriger Höhe des Tunnels weeden sich jedoch die nachtheiligen Folgen in dieser Beziehung vermeiden lassen.

Digitized by Google

wenn gleich ein unangenehmer und peinlicher Dunst immer bleiben wird.

28) Horizontale Tunnels, deren Länge nicht über ein Drittheil Meile (142 Ruthen) beträgt, wird man hoffentlich anwenden dürfen; mit Steigungen werden sie aber bei dieser Länge mehr verwerflich seyn.

Es verdient bemerkt zu werden, daß wir bis jetzt noch wenige oder keine Erfahrungen über die Wirkungen der Tunnels auf Eisenbahnen haben, wo ein lebhafter Personen-Verkehr durch Lokomotiven betrieben wird. Auf der Leicester-Swannington-Bahn giebt es einen Tunnel, der ungefähr eine Meile (427 Ruthen) lang und horizontal geführt ist: er wird durch 8 Luftschachte ventilirt. Ich habe ihn häufig mit der Lokomotive passirt: selbst wenn ich mich in einen verdeckten Wagen setzte, war die Unbehaglichkeit so groß, daß man sie auf Bahnen, wo ein lebhafter Personen-Verkehr stattfindet, nicht dulden könnte. Diese Bahn fördert hauptsächlich Kohlen von einigen Gruben in der Nähe von Swannington, und der ganze Personen-Verkehr beschränkt sich auf die Arbeiter von den nächsten Dörfern. Die Lokomotive brennt hier Kohlen und nicht Kockes, daher wird noch Rauch gebildet, der viel unangenehmer ist, als die Gase, die sich beim Verbrennen der Kockes entwickeln. Der Tunnel ist auch von kleinen Dimensionen.

Auf der Leeds-Selby-Bahn giebt es in einer beinahe horizontalen Strecke auch einen Tunnel, 700 Yards (170 Ruthen) lang, 22 Fuß breit und 17 Fuß hoch. Er ist versehen mit drei Luftschachten von ungefähr 10 Fuß Durchmesser und 60 Fuß Höhe. Es findet hier ein Verkehr von über 400 Reisenden an jedem Tage statt, und im Allgemeinen beschweren sie sich nicht über die Fahrt durch den Tunnel. Die Lokomotive wird hier mit Kockes geheizt.

Erklärung in Betreff der Schafhäutel'schen Erfindung.

Augsburg, 22. Februar 1836.

In der Beilage zur „Allg. Zeitung" vom 21. Februar (Vergl. Abdz. Nro. 52.) wird erwähnt, daß Hr. Böhm der Großherzoglich Hessischen Regierung die Mittheilung des von ihm und Herrn Schafhäutel erfundenen Verfahrens, aus dem schlechtesten Roheisen das beste geschmeidige Stabeisen zu fabriziren, gegen eine bedeutende Summe angeboten habe, die Ober-Bergdirektion jedoch nicht zum Ankaufe desselben rieth, weil sie bereits Kunde hatte, daß die fragliche Erfindung nächstens in England öffentlich bekannt gemacht, und dann durch Dinglers polytechnisches Journal auch Gemeingut für Deutschland werden würde. Hiebei wurde aber auch von Seite der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" bemerkt, die HH. Böhm und Schafhäutel widersprächen der Behauptung, daß die über ihre Erfindung gegebenen Aufschlüsse vollständig seyen. Es liegt sowol im Interesse der Herrn Böhm und Schafhäutel, als auch in demjenigen der Redaktion des polytechnischen Journals, welche die in England patentirten Erfindungen sobald und vollständig als möglich nach den Spezifikationen der Erfinder dem deutschen Publikum mitzutheilen bemüht ist, auf diesen Irrthum aufmerksam zu machen. Nach den englischen Gesetzen muß nemlich die Beschreibung (Spezifikation) einer patentirten Erfindung so abgefaßt seyn, daß jeder Sachverständige dadurch in Stand gesetzt ist, sie auszuführen und anzuwenden, widrigenfalls das Patent auf erhobene Klage annullirt wird. Hr. Schafhäutel, auf dessen Namen das Patent für Großbritannien ausgestellt wurde, ist dieser Bedingung gewissenhaft nachgekommen, und erklärt in der Spezifikation seines Verfahrens, welche aus dem Rep. of Patent Inventions in das polytechnische Journal überging, selbst, daß er seine Erfindung ohne allen Rückhalt mitgetheilt habe. — Um ein schlechtes Roheisen in ein gutes hämmerbares Eisen zu verwandeln, handelt es sich, wie jeder wissenschaftlich gebildete Chemiker weiß, nur darum, einen Theil des Kohlenstoffs zu verbrennen und den allenfalls im Eisen enthaltenen Schwefel, Phosphor und Aesenik ebenfalls zu oxidiren und in die Schlacken überzuführen, dazu liefert der Braunstein, welchen Hr. Schafhäutel anwendet, offenbar das wohlfeilste Material; das Salz und der Thon, womit er ihn vermengt, dienen blos als Flußmittel. Einer Mittheilung in der „Allg. Zeitung" vom 7. Febr. zufolge gibt der Salpeter, welcher wie der Braunstein oxidirend wirkt, mit Zuschlag von Kalk, beim Herdfrischen auch ganz ähnliche Resultate. Diese Modifikation des Schafhäutel'schen Verfahrens ist aber einzig und allein das Ergebniß der Theorie. Die Redaktion des polytechnischen Journals.

Natur-Ereignisse.

Vor kurzem fanden am Plattensee in Ungarn höchst merkwürdige Naturereignisse statt, von denen österreichische Blätter folgendes melden: „Sümegher Gespanschaft den 10 Febr. Gestern früh fing es an bei uns stark zu schneien, so zwar, daß bis Mittag der Schnee 1½ Fuß hoch lag, unterdessen brauste der Plattensee fürchterlich, und thürmte hohe Wellen auf. Gegen Mittag legten sich die Wogen, und es kam plötzlich ein heftiger Südwind, der die großen Schneehaufen schnell vernichtete, unter welchen viel Vieh (?) begraben lag, welches zum Theil dadurch gerettet wurde. Gegen drei Uhr Nachmittags folgte ein schreckliches Donnerwetter, begleitet von einem mit Schneegestöber vermischten heftigen Sturme, während welchem ein Mann, der eben in den rauhen Hain gehen wollte, zwei andere aber am Feuerherde, vom Blitze getroffen wurden. — Gegen fünf Uhr war Alles ruhig geworden, — nicht die mindeste Luftbewegung bemerkbar, als plötzlich alle Einwohner durch ein ungeheures unterirdisches Getöse, dem augenblicklich ein gewaltiges Erdbeben folgte, in Schrecken gesetzt, aus ihren Wohnungen eilten. Viele Häuser bekamen große Spalten, viele sind eingestürzt; der 20 Quadratmeilen große Plattensee war und ist auch heute noch mit schwarzem Nebel bedeckt, an manchen Orten scheint sein Wasser zu sprudeln, als ob es kochte, und (was sehr bemerkenswerth ist) hat er diese Nacht viele todte Fische ausgeworfen. Fürchterlicher als alles bisher Gemeldete ist, daß die Bewohner der Thäler Lajány und Túz sammt Heerden ihre Heimath verlassen mußten, da dieselbe seit dem gestrigen Erdbeben mit dichtem stinkendem Dunste ganz bedeckt ist, und man in der Ebene sogar Flammen aus der Erde aufsteigen sah. Wir sind hier in größter Angst; der See zeigte heute wieder (9 Uhr V.) wolkenanstrebende Wellen."

Bei einem am 12 Februar an mehreren Orten stattgehabten Gewitter schlug der Blitz auch in ein Schiff auf dem Rheine ein, worüber aus Düsseldorf in folgender Weise berichtet wird: „Der Schiffer B. Baetels lag mit seinem Schiffe oberhalb Oesoy, und hatte, da er glaubte, der Wind würde günstiger werden, seine Segel aufgezogen, um das vorliegende Reck, genannt Woltershof, zu umsegeln. Beim Herannahen des Gewitters fand er es aber doch für rathsam, die Segel wieder zu streichen, und befahl seinen beiden Knechten, das Hauptsegel fortzuschaffen. Im Begriff dies zu thun, steht der eine Knecht rechts, der andere links vom Mast, um das Segel bei dem immer stärker werdenden Winde herabzulassen; da schlägt der Blitz in den Mast, reißt einen Splitter von demselben, und verletzt einen der Knechte folgendermaßen: Der Strahl gieng demselben zwischen seinem Halstuch am Hintertheil des Kopfes hinein, nahm die Haare weg, fuhr am Rückgrath hinunter bis an die Lenden, dann über dieselben nach vorne, und vom Knie über das Schienbein bis zur ersten Zehe in den Stiefel hinein. Auf seinem Wege über den Rücken riß

Digitized by Google

der Blitz die Haut weg; der Fuß ist voll Brandblasen, und die große Zehe zersplittert. Wo von hier aus der Blitz weiter hingefahren, ist räthselhaft, da der Stefel selbst unverletzt geblieben ist. Der Mann befindet sich unter ärztlicher Behandlung; und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß er geheilt werden wird."

Chyrologie.

Die Kunst aus der Hand wahrzusagen oder Chyromantie stand vormals in hohem Ansehen. Man glaubte, daß die Linien in der Hand das Schicksal der Menschen bezeichneten; wie denn unter andern Athanasius Kircher eine chyrologische Mappe herausgegeben hat, nach welcher man das Schicksal eines jeden Menschen berechnen kann. Dieser eingebildeten Wissenschaft aber ist, gleich wie die Astronomie der Astrologie folgte, eine zuverläßigere gefolgt, durch welche man den Charakter des Menschen zwar nicht aus den Linien seiner Hand, wohl aber aus seiner Handschrift kennen lernen kann. Ein französischer Abbé, Namens J. de Maridaus, schrieb vor ungefähr zwei Jahrhunderten ein Buch über diesen Gegenstand. Er glaubt darin bewiesen zu haben, daß man sowohl mit dem Charakter eines Menschen, wie auch mit seinem Schicksale durch seine Schriftzüge bekannt werden kann.

Was die letztere Behauptung betrifft, so glaube ich nicht daran, aber ich halte es nicht für unmöglich, daß die erstere gegründet seyn kann. Es liegt etwas Charakteristisches, etwas Permanentes in der Handschrift eines Menschen, und dieß zwar so sehr, daß dieselbe vor den Gerichtshöfen Gültigkeit hat, und daß die Zeugen ihre Identität beschwören, gleich wie sie das Antlitz des Individuums eidlich anerkennen.

Als ich mich zu Petersburg befand, hatte ich Gelegenheit, für diese Theorie einige Belege aufzufinden. Während der Unruhen der französischen Revolution waren mehrere Gegenstände, besonders aber Bücher und Manuscripte, theils durch Plünderung, theils durch Unordnung von dem schottischen Collegium abhanden gekommen. Gewisse von den Königen und Königinnen von England geschriebene Briefe, welche in dem Archiv des Collegiums aufbewahrt waren, kamen auf diese Weise in die Hände eines Herrn von Dodrowsky, eines russischen Cavaliers, der sich zu jener Zeit zu Paris befand. Durch ihn wurden sie nach Petersburg gebracht, wo sie der Kaiser Alexander, wie ich glaube, für die Kaiserliche Bibliothek erkaufte. Ich besuchte diese Bibliothek häufig und die Untersuchung derselben gewährte mir ein großes Vergnügen; besonders nahmen die Briefe der Königinnen Maria und Elisabeth meine Aufmerksamkeit in Anspruch, die Handschrift der Letzteren war regelmäßig, steif und correct, die Buchstaben waren schaef und eckigt. Die Grundstriche waren fest und grade, die feinen Striche gleich und verbunden, jedes i hatte seinen Punkt, jedes t hatte seinen Kreuzstrich. Nicht so die Handschrift der armen Maria, dieselbe war unregelmäßig, flüchtig und incorrect, die Buchstaben waren schief und ungleich, und das Ganze, war gleich die Frauenzimmerhand nicht zu verkennen, trug das Gepräge der Unordnung und der Nachläßigkeit.

Eine andere Gelegenheit bot sich mir zu Constantinopel dar. Die verstorbene Königin von England hatte, als sie diese Hauptstadt besuchte, sich einen gewissen Signor Scaramang zu ihrem Banquier erwählt, und schrieb an diesen, als sie sich zu Jerusalem befand, um ihm den Auftrag zu geben, einige Gelder für sie auszuzahlen. Was ihre Handschrift aussprach, darüber will ich schweigen, genug sie bestätigte meine Meinung rücksichtlich der in Rede stehenden Wissenschaft.

Pot-Pourri.

Die Wiener Zeitung gibt als Resultat von Berechnungen über die mittlere Lebensdauer im Oestreichischen Kaiserstaat Folgendes: Die mittlere Lebensdauer beträgt: in Kärnthen $43^{8}/_{10}$ Jahre, in Oestreich ob der Enns mit Salzburg $40^{7}/_{10}$ Jahre, in Krain $40^{2}/_{10}$ Jahre, in Dalmatien $40^{2}/_{10}$ Jahre, in Tyrol und Vorarlberg $39^{2}/_{10}$ Jahre, in Steyermark $39^{1}/_{10}$ Jahre, im Küstenlande $33^{1}/_{10}$ Jahre, in Schlesien $32^{4}/_{10}$ Jahre, in Oestreich unter der Enns $32^{1}/_{10}$ Jahre, in Galizien $31^{7}/_{10}$ Jahre, in der Lombardie $31^{5}/_{10}$ Jahre, in Venedig $31^{5}/_{10}$ Jahre, in Böhmen $31^{2}/_{10}$ Jahre, in Mähren 31 Jahre. Daß in den Gebirgsländern unsers Kaiserstaates die Lebensdauer die längste ist, ist wohl ganz natürlich, daß aber die von Slavischen Völkern bewohnten Länder, Galizien, Böhmen und Mähren, bei den günstigen klimatischen Verhältnissen, den bedeutenden Nahrungsquellen und dem kräftigen Volksstamme in der Lebensdauer ihrer Bewohner keinen höhern Rang einnehmen, sondern auf ungefähr gleicher Stufe mit den Italienischen Provinzen, wo für die Lebensdauer nachtheiligere klimatische Verhältnisse obwalten, stehen; daß besonders Galizien seine meisten Bewohner in der Periode des kräftigen Alters verliert, dürfte unerwartet seyn. Möchte das leidige, in diesen Ländern, besonders in Galizien, so häufige Branntweintrinken an diesem Resultate weniger Antheil haben, als zu befürchten ist!

Feuersbrünnste in London.

Man kann sich einen Begriff von der Größe und dem Treiben der englischen Hauptstadt schon aus dem Umstande allein machen, daß im vorigen Jahre nicht weniger als 643 Mal Feuerlärm in London und seinem Weichbilde war. Es kamen mithin durchschnittlich auf jeden Tag beinahe zwei Feuersbrünnste. Der December war unter den zwölf Monaten der damit am reichsten bedachte. Bei sieben Feuersbrünnsten sind zusammen 14 Menschen ums Leben gekommen. In 471 Fällen ist die Ursache der Entstehung des Brandes ermittelt worden. Unvermeidliche Ursachen (bei Bäckern und andern Feuerarbeiten) sind in 14 Fällen vorgekommen. Bett-Gardinen geriethen 52 Mal und Fenster-Gardinen 22 Mal in Brand. Durch fehlerhafte oder baufällige Schornsteine entstand 69 Mal, durch Gas-Explosionen ꝛc. 39 Mal, durch Trocknen der Wäsche am Ofen 22 Mal, durch Kinder, die mit Feuer spielten, 5 Mal, durch Feuerwerke 3 Mal und durch Tabakrauchen vier Mal Feuer. Blinder Lärm war 106 Mal.

Die beiden Zöpfe.

(Eine wahre Anekdote.)

Ein selig entschlafener Herr hatte eine ungemeine Vorliebe für Zöpfe. Sein Militär war der unglückliche Heerd dieser Brandfakeln seiner Liebesgluth. Offiziere verschiedenen Ranges hatten ihre Zöpfe verschieden organisirt: die Einen am Kragen des Rockes, die Andern an der kriegerischen Kappe. In Kaffeehäusern entledigten sich Letztere mit ihrer Hauptbedeckung nothwendig auch ihrer originellsten Zierde. Einstmals gelüstete es Einen, der eben wachthabender Offizier war, auf einen Augenblick sich der nahen Gesellschaft im Kaffeehause zu erfreuen. Da kam ein alter General die Straße vorbeigezogen, die Wache trat heraus, und unser Offizier ergriff in Eile unbemerkt die Kopfbedeckung eines andern. So tritt er dem lächelnden General beflügelt entgegen, der schon von Ferne sah, daß sich der Monotheismus der Zöpfe, dem er selbst huldigen mußte, dießmal in einen Dualismus verloren hatte. Herr General, sagte der würdige Offizier, eine Begrüßung mit Gelächter glaube ich nicht verdient zu haben. „Bester Kamerad," war die Antwort, „Sie sind ein Dualist geworden! Auf ihrem Rücken kämpfen zwei Zöpfe wie Klingemanns Faust und seine Teufel."

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 11. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Der Tod der Mutter Napoleons.

Von Méry.

In dieser traurigen Woche, die eben dem heitern Karneval ein Ende gemacht hat, in der Mitte politischer Vorurtheile, ministerieller Krisen und der blutigen Sitzungen des Luxembourg, überraschte uns eine Nachricht, welche unsere Herzen betrübt hat, sie heißt: „Die Mutter des Kaisers ist todt!" Am Aschermittwoch sah man diese Leichenschrift auf den Stirnen des Pariser Volkes. „Momento quia pulvis es" ist die Formel dieses Tages, und was könnte wohl mehr uns unsere Nichtigkeit in Erinnerung bringen, als der Tod der Frau, die einen Napoleon geboren hat?! Fromme Gefühle wurden bald wach; der Vendôme-Platz sah wieder jene Wallfahrten, die er in den Tagen seiner Herrlichkeit gesehen. Männer und Frauen stiegen von ihren Wagen, um dem Kaiser an seinem Denkmale zu huldigen, und Blumenkränze schmückten das Fußgestell.

Seit 22 Jahren lebte die Mutter Napoleon's in Rom; diese Stadt war ihr St. Helena. Hier trug sie die Qualen des Exils und den Schmerz ihrer Mutterleiden. Jedes Jahr brachte ihr einen schwarzen Flor; der Tod schien sie nur deshalb zu verschonen, damit sie das Trauerkleid für die ganze Familie trage. Hier beweinte sie den Tod des Sohnes, der in den ewigen Jahrbüchern der Unsterblichkeit mit so vielen Lorbeerkronen abgebildet steht; hier beweinte sie ihre Tochter, ihren Schwiegersohn, den löwenkühnen Murat, ihre Schwiegertochter, die erhabene Prinzessin Montfort, ihre vier jungen Enkel, worunter ihr vielgeliebter Herzog von Reichstadt, der nur einen Augenblick König von Rom war, um es als Legat an die Mutter des Kaisers zum Begräbnißplatze zu hinterlassen.

Lätitia lebte zurückgezogen im Palaste Rinuccini. Wenn man nach Rom durch die Porta del Popolo geht, so kommt man durch die lange Straße hinter dem Obelisk gerade zu dieser Residenz der Verbannung. Man sagt da zum Fremden: „Sehen Sie da die prächtige Promenade des Monte Pincio, diese Pyramiden, diese kolossalen Statuen? Alles Schöpfungen Napoleon's; seine Mutter wohnt auf dem andern Ende des Corso, sie weint, sie leidet, sie stirbt."

Niemals gab es einen längern Todeskampf; die leidende Frau brachte 3 Jahre mit dem Sterben zu. Als ich im Jahr 1834 die Ehre hatte, ihr vorgestellt zu werden, gehörte sie schon nicht mehr zu den Lebenden. Wie durch ein Wunder erhielt sich die Seele in dem schon verstorbenen Körper. Die Erlauchte glich einer Mumie, die zur Verehrung der Wallfahrenden dasteht. Man konnte den Pallast nicht verlassen, ohne tief ergriffen zu seyn.

Seit 22 Jahren herrschte nur Schweigen in ihrer Nähe; nichts hörte sie mehr, was sie an die Glanztage ihrer Mutterfreuden erinnern konnte. Der Corso, so geräuschvoll vor Piano und Ruspoli, so belebt vor der Antoninischen Säule, wird schweigsam, Römisch-traurig, je mehr man sich dem Sitze der Verbannung nähert. Er bricht sein Geräusch an den Winkeln von San Romualdo, welches zur Französischen Gesandtschaft führt und sich in traurige und ernste Harmonie mit dem Pallast von Venedig setzt, der trüb wie ein Aegyptisches Grab daliegt. Eine einzige Stimme nur drang von Außen in das Heiligthum der erhabenen Frau; es war die Stimme ihres würdigen Nachbars, des Kapitols. Die eherne Glocke des Kapitols zählte ihr die Stunden ihrer 22jährigen Verbannung vor.

Einige treue Freunde, wenig an Zahl, wie zu St. Helena, haben die letzten Seufzer der Hochverehrten gesammelt; sie haben ihr das Leben verlängert, indem sie alle Wunder der Erhaltung, welche der Römische Himmel gewährt, herbeiriefen. Die Kaiserin Mutter, es sey uns dieser Name zum letzten Mal erlaubt, starb im 87sten Jahre am zweiten Februar, am Lichtmeßfeste; sie erlosch, wie die Weihekerze an diesem Tage erlischt in der benachbarten Kirche San Marco, wo die fromme Frau so oft für ihre Kinder gebetet, so oft über sie geseufzt, eine zweite Rahel.*)

*) In Bezug auf Jeremia 31, 15: „Man hörte eine Klagestimme und bitteres Weinen auf der Höhe. Rahel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen."

Offizielle Angaben über Bevölkerung, Finanz-Zustand, Land- und Seemacht, Handel und Schifffahrt, Ackerbau und Gewerbthätigkeit der nordamerikanischen Union.

Land- und Seemacht.

Seit 1830 ist die Land-Armee um etwa ein Drittel vermehrt worden. Damals bestand sie aus vier Regimentern Artillerie und sieben Regimentern Infanterie, ein Effektiv von 6188 Mann, mit Einschluß des Generalstabes, dardieren. 1835 wurden die Streitkräfte der Union bis auf 8221 Mann vermehrt. Zu dieser kleinen Armee muß man jedoch die Miliz gesellen, deren Personal aus nicht weniger als anderthalb Millionen unter den Waffen befindlicher Männer besteht. Die Kriegsmarine umfaßt:

12 Linienschiffe,	zusammen mit	888 Kanonen.
14 Fregatten ersten Ranges .	616	"
30 Fregatten zweiten Ranges .	616	"
15 Kriegsschaluppen	282	"
7 Schooner	75	"

Der Befehl über diese 51 Kriegsschiffe ist 37 Kapitainen, 40 Kommandanten und 357 Lieutenants anvertraut. Sold, Unterhaltungs- und Erbauungskosten in der Kriegsmarine, belaufen sich auf vier Millionen Dollare (amerikanische Thaler), oder zehn Millionen Gulden jährlich. Das Kriegsbudget beläuft sich auf 13 Millionen Thaler oder 33½ Millionen Gulden. Es begreift den Sold der eigentlichen Armee, nebst der Unter-

Digitized by Google

haltung der Vertheidigungswerke und der strategischen Straßen. — Der Werften, zum Bau der Kriegsschiffe, gibt es in den vereinten Staaten sieben. Sie sind hinlänglich versehen, um die nothwendigen Materialien zur unmittelbaren Ausrüstung von 20 Hochbord-Schiffen darbieten zu können. Die Handels-Marine würde ihr geübte Matrosen stellen.

Bevölkerung.

Kein Land in Europa kann, hinsichts der schnellen Bevölkerungsvermehrung, mit den Verein-Staaten verglichen werden. Wahr ist's, daß es in Europa nicht eine einzige Gegend gibt, mit Ausnahme gewisser Theile Rußlands, die so beträchtliche unbewohnte Räume darbieten, als die in den 25 Republiken der Union noch vorhandenen. Ihr Bereich umfaßt 1,570,000 englische Geviertmeilen. Man zählt also neun Einwohner auf jede Geviertmeile, während man in Oesterreich, Frankreich und England ihrer 165, 208 und 257 auf demselben Raum findet. Der fortschreitende Gang der Bevölkerungs-Zunahme in den Verein-Staaten, während den letzten 46 Jahren, ist nachstehender gewesen:

Jahre.	Einwohner.	Jahre.	Einwohner.
1790	3,930,000	1820	9,638,000
1800	5,306,000	1830	12.866,000
1810	7,240,000	1835	14,000,000?

Unter den Ursachen, welche die Bevölkerungs-Vermehrung in der Union begünstigen, muß man vor Allem die zahlreichen Einwanderer in Rechnung stellen, die Jahrein Jahraus in verschiedenen Theilen Neu-Englands sich niederlassen.

Diese Einwanderung hat seit Beginn unseres Jahrhunderts bedeutend sich vermehrt. In den ersten zehn Jahren überstieg sie im Durchschnitt nicht 4000 bis 5000 Individuen. Von 1812 bis 1821 erhob sie sich auf 8000; die Einwanderungen in den englischen Besitzungen in Nordamerika nicht mit inbegriffen; 1830 zählte man 35,000 Einwanderer, und 1834, nach der Angabe mehrerer amerikanischen Zeitungen, 150,000. Die Verein-Staaten haben also in den letzten 35 Jahren mehr als 60,000 Fremde in sich aufgenommen, die jetzt den zwanzigsten Theil der Bevölkerung bilden. (Schluß folgt.)

Der Sommersprossen-Tag, oder: Wieviel Unannehmlichkeiten man auf einem kurzen Spaziergang erfahren kann.

Von M. G. Saphir.

(Wiener Theaterzeitung.)

Es gibt Tage, in denen man gerade kein Unglück, aber doch tausenderlei kleine Unannehmlichkeiten und Verdrüßlichkeiten erlebt; Tage, an denen unser Genius mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen ist; Tage, an denen einem Alles über quer geht, wo man schon gleich in der Früh den Pantoffel verkehrt gestellt findet, und der Ermel des Schlafrocks hineingezogen ist. An solchen Tagen, die lauter kleine Pünktchen und Flecken haben; kurz, Tage, welche so zu sagen Sommersprossen haben, an einem solchen Sommersprossen-Tag soll der Mensch nichts Wichtiges unternehmen; keinen Versuch machen, sich Geld auszuborgen, keine Liebeserklärung wagen, keine kalten Fische essen, keinen humoristischen Aufsatz schreiben, die Nägel nicht abschneiden und keinem Gönner seine Aufwartung machen, denn an diesem Sommersprossen-Tag kriegt er nichts geliehen, findet er keine Gegenliebe, verdirbt er sich den Magen, schreibt er dummes Zeug, schneidet er sich in die Finger und sagt seinem Gönner eine Sottise. An einem solchen Sommersprossen-Tag soll der Mensch nicht zu Hause bleiben, denn an diesem Tage kommen alle Gläubiger, alle Müssiggänger, alle Reconnaissance-Visiten, alle Recommandations-Schreiben, alle gerichtlichen Vorladungen, alle Collectensammler, alle Konzertgeber, alle anonymen Zuschriften, alle häßlichen Frauenzimmer, alle faden Journale; des Morgens kratzt der Schornsteinfeger und des Mittags scharrt der Parquetputzer im Zimmer herum; der Ofen fängt an zu rauchen; der Wind schlägt eine Fensterscheibe ein, die Thür schreit, der Schreibtisch wackelt, das Federmesser ist verlegt, die angefangene Arbeit kann man nicht finden, ein Buch, welches man gerade braucht, ist ausgeliehen, der Bediente hat gerade den Fluß vor den Ohren und die Glocke ist abgeeissen! An einem solchen Sommersprossen-Tag soll man aber auch nicht ausgehen, denn es begegnen einem sodann eine Anzahl kleiner Unfälle und Unding, Kleinigkeiten und Winzigkeiten, die wie Mottenfraß endlich die pelzigste Geduld zerfressen.

Es war ein solcher Sommersprossentag, als ich von meinem Quartiere in der obern Bäckerstraße in den Prater spazieren gieng. Beim Aufstehen schon hatte ich den Fuß in das Bettlaken so verwickelt, daß mein Bedienter die dramatische Entwicklung vornehmen mußte. In dem rechten Pantoffel lag ein Hemdknöpfchen, welches am Abend beim Entkleiden hineinfiel, ich trat stark auf, that mir weh und zertrat das Hemdknöpfchen. Als ich von meinem Schlafzimmer in mein Arbeitszimmer gehen wollte, rannte ich an meinen Bedienten, der mir mein Glas Trinkwasser brachte, an, und beschüttete mich ganz naß. An der Kaffee-Maschine war das obere Sieb verstopft, der Spiritus war gerade ausgebrannt, und die Milch rann zusammen. Gleich nach dem Frühstücke schickte mir Jemand ein dickes Trauerspiel in fünf Aufzügen, und ein anderer ein Heldengedicht in 17 Gesängen zum Durchlesen und Meinung abzugeben zu. Darauf kam der Friseur und verbrannte mir die Schläfe, und der Barbier schnitt mich in das linke Ohrläppchen. Darauf ließen sich einige reisende Virtuosen melden, alle mit Empfehlungen bewaffnet. Einige Minuten später kam eine Correktur, die einen Rheinlachs hätte rasend machen können, u. s. w.

Kurz, ich entschloß mich zu entfliehen und einen Gang in den Prater zu machen.

Ich nahm Oberrock, Ueberschuhe und Parapluie, und begann meinen Spaziergang.

Ich schlug die Gangthüre hinter mir zu, und siehe da, ich hatte den Schooß meines Oberrocks eingeklemmt. Ich suchte in der Tasche um den Schlüssel, ich hatte ihn auf dem Tische liegen lassen. Ich stand da, und wußte mir nicht zu helfen. Eine Dame kam vom zweiten Stocke herab, sah mich wie einen gefangenen Aal zappeln und lachte über meine Beklemmung. Ich mußte den Oberrock ausziehen, den Schlosser rufen, um meinen Oberock zu befreien, den ich hinein legte und mir einen andern nahm. Zum zweiten Male verließ ich dann meine Wohnung, am Thore wollte ich meine Handschuhe anziehen, ich hatte sie, als ich den Oberrock wechselte, niedergelegt, und stieg wieder hinauf, um meine Handschuhe zu holen. Als ich die Treppe wieder hinabstieg, trug Jemand einen Sack Mehl in das obere Geschoß, streifte an mich an, und die rechte Seite meines blauen Oberocks sah aus wie ein weißer Unterrock. Ich stieg wieder in meine Wohnung zurück, mein Bedienter war nicht da, ich stieg, nachdem ich meinen Ueberschuh ausgezogen, auf einen Sessel, um die Bürste herunter zu holen, bürstete mich vollends rein ab, und verließ zum drittenmale meine Wohnung. Am Ausgange des Hauses stand der Hausmeister, und rief mir zu: „Euer Gnaden haben nur einen Ueberschuh an!“

Mit einer schaafmäßigen Geduld stieg ich wieder zu mir selbst in die Höhe, zog den Ueberschuh an und gelangte endlich glücklich auf die Straße.

Als ich in der Straße war, sah ich eine schöne Dame von der andern Seite mir entgegen kommen, ich wollte recht graziös vorüberschweben und ihr einen holden Blick zuwerfen; dabei bemerkte ich nicht, daß auf der Seite, wo ich ging, Holz

Digitized by Google

gehackt wurde, stolperte über den Sägebock und fiel auf den Holzhaufen. Ich raffe mich zusammen, ging auf die Dame zu, um durch irgend einen Einfall meinen Unfall zu demänteln, ich wollte gerade sagen, daß ich für sie gerne den Holzstoß bestiege, o. dgl. allein, welch ein Mißgeschick! Es mußten mir Sägespäne in die Nase gekommen seyn, ich mußte nießen, und so oft ich reden wollte, hinderte mich mein Nießen daran. Ich nahm Reißaus und wollte in das Durchhaus nach dem Köünerhof zu gehen, rannte an eine Sänfte an, der Sesselträger schrie: „Na, der Lümmel!" Ich machte gar keinen Versuch, ihn zu besänftigen, sondern flüchtete in das Adamische Kaffeehaus. Ich ließ mir ein Glas Melange geben und eine Zeitung; verschüttete die Hälfte des Kaffees und in der ersten besten Zeitung, es war zufällig „la Moda", stand gerade ein Artikel gegen mich.

Ich verließ das Kaffeehaus, um meinen Weg fortzusetzen, da sah ich, daß hinter mir Hr. X. kommt, der die Mensaen auf der öffentlichen Straße mit Anekdoten todtschlägt, ich wollte schnell vorwärts schreiten, um ihm zu entkommen, da fuhr ein meilenlanger Bierwagen aus einem Hausthore und versperrte die Straße! Da stand ich, vor mir der lange Bierwagen, und hinter mir einige lange Anekdoten! Richtig packte er mich, versetzte mir eine Anekdote und wollte mir eben noch eine beibringen, als ich ihm sagte, ich müßte da in ein Haus hinein gehen, und entschlüpfte in den Darwarer-Hof. In der Eile des Durchfluges blieb mein Rock an dem Stocke im Durchgange hängen, ich wendete mich rasch um und prallte an ein Mädchen an, welches ein weißes Kleid auf einem Stocke trug, schleuderte das Mädchen an die Wand und das Kleid zu Boden. „Na," sagte das Mädchen, „könnens die Geschicklichkeit so an lang?" Wie ein gejagtes Reh entfloh ich, und erreichte glücklich das sogenannte Lorenzo-Thürl ohne andere Unannehmlichkeit, als daß auf dem Lorenzo-Bergel, wo eben gebaut wurde, mir gerade vor der Nase ein langer Querbalken aufgezogen wurde, und ich an fünf Minuten lang warten mußte.

An dem Lorenzo-Thürl kam mir die fatale Idee, die dort angeschlagenen Zettel alle zu lesen, ein Vorübergehender an mich anrennend, stieß mich so gegen die Wand, daß ich ein mit verschiedenen Lebensmitteln gefülltes Tuch, welches ein dastehendes altes Weib in der Hand hatte, dermaßen an die Wand schnellte, daß die darin befindlichen Eier alle zerbrachen, und die Dotter durch das Tuch herausquollen. Man kann sich denken, welche Fluth von naiven Redensarten aus dem Munde der Alten, welcher mir jetzt weiter als das Lorenzo-Thürl vorkam, mir entgegen strömte. Ich rannte wie besessen der Brücke zu.

(Schluß folgt.)

Englische Versuche zu Surrogaten für Flachs und Hanf.

Man macht gegenwärtig in England einen interessanten Versuch, die große Einfuhr von fremdem Flachs und Hanf (welche etwa 3 Millionen Pf. St. jährlich beträgt) durch die Kultur neuerer Pflanzenarten, welche spinnbare Fibern liefern, zu ersetzen. Diese bestehen in neuseeländischem Flachs (phormium tenax) Musa textilis, Urtica tenacissima und Sita, oder Seidengras (die soie végétale der Franzosen). Es haben sich zwei Gesellschaften gebildet, welche die Patente, welche der Hauptmann Harris für Fabrikation von Zeugen aus diesen Fibern erhalten hat, angekauft haben. Die eine fabrizirt Taue und Segeltuch, die andere Zeuge zu Kleidern und Meubeln. Man hat gefunden, daß Taue von neuseeländischem Flachs stärker sind als gewöhnliche, von der Nässe nicht leiden, und ein Fünftheil leichter sind. Die Zeuge, welche daraus gewoben werden, haben einen Seidenglanz, sind aber bedeutend stärker als Seide, und können daher überaus dünn gewoben werden, wodurch sich die Steifigkeit verliert, welche sie von der Seide unangenehm unterscheidet. Man webt aus Seidengras Teppiche, welche von großer Dauerhaftigkeit sind, aber es fehlt ihnen noch an der Weiche der wollenen Teppiche, dennoch nimmt der Gebrauch derselben schnell zu, und die Fabriken dieser Art in Barnsley werden fast täglich vergrößert. Die Gesellschaften haben einen Agenten nach Neuseeland geschickt, um das Material, dessen sie bedürfen, an Ort und Stelle zu kaufen und ihnen regelmäßig zu schicken; da aber der jährliche Ertrag, der sich bei der gegenwärtigen Barbarei der Neuseeländer erhalten läßt, sich nicht auf mehr als 20—30,000 Centner erhebt, so wünschen sie die Kultur dieses Flachses in England und besonders in Irland einzuführen, und haben ihren Agenten befohlen, jedem Schiffe, das Flachs ladet, einige Tausend Pflanzen mitzugeben. Man hat mit diesen Versuche angestellt und gefunden, daß die Pflanze etwa dreimal so viel Flachs liefert, als die gewöhnliche, und dabei fast keine Kosten verursacht, indem die Pflanze nicht abstirbt, sich durch die Wurzel fortpflanzt, und nicht zum Gebrauch ausgerissen werden muß, indem man nur ihre Blätter braucht. Eine Pflanze trug im Jahre 1833 in einem Garten in Irland 700 Blätter, welche 6—7 Fuß lang waren. Sie wächst in Sümpfen und auf Wiesen, welche Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, scheint aber keinen hohen Grad von Frost ertragen zu können. Die Admiralität hat einen Vertrag mit dem Haus Swansborough gemacht, nach welchem dieses die Elle Segeltuch aus neuseeländischem Flachs zu 8½ Pence liefert, von einer Qualität, die in gewöhnlichem Hanf 18—20 P. kostete. In feinern Zeugen hoffen die Fabrikanten den neuen Flachs zu 30—40 Prozent unter den bisherigen Preisen liefern zu können.

Papier aus Torf.

Ein wohlfeiler und doch guter Erfolg für die Lumpen, der einen zur Verfertigung des Papiers tauglichen Brei darböte, ist schon längst von den Fabrikanten gesucht worden. Man hat in England viele Proben angestellt, um ein solches Surrogat auszumitteln, es hielt aber schwer, eines zu finden, das die erforderlichen Bedingungen in sich vereinigte, und da andererseits die Lumpen dort sehr theuer sind und eine hohe Steuer entrichten müssen, so hat die Verfälschung der Papierfabrikation gewaltig um sich gegriffen. Bekanntlich besteht ein Torfmoor, namentlich von der Art, wie man sie in Irland findet, aus mehreren Schichten, die sich an Dichtigkeit und in anderer Hinsicht je nach ihrer Tiefe von einander unterscheiden. Die Oberfläche des Moores ist gewöhnlich mit frisch grünenden Pflanzen, hauptsächlich Moosen, Heidekräutern, Wasser- und Sumpfgewächsen bedeckt; gleich unter dieser Decke kömmt eine Lage, die nach Verhältniß der Austrocknung des Sumpfes, oft nur zwei oder drei Zoll, oft aber auch vier bis fünf Fuß tief ist und aus einer schwammigen, röthlich braunen, faserigen Masse besteht, aus den Ueberresten ähnlicher Vegetabilien gebildet, wie die auf der Oberfläche wachsenden, welche hier im ersten Grade ihrer Auflösung befindlich sind. Die chemischen Bestandtheile dieser Schicht kommen fast denen einiger Papyrusarten gleich, wie man sie an den feuchten Stellen um Herkulanum findet; da sie nämlich lange der Einwirkung des Wassers bei einer mittleren Temperatur ausgesetzt gewesen, so sind die vegetabilischen Säfte beinahe ganz in einen unreinen Extractivstoff verwandelt und die Fäsern, noch, wie es scheint, mit einigen der den ursprünglichen Pflanzen eigenthümlichen Oele verbunden, fast unversehrt geblieben. Man kam daher auf den Gedanken, daß diese Faseen, die fein genug zu dem beabsichtigten Zweck zu seyn schienen, wenn sie sich nur von ihrem Farbestoff scheiden ließen, einen guten Brei für die Papierfabrikation liefern müßten. Die Sache erregte

Digitized by Google

Aufmerksamkeit, und der Versuch wurde mit Erfolg gekrönt. Es ließ sich ein solcher Brei, im Verhältniß von 18 Proz., aus dem Torf bereiten, er war weiß und rein und zeigte sich als ganz geeignet zur Verfertigung von Papier, nachdem er in der schönen irländischen Fabrik des Hrn. Dickinson gehörig geläutert worden. Irland enthält an 2 Mill. Morgen Torf-Moore, wovon 1,300,000 der Austrocknung und Cultivirung fähig sind, und wenn dieselben in so viele nützliche Verbrauchs-Artikel verwandelt werden können, so eröffnen sie dem Staatsmann und Philanthropen die Aussicht auf reiche Quellen für die Beschäftigung der Einwohner und für die Fortschritte des Landes.

Schnellheizung ohne Dampf und Holz.

Wenn manche Erfindungen vergangener Zeit ohne gemeinnützigen Erfolg geblieben, und daher auch bald wieder in Vergessenheit gerathen sind, so finden wir den Grund dieses Mißgeschicks entweder in dem Mangel an Theilnahme und Zutrauen der Zeitgenossen, oder in unbefriedigter Erwartung bei ihrer Anwendung, welche, wo sie nicht schon zur Entdeckung innerer Gebrechen führt, doch meistens irgend eine Beschwerlichkeit vor oder nach dem Gebrauche verursacht, oder wohl gar bei letzterem bedingliche Umstände voraussetzt; gewöhnlich ist aber damit nicht viel verloren. Hingegen ist zu bedauern, daß man schon im 17ten Jahrhundert so unachtsam gewesen ist, die oben genannte, nach angestellten Versuchen als tüchtig bewährte Erfindung aus dem Gebiete der Oekonomie entweichen zu lassen. Was der gelehrte französische Arzt und Physiker Guy Patin in dem 153sten Stück seiner wissenschaftlichen Briefe darüber berichtet hat, ist wörtlich Folgendes: „Ein Italiener bereitet aus gewissen Erdarten eine feste entzündliche Masse, einen Brennstoff in Kugeln geformt, welcher ohne Geruch und ohne Rauch ein Zimmer in wenigen Minuten durchwärmt. Er war, nach seiner Aeusserung, zur Untersuchung seines Geheimnisses nach Paris berufen worden. Als Zeugen des Versuchs wurden mehrere sachkundige Personen bestellt, worunter zwei Aerzte, Hr. Mathieu und ich; die Herren Blondel, Guenaut, Brayer und Morisset waren auch zugegen. Wir fanden das Präparat seinem Zwecke entsprechend, und bezeugten ihm schriftlich, daß diese Erdklöße ein schönes und helles Feuer, dabei ohne Rauch und ohne allen bösen Geruch, geben. Jede dieser Kugeln, ist größer als ein gewöhnlicher Spielball; er erbot sich, das Hundert um zehn Sous zu geben." Vielleicht glückt es nach Einem unserer Naturkundigen (was nicht selten eine Gabe des Zufalls ist) das vermißte Arkan wieder aufzufinden.

Naturmerkwürdigkeiten.

Die osmanische Staatszeitung Nro. 120 vom 23. Ramasan (11. Jänner d. J.) enthält am Schlusse unter der Aufschrift „Seltsames" drei aus den eingesendeten Tagesberichten (Journal, so auch im Türkischen) der Richter der Gerichtsbarkeiten von Towas und Kemer Hamid angezogene Angaben über feurige von Knall begleitete Meteore, welche nach aller Wahrscheinlichkeit von dem Falle von Meteorsteinen begleitet waren; wenn aber auch nicht, so ist es für Meteorologen interessant, daß die beiden ersten Erscheinungen, wie es scheint an Einem Tage, Sonntags den ersten Rebiulewwel, Statt fanden; der eine Bericht bestimmt das Datum und den Wochentag, der andere sagt bloß Anfangs des Mondes Rebiulewwel. Im Dorfe Bojunlar in der Gerichtsbarkeit Kemer Hamid strömte dreimal Licht auf den Berg Boslagh (Eisberg) nieder, auf welchem der fromme Jar Musa Dede begraben liegt, und jedes Mal folgte ein Knall gleich einer Kanone; in der zum Sandschak Menteschi gehörigen Gerichtsbarkeit Towas ergoß sich grünes Licht auf den Berg Babacaghi, wo ebenfalls das Grab eines frommen Mannes ist. Die dritte außerordentliche Lufterscheinung hatte Mittwochs den 16. Dschemasiulewwel in Rumili in der Nähe des zur Gerichtsbarkeit von Kirk Kilise (vierzig Kirchen) gehörigen Dorfes Kusdschighes Statt, wo unmittelbar vor Mittag ein von schlangenförmigem Feuer begleiteter Orkan die Bäume entwurzelte, die Saaten in die Luft warf, und dreißig Häuser entdachte. Hierauf folgt die Anzeige der Naturspiele eines vierfüßigen, dann eines dreifüßlichten Huhns, eines mit den Augen auf dem Scheitel des Kopfes todtgebornen Kalbes und eines zu Lewadia mit zwei Köpfen, vier Händen (eine rechts eine links, eine vorn eine hinten) und drei Füßen gebornen Mädchens eines Raja, welches bald verschied und in Weingeist aufbewahrt nach Chios und Smyrna gebracht ward.

Man schreibt aus Wittenberg unterm 26. Febr. als eine merkwürdige Natur-Erscheinung: Von mehreren starken Eichen, welche unlängst in dem hiesigen Kommunal-Forstreviere bei dem Luthersbrunnen zu Nutzstöcken gefällt wurden, ward die eine am Stamme faul und hohl gefunden, und als demnächst das Stamm-Ende, um es zu Brennholz zu benutzen, gespalten wurde, fand sich an einer Stelle innerhalb desselben ein großes, ziemlich tief ausgehöhltes Kreuz, welches zu einer Zeit, wo die Eiche ungefähr 200 Jahre alt gewesen seyn mag, mit einem Beile eingehauen worden und demnächst im Laufe der Zeit nach und nach wieder überwachsen zu seyn scheint. An den äussern Theilen des nachgewachsenen Holzes tritt das gedachte Kreuz, ebenfalls stark und deutlich ausgeprägt, in ganz gleichen Entfernungen hervor, dergestalt, daß das nachgewachsene neue Holz zuerst in das ausgehöhlte Kreuz hineingewachsen sein muß. Wenigstens läßt die Erscheinung sich nicht wohl anders erklären. Der Seltenheit wegen werden jene herausgeschnittenen kleinen Scheite aufbewahrt.

Seeungeheuer in den indischen Meeren.

Herr Piddington hat an die asiatische Gesellschaft von Bengalen Nachricht von einem ausserordentlichen Fisch gesendet, wodurch die früher von Lieutenant Foley mitgetheilte Nachricht bestätigt wird: „Im December 1829 lag ich in der Bai von Mariveles, nahe bei der Bai von Manilla, vor Anker. Eines Mittags hörte ich auf dem Verdeck einen Lärmen, eilte hinauf, vermuthete, nach dem was ich sah, das Schiff habe von Anker gerissen und treibe über eine Bank von weißen Korallen oder Sand mit großen schwarzen Flecken. Ich befahl, einen andern Anker fallen zu lassen, meine Leute aber, alle aus Manilla, sagten: „Nein, Herr! es ist nur der Chacon!" Bald sah ich meinen Irrthum und unterschied deutlich den gefleckten Rücken eines ungeheuren Fisches. Mein Hochbootsmann, ein wagehalsiger Spanier aus Cadix, sprang mit vier Leuten in ein Boot und es gelang ihnen wirklich den Fisch zu harpuniren. Eine lange Leine war an dem Harpunen befestigt, allein sie wurden dennoch so schnell ins Meer hinausgerissen, daß sie genöthigt waren, dieselbe alsbald abzuschneiden. So viel ich von dem Fisch sehen konnte, mußte derselbe wenigstens 70 bis 80 Fuß lang seyn, seine Breite war verhältißmäßig und betrug vielleicht nicht weniger als 30 Fuß. Der Rücken war so gefleckt, daß, hätte der Fisch still gelegen, man ihn für eine Korallenbank hätte nehmen müssen. Ich konnte, weil ich kurzsichtig bin, Kopf und Finnen nicht recht unterscheiden." Herr Piddington sah sich durch diesen Vorfall veranlaßt, mehrere Einzelnheiten über dieses Ungeheuer zu sammeln, und nach dem, was er erfuhr, kann man wohl an der Existenz eines sehr großen, von den Naturforschern noch nicht gekannten Fisches nicht mehr zweifeln.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro 12. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Neuester Bericht über Napoleons letzte Augenblicke.

In den letzten Tagen erschien in Paris ein nachgelassenes Werk Napoleons unter dem Titel: Precis des guerres de César, par l'Empereur Napoléon, herausgegeben von seinem Kammerdiener Marchand. Von diesem Werke ist gleichzeitig mit dem französischen Original eine Uebersetzung in der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienen. Obgleich es nicht verbürgt werden kann, daß hier wirklich ein Werk Napoleons vor uns liege, so kann auch nicht das Gegentheil mit absprechender Gewißheit behauptet werden. Marchand, der bekannte Herausgeber, versicherte, daß ihm der Kaiser diese Aphorismen dictirt habe. Das Ganze ist kurz gehalten und verräth allerdings die Denkungsart des Kaisers. — über die Kriegführung der Alten, wie man sie aus seinen Memoiren kennt. — Was wir hier mittheilen, sind einige interessante Umstände über den Tod des Kaisers und Nachrichten von den Codicills zu seinem Testamente; wir geben sie nach dem französischen Original.*)

Am 27. April 1821, acht Tage vor seinem Tode, hatte der Kaiser mehrere Stunden des Tages damit zugebracht, seine Schatullen, Tabatièren und andere Gegenstände, die seinem Sohne bestimmt waren, aufzunehmen und zu versiegeln; nachdem er Alles in drei Käßchen von Mahagony verschlossen und mit 1, 2, 3 bezeichnet, händigte er es mir ein, um es seinem Sohne bei seiner Großjährigkeit auszuliefern.

Dieser Tag war einer der peinlichsten, welche der Kaiser während des Laufes seiner Krankheit zu bestehen hatte, und einer der betrübendsten für uns, da er von Symptomen begleitet war, welche ein nahes Ende anzudeuten schienen. Zu verschiedenen Malen zwang ihn sein Uebelbefinden, im Dictiren seines letzten Willens, einzuhalten, und was wir auch thun mochten, um ihn von der fortgesetzten Arbeit abzubringen, war vergebens.

„Ich bin sehr ermattet," sagte er; „ich fühle, daß mir wenig Zeit bleibt, und es muß zu Ende gebracht seyn. Gib mir ein wenig von jenem Constantia-Wein, den mir Las Casas geschickt hat; ein Tropfen kann mir nicht schaden." Ich wagte es, ihm zu bemerken, daß dieser Wein den Verordnungen des Doctors Antomarchi gänzlich zuwider laufe. „Bah," sagte er, indem er den Kopf schüttelte, weder der Eine noch der Andere versteht etwas davon. Alles fehlt in diesem Lande, er wird mich erfeischen. Ich werde nichts thun, um meine Tage abzukürzen, aber ich werde auch nicht das Geringste unternehmen, um sie zu verlängern. „Hier sitzt es," sagte er, indem er seine Hand auf die rechte Seite legte; es ist ein Rasirmesser, welches mich durch und durch schneidet."

Alles, was der Kaiser sagte, war voll Würde, Ruhe und Güte; das Bett, worin er saß, war mit einer Menge gesiegelter Gegenstände bedeckt, die seinem Sohne oder seiner Familie bestimmt waren; darunter befand sich eine goldene Dose, mit einer schönen Camee, die er der Lady Holland als ein Pfand der Achtung und Dankbarkeit vermachte, für die Sorgfalt dieser Dame, ihn mit den wichtigen Kleinigkeiten zu versehen, deren Mangel im Unglück doppelt empfindlich wird; ferner eine goldene Dose ohne Chiffre, die er dem Doktor Arnott bestimmte, und auf welche er ein N mit dem Federmesser krizelte. Ein kleines Stückchen Pappe, welches er mit der linken Hand hielt, diente ihm als Schreibepult, und die Rechte tauchte er in ein Dintenfaß, welches der Graf von Montholon stehend an seinem Bette hielt.

Neben ihm lag ein Halsband von Diamanten; er nahm es und gab es mir: „Hier," sprach er, „nimm; ich weiß nicht, in welchem Zustande meine Angelegenheiten in Europa sich befinden; die gute Hortense gab es mir, als ich Malmaison verließ, da sie glaubte, daß ich es brauchen könnte. Ich schätze es auf 200,000 Fr.; verberge es auf Deinem Körper, und wenn Du nach Frankreich kommst, so wird es Dich in den Stand setzen, das Schicksal abzuwarten, das ich Dir durch mein Testament bereite; verheirathe Dich anständig; wähle unter den Familien der Offiziere und Soldaten meiner alten Garde; es gibt viele dieser Braven, die nicht glücklich sind; ein besseres Loos war ihnen bestimmt, ohne das Unglück das über Frankreich gekommen ist. Die Nachwelt wird mir Rechenschaft geben von dem, was ich für sie gethan haben würde, wenn die Umstände sich anders gestaltet hätten..." Hier schwieg er ermattet. Diese Worte vergesse ich nie, und noch nach fünfzehn Jahren benetzen sie meine Augen mit Thränen.

Nach einigen Augenblicken Ruhe versiegelte er seine verschiedenen Testamente und Codicille, im ganzen neun verschiedene Pakete, alle von gleicher Gestalt, doch von verschiedener Dicke, an der einen der vier Ecken übereinander gebogen, mit einem rothen Bändchen umschlungen, mit seiner Unterschrift versehen, und mit seinem Wappen gesiegelt.

Desselben Tages um neun Uhr Abends saß der Kaiser im Schlafrock auf einem großen Lehnstuhl, einen kleinen Tisch vor sich, und ließ auf die Codicille und Testamente die Unterschriften und Siegel der drei Testaments-Executoren setzen, nämlich: des General Bertrand, des General Montholon, der meinigen und des Abbé Vignaly, den er zu diesem Zwecke herbeirufen ließ.

Hierauf ließ er in seiner Gegenwart von dem General Bertrand folgendes Protokoll aufnehmen:

„Auf einem Pakete, nummerirt I., steht geschrieben: dieß ist mein Testament, ganz geschrieben von meiner eigenen Hand. Unterz. Napoleon.

„Auf einem Paket nummerirt II., dieses ist ein zweites Codicill zu meinem Testament, ganz geschrieben von meiner eigenen Hand. Unterz. Napoleon.

„Auf einem Paket ohne Nummer: dieß ist ein drittes Codicill zu meinem Testament, ganz geschrieben von meiner eigenen

*) Für Jeden, der die Geschichte des großen Mannes kurz aber vollständig sich ins Gedächtniß rufen will, können wir das in der heutigen Abendzeitung angezeigte Werk der Madame L. de Saint-Ouen, mit Recht empfehlen, welches auch des niedrigen Preises wegen sich am besten zur Anschaffung für Jedermann eignet.

Digitized by Google

Hand. Unterzeichnet und gesiegelt mit meinem Wappen, welches denselben Tag und unmittelbar nach der Eröffnung meines Testaments, geöffnet werden soll. Unterz. Napoleon.

„Auf einem Paket numerirt V.: dieß ist mein Codicill oder Acte meines letzten Willens, das ich meiner sehr geliebten Gemahlin, der Kaiserin Marie Louise, zur Vollstreckung empfehle. Unterz. Napoleon.

„Auf einem Paket nummerirt VI.: dieses ist mein Codicill oder Acte meines letzten Willens, das ich meinem Sohne Eugen Napoleon zur Vollstreckung empfehle; es ist ganz von meiner eigenen Hand geschrieben. Unterz. Napoleon.

„Auf einem Pakete ohne Nummer: dieses ist eine Instruction für Montholon, Bertrand und Marchand, meine Testaments-Executoren. Ich habe ein Testament und sieben Codicille gemacht, deren Depositär Marchand ist. Unterz. Napoleon.

(Schluß folgt.)

Offizielle Angaben über Bevölkerung, Finanz-Zustand, Land- und Seemacht, Handel und Schifffahrt, Ackerbau und Gewerbthätigkeit der nordamerikanischen Union.

(Schluß.)

Finanz-Zustand.

Die Finanzen der Union befinden sich in einem sehr blühenden Zustande. Der bedeutenden Summen ungeachtet, welche die Bundes-Regierung seit 1817 auf Erbauung mehrer Festungen und Abbezahlung der Staatsschuld verwendet, bietet der Schatz in Washington jährlich doch einen beträchtlichen Ueberschuß dar. Man weiß, daß das Bundes-Budget nicht alle öffentlichen Ausgaben der verschiedenen Staaten begreift, und daß sie, in ihren Einzelnheiten, noch nicht hinlänglich bekannt sind. Die offizielle Bundes-Ausgabe und Einnahme ist nachstehende gewesen:

	Einnahme. Dollare.	Ausgabe. Dollare.
1831	24,800,000	24,500,000 *)
1832	31,800,000	34,300,000
1833	35,900,000	24,200,000
1834	32,300,000	26,000,000

Folglich befand sich am ersten Januar 1835 ein reiner Ueberschuß von etwa 6 Millionen Dollare im Schatze; und was noch merkwürdiger ist, die Staatsschuld der Union, die sich 1816 noch auf 127,335,000 Thaler (328,332,500 fl.) belief, war am ersten Januar 1835 bis auf 37,733 Thaler (94,332½ fl.) abbezahlt, indem die Eigenthümer dieser letzten Summe derselben Rückzahlung noch nicht gefordert. Nachstehendes war die Verminderung der Staatsschuld:

Jahre.	Thaler.	Jahre.	Thaler.
1816	127,335,000	1828	67,475,000
1818	103,446,000	1830	48,565,000
1820	91,015,000	1832	24,322,000
1825	83,788,000	1834	4,760,000

Nach den Mauthzöllen, welche die ⅘ des Staats-Einkommens bilden, ist der Verkauf der Ländereien eine der vorzüglichsten Hülfsquellen des Schatzes in Washington. Es ist eine einträgliche Spekulation, die jährlich vier bis fünf Millionen Thaler abwirft. Seit 1776 hat die Central-Regierung um sehr geringe Summen von den Eingebornen, von Frankreich und Spanien, 262 Millionen Acker Landes gekauft, und zum Theil zu verhältnißmäßig hohen Summen den Colonisten wieder überlassen. Bis jetzt ist nur der zehnte Theil dieser Ländereien verkauft. Der Werth der neun übrigen Zehntel vermehrt sich von Jahr zu Jahr, mit der steigenden Bevölkerung, und man kann sich danach einen Begriff machen von den ungeheuren Summen, welche die Union noch zu beziehen vermag.

*) Der amerikanische Dollar oder Thaler ist gleich 2 fl. 30 kr.

Handel und Schifffahrt.

Bei einem so thätigen, so unternehmenden und kühnen Volke, als dem in der Union, hat der Handel nothwendigerweise rasche Fortschritte machen müssen. Nächst den Vortheilen, welche sein äusserst fruchtbarer Boden ihm darbietet, haben die freisinnigen Staatsanstalten nicht wenig beigetragen zur Begünstigung aller Unternehmungen der Bürger, welche sie selbst in den entlegensten Himmelsstrichen noch beschützen. Nach offiziellen Angaben ist die Ein- und Ausfuhr in den letzten sechs Jahren folgende gewesen:

Jahre.	Einfuhr. Thlr.	Ausfuhr. Thlr.
1829	74,492,500	73,358,600
1830	74,000,000	75,000,000
1832	101,029,360	87,177,000
1833	108,118,000	90,140,400
1835	126,521,300	104,337,000

Von 1834 bis 1835 hat die Einfuhr in den Vereinstaaten sich also auf 316,303,250 fl. und die Ausfuhr auf 260,842,500 fl. belaufen. Nichts ausserordentlicheres, als wenn man diese Zahl mit der von 1730 vergleicht. Zu dieser Zeit überstieg die Einfuhr der englischen Kolonien in Nordamerika nicht eine Million 120,000 fl., und die Ausfuhr nicht eine Million 135,000 fl. Vergessen muß man jedoch nicht, daß die Bevölkerung damals sich kaum auf eine halbe Million belief.

Die Vermehrung der nordamerikanischen Handels-Marine ist beispiellos in der Geschichte. Die blaue mit Sternen übersäete Flagge der Verein-Staaten weht auf allen Meeren, und wird mit Auszeichnung in den entlegensten Hafen begrüßt. Großbritannien und seine Kolonien hatten 1830, 23,723 Schiffe von 2,531,820 Tonnen Last, und von 154,800 Seeleuten bedient. Die Union hatte zu derselben Zeit 12,256 Schiffe von 1,261,000 Tonnen Last und mit 67,744 Seeleuten. Diese letzte Handelsmacht begriff 943 Korvetten, 1371 Briggs und 343 Dampfschiffe. Die Tonnenlast der nordamerikanischen Handelsmarine belief sich 1832 auf 1,439,450 Tonnen; folglich auf mehr als die Hälfte der Tonnenlast Großbritanniens und seiner Kolonien. Die Bewegung in den Hafen der Union war nachstehende:

Jahre.	Fremde Schiffe.	Amerik. Schiffe.
1789	106,654	127,329
1799	107,583	626,495
1819	83,554	783,579
1832	412,104	972,282

Der Küsten-Handel hat sich in demselben Verhältniß vermehrt. Seit 1807 hat sich die Zahl der dazu verwendeten Schiffe verdoppelt und kommt jetzt beinahe der zum auswärtigen Handel gebrauchten gleich. Aus einer Vergleichung der in den zehn größten Häfen Englands und Nordamerika's verladenen Tonnenlast, ergibt sich, daß die Hafen der Union die Großbritanniens, mit Ausnahme dessen von London, um ungefähr 64,000 Tonnen bereits übertreffen. Diese Zahl würde noch bedeutend größer seyn, wenn man die Steinkohlen-Versendung von Newcastle, Sunderland und Whitehaven in Abrechnung stellen wollte. Es ergibt sich daraus, daß der Handel in den Vereinstaaten verhältnißmäßig fast um ein Drittel beträchtlicher ist, als jener der brittischen Inseln.

Gewerbthätigkeit und Ackerbau.

An vollkommen genauen und glaubwürdigen Angaben über den innern Handel und den Fabrik-Ertrag der verschiedenen

Digitized by Google

Staaten der Union, fehlt es durchaus. Auf eine annähernde Weise kann man dergleichen Angaben nur in den Staaten sich versichern, wo das Zentralisirungssystem der Regierung vergönnt, gleichförmige Berichte über die mannichfachen Quellen des öffentlichen Reichthums sich zu verschaffen.

Man weiß noch nicht, wie viel Acker Landes in den Vereins-Staaten bereits kultivirt, womit sie bebaut sind, und welches ihr reiner Ertrag ist. Theilen wir also blos die Zahl des Werths der landwirthschaftlichen und gewerbthätigen Erzeugnisse, mit welchen in den fünf letzten Jahren ausgeführt worden. Man kann danach am besten sich einen Begriff machen von den Fortschritten des Ackerbaus und der Industrie, in der Union.

Jahre.	Land-Ertrag. Thlr.	Fabrik-Ertrag. Thlr.
1830	47,000,000	5,300,000
1831	47,200,000	5,000,000
1832	46,200,000	6,400,000
1833	55,000,000	7,000,000
1834	67,000,000	7,000,000

Fügen wir dieser Uebersicht noch einige andere nicht minder beachtenswerthe Umstände bei. In zwölf Staaten der Union zählt man jetzt 350 Baumwollspinnereien, die 1½ Millionen Weber-Schifflchen in Bewegung setzen. Diese Manufakturen beschäftigen außerdem noch 35,000 Webstühle und 60,000 Arbeiter. Ihr Kapital wird auf 45 Millionen Thaler angeschlagen. Die Ausbeutung der Goldbergwerke, die 1834 nur 5000 Thaler darbot, warf 1834 bereits 898,000 Thaler ab, und in der Münze wurden für vier Millionen Thaler Goldstücke ausgeprägt.

Am angestrengtesten aber muß unsere Aufmerksamkeit mit der aufferordentlichen Schnelle sich beschäftigen, womit die Nordamerikaner Kanäle graben, und Eisenbahnen erbauen. Die Länge aller Kanäle in den Verein-Staaten beträgt gegenwärtig 966 geographische Stunden, und ihre Anlegung hat 70 Mill. Thaler gekostet. Der Staat Neu-York allein hat 566 englische Meilen (189 Stunden) Kanäle erbaut, dafür 11,488,000 Thaler ausgegeben, und davon 1,349,000 Thaler Einkommen bezogen. Die Eisenbahnen in den Vereinstaaten haben eine Entwicklung von 225 Stunden, und 50 Gesellschaften haben zu diesen Unternehmungen ein Kapital von 40 Millionen Thaler verwendet.

Der Sommersprossen-Tag, oder: Wieviel Unannehmlichkeiten man auf einem kurzen Spaziergang erfahren kann.

(Schluß.)

Der Wind pfiff, und es begann zu regnen. Ich mußte mit der einen Hand den Regenschirm balanciren, und mit der andern Hand den Hut auf dem Kopfe festhalten. Es gehört in solchen Zeiten nicht wenig Geschicklichkeit dazu, glücklich über diese Brücke zu kommen. Auf der Mitte der Brücke begegnete mir gerade wieder ein Mann mit einem Parapluie und die Hand ebenfalls am Hute festgenagelt. Wir rannten aneinander, wollten ausweichen, und wichen beide auf derselben Seite aus, stießen wieder aneinander, sprangen wieder beide auf die entgegengesetzte hinüber und fuhren wieder mit der Brust zusammen. So machten wir sechs oder sieben Mal den komischen Rösselsprung, bis wir uns los werden konnten. Gottlob das Trottoir an den Kaffeehäusern ist erreicht, die Häuser der Jägerzeile versprachen etwas Schutz und ich segelte mit meiner Parapluie-Gondel getrost vorwärts. Da reißt der Wind einer vor mir gehenden Dame den Beutel sammt Taschentuch aus der Hand, ich bücke mich darnach, strecke die Hand aus, und in demselben Augenblick reißt mir der Wind den Hut vom Kopfe und wirbelt ihn vorwärts der Jägerzeile zu. Ich wirble dem Hute nach, und er wird vom Winde gerade zu den Füßen eines mir entgegenkommenden Frauenzimmers hingetragen, ich stürze mich zu dem Hute hin zu ihren Füßen, sie erschrickt, springt seitwärts und stoßt den Aepfelstand der Oebstlerin, deim Lamm gegenüber, über dem Haufen, stolpert selbst und da liegen wir, ich, der Hut, die Aepfel, das Frauenzimmer, und die Oebstlerin steht neben uns und hält uns eine Leichenrede, die nicht in den Wind gesprochen war. Ich wollte mich erheben, glitt wieder aus, die Oebstlerin zählt die Häupter ihrer Aepfel, todt dabei, das Mädchen bringt ihren Anzug in Ordnung, ich stammle Entschuldigungen und mache mich aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Moraste. Mein Gesicht war bei dem Falle naß geworden, ich wollte mich mit meinem Taschentuche abtrocknen, allein ich hatte es in dem ersten Oberrocke in der Tasche stecken lassen. Was war zu thun? Zum Glücke fiel mir ein, daß in der Jägerzeile eine Bekannte von mir wohnte, und ich nahm keinen Anstand, in dieser Verlegenheit meine Zuflucht zu ihr zu nehmen. Ich eilte hastig die Treppe hinauf, da führte der leibhaftige Gukuk ein Holzweib mit einer Butte Holz die schmale Treppe vor mir hinauf; ich schwankte hinterher, sie wollte eilen, verfehlte eine Treppe und das Holz fiel auf die Stiege hin. Ich räumte auch dieses Hinderniß hinweg, ließ Oberrock, Parapluie u. s. w. im Vorzimmer, trat zu der gnädigen Frau ein, stellte ihr die Reihe meiner Unglücksfälle vor und bat um ein Taschentuch. Ich bekam es mit vieler Anmuth und empfahl mich. Indessen war das zwölfjährige Söhnlein von Hause ausgegangen und nahm ohne viele Umstände mein Parapluie mit. Sollte ich wieder eintreten, das wollte ich nicht. Ich entschloß mich also bei einem andern Bekannten ein Parapluie auszuborgen, denn ich gehe alle Tage trotz Regen und Wind in den Prater. Ich hatte diesen Bekannten schon unendlich lange nicht besucht und machte mir also eine kleine Anrede zurecht. Ich riß an der Thürglocke, und — man denke sich mein Entsetzen! — der Mann war längst weggezogen, ein anderer unglückseliger Poesie-Dilettant, der mir vor ungefähr einem Monate 65 Charaden zum Durchlesen brachte, öffnete mir die Thüre und war ganz entzückt, mich zu sehen. „O!" rief er aus, „Sie sind sehr gütig, daß Sie sich wegen der Charaden zu mir bemühen! Spazieren Sie gefälligst herein!" Ich war in einer gelinden Verzweiflung! „Verzeihen Sie," sagte ich, „ich bin eigentlich gekommen, weil mir gerade eingefallen ist, welche schöne Charade das Wort „Regenschirm" gäbe, und da Sie ein solcher Meister sind, so mußte ich es Ihnen mittheilen und Sie bitten, eine Charade daraus für die Theaterzeitung zu machen!" Sein Gesicht phosphoreszirte vor Seeligkeit: „Recht gern, recht gern!" — „Bei dieser Gelegenheit," fuhr ich fort, „könnten Sie mir vielleicht einen wirklichen Regenschirm leihen, blos bis in den Prater."

Er brachte mir einen Regenschirm, der auch einer Charade ähnlich war, denn er war seiner Auflösung ganz nahe! Rothe Leinwand, die aus geldem Neid ihre Farbe verläugnete, war vermittelst eines bescheidenen Bindfadens um eine Gattung Schnürhaken festgebunden. Als ich auf der Straße den Schirm aufmachte, sah das röthliche Ding mit seinen Fischbeingräten aus, als ob man aus einem Saidling, der die Rippenfell-Entzündung hatte, ein Parapluie gemacht hätte. Ich wollte es aufspannen, allein meine gespannte Erwartung wurde getäuscht, ich mußte selbst mit meinen zwei Fingern der rechten Hand die Klammer machen, das Dach des Schirmes zu stützen. Wenn ich in die Höhe sah, so war dieses Dach wahrscheinlich ein astronomischer Thurm, denn man konnte den Lauf der Gestirne durchsehen, und es waren Löcher und Lucken zu Tuduffen und andern Fernröhren da.

So quälte ich mich bis an's Ende der Jägerzeile hinab. Als ich am sogenannten Pfendlerhause um das Eck hinausbog, da faßte der Wind meinen Danaiden-Regenschirm und kehrte sein Dach ganz um, so daß er aussah, als hätte er den Reifrock

Digitized by Google

über den Kopf zusammengeschlagen. Ich klammerte mich an dem Stocke des Schirmes fest und wurde von dieser Maschine mit fortgezogen, so daß ich und das Ganze ausgesehen haben muß wie ein fliegender Drache. Die Gewalt des Windes, welcher sich in dem obern Luftballon des Schirmes verfangen hatte, riß uns mitten in eine Heerde Ochsen hinein, die gerade von den Weißgärbern herüber getrieben wurde, welche stutzig über diese Erscheinnng ehrfurchtsvoll auseinander ging und uns durchließ.

Im Anfange der Prater-Allee pauschte ich meinen Montgolfier zusammen, der Regen hatte aufgehört, und ich nahm meine Augengläser herab, um sie, da sie vom Regen naß wurden, mit meinem Taschentuche zu trocknen; ungeschickter Weise, mit steifen Händen, zerbreche ich das rechte Glas der Brille, welches sogleich in drei Theilen zu Boden fällt! Ich muß nun mit einer Brille, die nur auf dem linken Auge ein Glas hat, weiter fortspazieren, und wenn ich etwas sehen wollte, ein Auge zusammenzwinkern, so daß meine Augen aussahen, wie ein Jambus: — ⏑ ! Ein Wagen rollte vorüber, ich zwinkerte die Augen zusammen, erkannte zwei Damen, grüßte, allein da war der Wagen schon vorüber, und mein Gruß flog in einen nachrollenden Wagen, in dem zwei mir ganz fremde Damen saßen; während nun die ersten Damen wahrscheinlich über die Unhöflichkeit meines Nichtgrüßens raisonnirten, ärgerten sich die andern zwei Damen wahrscheinlich über die Zudringlichkeit meines Grüßens; darüber mußte ich lachen, und da gerade ein dritter Wagen kam, wendete ich lachend meinen Kopf auf die andere Seite, da strich ein langer Mann, der aussah wie ein Eisenfresser, gerade an mir vorüber, der sieht mich mit gezwinkertem Blick, lächelnd, glaubt, da ich mich unglücklicherweise gerade umwendete, ich messe ihn, und lache ihn aus, und fängt Händel mit mir an. Ich erzähle nun dem Bramarbas die ganze Geschichte, er wirft ein metallenes Gelächter auf, daß die Bäume zusammenbeben und steigt weiter fort. Da führt mein guter Genius einen leeren Fiaker vorbei, ich rufe ihm zu, er soll halten, er will absteigen, um den Schlag zu öffnen, ich sage: „bleib' nur sitzen!" reiße den Schlag auf, will flink hinaufspringen, gleite von dem nassen Auftritt herab, schlage mir das Schienbein wund, und schlage zugleich die Glasscheibe an der Wagenthüre zusammen. Endlich sitze ich. „Rasch!" rief ich dem Fiaker zu. Der Fiaker peitscht die Pferde tüchtig, der Weg ist glatteisig, am Anfange der Jägerzeile, bei den Kaffeehäusern, fällt ihm ein Pferd nieder und will sich nicht wieder erheben. In einem Nu setzt sich ein kleiner Anflug von Gassenjungen um den Wagen an, mehrere Fiaker kommen hülfreich, alles nützt nichts; ich bin genöthigt, mit einer zerbrochenen Brille, mit einem umgekehrten Parapluie, mit einem wunden Schienbein, unter dem Lachchor der Straßenjungen auszusteigen, und ich retirirte mich in's „weiße Roß," wo ein Freund von mir einlogirte. Ich klopfe an. „Wer da?" — „Ich." — „Verzeihen Sie, ich kann Ihnen nicht aufmachen."

Ich ging wieder fort, nahm mir bei Nro. 1 einen zweiten Fiaker, in welchem ich endlich ohne weitern Unfall nach Hause kam.

Pot-Pourri.

Doppelter Mord.

Aus Dresden meldet man unterm 12. März. Am 10. März, Nachmittags gegen 4 Uhr, wurde Sara (nicht Clara, wie es in andern Blättern hieß) Meyer, eine Israelitin, 36 Jahr alt, ledigen Standes, mit ihrem 19 Wochen alten Kinde, weibl. Geschlechts, todt und an beiden Verstorbenen die unverkennbaren Spuren gewaltsamer Tödtung in ihrer verschlossenen Behausung gefunden. Die Meyer, welche sich 14 Tage zuvor zum Uebertritt zur evangelisch-lutherischen Kirche gemeldet hatte, war noch am 5. März Nachmittags von 4—5 Uhr in der Unterrichtsstunde gewesen, und seitdem nicht wieder gesehen worden. Dieses gab Anlaß, die Wohnung durch einen Schlosser öffnen zu lassen. Man fand die Meyer auf ihrem Bette, den Hals mit einer Windelschnur fest zugeschnürt, die Vorderarme mit einem Schürzenbande zusammengebunden und das Kind am Fußende des Bettes mit einem Tuche im Munde. Ein entfernter Verdacht entstand gegen die Schwester des Liebhabers der Getödteten, eine verehlichte aber von ihrem Manne getrennt lebende Sohr, geborne Horn, die in üblem Rufe stand, sich zwar bei ihren Eltern im Bergwerk bei Scharfenberg unweit Meißen aufhielt, aber am 7. März hier gesehen worden war. Sie wurde in ihrer Heimath aufgesucht, als Arrestantin hieher gebracht, gestand schon auf diesem Transport die Tödtung der Meyer ein und wiederholte ihr Geständniß vor dem Stadtgerichte, räumte auch ein, einige Effecten aus der Wohnung der Meyer sich zugeeignet und unterwegs für einige Thaler verkauft zu haben. Dieses Geld wurde, bis auf einige Groschen noch bei ihr gefunden. Sie leugnete, mit der Absicht auf Mord und Raub in der Meyerin Wohnung eingegangen zu seyn, gab einen heftigen Wortwechsel, der in gegenseitige Thätlichkeiten übergegangen sey, vor, und wollte die That im Zorn und von der Meyer gemißhandelt und gereizt verübt haben. Ueber die Behandlung des Kindes drückte sie sich unbestimmt aus und wollte dasselbe nur als es noch gelebt, mit dem Bette zugedeckt haben. Es ist aber in Betracht aller Umstände anzunehmen, daß die Meyer im Schlafe erwürgt worden, und man hofft von der Mörderin ein glaubwürdigeres Geständniß über diese That zu erhalten, welche sie Mittwochs den 9. März früh zwischen 4—5 Uhr verübt haben will, nachdem sie zwei Nächte bei der Meyer, mit deren Bewilligung, geblieben war. — Die Sohr ist 28 Jahre alt, und soll schon in ihrem 12ten Jahre wegen Feueranlegens in Untersuchung gewesen und mit 2jähriger Enthaltung in Colditz bestraft worden seyn.

Gas-Küche.

Der CivilIngenieur John Barlow in England schrieb kürzlich an einen Freund: „Die Kochmethode mit Gas kommt gegenwärtig bei uns sehr in Aufschwung. Diese Kochmethode ist nicht nur weit reinlicher, sondern die Speisen werden auch besser; es ergiebt sich überdieß eine Kosten-Ersparniß. Man hat in jedem Augenblicke Feuer, und kann dasselbe, sobald man seiner nicht mehr bedarf, auch sogleich wieder auslöschen; man hat weder Rauch, noch Ruß, und der Koch braucht, wenn er ein Stück Fleisch zum Sieden oder Braten zugerichtet hat, nicht mehr weiter darnach zu sehen, sondern kann es nach Ablauf einer bestimmten Zeit gleich gar auf den Tisch bringen. Ich kenne eine Familie, die regelmäßig alle Sonntage ihr Fleisch ansteckt, dann zur Kirche geht, und die ganze Kocherei dem Gase überläßt. Ich selbst koche in meinem Hause mit Gas, und meine Dienstboten sind sehr erfreut darüber. Mit 20—30 Kubikfuß Gas, wovon 1000 Kubikfuß 20 Shill. (12 fl.) kosten, kann ich ein Mittagsmahl für 12 Personen, welches aus Gesottenem, Gebratenem und Gebackenem besteht, bereiten. Mit einem Aufwande von stündlich zwei Kubikfuß Gas kann man den ganzen Tag über siedendes Wasser und Dampf haben. Mein Apparat kostet mich 5 Pf. Sterl. (60 fl.).

Gespräch.

Lehrer. Die Antwort, Junge, war verkehrt,
Mir scheint, du bist mehr wohlgenährt,
Als wohlgelehrt.

Schüler. Natürlich Herr! Gott ist mein Nährer,
Und Ihr mein Lehrer.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 13. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Bayerns Sehnsucht.

Ode. Von S. Mutzl in Landshut.*)

Huldvoll hemme der Meere Gott
Des empörten Orkans drohendes Zürnen dir,
Und geleite mit milder Hand
Sanft dich über der Fluth spiegelnde Flächen hin:
Schiff, das unsern Vater du,
Den Geliebten, zum Strand trugst des Hellenenlands,

Kehr', o kehre uns bald zurück,
Und schenk' froh und gesund wieder den Seinen Ihn!
Dort nun wonneberauscht ruht
Er im Arm', in dem Kuß Seines geliebten Sohns,
Otto's, welcher, ein neu Gestirn
Theseus edlem Geschlecht jetzt nach Jahrhunderten
Aufgegangen, zu neuem Glanz
Aus Ruinen und Graus Hellas erstehen heißt.

Unergründliche Fügungen!
Als Augustulus einst nieder — der Cäsarn Roms
Letzter — legte die Krone, stieg
Als Gebieter empor zum Capitolium,
Rauh umstarrt von des Bären Pelz,
Jener Schyre, der Held Ottokar, kühn und stark,

Rief am Geist wie am Gliederbau:
Sieh! Urenkel vom Stamm edeler Schyren, steigt
Otto, lieblicher denn ein Stern,
Von Hellenen umjauchzt auf zu der Cecropsburg!
Ihn nun wiederzusehen, scheut
Nicht der Alpengebirg' eisigen Winter, nicht
Schaudert vor des Jonischen
Meeres Tück' und heranstürmendem Wogendrang

Sehnsuchtpochend das Vaterherz.
Ach! uns schwinden indeß träger die Stunden hin,
Da, nicht minder von stillem Schmerz
Heißen Sehnens erfüllt, innig das Vaterland,
Vater Ludwig! nach Dir verlangt.
Gib den Deinen Dich bald, gütiger Fürst! zurück!

All Dein Volk an der Isar Strand,
Was in schwäbischen Gau'n, biederen Sinnes, lebt,
Von des Arbers und Fichtelbergs
Waldhöh'n, bis wo des Main's silberne Wellen zieh'n,
Fern noch über dem alten Rhein —
Ruft's mit stillen Gebets treuen Gelübden Dich!

*) Diese Ode wurde von dem Verfasser in lateinischer und deutscher Sprache an Se. Maj. den König nach Athen gesandt.

Neuester Bericht über Napoleons letzte Augenblicke.

(Schluß.)

Die letzten Augenblicke eines großen Mannes flößen so viel Interesse ein, daß es auf gewisse Weise eine Pflicht für Diejenigen wird, die Zeuge davon waren, der Nachwelt die Kunde davon zu überliefern. Ich schreibe hier die Erzählung der letzten Augenblicke Napoleons auf, wie sie sich in meinem Gedächtniß befinden, und wie ich sie in meinen Noten aufgezeichnet habe.

Die Stunden, welche dem Tode des Kaisers vorangingen, wurden mehr zu ernsten Gesprächen und zum Lesen angewendet, als der Sorge für seine Gesundheit gewidmet. Die letzten Vorlesungen bestanden aus den Feldzügen Hannibals, von dem Brigade-General Frederic Guillaume beschrieben durch den Grafen Bertrand, und aus den Feldzügen des Generals Dumouriez, die ich die Ehre hatte, ihm vorzulesen.

Er diktirte zuletzt in der Nacht vom 29. zum 30. April dem General, Grafen von Montholon; es war das Projekt einer militärischen Organisation Frankreichs, welches er: Première Rêverie betitelte. Von vier bis fünf Uhr Morgens diktirte er mir, nachdem der General fortgegangen war, und nannte dieß: Seconde Rêverie, und befahl mir, es der ersten beizufügen.

Ich weiß nicht, ob diese Fragmente bis jetzt publicirt worden sind. Es wäre aber bedaurenswerth, wenn diese letzten Gedanken, die dem Rande des Grabes entstiegen, verloren gegangen wären. Sie waren der Schwanengesang.

Der Kaiser fühlte sich so wohl, daß er, wie er mir sagte, Kraft genug zu haben glaubte, fünfzehn Stunden zu Pferde zu machen; leider sollte dieser Zustand nicht lange dauern.

In den Abendstunden des 2. Mai zwischen acht und neun Uhr, beschäftigt mit testamentarischen Dispositionen, und von einer zarten Sorge für seinen Sohn erfüllt, diktirte mir der Kaiser Folgendes:

„Ich legire meinem Sohne mein Wohnhaus von Ajaccio mit seinen Dependenzen; zwei Häuser in der Umgegend der Saline, mit Gärten, alle meine Güter auf dem Territorium von Ajaccio, die ihm den Werth von 50,000 Fr. Renten abwerfen können.

„Ich legire ..." Hier fand er sich so erschöpft, daß er die Fortsetzung auf den andern Tag, verschob; aber mit dem Gedächtniß verlosch auch jeden Tag das Leben dieses großen Mannes. Ich kannte die Grundstücke des Kaisers in Korsika, und wußte, daß er nichts dergleichen seinem Sohne zu legiren hatte. Er war während des Tages geistesabwesend, und dieser Zustand wiederholte sich öfter bis zum 5. Mai, wo so viel Genie von der Erde verschwinden sollte.

Die Nacht vom 4. auf den 5. Mai war sehr unruhig; mitten in Phantasien und inartikulirten Worten vernahmen wir:

Digitized by Google

France, Armée, es waren die letzten, die wir zu hören bekamen; der Kaiser sprach nicht mehr.

Um vier Uhr Morgens folgte Ruhe auf diese Agitation; es war die Ruhe des Muthes und der Entsagung; das Auge des Kaisers ist starr, sein Mund herabhängend; einige Tropfen Zuckerwasser, welche ihm der Doktor Antomarchi einflößt, heben den Puls; ein Seufzer entflieht der edeln Brust, wir schöpfen Hoffnung.

Um sechs Uhr Morgens treten alle Franzosen, die sich im Dienste des Kaisers befinden, in sein Zimmer; sie gebieten dem Schmerze, der sie niederbeugt; mit einer durch das Schweigen eines Sterbezimmers erstarrten Seele reihen sie sich um das Bett, das wir schon umgaben. Unsere Augen sind auf das erhabene Haupt des Kaisers geheftet, und wenden sich nur weg, um in den Blicken des Arztes zu lesen, ob noch einige Hoffnung vorhanden sey, allein umsonst, der unerbitterliche Tod ist da.

Um sechs ein halb Uhr Abends vernehmen wir die Retraite-Kanone, die Sonne versinkt in ein Meer von Licht, und dieß ist auch der Augenblick, wo der große Mann, welcher die Welt mit seinem Genie beherrschte, sich in seinen unsterblichen Ruhm verhüllt. Die Angst des Doktor Antomarchi verdoppelt sich; jene Hand, welche den Sieg leitete, und deren Pulsschläge er zählt, ist kalt geworden. Der Doktor Arnott heftet die Augen auf seine Uhr und zählt die Intervallen von einem Seufzer zum andern; fünfzehn Sekunden, dann dreißig, dann verstreicht eine Minute, wir warten noch immer, aber umsonst: der Kaiser ist nicht mehr!

Seine Lippen sind entfärbt, sein Mund ist leicht verzogen, seine Augen sind starr, sein Gesicht ist ruhig und heiter.

In diesem Moment brechen unsere Thränen hervor, mit desto größerer Gewalt, als wir sie so lange unterdrückt hatten. Die Kinder der Gräfin Bertrand waren um zehn Uhr eingetreten; sie will, daß sie noch einmal diese Hand küssen, welche sechs Jahre hindurch ihnen so viele Liebkosungen gespendet hat. Die trostlose Scene, die sie mit ansehen, überwältigt ihre Gefühle; das älteste der Kinder wird ohnmächtig; man muß es von dem Orte des Schmerzens fortbringen.

Während dieser Zeit erscheint der Kapitän Croket, in Begleitung des Doktor Arnott, um die Todesstunde des Kaisers zu konstatiren; sein Schritt verräth die Bewegung seiner Seele; er entfernt sich mit Ehrfurcht und scheint sich entschuldigen zu wollen, daß er verpflichtet sey, diese Mission zu erfüllen.

Kurz darauf kommen zwei englische Aerzte, legen die Hand auf das Herz des Todten, und kehren kalt zu Sir Hudson-Lowe zurück, um den Rapport des Doktor Arnott zu bestätigen.

So starb der Kaiser Napoleon, die Schmach seines Todes dem regierenden Hause von England hinterlassend und der Nachwelt die Pflicht, seinen Tod zu rächen, umgeben von treuen und ergebenen Dienern, aber entfernt von den natürlichen Gegenständen der Zuneigung, wonach sich der Mensch in seinen letzten Augenblicken sehnt: eine Mutter, eine Gattin, einen Sohn.

Wahre Aufschlüsse über die fingirten Herschel'schen Entdeckungen auf dem Monde, von Professor Gruithuisen.

Vor einigen Wochen kam eine kleine Schrift in Umlauf unter dem Titel: „Neueste Berichte vom Kap der guten Hoffnung über Sir John Herschels höchst merkwürdige astronomische Entdeckungen, den Mond und seine Bewohner betreffend." Hamburg bei Phil. Erie. Diese hämischen, durchaus erlogenen Berichte sind vorgeblich aus dem Supplementhefte des Edinburg journal of Science in die amerikanische Zeitung The Sun übergegangen, aus welcher der Hauptsache nach die vorliegende Brochüre eine Uebersetzung ist. Es ist feig und niederträchtig, Herschels Abwesenheit so zu benützen, um seine Verdienste zu verkleinern. — Dem wahren Physiker zeigen sich die Berichte, auf welche Weise Herschel und Brewster das Instrument, womit der erstere so vielerlei auf dem Monde gesehen haben sollte, erfanden, schon als satyrische Lügen. Nämlich das Objektivglas bestehe aus einer „Mischung (!) von 2 Theilen Kron- und einem Theile Flintglas," es habe 24 Fuß im Durchmesser, wiege 14,826 Pfund, und vergrößere 42,000mal, mache daher auf dem Monde Gegenstände von 18 Zoll Länge sichtbar. Der Mangel des Lichts werde wie beim Hydrooxygen-Mikroskop mittelst „Durchströmung künstlichen Lichtes durch das Fokalobjekt" ersetzt. In einen Rahmen gefaßt, schwebt es, ohne mit einem Rohre versehen zu sein, frei in der Luft, wie durch einen ungeheuren doppelten Sextanten und Horizontalkreis in alle erforderlichen Lagen gebracht und wirft das erzeugte Fokusbild auf den Boden, oder auf die Wand des Beobachtungsgemaches. Dieses ist das große Instrument, welches vorgeblich die zwei hier so genannten Philosophen, Herschel und Brewster, erfanden. Davon, daß alle Riesenobjektivgläser dieser Art, die Wellen der Luft vergrößern und die Gegenstände, wie in einem rieselnden Bache befindlich, darstellen würden, also immer die reinste Luft haben sollten, und daher Jahre lang, so wie sie sind, gar nicht gebraucht werden könnten, und daß sie sich in jeder Lage anders biegen müßten, davon wird in den ignorantischen Lügen kein Wort Erwähnung gethan, sondern man erfährt im Gegentheile, daß Herschel und seine Gehilfen, so oft ihnen der Mond sich zeigte, seine Oberfläche untersuchten. Und was sahen sie auf derselben? Basaltgebilde, auf denen ganze Felder der Klatschrose standen, große Eichenbäume, Tannenwälder, blaue Gewässer mit schönen Ufern, Meere mit marmornen Ufern, kegelförmige Berge, hohe Ketten schlanker Pyramiden von 60 bis 90 Fuß Höhe, welche bloße rothweinfarbige Amethisten waren, dann geriethen sie auf Wälder mit eichenartigen Bäumen, die zungenförmige Blätter und Büschel gelber Blumen hatten und bis auf den Boden herabhingen; ferner sahen sie ein eirundes Thal, umringt mit karminrothen Hügeln von Krystallen, Massen von „Krystallformationen, aus deren Felsen zahllose Wasserfälle und Wasserspränge mit großer Macht hervorstürzten, die am Fuße mit einem Kranz von Waldungen um das ganze Thal besetzt waren, und dessen innere Fläche mit Bäumen aller Art überstreut war, in deren Schatten man braune Thiere, die den Bisonochsen glichen, sah, deren Augen mit einem fleischigen Wulst als Schuz gegen zu grelles Licht bedeckt sind; und die andern Thiere ähnelten einer monströsen Antilope, die blaulichtbleifarben war und die Größe einer Züge und nur ein einziges krummes Horn hatte. Nun fanden Herschel und seine Mitbeobachter verschiedene Berge, Thäler, Flüsse, vulkanische Hügel, Vulkane und einen im fürchterlichen Ausbruche begriffen; sie fanden Wälder, fruchtbare Gegenden; Herschel unterschied 38 Sorten Bäume, fast zweimal so viele Pflanzen, 9 Gattungen Säugthiere und 5 Eierlegende. Insbesondere sahen sie ganze Heerden Bisonochsen, größer als jene im Einhornthale, ferner sahen sie kleine Rennthiere, das Elenthier, einen gehörnten Bär und einen zweifüßigen Biber ohne Schwanz, der seine Jungen am Arme trägt, und bessere und höhere Hütten baut, als manche menschliche Wilden, und darin Feuer brennt, aber nur an Seen sich ansiedelt. Nachdem sie noch verschiedene Berge, Flüsse, Seen, Meere u. dgl. durchgemustert hatten, fanden sie mittlerweile eine Art weißen Storchs, ferner den Mondpalmbaum mit großen hochrothen Blumen, eine Art Melonenbaum, kleine Heerden von „Miniaturzebra," 3 Arten Fasanen, Ammonshörner, nachher ein langhälsiges Schaaf mit spiralförmigen Hörnern, und endlich ganze Heerden großer Schafe, die denen der Meyerhöfe in Leicestershire ganz glichen, aber keine Hirten dazu. Endlich, endlich kamen Menschen dahergeflogen, in ein reizen-

Digitized by Google

des mit einem See verbundenes Thal herab; sie giengen dann da spazieren zu 9 und 12 und 15 Personen und schienen sich, ihren Gestikulationen nach, zu besprechen. Sie waren 4 Fuß hoch, mit kurzen, glatten, kupferfarbenen Haaren bedeckt, und ihre Flügel waren unbehaart, und wie die der Fledermäuse beschaffen, das Gesicht war gelblich-fleischfarben, etwas edler, als das des großen Orangutangs, und weit menschlichere Lippen; das dunkiere Haupthaar stellte 2 buschige Halbkugeln über den Schläfen vor, die Füße waren dünn und an der Ferse sehr hervorragend. Die „vernünftigen Wesen" waren aber noch nicht auf der hohen Stufe stehend, als andere, die sie einen Monat später in der Regenbogenbai fanden, von welchen aber hier keine weitere Nachricht ertheilt wird. Jene Fledermausmenschen badeten sich auch, breiteten die Flügeln aus, schüttelten von ihnen das Wasser ab und falteten sie wieder in ihre kompakte Form zusammen. Man sah sie von beiden Geschlechtern, und Herschel wird in seinem Werke (welches über 10 Louisdor kosten soll) die Gewohnheiten dieser Geschöpfe näher bekannt machen. Und nun fanden sie auch einen Tempel mit Säulen aus politem Saphir „die Myriaden goldener Lichtfunken zeigten, welche in den Sonnenstrahlen schimmerten und funkelten."

Diese handgreiflichen Lügen sind mit so anziehender Beredsamkeit vorgetragen, daß sich derselben keiner unserer fashionablen Weisheitsphantasten schämen dürfte. Aber nur Kenntnisse in der Physik und Naturgeschichte fehlen dessen Verfasser so sehr, daß er gar nicht im Stande ist, so gern es sein Wille zu seyn schien, sich wissenschaftlich auszudrücken; besonders fehlte es ihm im Zoologischen, indem er nicht einmal weiß, daß die Flügel der Fledermäuse ihre Arme und Hände sind, während er dem Fledermausmenschen noch überdieß Arme und Hände gab, die sie in der Unterredung „leidenschaftlich und emphatisch" bewegten. — So groß auch ein Objektivglas seyn möge, sage ich, es wird wegen Unruhe der wallenden Luft nie die Gestalten der Pflanzen und Thiere auf dem Monde sichtbar und erkennbar machen, und eben so wenig die Farben, da, von München aus gesehen, unsere Atmosphäre schon auf den Alpen die Buntfarben des Grünen der Wälder und Wiesen so extingirt, daß sie schwarz und grau erscheinen. Nur ganze Haufen von Thieren oder Menschen, wenn sie hin und her zögen, würde man auf dem Monde als bewegliche Massen bemerken können. Der Mond hat keine Meere mehr, seine von mir entdeckten Flußbeetrn sind wasserleer, nur ist der Mond nicht ganz ohne Wasser, weil er Nebel und sparsame Wolken zeigt, und von Seen sind nur zweifelhafte Spuren da. Die ringförmigen Gebirgswälle und Kessel sind keine vulkanischen Gebilde, und wahre Vulkane gibt es auf dem Monde gar nicht. Palmen gibt es da gewiß nicht, weil der oftmalige ungeheure Temperaturwechsel sie nicht aufkommen ließe. Die fünfmal dünnere Mondluft, als die unsere, würde gar schlecht zum Fliegen taugen, ausser für Flügel von ausserordentlicher Größe. — Ich habe fast vier Jahrzehende auf das Studium des Mondbaues durch Betrachtungen der Gebirge und Ebenen dieses Weltkörpers verwendet, aber ihn ganz anders gefunden, als die groteske Darstellung hier angibt. Hierin werden die Lügen vollends recht handgreiflich; denn die ungeheuren Crystalle hätte man mit großen Teleskopen und Fraunhoferschen Fernröhren schon längst im Lichte der Sonne haben glänzen sehen müssen; und nun vollends die drei Tempel mit saphirnen Säulen und den glänzenden Metallflammen! Wahrlich, diese hätten vor 200 Jahren von Hevel und Riccioli schon bemerkt werden müssen, als sie ihre Mondkarten entwarfen. Solche Freskobilder können nur den in der Sache völlig Unerfahrnen täuschen, und scheinen absichtlich, so wie sie sind, entworfen zu seyn, um alle die genannten gelehrten und höchsten Personen auf den Pranger zu stellen, denn es heißt da: der Herzog von Sussex habe auf das große Instrument sogleich mit zehntausend Dollars subskribirt und der großbrittanische König versprach, zum vergeblichen Nutzen der Schifffahrt, unter der Bedingung einer „maurerischen Verschwiegenheit" Vollmacht für jede erforderliche Geldsumme, dem zu Dank die Beobachter das Thal, wo sie die Ochsen und die Antilopen mit einem Horn antrafen, nach dem Wappen ihres königlichen Beschützers, das Einhornthal genannt haben. Es sind dieses nicht blos Lügen zum Spaß, sondern boshafte, beleidigende Lügen. — Was muß das ungelehrte Publikum, für welches dieses Pamphlet geschrieben ist, sich für einen Begriff von einem der interessantesten Zweige der Naturwissenschaft machen, wenn man mit ihm solchen injuriösen Muthwillen treibt?! Und was muß es denken, von einem Verleger, der ein solches Lügengewebe für Wahrheit erkauft und die edle Neugierde des in dieser Wissenschaft Unbewanderten betrügt? — Nicht darum gebe ich Aufschlüsse hierüber, weil man auch meine entdeckten Spuren der Mondbewohner zu verdächtigen gesucht hat; denn in meinem neuen Werke: Naturgeschichte des gestirnten Himmels, können diejenigen, welche eines solchen Genusses fähig sind, die wahren Begriffe hievon deutlich finden; sondern weil ein berühmter Astronom aus Versehen die besagten für Prahlerei und Windbeutelei erklärte, und diese Erklärung die hohen Verdienste des jungen Herschels um die Astronomie in ein falsches Licht stellt. Ursprünglich erschien dieses große Lügenproduckt in der New-York Evening Post, einer amerikanischen Zeitung vom 31. August 1835, Nr. 3510 auf fast 7 mit Perlschrift gedruckten Spalten ihres Riesenformats. Sie sagt, sie habe den Artikel aus einem Supplement des Edinburg-Journal entlehnt. Allein dieses Supplement existirt eben so wenig, als die Wahrheit der gemachten Aufschneiderei, und kein einziges englisches Journal oder Zeitblatt hat meines Wissens diesen Artikel aufgenommen, vielmehr ist dort allein erst kürzlich meiner Entdeckungen auf dem Monde ehrenvolle Erwähnung gethan worden. — Der Urheber des lügnerischen ist aber offenbar kein New-Yorker. Es wird sich wohl noch zeigen, was für ein Landsmann er ist, vielleicht sogar wer er ist. Wenigstens ist er mit vielen brittischen Lokalitäten bekannt; auch ist in seinem Machwerke die zuerst in Süddeutschland in Umlauf gekommene Lüge, Herschel habe an Littrow, vom Kap aus nach Wien geschrieben, daß nach seinen Beobachtungen der Halley'sche Komet einen ganz andern Weg eingeschlagen habe, mit enthalten, welches mich, mit Rücksicht auf einige Konfundirungsmasken, schon auf die sonderbarsten Gedanken geführt hat. — Die nordamerikanischen Zeitungen haben es, mit ihrer Kunst zu lügen, bereits so weit gebracht, daß man ihnen in London die Wahrheit nicht mehr glauben mag. Es ist also sehr natürlich, daß, wenn in den übrigen Welttheilen eine interessante, wohlconditionirte Lüge erfunden wird, diese den Redaktoren jener Zeitungen ganz willkommen seyn muß, gleichviel wer damit kompromittirt werde. Keineswegs würde ich mich so ausführlich über diese erbärmliche Broschüre herausgelassen haben, wäre nicht eine Fortsetzung jenes Zeitungsartikels versprochen worden. So aber wird das Publikum sich vor fernerer Mystifikation und Prellerei zu hüten wissen.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie zu Paris theilte Hr. Arago die von Hrn. Herschel der königl. Sozietät in London mitgetheilte Entdeckung von 4 leuchtenden Meteoren am Kap mit, und bemerkte, daß, wenn Herschel die ihm angedichteten abgeschmackten Entdeckungen im Monde gemacht hätte, er sie ebenfalls jener gelehrten Gesellschaft mitgetheilt, und nicht in einem amerikanischen Blatte niedergelegt haben würde. Das Ganze sey daher nur eine unedle Spekulation auf den Namen eines entfernten Gelehrten. „Und zugleich ein treffliches Experiment übrr die öffentliche Leichtgläubigkeit," setzte der berühmte Astronom Biot hinzu.

Digitized by Google

Neue Erfindung.

(Frankfurter deutsches Journal.)

Uns ist nachstehendes interessante Schreiben zugekommen, dessen Inhalt wir ohne allen weiteren Commentar und ganz so wiederzugeben uns erlauben, wie es uns zukam:

„Hannover, 18. März.

„Nachstehend bin ich so frei, Ihnen eine wichtige, hier nur Wenigen bekannte Neuigkeit, deren Wahrheit ich wegen eigener Ansicht jener Erfindung verbürgen kann, für Ihr vielgelesenes Journal mitzutheilen, und empfehle mich achtungsvoll und ergebenst Dr. Meyer.

„Ein junger Mensch, Namens Edmund Heusinger von Waldegge aus Nastätten im Herzogthume Nassau, der hier in der Helwing'schen Hofbuchhandlung den Buchhandel erlernt, hat eine sehr wichtige Erfindung gemacht, die gewiß in der deutschen Erfindungsgeschichte Epoche machen wird. — Durch langjähriges Nachsinnen und unausgesetzte kostspielige Versuche ist es demselben nämlich gelungen, eine von den bisherigen ganz und gar verschiedene, selbstständige Stereotyp-Schnellpresse zu erfinden, welche in ihren Leistungen alle bis jetzt bekannten übertrifft. Sie erfordert fast gar keine menschliche Beihülfe, trägt selbst vermittelst einer sehr sinnreichen und überaus einfachen Construction die Schwärze auf die Formen und kehrt auch von selbst den Bogen um, wodurch beide Seiten desselben zu gleicher Zeit gedruckt werden können. Insbesondere würde sich dieselbe zum Druck auf endloses Papier eignen, indem dieses durch eine kleine Vorrichtung von selbst unmittelbar gleich nach dem Druck abgeschnitten und dadurch eine besondere weitläufige Maschine, welche man bisher zum Abschneiden des Papiers ohne Ende bei weit geringeren Leistungen nöthig hatte, erspart werden kann. Wenn nun diese neue Presse durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird, liefert sie in der That fast Unglaubliches; denn so ist es möglich, daß auf ihr in Einer Stunde vier Tausend fertig gedruckte und zugleich beschnittene Bogen hergestellt werden können. Ausserdem zeichnet sich dieselbe vor den übrigen Buchdruckerpressen, besonders durch ihre große Einfachheit, aus, indem sie kaum die Hälfte des Raumes unserer gewöhnlichen Pressen einnimmt, und auch die Herstellung nicht theurer als diese kommt. Nach der Aussage des Erfinders, wird er das Nähere seiner Invention zu dem bevorstehenden Jubelfeste der Erfindung der Buchdruckerkunst veröffentlichen, bis dahin aber noch als Geheimniß zu bewahren, und noch einige ihm bei der Herstellung im Großen aufgestoßene Hindernisse zu beseitigen suchen."

Pot-Pourri.

Aus Graubünden, vom 14. März: Aus dem Rheinwald wird uns folgender merkwürdige Vorfall berichtet: Als am Samstag den 27. v. M., ein Fuhrmann von Andeer nach Splügen unterwegs war, gerieth er in der Rofla in eine ungeheure Schneemasse, so daß das Pferd sich nicht mehr durchzuarbeiten vermochte. Während nun der Fuhrmann beschäftigt war, vor dem Pferde her einigermaßen zu bahnen, riß ihn eine Schneelawine plötzlich in den Abgrund bis zum Rheinufer; Pferd und Fuhr blieben unversehrt im Wege stehen, indeß der Hund des Fuhrmanns seinem Herrn nachsprang, ihn aufspürte, und soweit aus dem Schnee hervorscharrte, daß der Unglückliche wieder Athem holen und sich langsam emporarbeiten konnte. Das Pferd brachte er sodann selbst nach Andeer zurück; Schlitten und Fuhr aber konnten mehrere Tage nicht fortgeschafft werden. — Den 27. Februar bedeckte eine ungeheure Lawine zwischen Isola und Campodolcino 36 Männer, theils Fuhrleute, theils Wegbahner, die acht bespannte und mit Waaren beladene Schlitten bei sich hatten; man war so glücklich, 31 derselben zu retten, aber 5 verunglückten und sämmtliche Pferde sind zu Grunde gegangen. Die Waaren hat man, dem Vernehmen nach, wieder gefunden, aber freilich zum Theil beschädigt. — In dem ganzen Thal von dem südlichen Abhang des Splügnerberges bis Chiavenna, welches schon im August 1834 so hart mitgenommen wurde, reiht sich eine Lawine an die andere. Bei Mordegno soll, nach Aussage von Reisenden, ein kleines Döfchen, Girola, mit 60 Personen von einer Lawine zugedeckt worden seyn; die nähern Berichte über dieses Unglück stehen noch zu gewärtigen. In der Lombardie und in Piemont bis nahe an Genua hat tiefer Schnee die Straßen bedeckt und so zu sagen unfahrbar gemacht.

Ueber Bienenzucht.

Ein Bienenfreund, Hr. J. F. Ebner in Ulm, hat bei seiner Bienenzucht seit langer Zeit Lüftungskörbe eingeführt, die vielen Beifall finden, und die noch mehr Vorzüge als die englischen hölzeenen Körbe haben sollen, auch in dem Werkchen „Goldkörner für Bienenkörbe" ausführlich beschrieben sind. Diese Körbe sind von Stroh, und da letzteres weit besser als Holz für die Bienen ist, solche auch nicht so theuer und künstlich sind, als die englischen, so werden auch diese bei Bienenfreunden mehr Eingang finden. Sie leisten mehr Dienste wie die Rutt-Musfehl'schen, und haben noch das Gute, daß sie sich leicht zu Schwarm- und Magazinstöcken umändeen lassen, ja selbst zum Abtegeemachen sehr bequem sind. Der Erfinder stellte voriges Jahr 6 Stöcke zum Schwärmen aus, erhielt von diesen 14 junge, und zeidelte dann von sämmtlichen 20 Stöcken noch bei zwei Zentner Honigwaben, ohne den Bienen ihren Wintervorrath zur Ernährung zu schmälern; sein Kapital hat sich demnach über 200 Procent verinteressirt.

Ehstands-Politik.

In Lieb' und Eheglück
Giebt's auch 'ne Politik,
Und wenn man's drin versteht,
Oft groß Malheur geschieht.
Ach, manche Eh! ist schon
Nicht Constitution!
Sie ist, — o welch' Geschick! —
Die freiste Republick!

Bist Du im Bräut'gamsstand,
So sey nicht arrogant,
Man liebt nicht diesen Styl,
Sey lieber recht servil.
Doch bist Du Ehemann,
Dann Freundchen, ja, alsdann
Beweis' Dich absolut,
Das nimmt der Frau den Muth.

Ist's Weibchen aber gut,
Und hat nicht wildes Blut,
Dann halt' hübsch in der Eh'
Das Justo millieu.
Und suchst Du Minnelohn
In einer Session;
Bewill'ge erst complett
Das Ehestandsbudget. —

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 14. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Drei Monate im Dienst der brittischen Hülfs-Legion in Spanien.

(Aus dem Tagebuche eines Veteranen. August, September und Oktober 1835.)

Geleckt von den Versprechungen, daß Disziplin und Reglement unter der Mannschaft, die in den Dienst der Königin von Spanien einträte, ganz eben so seyn sollten, wie unter den brittischen Linientruppen, ließ ich mich am 18. Juli vorigen Jahres auf der Isle of Dogs einschreiben, und gewiß hat sich nie Jemand einem buntern Haufen angeschlossen; Falstaff's zerlumptes Regiment konnte als Vorbild dazu gelten; die Leute bekamen übrigens ihre Rationen, Stroh, das einmal rein gewesen war, zum Lager und 4½ Pence täglich; dies und die Freiheit, in der Sonne zu faullenzen, erhielt sie leidlich euhig, und am 22sten desselben Monats um vier Uhr Morgens ward Reveille geschlagen, sie mußten aufbrechen, und sich ohne weitere Vorbereitung auf die Böte begeben, die sie an Bord eines Schiffs-Rumpfes brachten, wohin freilich viele von ihnen schon längst gehört hätten! *)

So geheim man die Zeit der Einschiffung gehalten, so hatten doch einige der Leute davon Wind bekommen, und als zu einer für sie so ungewöhnlich frühen Stunde der Trommel erscholl, nahmen ihrer mehr als vierzig Reißaus und begaben sich vermuthlich zum größeren Theil in ein anderes Depot, um dort dasselbe Spiel zu wiederholen.

Nachdem wir achtundvierzig Stunden am Bord des Rumpfes vor Deptford gewesen, wurden wir auf den „Lord Lineden," einem ehemaligen Ostindienfahrer, übergeschifft, und hier begann nun eigentlich unser Dienst.

Ich will den Leser nicht mit den Schilderungen der Reise belästigen, die ihm eben so langweilig seyn möchte, wie uns die Ueberfahrt verdrießlich war; genug wenn ich sage, daß uns siebzehn Tage lang nichts als Mißgeschick begegnete. Unser Capitain fiel plötzlich, als wir vor Deal waren, auf der Gallerie des Verdeckes todt zu Boden. An den Saints vor der französischen Küste gerieth das Schiff auf den Grund, und die Mannschaft wurde aufrührerisch, weil sie ihre Rationen nicht gehörig empfing. Nach den Maßregeln, die der Adjutant, jetzt Capitain Keevil, ein trefflicher Offizier, ergriff, der fünfzig der widerspenstigen Burschen auf einem Dampfboot, welches uns mit Vorräthen nachgeeilt war, nach England zurückschickte, langten wir ohne weiteres Unglück, außer daß drei Leute durch die ungeschützten Fallthüren herabstürzten und sich die Beine brachen, endlich in Santander an, man hatte unser Schiff übrigens mit der unverzeihlichsten Nachlässigkeit in See geschickt, so daß es der Mannschaft an allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten gebrach: man hatte weder für Betten noch Hangematten, noch Decken irgend einer Art gesorgt.

Wir landeten in Santander an einem Sonntag Morgen gegen sechs Uhr und wurden von denjenigen Einwohnern, welche die Neugier herbeigetrieben hatte, um ihre neuen Verbündeten zu begaffen, mit einigen Vivas empfangen. Als wir zwei Stunden unter Waffen gewesen waren — denn man hatte uns an Bord mit Waffen, Rüstzeug und sonstigem Kriegsbedarf ausgestattet — mußten wir ungefähr anderthalb Meilen weit nach einem großen Klostergebäude marschiren, welches früher als Kaserne gedient hatte und jetzt theilweise von dem siebenten oder Irländischen leichten Infanterie-Regiment besetzt war.

Hier fanden wir nichts als kahle Wände und eine Anhäufung von Schmutz, den unsere Vorgänger zurückgelassen hatten, und von dem sich der Leser leicht eine Vorstellung wird machen können, ohne daß ich so undelikat zu seyn brauche, ihn zu schildern. Die Rationen wurden erst am Abend ausgetheilt, das hatte aber weniger zu sagen, da die Mannschaft am Tage vor ihrer Ausschiffung ihre Gratificationen, ein Jeder zwei Sovereigns, erhalten hatte; und da uns Geldwechsler aus der Stadt gefolgt waren, so füllte sich der Patio oder der Hofraum des Klosters bald mit Händlern, die uns Früchte, Milch, geröstete Fische und Aqua ardente feil boten.

Jetzt begannen die Saturnalien, und kaum waren vier Stunden nach dem Einrücken in unsere Kaserne verflossen, so waren drei Viertel der Leute entweder viehisch betrunken oder mit einander handgemein. Die Seitengewehre blieben natürlich dabei nicht in der Scheide, und es gelang den Offizieren und Feldwebeln nur mit großer Mühe und nicht ohne Gefahr, alle Waffen zusammen zu bringen und unter Wache im Appell-Saale aufzustellen.

Zwei Tage lang war noch keine Musterung, sondern nur früh und Abends Appell; am dritten aber fing das Exerziren an. Der kommandirende Capitain schien zu glauben, daß es eben so leicht sey, einen gemeinen Mann zum Soldaten zu machen, wie einen Edelmann zum Ritter zu schlagen, denn er begann sogleich mit den Gewehr-Exerzitien, ehe die Leute noch ihrer Haltung ganz Herr waren, und sie mußten sich durch Einzel- und Peloton-Feuer hindurchpfuschen, ehe sie noch vier Mann hoch stehen oder ein geschlossenes Quarree bilden konnten.

Ihr Unterricht beschränkte sich auch nicht etwa bloß auf den Felddienst des Soldaten; nein, sie mußten auch compagnieenweise ihre Bandeliere und Flinten putzen, ihre Tornister packen und ihre Mäntel schnüren lernen. Die Mußestunden verwendeten sie natürlich zu Spaziergängen in der Umgegend, und Manche von ihnen schienen leidenschaftliche Vogelsteller zu seyn, denn auf eine Meile im Umkreise von der Kaserne konnte kein Hahn in Sicherheit krähen, und die junge Brut der Schweine wurde oft in ihren Ställen vermißt, ohne daß die Eigenthümer es sich zu erklären wußten, wo sie hingekommen, worüber ihnen indeß

*) Bekanntlich werden alte abgenutzte Schiffe (Hulks) als Zucht-Gefängnisse für Marine-Sträflinge gebraucht.

Digitized by Google

Mancher von ihren fremden Nachbarn leicht hätte Aufschluß geben können. Es schien, als ob die Leute an den Zweigen der Kriegs-Wissenschaft, in denen sie unterrichtet wurden, nicht genug hätten, und sich auch in der Fouragier-Kunst vervollkommnen wollten, um nöthigenfalls zum Dienst als Jäger geschickt zu seyn.**)

Kurz, all das Gesindel, welches in das Westminster-Regiment eingetreten war, schien jetzt seinen natürlichen Neigungen freien Lauf lassen zu wollen, und nicht zufrieden damit, dem harmlosen Landvolk Federvieh und Obst zu rauben, fing es an, seine eigenen Kameraden zu plündern. Tornister wurden geleert, Taschen abgeschnitten und sogar Stiefeln von den Füßen der Schlafenden gestohlen, und das mit einer Geschicklichkeit und Gewandtheit, die einem Bareington keine Schande gemacht hätte. Man versuchte alles Mögliche, um diesem Volk doch einige Disziplin beizubringen; Tag und Nacht zogen Patrouillen umher, die Profoß-Wache war beständig auf dem Fleck, und sichere Strafe ohne lange Umstände harrte eines Jeden, der auf frischer That betroffen wurde.

Nach Verlauf einiger Tage langte General Evans an und bezeigte sich bei der Ersten Inspizirung des Regiments so zufrieden mit dessen Haltung und Ansehen, so wie mit den Fortschritten, die diese Leute in der Disziplin gemacht, daß er ihnen den Titel „Westminster-Greenadiere" gab, während sie bisher nur als das 3te Regiment bekannt waren. Das Lob des Generals war übrigens in Betracht der geringen Zahl und der Fähigkeiten unserer Lehrmeister nicht unrecht angewandt. Die Exercitien wurden nämlich von einem Kapitän, der sich seine hauptsächlichste, wo nicht seine ganze Bildung in Don Pedro's Dienst erworben hatte, von dem Adjutanten, einem unermüdlichen Manne, und von sieben Subaltern-Offizieren, worunter nur zwei bereits gedient hatten, geleitet; die Uebrigen waren noch völlige Knaben, entweder den Fesseln der Kostschule oder dem Comtoir entlaufen, für eine Zeit lang noch in jedem Regiment unbrauchbar, aber für ein neu ausgehobenes Corps, wo noch Alles gelernt werden soll, geradezu ein Schaden.

Als wir ungefähr vierzehn Tage in Santander gestanden hatten, erhielten wir den Befehl, uns mit dem 7ten Regiment zu gleicher Zeit nach St. Sebastian einzuschiffen. Obgleich es Mitte August war und unser Marsch nur anderthalb Meilen betrug, so langten wir doch erst bei Nachtzeit auf dem Quai an, und in der Verwirrung, die aus der verschiedenen Sprache der Bootsleute, aus der Unerfahrenheit der Offiziere und aus dem Mangel an Licht entstand, geriethen wir, da beide Regimenter gleiche Uniform hatten, durch einander und wurden auf diese Weise über Hals und Kopf an Bord zweier Kriegsfahrzeuge, der „Donna Isabella" und der „Rainha Governadora", geschafft. Mein Loos brachte mich auf das erstere dieser beiden Schiffe, das, als ein Kriegs-Dampfboot, voller Mannschaft war, so daß sich kein weiterer Raum für Truppen fand und wir folglich drei Nächte und zwei Tage bei starkem, den größten Theil dieser Zeit hindurch anhaltendem Regen auf dem Verdeck bleiben mußten.

Am Morgen des dritten Tages landeten wir in St. Sebastian unter einem heftigen Regenschauer, der vielleicht die Wärme unseres Empfangs etwas dämpfte, denn man begrüßte uns weder mit jenen enthusiastischen Vivas, noch mit Glockengeläute, noch mit andern Zeichen des Willkommens, wovon die englischen Zeitungen so viel zu erzählen wußten, als das erste Regiment in Spanien gelandet war.

Die Stadt St. Sebastian ist so oft und so trefflich beschrieben worden, daß sie auch denjenigen Militairs, welche sie nicht gesehen haben, gewiß sehr bekannt ist; für Laien wird es hinreichen, zu erfahren, daß sie von Natur sowohl als durch Kunst fest ist, und daß das Kastell, wie ein Adlernest auf der Spitze eines Felsen sitzend und bloß auf einem gewundenen Pfade zugänglich, nur durch Hunger überwältigt werden kann.

Wir wurden in ein Kloster einquartiert, dessen Bewohner schon in der ersten Zeit der Insurrection vertrieben worden waren, und hier fanden wir es etwas bequemer als in Santander, da Küchen mit Kupfergeschirr und auch Matratzen, für je zwei Mann, eine, vorhanden waren. Auch trafen wir hier 300 Rekruten, die direkt von England gekommen waren, mit mehreren Offizieren, worunter zwei Majore und ein kommandirender Oberst-Lieutenant. Der Letztere, Herr Neuwick, war in der That ein unschätzbarer Gewinn, denn er hatte schon lange in der brittischen Armee, gedient, war zum Kommando in der spanischen vollkommen tüchtig, ein Mann von humaner Gesinnung und großer Entschlossenheit, wußte die Strenge im Dienst durch Freundlichkeit zu mildern und würde, wenn man ihn uns gelassen hätte, unser Regiment gewiß so brauchbar gemacht haben, als es bei den Bestandtheilen desselben nur irgend möglich gewesen wäre.

Eine Zeit lang ging Alles seinen gewöhnlichen Gang: Exercitien, Musterungen, Paraden und Manöver folgten in regelmäßiger Reihe auf einander, und derjenige Theil der Legion, der damals in St. Sebastian garnisonirte, schritt wenn nicht rasch, so doch stätig der Tauglichkeit zum Dienst entgegen. Sonntags den 30. August, nach einer Parade in schwerer Marsch-Ordnung, erhielten sämmtliche Britten und Chapelgorris zwischen vier und fünf Uhr Abends den Befehl zum Aufbruch und folgten die Straße nach Hernani ein.

Hernani liegt auf der von St. Sebastian nach Frankreich führenden Heerstraße und ist bedeutender um seiner Lage, als um seiner Größe willen; der Weg dahin ist holprig und schlecht, an den meisten Stellen von Anhöhen beherrscht; an andern gewähren die Mais-Felder, die kleinen Weinberge und Obstgärten, die hin und wieder die Straßen begränzen, den trefflichsten Schutz für Jäger oder leichte Infanterie, — ein Vortheil, den der Karlistische Commandeur nicht unbenutzt ließ.

(Fortsetzung folgt.)

**) Ein unübersetzbares Wortspiel mit rifle-man, welches einen Scharfschützen bedeutet, während das Zeitwort to rifle auch rauben und plündern heißt.

Die Seekrankheit.

Wer die Seekrankheit nicht an sich selbst beobachte: hat, stellt sich darunter eine leichte, schnell vorübergehende Unpäßlichkeit vor: aber wehe dem, den Idiosynkrasie (körperliche Eigenheit) für ihre Ursachen vorzugsweise empfänglich macht. Es ist das unangenehmste und verdrießlichste Uebel, das den Seemann überfallen kann.

Wehe oder wenigen unterliegen ihr Alle, die das erste Mal zur See gehen. Einige leiden indessen nur sehr wenig, nur im Anfange ihrer Fahrt, und späterhin beim heftigsten Sturme nicht; Andere dagegen sind bei stürmischer Witterung stets davon gepeinigt.

So lange das Schiff im Gleichgewicht bleibt, so lange sein Gang fest und regelmäßig ist: so lange empfindet der Mensch, geht es noch so schnell, selten eine Unbequemlichkeit davon. Wenn aber der Wind seinen Lauf schwankend macht und es dem Ungestüm der Wellen preiß gibt, dann empfindet er die Folgen zweier Hauptbewegungen, denen das Schiff nun ausgesetzt ist. Es wankt nämlich das letztere von der rechten Seite zur linken, von vorne nach hinten und umgekehrt. Wer noch nicht Erfahrung hat, fürchtet bei der ersten Bewegung, das Schiff umgedrehet, das Takelwerk in's Meer gekehrt zu sehen; bei der letzteren fürchtet er gerade in den Abgrund hinunter zu fahren. Die Einbildung wird von diesen wilden Bewegungen afficirt, und zu dieser moralischen Ursache, die freilich bei alten See-

Digitized by Google

leuten keinen Eindruck macht, gesellt sich nun eine physische. Es erfolgen nämlich im Körper Erschütterungen, die sich im Gehirn koncentriren, das durch seine Masse, Weichheit und geringe Elasticität dafür am empfänglichsten ist. Die Theilchen dieses Organs werden gleichsam zusammengedrückt, und dadurch nun entstehen die charakteristischen Zufälle. Je größer die Hirnmasse, je weicher sie ist, desto empfänglicher ist sie für die Einwirkung obiger Ursachen; darum leiden auch junge Leute am meisten, am leichtesten davon. Aeltere, wo die Hirnmasse kleiner wird, fester ist, sind weniger gepeinigt.

Je größer das Schiff ist, desto geringer ist das Schwanken desselben, und ein Dampfboot läßt also die Krankheit darum weniger fürchten, als ein anderes. Da ein Dampfboot von widrigen Winden weniger empfindet und seine Fahrt schneller fortsetzt, leidet man in der That auch weniger daran und ist in kürzerer Zeit davon wieder befreit. Jedoch jene Erschütterungen des Gehirns scheinen nicht allein das Räthsel zu lösen, denn manche werden, wenn sie kaum das Schiff betreten haben, davon befallen.

Während der ersten Stunden unserer Fahrt von Cuxhaven nach Helgoland, auf dem Dampfboot die Elde, waren wir immer noch im süßen Wasser, und warum thut sich die Seekrankheit da nicht kund? Das Schwanken des Schiffes ist in der Mündung der Elbe so arg, wie im Meere selbst, aber gibt keine Veranlassung zum Erbrechen, wie die Bewegung des letzteren. Als wir jedoch die weißen und die schwarzen Tonnen im Rücken hatten, als nun auch die rothe Tonne passirt war und somit das Elbwasser gänzlich ein Ende hatte, da begann nun bald die Krankheit ihre Kraft zu üben. Eine der Damen nach der andern entfernte sich allein, oder vom Manne, oder vom Kammermädchen geführt, in die Kajüte hinab; einer nach dem andern schaute in's Meer, an der schönen Gallerie sitzend, und philosophische Betrachtungen anstellend über das Unnütze und Kostspielige solcher Reisen, bis er dem Neptun ein unwillkührliches Opfer brachte, dessen Farben und Widder aber keineswegs aus Gebeten und Liedern bestanden. Der arme Schiffsjunge hatte nur immer zu thun, Waschbecken hinzutragen und mit Besen zu reinigen. Viele sahen gelb und aschgrau aus, und wankten wie betrunken auf dem Verdeck, oft in Gefahr hinzustürzen. Als ich mit meiner Reisegefährtin in die Kajüte hinabstieg — eigentlich, um nöthigenfalls ein Plätzchen auszusuchen, übrigens aber auch das Lokal selbst in Augenschein zu nehmen! — lagen die jungen, sonst so lebenslustigen Damen lang ausgestreckt auf den Sophas, mehr Sterbenden als Göttinnen gleich, und blaß wie der Tod, bewegungslos. Nicht ein Wörtchen vernahm man, obschon sonst vielleicht ihr Mündchen in Bewegung gewesen wäre, als ob das Capitolium in Gefahr geschwebt hätte. Zugleich kam uns eine Wärme und ein Dunst entgegen, daß wir schnell wieder die Treppe hinauf eilten! Wir hatten eine Tasse Kaffe, schwarz, ich mit Rum nebst Zwieback genossen; später wurde eben so eine Tasse Thee getrunken. Meine Reisegefährtin verspürte in Folge solcher Diät gar nichts. Ich selbst fühlte allmählig einigen Schwindel und etwas Uebelkeit. Da zeigte mir einer einen Seekranken, der sich ganz gerade hin auf's Mittelverdeck gelegt hatte. Schnell fiel mir ein, wie die horizontale Lage des Körpers das bedeutende Auf- und Niedersteigen des Schiffes! — eine Folge vom unruhigen, und entgegenströmenden Meere! — bedeutend mindern werde. Ich legte mich schnell auf die Planken, den Kopf ein wenig ans Kajütenfenster gestützt, nahm einen kleinen Schluck Bischoffessenz, die ein Reisegefährte als Präservativ mit sich führte, das ihn, als er einen bonum haustum gethan hatte, um so schneller evacuirte, und siehe da, mein Mittelchen half. Ich schlief oder schlummerte doch in jenem angenehmen Zustande, der halb Traum, halb Wachen ist; ich sah und hörte fast Alles, wußte und weiß aber nichts mehr, als daß der Kapitän nur öfters meine Reisegefährtin, zu deren Füßen ich lag, wie Hamlet, als er seinen Kopf in Ophelias Schooß barg, mit Theilnahme fragte: ob sie sich noch wohl befinde, daß er öfters das Fernrohr nahm, Helgolands Felsen zu erspähen, daß andere darnach griffen, und sie zu sehen vermeinten. Ein Stündchen später befand ich mich ganz wohl, nur matt, und noch ein Stündchen hin, da konnte ich Helgoland und die nahe Sandinsel ebenfalls immer mehr und mehr aus den Fluthen emporsteigen sehen. Mit Ausnahme einiger, die schon mehrmals eine Seefahrt gemacht hatten, war nur meine Reisegefährtin, ferner eine dicke Dame, die ununterbrochen aß und trank, und ihre Begleiterin, ein hageres, fast schwindsüchtiges Mädchen von dem Uebel vollkommen verschont geblieben. Die andern litten viel, oder wie ich, wenig davon.

Aktenstücke.

In den Händen des Musik-Direktors, Hrn. Felix Mendelssohn-Bartholdy, befindet sich ein merkwürdiges Original-Dokument Mozarts. Auf der Außenseite steht in drei Respekt-Absätzen: „Stadt-Magistrat! unterthäniges Bitten Wolfgang Amadé Mozart's, K. K. Hofkompositors, um den hiesigen Hrn. Kapell-Meister an der St. Stephans-Domkirche adjungirt zu werden." — Das Schreiben selbst, von Mozart's eigener Hand auf einen Stempelbogen geschrieben, lautet wie folgt: „Hochlöblich Hochweisse Wienerischer Stadt Magistrat Gnädige Herrn! Als Hr. Kapellmeister Hofmann krank lag, wollte ich mir die freiheit nehmen, um dessen Stelle zu bitten, da meine Musikalischen Talente, und Werke, so wie meine Tonkunst im Auslande bekannt sind, man überall meinen Namen einiger Rücksicht würdiget, und ich selbst am hiesigen Höchsten Hofe als kompositor angestellt zu seyn, seit mehrern Jahren die Gnade habe; hoffe ich dieser Stelle nicht unwerth zu seyn, und eines Hochweisen Stadt-Magistrats Gewogenheit zu verdienen. — Allein Kapellmeister Hofmann ward wieder Gesund, und bei diesem Umstande, da ich ihm die fristung seines Lebens von Herzen gönne, und wünsche, habe ich gedacht es dürfte vieleicht dem Dienste der Domkirche und meinem gnädigen Herren zum vortheile gereichen, wenn ich dem schon älter gewordenen Hrn. kapellmeister für itzt nur unentgeldlich adjungirt würde, und dadurch die Gelegenheit erhielte, diesem Rechtschaffenen Manne in seinem Dienste an die Hand zu gehen, und eines Hochweisen Stadt-Magistrats Rückficht durch wirkliche Dienste mir zu erwerben, die ich durch meine auch im kirchenstyl ausgebildeten kantnisse zu leisten vor andern mich fähig halten darf. Unterthänigster Diener Wolfgang Amadé Mozart K. K. Hofkompositor." Die Unterschrift steht ganz unten; das Datum ist nicht hinzugeschrieben, M. hat es vergessen. Es muß aber aller Wahrscheinlichkeit nach in den letzten Jahren seines Lebens verfaßt worden seyn; vielleicht nicht lange vorher, als ihn der Tod davon befreite, seine Dienste der Welt anbieten zu müssen.

Beethoven's erstes gedrucktes Werk erschien in Speier in Rath Boßler's Verlage unter dem Titel: „Drei Sonaten für's Klavier dem Hochwürdigsten Erzbischofe und Kurfürsten zu Köln Maximilian Friedrich, meinem gnädigsten Herrn, gewidmet und verfertigt von Ludwig van Beethoven, alt eilf Jahr." Die Dedication lautet so: „Erhabenster! Seit meinem vierten Jahre begann die Musik die erste meiner jugendlichen Beschäftigungen zu werden. So frühe mit der holden Muse bekannt, die meine Seele zu reinen Harmonieen stimmte, gewann ich sie, und wie mir's oft wohl däuchte, sie mich wieder lieb. Ich habe nun schon mein eilftes Jahr erreicht; und seitdem flüsterte mir oft meine Muse in den Stunden der Weihe zu: „versuchs und schreib einmal deiner Seele Harmonieen nieder!" Eilf Jahre — dacht ich — und wie würde mir die Autoriene lassen? und

Digitized by Google

was würden dazu die Männer in der Kunst wohl sagen? Fast ward ich schüchtern. Doch meine Muse wollt's — ich gehorchte, und schrieb. Und darf ich's nun Erlauchtester! wohl wagen, die Erstlinge meiner jugendlichen Arbeiten zu Deines Thrones Stufen zu legen? und darf ich hoffen, daß Du ihnen Deines ermunternden Beifalles milden Vaterblick wohl schenken werdest; — O ja! fanden doch von jeher Wissenschaften und Künste in Dir ihren weisen Schützer, großmüthiger Beförderer, und aufsprießendes Talent unter Deiner holden Vaterpflege Gedeihen. — Voll dieser ermunternden Zuversicht wage ich es mit diesen jugendlichen Versuchen mich Dir zu nahen. Nimm sie als ein reines Opfer kindlicher Ehrfurcht auf und sieh mit Huld, Erhabenster! auf sie herab und ihren jungen Verfasser, Ludwig van Beethoven."

Eine Somnambüle.

Wir haben jetzt in unserer Nähe, Lyon, einen sehr interessanten Fall von Starrsucht, der viele Personen zum Nachdenken und auf andere Meynung gebracht hat, die früher dergleichen Erscheinungen verlachten. Diese Seherin von Prevorst ist keine reife und erwachsene Person, sondern ein hübsches, dreyzehnjähriges Bauernmädchen im Dorf Virieu (Departement Isere.) In ihrem achten Jahre war sie somnambül, hatte Tag und Nacht die Augen zu, manchmal zugebunden, ging aber doch zu allen Nachbarn, lief in allen Winkeln mit Sicherheit herum, kroch mit großer Geschicklichkeit in alle Ecken, und holte Sachen da hervor, wenn sie auch noch so gut versteckt waren. Gerade am ersten Januar vorigen Jahres wurde sie krank und mußte das Bett hüten, das sie seitdem noch nicht verlassen hat. Seit dieser Zeit litt sie an schrecklichen Zufällen von Starrsucht, in denen sie durchaus auf gewöhnlichem Weg nichts hörte und sah; sie antwortete aber allen denen, die gegen ihre Fingerspitzen sprachen. War der Anfall vorüber, so verfiel sie in eine gänzliche Auflösung, daß man sie für todt hätte halten können, und in diesem Zustande hatte sie gar keine Empfindung. Während der Anfälle gab sie Jedem, auch ganz fremden Personen klare, bestimmte, genaue Antworten auf alle Fragen, die sie auf die angegebene Weise an sie richteten. Wollte Jemand Nachrichten von einem lange entfernten Freund oder Verwandten, so antwortete das Mädchen sogleich, und alle ihre Angaben erhielten in der Folge die genaueste Bestätigung. Einige Personen haben sie auch über die Hölle, das Paradies, über Diebstähle, andere wieder über Politik u. dgl. gefragt, das Mädchen antwortete ihnen aber nicht, sondern blieb stumm. Im natürlichen Zustande kann sie Gedrucktes gut lesen, nicht aber Geschriebenes. Hielt man ihr aber in ihren kataleptischen Zufällen selbst sehr undeutlich Geschriebenes vor, so legte sie die Fingerspitzen auf die Zeilen und las es dann ohne Anstand. Wenn Geistliche und andere unterrichtete Männer sie lateinisch anredeten, was sie im wachen Zustande nicht verstand, so anwortete sie ihnen zwar nicht in dieser, bat sie aber, ihr das Gesagte zu übersetzen. Oft machte man Versuche, sie zu täuschen und unrichtig zu übersetzen; sie merkte es aber sogleich, und ruhte nicht eher, als bis die Uebersetzung ganz genau und richtig war. Mehrmals hat man sie um die Bedeutung griechischer Worte gefragt, und immer bestimmte, richtige Antwort von ihr erhalten. Die Antworten dieses Mädchens sind manchmal so geistreich, überraschend und außerordentlich, daß von allen Gegenden Leute herbeykommen, um sich bei der Kranken zu berathen, oder nur um sie zu bewundern. So haben sie auch viele Aerzte aus der Nachbarschaft, von hier, Vienne, la Tour-du-Pin, Echelles und Chamberp besucht und beobachtet; keiner aber hat es gewagt, sie medizinisch zu behandeln. Erst neuerdings hat ein Homöopath damit einen Versuch gemacht. Seit dem ersten Januar dieses Jahres, also gerade ein Jahr nach des Mädchens Erkranken, haben sich die Anfälle der Starrsucht vermindert, sind erst kürzer geworden, und haben dann ganz aufgehört. Da das Mädchen aber seit so langer Zeit das Bett nicht verließ, so hat sie den Gebrauch ihrer Beine fast ganz verloren. (Morgenbl.)

Posten in Frankreich und England.

In weniger als 3 Sekunden werden zu Paris 4000 Depeschen geöffnet, welche 30- bis 40,000 Briefe enthalten, die sogleich angenommen, tarifirt, gestempelt und vertheilt werden. Die Centralverwaltung der Posten operirt zu Paris mit 3 Ober- und 519 Unterbeamten, zu London operirt sie blos mit 5 Ober- und 260 Unterbeamten, und doch geht daselbst der Dienst schneller von Statten. Hier folgt die Mittelzahl des täglichen Postdienstes zu London und zu Paris:

	Paris	London.
Briefe aus dem Innern oder aus dem Auslande	35,000	33,000
Briefe, welche mit der Stadtpost ankommen .	15,000	40,000
Expedition für das Innere oder das Ausland .	70,000	45,000
Journale	85,000	90,000
Summe des Tages	205,000	208,000

Die Zahl der Briefträger beläuft sich auf 390, in den Departementen 681, und in den Landgemeinden 7000; zusammen 8071. Die Brieftaxe beträgt in Frankreich 20 Cent. für eine Entfernung von 3 Meilen, 30 für 20 Meilen, 40 für 40 Meilen, und 70 für 100 Meilen. — In England beträgt die Brieftaxe 40 Cent. für 3 Meilen, 60 für 10 Meilen, 90 für 40 Meilen, und 1 Fr. 25 Cent. für 100 Meilen. — In Frankreich ist das Personale doppelt und die Taxe um die Hälfte geringer. Der Brutto Ertrag der Posten in Frankreich im Jahr 1820 belief sich auf 23,156,780 Frcs., die Ausgaben auf 11,528,992 Frcs., und der Netto-Ertrag auf 11,527,788 Frcs. Im Jahr 1831 Brutto-Ertrag 35,889,000, Ausgaben 18,719,000 Frcs., Netto-Ertrag 15,171,000 Frcs. — In Großbritannien belief sich der Brutto-Ertrag der Posten im Jahr 1820 auf 51,701,525 Frcs., die Ausgaben auf 14,762,350 Frcs., der Netto-Ertrag auf 36,938,675 Frcs. — Im Jahr 1831: Brutto-Ertrag 55,584,800 Frcs., Ausgaben 16,458,125 Frcs., Netto-Ertrag 39,225,950 Frcs.

Großes Gemälde.

Die englischen Journale sprechen mit großem Lobe von einem Gemälde, womit Hr. Hapter, einer der bedeutendsten jetzt lebenden englischen Maler, eben beschäftigt ist. Es stellt die „erste Sizung des reformirten Unterhauses am 5 Febr. 1833" in dem Moment vor, wie Lord Ormelie, nun Marquis v. Breadalbane, die Adresse auf die Thronrede beantragt. Die Leinwand ist 150 □Fuß groß, und soll nicht weniger als 400 Portraits umfassen, wozu bereits 170 Mitglieder gesessen sind. Der Künstler soll die schwierige Aufgabe, in eine Versammlung von 400 sitzenden Figuren Leben und Ausdruck zu bringen, sehr glüklich gelöst haben, so daß das Gemälde ein Nationalwerk zu werden verspreche.

Für Blumenfreunde.

Wem es Vergnügen macht, seine Nelkenstöcke den ganzen Sommer über blühend zu erhalten, der schneide täglich jede verwelkende Grasblume oberhalb ihrem Stengel mit einer Scheere so ab, daß nur ein Weniges von der abgeschnittenen Blume an dem Stocke stehen bleibt; alsdann kommen dichte an dem Abschnitt drei Mal so viel neue Knospen hervor, die bis zum Winter blühen.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 15. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Drei Monate im Dienst der brittischen Hülfs-Legion in Spanien.

(Schluß.)

In geschlossener Front rückten wir vor, das erste Regiment zur Rechten voran, das dritte hinterdrein, das zweite zur Linken, und das Ganze durch die Chapelgorris und ein Detaschement des Asturianischen Regiments flankirt; eine Meile weit ging es ohne Unterbrechung vorwärts; als wir aber an den Fuß des Venta-Hügels gekommen waren (so genannt nach einem Weinhause, das auf dem Gipfel desselben gestanden), entdeckten wir, daß der Feind eine breite und tiefe Tranchee gegraben und die Erde als Brustwehr aufgeworfen hatte, hinter welcher er ein Feuer auf uns eröffnete, das, so schlimm es war, doch noch zerstörender gewirkt hätte, wäre damit gewartet worden, bis wir näher heran waren.

Das erste Regiment hatte drei Todte und mehrere Verwundete nach der ersten Salve, die es mit wenig Erfolg erwiederte; als jedoch die ganze Masse vorwärts kommandirt wurde, stieg ein Theil der Brigade in die Tranchee hinab und kletterte über die Brüstung, während der andere Theil sie links umging. Es riß einige Verwirrung dabei ein; aber der Brigade-General Chichester, der sich äußerst tapfer zeigte, brachte wieder etwas Ordnung unter die Truppen, und es gelang ihm, den Feind aus seiner Position zu verdrängen.

Ein Theil der Stadt wurde niedergebrannt, und ohne Zweifel wäre sie ganz zerstört worden, hätten wir Geschütz bei uns gehabt. Es wurden zwar Raketen und vier Kanoniere von dem Kriegs-Dampfboot „Donna Isabella" geliefert, aber durch einen unglücklichen Zufall zersprang die erste Rakete, als sie abgefeuert werden sollte, und verwundete den einzigen Mann, der damit umzugehen wußte, so bedeutend, daß er zum Dienst unfähig wurde; sie halfen uns also nichts, und wir mußten unseren Weg wieder nach St. Sebastian zurückmessen, mit ungefähr 30 Verwundeten und 6 oder 7 Todten; da jedoch nie ein Bericht über die Unglücksfälle publizirt wurde, so läßt sich die Zahl nicht genau bestimmen; dem sey indeß wie ihm wolle, die Kommandirenden schienen entschlossen zu seyn, die Regierung so wohlfeil als möglich bei diesem Vorfall davonkommen zu lassen, denn gegen den Gebrauch in allen Europäischen Armeen mußten die Soldaten für die Waffen büßen, die sie auf dem Kampfplatz zurückgelassen hatten. So hatte namentlich ein armer Bursche, Daniel Hogan vom 3ten Regiment, der am Knie schwer verwundet war, seinen Tornister (denn wohl zu merken, wir waren mit schwerem Gepäck ausmarschirt), seine Flinte und sein Bajonnet verloren, und es wurde ihm sogleich der Werth aller dieser Stücke an seiner Löhnung abgezogen, ohne daß man die geringste Rücksicht auf die Umstände nahm, unter denen er die Sachen verloren hatte.

Die Verwundeten wurden in den Theil des Spanischen Militär-Lazareths gebracht, der uns zu unserem Gebrauch eingeräumt worden war; es waren gute, bequeme Betten darin, und wir wurden wirklich in allen unseren Berührungen mit den Spanischen Civil- und Militär-Behörden sehr human behandelt. Hier zeigte sich aber wieder eine große Nachlässigkeit auf Seiten der Führer der Expedition, denn es fehlte fast ganz an Bandagen und an Medizin; das 3te Regiment war in der That ohne alle Arznei-Vorräthe herübergekommen.

Gebrach es aber an Medizin, so fehlte es doch nicht an Aerzten, und die Namen der Chirurgen Burnett, Barry, Dade und Docker werden, ihrer menschenfreundlichen, geschickten und aufmerksamen Behandlung wegen, von ihren Patienten stets mit Achtung genannt werden. Da ich gerade vom Lazareth spreche, muß ich einer merkwürdigen Schußwunde gedenken, die der Gemeine John Richardson vom 3ten Regiment erhielt, dem eine Flintenkugel dicht über der linken Augenbraune in der Stirn stecken blieb; sie wurde ihm herausgezogen, ohne daß ihm irgend eine Pein davon zurückblieb außer einer Vertiefung auf der Stirn, ein Beweis, daß ein dicker Schädel manchmal sein Gutes hat.

Wenige Tage nach dem Treffen bei Heenani wurden fast die ganzen Brittischen Hilfstruppen nach Bilbao eingeschifft, und es blieb nur eine kleine Garnison in St. Sebastian zurück.

Am 13. September wäre dieser Platz fast von den Karlisten überrumpelt worden, denn es gelang ihnen, mehrere ihrer Leute verkleidet in die Stadt zu bringen; aber durch die Wachsamkeit des Spanischen Offiziers bei den Brücken-Posten wurde der Betrug entdeckt und dreißig Mann gefangen genommen. Auch bemächtigte man sich theilweise einer Korrespondenz, die mit einigen Einwohnern geführt worden war, und ein sehr angesehener Goldarbeiter der Stadt wurde als einer der Rädelsführer des Komplotts nach dem Kastell abgeführt.

Gegen den siebzehnten des Monats kam der Befehl, daß die Kranken und Verwundeten, die den Transport aushalten könnten, so wie die dreizehn Lanciers, die mit den Vorräthen zurückgeblieben waren, mit ihren Pferden und mit denen der berittenen Infanterie-Offiziere, und die Weiber und Kinder sogleich ihren betreffenden Regimentern folgen sollten. Nie wurde eine Einschiffung schlechter besorgt. Man hatte zwei kleine Briggs dazu gemiethet, und nachdem die Leute drei Stunden lang in brennender Sonnenhitze, ungewiß darüber, auf welchem Fahrzeug sie absegeln sollten, am Ufer ausgehaert hatten, wurden die Kranken und Verwundeten, wovon viele an Krücken gingen, an Bord des „Rambler" von Peterhead geschickt, wo sie oben auf dem Verdeck bleiben mußten, weil der untere Raum fast zum Ersticken mit Pferden überfüllt war; man hatte auch nicht im mindesten an irgend eine Bequemlichkeit für die unglücklichen Männer, Weiber und Kinder gedacht, die ohne Matratze oder Decke, ausgenommen den blauen Himmelsteppich, ohne Bett, außer den Schiffsplanken, eingeschifft waren; und da sie erst nach zwölf Uhr an Bord kamen, so erhielten sie keine Schiffsrationen; am Ufer hatten sie auch keine Lebensmittel empfangen, und sie wären daher schlimm daran gewesen, hätte nicht der Schiffs-Patron, dessen Namen ich

Digitized by Google

leider vergessen habe, Jedem einen Schluck Branntwein und einen Zwieback gereicht.

Wie kurz auch die Reise war, so schien sie doch zu Unglück und Mißgeschick ausersehen, denn wir waren kaum zwei Stunden aus dem Hafen, so tödtete der Adjutant des dritten Kavallerie-Regiments Knall und Fall seinen Reitknecht, und der Wind drehte sich plötzlich uns gerade entgegen. Nachdem wir die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages umhergeworfen worden, geriethen wir vor einer kleinen Stadt in eine Windstille; hier kamen wir aber schlecht an, denn es war ein uns feindlicher Ort, und um drei Uhr Nachmittags wurde aus einer Batterie, die wir vorher gar nicht bemerkt hatten, ein Feuer auf uns eröffnet.

Einige Schüsse erreichten uns nicht, einige gingen über uns hinweg, aber drei oder vier kamen uns sehr nahe, und da die Batterie volle Zeit hatte und Uebung geschickt macht, so konnten wir erwarten, bis Sonnenuntergang in Grund gebohrt zu werden. Es war jedoch anders bestimmt, denn der „Graf von Roden," ein Kriegs-Dampfboot mit Rekruten von Cork an Bord und nach Santander bestimmt, kam uns glücklicherweiser zu Gesicht, nahte sich, durch das Feuern aufmerksam gemacht, der Küste und brachte durch das lebhafte, wohlgerichtete Feuer seines Geschützes die Batterie zum Schweigen; dann nahm es uns an's Schlepptau, war so höflich, uns bis an die Barre von Portugalette zu bringen, empfahl sich uns mit drei herzlichen Salven und setzte seine Reise fort.

Nachdem wir anderthalb Tage lang auf den nöthigen Wasserbedarf gewartet hatten, passirten wir die Baree und fuhren einen beträchtlichen Strom einige Meilen hinauf bis Bilbao. Die Landschaft an beiden Ufern ist außerordentlich malerisch. Weinberge, Gärten, Maisfelder und Melonenbeete erstreckten sich bis an den Fuß der Gebirge, die überall die Aussicht begränzten; herrschaftliche Landhäuser, Meiereien und Kloster-Gebäude, in Gebüsche von Lorbeern und immer grünen Eichen gehüllt, in der Ferne einsam gelegene Dörfchen, dies Alles erhöhte den Reiz der Gegend; überall aber fiel unser Blick auf zertrümmerte Gebäude, zerstörte Beücken und schwarzgebrannte Mauern, die schrecklichen Zeugen des verheerenden Bürgerkrieges.

Es war schon finster, als wir an einem öffentlichen Spaziergange, etwa eine halbe Englische Meile außerhalb der Stadt, landeten und uns unsern Weg suchten, so gut wir ihn finden konnten, die Kranken und Verwundeten nach dem allgemeinen Hospital St. Engracia, die Genesenden und die Weiber nach dem Franziskaner-Kloster, das wohl von einer gewandteren Feder geschildert zu werden verdiente. Es steht von der Stadt aus am entgegengesetzen Ufer des Flusses und ist mit derselben durch eine zierliche Hänge-Beücke verbunden, der zweiten dieser Art in Spanien, über deren der Stadt zunächst befindlichem Bogen man folgende kurze Inschrift liest:

Reynando Fernando Septimo
de sue clase el segundo en Espanna;
por Antonio de Guirochea della
Real Academia de San Fernando.

Alle Personen, die über diese Beücke gehen, bezahlen einen Quarto, ungefähr einen halben englischen Penny, Reiter und Kutschen verhältnißmäßig mehr, das Militär aber natürlich nichts. Das Franziskaner-Kloster hat eine gebietende Lage und eine imposante Größe; es enthält in seinen Mauern eine ansehnliche Kirche, zwei geräumige, viereckige Höfe, die von Klostergebäuden umgeben sind, und hinreichenden Platz für 5000 Bewohner. Bei dem Gebäude befand sich, innerhalb der jetzt mit Schießscharten für Gewehre versehenen äußeren Mauer, ein prächtiger Kirchhof, dessen Mitte geschmackvoll mit Immeergrün, Monatsrosen und mit vielen andern perennirenden Blumen bepflanzt war, während unter der Piazza, die diesen Blumengarten umgab, Reihen von Todtenbehältern angebracht waren, fast in Gestalt kleiner Oefen, [illegible] jedes für einen Leichnam; war ein solcher Behälter gefüllt, so wurde die Oeffnung übermauert und auf den darüber gelegten Stein der Name und Rang des Verstorbenen eingegraben. Und jetzt, möchte man denken, würde doch wohl der Inhaber des Grabes in Frieden ruhen können; aber nein, die zerbrechlichen Schranken sind niedergerissen, die vermodernden Ueberreste der Sterblichkeit dem Spott preisgegeben, und das heilige Geheimniß des Grabes ist bei dem Suchen nach Schätzen von Männern verletzt worden, die ich mit Erröthen Engländer nennen muß.

Neben diesem Kirchhofe ist ein großer Campo sagrado oder Todtenacker für diejenigen, welche nicht reich genug waren, um die Bestattung in dem innern Raume bezahlen zu können. Auf diesem Todtenacker waren tiefe Gräben an den Mauern entlang aufgeworfen, die der Kaserne als Kloaken dienten, so daß man überall auf menschliche Gebeine traf, die zum Theil noch mit dem eckelhaftesten Moder umhüllt waren, ein empörender, schaudervoller Anblick für menschliche Wesen.

Das Franziskaner-Kloster war damals von drei Regimentern besetzt, dem 1sten, 7ten, und 3ten oder den Westminster-Grenadieren, welche letztere in der Kirche lagen, einem herrlichen Gebäude von Gothischer Architektur, mit acht Altären außer dem Hochaltar, zu welchem man auf neun mit schönem Marmor ausgelegten Stufen hinanstieg, und das in ein eisernes Gitter von vortrefflicher Arbeit eingeschlossen war. Zwei kunstvolle ausgeschnitzte und mit Azur und Gold köstlich verzierte Kanzeln und eine gewaltige, reich vergoldete Orgel, darüber ein fein geschnitztes Bild der heiligen Cäcilia, das waren die ersten Gegenstände, auf die das Auge fiel, wenn man das Heiligthum betrat; und die wenigen Ueberreste von buntem Glas, die in den zahlreichen Fenstern noch geblieben waren, so wie die Fetzen von reichen rothseidenen Vorhängen, die wie Wimpel traurig im Luftzuge hin und her wehten, ließen dem Beschauer keinen Zweifel darüber, daß dies eine der prächtigsten Klosterkirchen im nördlichen Spanien gewesen.

Hier lebten wir, exerzirten bei schlechtem Wetter, beteten des Sonntags und wurden an den meisten Tagen der Woche gestraft. Der Oberst-Lieutentant Renwig war in den Stab der Legion versetzt worden, und Oberst-Lieutenant Churchill, sein Nachfolger, schien seine Begriffe von Mannszucht in einer ganz andern Schule erhalten zu haben, obgleich auch er in der Brittischen Linie gedient hatte. Er hielt es mit der neunschwänzigen Katze und ging in seinem Disziplinar-Eifer so weit, daß er manchmal dies blutige Züchtigungs-Werkzeug noch zu leicht fand und es schwerer machen ließ. Einige waren verwegen genug zu flüstern, es sey Schade, daß sich keine Gelegenheit fände, ihn mit dem Gewicht desselben näher bekannt zu machen. Genug, es wurden Leute wegen ganz geringer Vergehen, zum Beispiel wenn sich ihre Mäntel nicht ganz genau nach der Vorschrift gewickelt hatten, wenn sie zerbrochene Patronen in ihren Patrontaschen fanden, wenn ihre Bandeliere oder Knöpfe nicht ordentlich polirt waren, an das Gitter des Hochaltars gebunden und a posteriori geprügelt, indem sie nach dem Belieben des Obersten von zwei bis zu sechs Dutzend Hiebe ein Jeder empfingen.

Die Rationen, aus Rindfleisch, Wein und Brod bestehend, wurden uns regelmäßig verabreicht und waren insgemein so gut, als wir es verlangen konnten, mit Ausnahme des Weins, der sehr schlecht war, wenigstens gewiß nicht gesund, denn wer ein wenig viel davon trank, bekam die Ruhr.

Bei dieser Gelegenheit wird es nicht uninteressant seyn, zu hören, wie die Mahlzeiten der spanischen Soldaten eingerichtet sind. Die Suppen-Kessel, worin sich auch das Fleisch befindet, oder die mit Gemüse zusammen geschmorten, eingesalzenen Fische, werden in angemessenen Zwischenräumen in dem Kasernen-Hofe oder in der Straße auf den Boden gestellt. Dann müssen die Leute sich in Compagnieen bilden, erhalten Jeder einen großen hölzernen Löffel und ein Stück Brod, nähern sich immer zwölf zugleich jedem Kessel, fischen so viel heraus, als ihre Löffel fassen,

Digitized by Google

und kehren dann wieder an ihren Platz zurück, um zu essen, während andere zwölf vorgehen, und so immer abwechselnd fort, bis Alles verzehrt ist, mit der größten Ordnung und Regelmäßigkeit.

Im Monat Oktober wurde diejenige Mannschaft, welche untauglich geworden, ausgemustert und auf den „James Watt" nach England übergeschifft. Als wir zehen Tage unterwegs gewesen und 36 Stunden zu Blackwall gelegen hatten, kam ein Agent an, bezahlte uns für die Zeit, die wir am Boeb zugebracht, zog jedoch den Betrag der uns ertheilten Rationen davon ab und schickte uns ohne einen Heller Gratifikation ans Land.

Mögen diese Zeilen Jedem als Warnung dienen, der sich von Versprechungen hinreißen ließ, Dienste in der Spanischen Legion zu nehmen.

Lebensskizze des Ritters v. Baader.

(Aus Th. Silber's Vortrag in der Akademie der Wissenschaften zu München entnommen.)

Joseph v. Baader ward am 30. September 1764 zu München geboren, und war der zweite Sohn des kurfürstl. Medizinalraths und Leibarzts Joseph Baader. Sein Vater wollte, daß er sich der Medizin widmen sollte, weßhalb er auch nach zurückgelegtem philosophischen Kursus in seinem 20sten Jahre in Wien unter dem damals berühmten Professor der Arzneikunde Stoll diesem Studium sich hingab, und 1785 in Ingolstadt das medizinische Doktordiplom erhielt. Allein seine Vorliebe zur Mechanik, die sich schon in früher Jugend in ihm zeigte, war bei ihm noch immer lebhaft, so daß sein vorzüglichstes Studium an der Universität Göttingen, die er im Jahr 1786 besuchte, Physik und Mathematik war, zu welchen Wissenschaften ihn die Vorträge der berühmten Professoren Kästner und Lichtenberg vorzüglich aufmunterten. Im Herbste 1786 reiste er durch Holland nach England und Edinburg, und hier war es, wo die Betriebsamkeit des Volkes und der Unterricht eines Robinson und Playfoor die Liebe zu den mechanischen Wissenschaften in ihm noch mehr erweckte. Doch auch seine medizinischen Kenntnisse fanden die Anerkennung, die sie verdienten, so daß die Edinburger medizinische Societät ihn zum Mitgliede wählte. Allenthalben berief man nun Baader, seiner ausgezeichneten mechanischen Kenntnisse wegen, zur Errichtung neuer Maschinen, und es wurde ihm vom englischen Staate aus das Geschäft eines Civil-Ingenieurs (Civil engineer) übertragen. Nachdem Baader auf diese Weise im Lande der Maschinen seine Kenntnisse vermehrt hatte, kehrte er im Jahre 1790 nach Deutschland zurück, vorzüglich um den deutschen Bergbau und das deutsche Hüttenwesen zu erforschen. Seine Reise erstreckte sich daher über den Harz, das Erzgebirge, einen Theil der Lausitz und Böhmen, und im Jahre 1791 kehrte er endlich, reich an Kenntnissen, nach München zurück. Doch nicht lange währte sein Aufenthalt in der Vaterstadt, da er wegen Anlegung einer Dampfmaschine für den Generallieutenant Thompson nach Mannheim und dann nach England reisen mußte. Diese Maschine kam aber nicht zu Stande, so daß sein zweijähriger Aufenthalt in England blos eine Kunstreise genannt werden konnte. Bald darauf würdigte sowol der Staat als die Akademie der Wissenschaften die Verdienste Baaders; denn im Jahr 1794 wurde ihm die Funktion eines Maschinendirektors bei dem damaligen kurfürstl. Oberst-Berg- und Münzmeisteramte übertragen, und 1796, nachdem er die treffliche Abhandlung: „Theorie des englischen Cylindergebläses" (Abhandl. der kurfürstl. bayer. Akad. d. Wissensch. VII. Bd. S. 110—168) geschrieben hatte, ernannte die Akademie der Wissenschaften ihn zu ihrem Mitgliede. Seine Aemter und Titel vermehrten sich nun immer mehr, so wie sein wissenschaftliches Streben immer schönere Früchte ins Leben rief. So verdanken die großen zwei Wassersprünge im Schloßgarten zu Nymphenburg, ein Werk, dessen Großartigkeit von In- und Ausländern einer steten Bewunderung gewürdigt wird, ihm ihre Entstehung. Auch Napoleon sah das große Werk, und wünschte daher, daß auch Paris von dem erfinderischen Geiste Baaders Nutzen ziehen möchte. Er berief ihn deßhalb nach Paris, wo er Plane zur Anlegung einer neuen Wasserleitung an der Stelle der alten von Marly entwarf. Doch Nationaleifersucht der Pariser war es vorzüglich, welche die Ausführung des großartigen, aber wohldurchdachten und ausführbaren Planes vereitelte. Auch Prinz Eugen Napoleon rief den Künstler nach Mailand (1810), wo ihm die Anlegung bedeutender und nützlicher Werke übertragen worden wäre, hätte nicht der bald darauf ausgebrochene Krieg gegen Rußland das Augenmerk des Fürsten auf das politische Feld gerichtet. In seinem 51sten Jahre unternahm Baader nochmal eine Reise nach England, um nach einem zweimonatlichen Aufenthalte daselbst dem Vaterlande durch neuerdings gesammelte Erfahrungen und Kenntnisse zu nützen. Er erfand viele neue Konstruktionen verschiedener Instrumente, so wie er auch vorzüglich mit Planen zur Errichtung der Eisenbahnen sich beschäftigte, von deren Nutzen und Ausführbarkeit er ganz durchdrungen war. Schon im Jahre 1809 schrieb Baader von den Vortheilen, die aus den Eisenbahnen hervorgehen, und verfertigte selbst zu München und Nymphenburg zwei Modelle einer nach seiner Angabe verbesserten Eisenbahn. Er erlebte zwar noch den Bau der Nürnberg-Fürther Ludwigs-Eisenbahn; doch 17 Tage vor Eröffnung derselben (20. November 1835) starb er im 72sten Lebensjahre. Ausser mehrern Abhandlungen und Aufsätzen in verschiedenen deutschen und französischen Journalen hinterließ Baader 26 größere und kleinere Werke, meistens über technische Wissenschaften. Seine lezten Schriften waren: „Sur l'avantage de substituer des chemins de fer d'une construction améliorée à plusieurs canaux navigables projetés en France. Paris 1829," und „Huskisson und die Eisenbahnen, München 1830."

Veränderung des Klima's in Aegypten.

Hr. Arago las über diesen Gegenstand in der Sizung der französischen Akademie vom 29. Febr. ein Memoire des Herzogs von Ragusa vor, welcher sich hierüber folgendermaaßen äußert: Sonst regnete es zu Kairo nie, zu Alexandrien äußerst selten; als ich vom November 1798 bis zum August 1799 in lezterer Stadt kommandirte, habe ich in 30 bis 40 Tagen nur ein einzigesmal regnen sehen. Gegenwärtig regnet es jedes Jahr 30 bis 40 Tage lang, im Winter, nach der Mitte Oktobers, oft 5 bis 6 Tage lang unaufhörlich. Zu Kairo, wo einige Tropfen Regen eine sehr seltene Sache waren, hat man jeden Winter 15 bis 20 Regentage. Man vermuthet, daß die Ursache dieser Veränderungen die zahlreichen Baumpflanzungen sind, die der Pascha anordnete, denn man rechnet die Anzahl der unterhalb Kairo gepflanzten Bäume auf 20,000,000.*) Was zu dieser Vermuthung berechtigt, ist der umgekehrte Fall, der ganz unzweifelhaft, obwol schon vor längerer Zeit in Oberägypten stattfand, wo es gegenwärtig nie regnet; doch soll es einst anders gewesen seyn. Marmont fand in Theben einen Greis von 122 Jahren, dessen Urtheilskraft und Gedächtniß noch ungeschwächt waren, und der ihm sagte, es habe vor 80 Jahren in Oberägypten häufig geregnet, und es seyen die libyschen und arabischen Gebirge, die das Nilthal einschließen, mit Pflanzen und Bäumen bedeckt gewesen, und die Araber hätten ihre Heerden dort geweidet; aber die Bäume seyen ausgerottet worden, die Regen hätten aufgehört und die Weiden seyen vertrocknet. Merkwürdig ist, daß Pococke erzählt, er seye in Oberägypten genöthigt gewesen, seine Reise einige Zeit zu suspendiren wegen der starken Regen. Die Wüste, durch welche Marmont ans rothe Meer reiste, enthält einige wenige Stellen mit ärmlicher Vege-

*) Vielleicht eine Null zu viel.

Digitized by Google

tation; in regnichten Jahren gibt es einige anbaufähige Thäler und Vertiefungen, und die Araber lagern dann dort, säen und erndten; aber diese Regen treten jezt auf eine sehr unregelmäßige Weise ein, werden immer seltener, und die Weiden folglich immer dürrer. Früher galten dieselben für vortreflich, als vor 80 Jahren der Stamm der Abadis aus Yemen herüberkam und sich hier niederließ. Die Bäume, die damals noch vorhanden waren, sind fast gänzlich verschwunden, und obwol der Stamm der Abadis, welcher aus 3000 Menschen und 10,000 Kameelen besteht, ein Gebiet von etwa 4000 □ Lieus hat, so könnte er doch seinen Unterhalt nicht finden, wenn ihm Mehmed Ali nicht noch weitere Weiden im Nilthal angewiesen hätte, wo er sich jezt fast immer aufhält.

Pot-Pourri.

Auszug aus dem Schreiben einer Berlinerin, welche am 21. Okt. 1835 in Batavia angekommen ist.

. . . Wir hatten beinahe eine Stunde zu fahren, ehe wir von der eigentlichen Stadt nach Weltevreden und op Konings plain kamen. Die Häuser, worin Europäer wohnen, sind sämmtlich wahre Paläste. Sie sind alle mit großen Vorhallen (die man Veranda nennt) versehen. Vor dem Hause ist ein großer freier Plaz, von einem Gitter eingeschlossen und mit Blumen bepflanzt. Längs der Gallerie brennen Abends mindestens sechs prächtige weiße Laternen, und auf den Tischen, um welche die Herren und Damen weiß gekleidet sitzen, stehen die herrlichsten Astral- und SinnumbraLampen. Der Ton, welcher hier herrscht, ist so steif, daß er den Neuangekommenen beängstigt; ein Europäer darf nie zu Fuß gehen, selbst nicht zu seinem nächsten Nachbar, die Sitte verbietet dieses. Die Wagen sind sehr hübsch gebaut, meist halbe Chaisen und ganz offen, gewöhnlich nur für zwei Personen und mit zwei, mitunter auch vier muntern Pferden bespannt. Fast Jeder hält sich selbst Equipage, da die Pferde sehr wohlfeil sind. Die Kutscher und Bedienten hingegen machen keinen besondern Effekt, sie sind beinahe halb nakt, wenige haben Beinkleider an, die meisten tragen ein Saroon, ein Indisches Gewand, das sie zierlich um den Unterleib zusammennehmen. Unter den Eingebornen kann man kaum die Männer von den Frauen in ihrer Tracht unterscheiden, nur daß jene einen Turban um den Kopf tragen, während diese mit bloßem Kopfe gehen. Die Gasthöfe sind hier höchst theuer, fünf Gulden kostet der Tag, man mag essen oder nicht; dagegen nehmen aber auch bei Tafel die Gerichte kein Ende; zwanzig ist die geringste Anzahl. Hinter jedem Stuhle steht ein Malapischer Junge zum Serviren. Die Früchte sind herrlich, besonders die Mangos und Ananas. Die Betten sind noch breiter, als die in England, die Zimmer sehr hoch und Fenster und Thüren so groß, wie in einer Kirche. Der Fußboden ist überall mit Marmorplatten belegt und darüber eine zierlich geflochtene Matte. Die Verbindung mit Europa ist gegenwärtig stärker als jemals, fast jede Woche ist Gelegenheit, Briefe nach Holland zu schicken. Ueber die Hize kann ich nicht klagen, es ist lange nicht so warm, als es um diese Zeit vor iges Jahr in Berlin gewesen.

Die Stadt Canton in China, wo kürzlich 3000 Häuser abbrannten, ist von 30 bis 40 Fuß hohen und 20 Fuß dicken Mauern umgeben; die Häuser bestehen größtentheils nur aus einem Stockwerk, so daß das Dach kaum höher ist, als die Stadtmauer. Das schnelle und unaufhaltsame Fortschreiten des Brandes in diesem engen Raum, aus welchem man nur durch enge Thore ins Freie gelangt; das Geschrei der Weiber und Kinder, der Lärm der Löschenden, die Hitze, das Einstürzen der Mauern, alles Dieß machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Die sonst so geräuschvollen Chinesen waren bei diesem Anlaß noch lärmender; doch rühmt man die seltene Ruhe, Besonnenheit und Selbstbeherrschung der Weiber. Das Feuer hatte am Sonntag Abend begonnen, und ward erst am Montag Vormittag gelöscht.

Religiöser Gebrauch bei den Griechen.

Am 18. Jan. feiern die Griechen in Nauplia den Dreikönigstag und es findet in der Kirche eine große Feierlichkeit statt, welche zu dem Zwecke mit Myrtenkränzen und Zitronenzweigen herrlich verziert ist. Es wird daselbst ein Kreuz von dem Bischofe eingesegnet, darauf mit Blumen umwunden und in Prozession an das Ufer des Meeres getragen. Dort angelangt, schleudert der Bischof das Kreuz, so weit er es vermag, über das Meer, und nun stürzt sich Jung und Alt, wer sich nicht vor der Kälte des Wassers fürchtet, hinein, um das Kleinod wiederum aufzufinden, wobei es freilich mitunter nicht ohne harten Kampf hergeht. Der Glückliche, dem es gelingt, das Kreuz wiederum ans Land zu bringen, wird, außer dem Beifalle der Menge, auch noch durch mannigfache Geschenke belohnt.

Verschiedene Kräfte und Geschwindigkeiten.

Es würde in England 12 Landkutschen, von denen jede 15 Passagiere hält, und 1200 Pferde erfodern, um 180 Passagiere in 24 Stunden 240 englische Meilen weit zu befördern (10 Meilen auf die Stunde gerechnet), während Ein Dampfwagen diese ganze Masse befördert, und, da er in dieser Zeit zweimal fähret, die Arbeit von 2400 Pferden verrichtet. So würde es 30 Landkutschen (jede mit 6 Passagieren) und 3000 Pferde erfordern, um 180 Passagiere und die Briefkelleisen 240 englische Meilen weit zu befördern. Eine Dampfmaschine befördert dagegen alle diese Passagiere, und macht in derselben Zeit zwei Fahrten, so daß sie also die Arbeit von 6000 Pferden thut.

Nach angestellten Berechnungen legen schnellsegelnde Schiffe in einer Stunde vier deutsche Meilen zurück, die schnellsten Brieftauben 5½ deutsche Meilen, heftige Stürme 7 deutsche Meilen, schnelle Dampfwägen aber legen in einer Stunde 8 deutsche Meilen zurück. So thuts der Passagier auf der Eisenbahn in der Folge dem Winde und den Vögeln zuvor, und nur die Himmelskörper, der Schall, das Licht und etwa die Liebesgedanken heirathslustiger Mädchen segeln noch schneller.

Grabschrift.

In der Marktkirche zu Werfen, im Salzburgischen, befindet sich folgende originelle Grabschrift:

„Wer da?
Berti, ein Soldat von Waffen,
Berümbt zu See vnd Land,
Ligt im Frieden hier entschlaffen,
Quittirendt seinen Stand.
Der lebend ist nicht gewichen,
Stundt b'herzt vor manchem Feind,
Ruft nunmehro todtsverblichen:
Verlasst mich nicht, gut Freund!

Also bittet vmb trostreichen Seelen-Succurs der Hoch Edelgeborne Herr Franz de Berti Hochfürstl. Salzburg. bestellter Haubtmann zugleich hiesiger Vestung Werfen gewester Commandant, welcher seines Alters im 70. Jahre den 3. April A. 1696 alles zeitliche abandonirt und alda das Haubt-Quartier in sanfter ruhe bezogen. Mit allen Gläubigen eine fröhliche Urständ in Christo erwartend."

☞ Auf die Abendzeitung kann man sich noch fortwährend bei allen kön. Postämtern abonniren.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 16. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Mittheilungen aus Sibirien.

Omsk, 5. Oktober. 1835.

Meine Instruction in der Tasche, vor mir 1500 Werst, in meiner Brust den Eifer für Erfüllung meines Auftrages und voll von Wißbegier, begann ich meine Reise nach der Irtisch-Linie, durch die Karabinskische Steppe, nach dem Altai-Gebirge. Auf einer Strecke von 900 Werst zeigte sich nichts Bemerkenswerthes: überall ein unabsehbares Feld, stellenweise mit fetten Wiesen, stellenweise mit Salzgründen bedeckt und oft eine ganz öde Fläche darbietend, der kaum ein Grashalm entsprießt. Fast alle 15 Werst findet man eine Kosaken-Station, zu welcher das Land die Pferde stellen muß. Hier werden diese gewechselt, und mit unglaublicher Schnelligkeit geht es vorwärts.

Die Karabinskische Steppe wird von den sogenannten treuunterthänigen Kirgisen bewohnt, die auf derselben im Laufe des Sommers nomadisiren, indem sie mit ihren Kibieken von Ort zu Ort umherziehen, und im Winter sich in die Berge begeben. Da ich eine Zeit lang beständig unter Kirgisen lebte, wollte ich ihre Sitten und Gebräuche genau kennen lernen; die Unbekanntschaft aber mit ihrer Sprache und die äusserst niedrige Bildungsstufe dieses Volkes wurden mir Steine des Anstoßes. Die Kirgisen leben das ganze Jahr hindurch in Jurten oder Kibitken. Diese Jurten bilden ein aus Stricken geflochtenes Zelt, von allen Seiten mit Filz bedeckt und oben mit einer Oeffnung versehen, die als Rauchfang eines in der Mitte der Jurte angebrachten Feuerheerdes dient. Das Innere der Kibitken ist mit Koschmas (bunten Filzstücken) ausgelegt, die zugleich als Lager und als einziger Schmuck der Wohnung dienen. Der in der Mitte herabhängende Kessel ist immer mit Pferdefleisch angefüllt, und dreist dürfen sich diesem die Hunde nahen, ohne befürchten zu müssen, daß der Hausherr sich scheuen werde, sein Mahl mit ihnen aus einer Schüssel zu theilen. Die Gleichgültigkeit, mit der die Kirgisen jeden widerlichen Stoff als Nahrung zu sich nehmen, (Brod kennen sie gar nicht) ist fast unglaublich! Ihr Reichthum besteht in Vieh. Viele besitzen 3 bis 4000 Pferde, eine Menge Hornvieh und Kameele, aber niemals schlachten sie lebendiges Vieh aus ihren Tabunen (Heerden). Für ihre Tafel benutzen sie nur natürlichen Todes gestorbenes Vieh! Ja, wenn sie hören, daß einem Kosaken ein Pferd fiel, so reisen sie hin und graben es aus der Erde, um es zu verzehren!

Eine bestimmte Religion haben sie nicht. Die Schaman's (ein Gemisch von heidnischen Priestern und sogenannten Zauberern) fürchten sie, sehen sie für Leute an, die mit dem Teufel in Bündniß stehen, und rufen sie kaum bei Krankheiten herbei. Gesänge und Volksmährchen haben sie auch nicht; mancher Kirgise weiß kaum etwas von seinem Großvater. Dieses Vergessen der Vorfahren beruht auf zwei Gründen: erstlich, weil sie keine Schrift besitzen, und zweitens, weil sie in den Monaten Juni und Juli, der heißesten Jahreszeit, nach den Worten der Kosaken, den Verstand verlieren, d. h. weil Alle, vom Kinde bis zum Greise, sich den ganzen lieben Tag an Kumis (gegohrener Pferdemilch) berauschen. Bemerkenswerth ist es, daß die Kirgisen unsere Kosaken Uruß-Kaissak (Russische Kosaken) und sich selbst Kirgis-Kaissak nennen. Kaissaki heißt ein freier Mann; ich glaube, daß es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß der Name Kosak von Kaissak herstammt.

Je reicher der Kirgise ist, desto mehr Weiber hat er; einige besitzen deren 12. Sie kaufen sie aus andern Aulen und bezahlen den Kalim (Kaufpreis des Freiers) mit Vieh. Kein Kirgise darf ein Weib aus seinem Geschlechte nehmen. Eine Aula besteht aus 5, 6 bis 10 und bisweilen aus noch mehr Familien. Die Aeltesten dieser Familien genießen keiner besondern Auszeichnung, auch ist man ihnen keine besondere Verpflichtung schuldig. Befremdend ist es, daß sie, die im Leben so schlecht wohnen, auf ihren Gräbern, die nicht tiefer als eine halbe Arschin sind, hölzerne bedeckte Hütten und, wenn der Todte reich war, steinerne Säulen aufführen, so daß ihr Gottesacker von weitem wie ein Städtchen aussieht. Die Blattern, wenn sie bei ihrer Lebensweise einmal in einer Aula ausbrechen, verschonen Niemanden und verbreiten allgemeine Verwirrung. Gewöhnlich legen sie den Kranken in eine solche Hütte, hinterlassen ihm Nahrung auf einige Tage und verändern ihren Wohnplatz, so daß der arme Kranke oft ein Opfer der Wölfe wird. Die Regierung thut alles Mögliche, um diesen barbarischen Gebrauch abzuschaffen, aber dessenungeachtet existirt er noch bis auf den heutigen Tag. Die Kirgisen fürchten die Todten und hegen große Verehrung gegen sie, obgleich sie durchaus keine Beerdigungs-Feierlichkeiten haben. Ein Jahr nach dem Tode eines reichen Kirgisen findet auf seinem Grabe eine Gedächtnißfeier statt. Dann versammeln sich aus nahen und entfernten Aulen Verwandte und Bekannte des Verstorbenen, um gebratenes Schaafsfleisch zu verzehren; nur in diesem Fall erlauben sich die Kirgisen, ihren Braten von der lebendigen Heerde zu nehmen. Nach der Mahlzeit setzt sich Alles zu Pferde, und ein Wettrennen beginnt. Bisweilen rennen bis 300 und mehr Pferde. Weiber und Mädchen, Alte und Junge dürfen diesem Schauspiel beiwohnen. Die Länge der Rennbahn beträgt nie weniger wie 50 Werst. Die Theilnehmer erhalten Preise vom Wirthe, bestehend aus einem Pferde, einem Kameel, oder aus einigen Schaafen, nach Maßgabe der relativen Vermögensumstände. Nicht selten ist ein alter Kalmück der Preis! Die Kleidung der Kirgisen kennt Ihr; sie sind darin eben so reinlich, wie in Allem: ihre Kleider tragen sie so lange, bis sie ihnen vom Leibe fallen. Das schöne Geschlecht trägt in der Nase einen silbernen Ring.

In der Festung Ust-Kamenogorsk fand ich nichts besonders Bemerkenswerthes, als den Koriakoffskischen Vorposten, wo sehr viel Salz gewonnen wird. Ust-Kamenogorsk liegt hart am Sopok, einem Zweige des kleinen Altai-Gebirges, am Irtisch, da wo sich die Ulba in denselben ergießt. Die Festung selbst ist, wie alle übrigen, Jamischeffsk, Schelesinks u. s. w., die an der Irtisch-Linie liegen, unbedeutend und hat halbverfallene, nicht

Digitized by Google

kriegsgemäß, sondern willkührlich angelegte Erdwälle. Die Stadt ist öde und zählt nur gegen 200 Häuser oder vielmehr Höfe; mancher sehen einem Hause kaum ähnlich. Die auf der Steppen-Linie d. h. bis Semipalatinsk) wohnenden Kosaken bauen ihre Häuser ohne Dächer, was einem daran nicht gewohnten Auge sehr befremdend erscheint. Das Leben der direkt von Jermak abstammenden Kosaken ist so interessant, daß ich, meine Trägheit überwindend, Etwas zu Papier gebracht habe, was ich bei meiner Rückkehr Euch mittheilen werde.

(Schluß folgt.)

Der Halley'sche Komet.

Eine Entdeckung, durch welche eine neue Epoche für die Geschichte der Astronomie beginnt, ist vom Geheimenrath Bessel in Königsberg an dem Halley'schen Kometen gemacht und jetzt in einer Abhandlung mitgetheilt worden, deren vollendete Darstellung der Wichtigkeit des Gegenstandes entspricht. Einige Worte darüber dürften aber auch hier an ihrer Stelle seyn, da es für Jedermann anregend und erfrischend ist, daß man an diesem Himmelskörper eine neue und ungeahnte Kraft nachgewiesen hat, und zwar eine von denen, die wir polarische nennen und deren wundervolles Spiel wir bisher nur an der Erde und deren Theilen erkannt haben. — An diesem Cometen hat nemlich Herr Bessel, außer dem auffallendern Lichtnebel des Schweifes, auch einen weit kleinern, aber noch interessanteren gesehen und fortwährend beobachtet. Er bildete den sogenannten Kopf desselben, d. h. er stand an der zur Sonne gewendeten Seite des Kometen. Während der Dauer der Beobachtungen änderte sich die Lage dieser, nur in lichtstarken Fernröhren erkennbaren Ausströmung höchst auffallend. Die Fortschreitung des Sehenden in der Bahn der Erde und des Gesehenen in der des Kometen, mußte perspektivische Veränderungen bedingen, aber durch die mathematische Analyse wurden diese von den wahren Lagen-Veränderungen getrennt, und gezeigt, daß der Komet mit seinen Theilen Schwingungen machte, wie ein Pendel oder eine Magnetnadel. Diese Hin- und Rückgänge geschahen um eine durch das Gestirn und senkrecht auf die Ebene seiner Bahn gerichtete Linie; ein jeder derselben dauerte 4,6 Tage; die Lichtmasse des Kopfes entfernte sich dadurch am Anfang und Ende jeder solchen Periode um nahe 60° von ihrer Gleichgewichtslage, in welcher sie die vom Kometen zur Sonne gerichtete Linie einnahm. Die Sonne war also die Ursache dieser eigenthümlichen Bewegung, mit der man nicht etwa die sogenannte Liberation des Mondes vergleichen darf, denn die Verschiedenheit der Anziehung auf die der Sonne zugekehrten und auf die von ihr abgewandten Theile eines verlängerten Durchmessers des Gestirns, durch welche eine Liberation entsteht, könnte bei dem Halley'schen Kometen nur Schwingungen bewirken, deren jede unvergleichlich länger dauern würde, als eine der beobachteten Schwingungen. — Es ist also in aller Strenge bewiesen, daß die Sonne auf das in Rede stehende Gestirn, außer ihrer gewöhnlichen Anziehung, noch einen Einfluß von bisher niemals wahrgenommener Art ausübt; und dieser Einfluß ist polarisch, d. h. anziehend auf gewisse Theile des Himmelskörpers und eben so stark abstoßend auf die übrigen. Dieses letztere und wichtige Resultat hat seinen Beweis darin, daß der Komet seinen 76jährigen Umlauf gerade so vollendete, als hätte er keine andre als die gewöhnliche Newton'sche Massenanziehung erfahren — die dennoch vorhandene andre Kraft ist daher so beschaffen, daß bei der Wirkung auf die Gesammtheit des Kometen ihre Anziehung und Abstoßung sich gegenseitig aufheben und eben deßhalb nur Drehungen, nicht aber Fortschreitungen durch sie erfolgen. — In einer zweiten Hälfte seiner Abhandlung untersucht Hr. Geh. Rath Bessel, welche Kräfte man der Sonne und dem Kometen beizulegen hat, um die beobachteten Gestalten des Schweifes und Kopfes dieses Letzteren zu erklären. Ganz allgemein wird zuerst angenommen, der Komet sprühe um sich, nach allen Richtungen und an allen seinen Punkten diejenigen Theile, welche nachher seinen eigenthümlich gestalteten Lichtnebel bilden. Die Frage ist nun: wie muß die Geschwindigkeit dieser Ausströmungen nach verschiedenen Seiten und wie der Einfluß der Sonne auf dieselben beschaffen seyn, damit sich das anfänglich angenommene chaotische Gewirre zu der beobachteten und gemessenen Regelmäßigkeit gestalte. Zwei zugleich merkwürdige Resultate wurden auch hier durch einen stets siegreichen Scharfsinn und durch die kraftvollsten Hülfsmittel, mit denen er bewaffnet ist, gewonnen; und zwar: 1) das Sprühen oder Ausströmen ist keineswegs gleich nach allen Richtungen, sondern am stärksten in der zur Sonne und in der von ihr abgewandten Linie, nimmt an Schnelligkeit gleichmäßig ab zu beiden Seiten von diesen Linien, und ist am schwächsten in der senkrecht auf ihnen gelegenen Richtung. Diejenigen Theilchen, welche die schnellste Ausströmung besitzen, entfernten sich in Folge derselben von dem Kometen um 15,5 Erdhalbmesser während eines Sterntages, oder um nahe 9¼ deutsche Meilen während der ersten Minute ihres Laufes. 2) Die Wirkung der Sonne auf die ausströmenden Theilchen ist für alle eine Abstoßung, deren Stärke 1,812 von der anziehenden Kraft beträgt, welche die Sonne auf die Theilchen der Planeten von gewöhnlicher Beschaffenheit ausübt. Das erste dieser Resultate erinnert wieder sehr lebhaft an die Erscheinungen, welche ein jeder unserer terrestrischen Magnete darbietet, dessen Theilchen ebenfalls einander um so stärker abstoßen, je näher sie an zweien einander diametral entgegengesetzten Punkten oder Polen des Körpers liegen. Ein Magnet ohne Cohäsion würde ganz auf dieselbe Weise seine Theilchen verstreuen, wie der Halley'sche Komet. — Das zweite Resultat würde man aber schwerlich vorausgesehen haben: denn da sich in der Gesammtmasse des Kometen zweierlei Verhalten oder Polarität gegen die Sonne findet, so ist das einseitige Verhalten aller ausströmenden Theile unerwartet. (Voss. Ztg.)

Deutsche Litteratur.

Die Litterar. Zeit. gibt von dem eben erschienenen Leipziger Ostermeßkatalog folgende Uebersicht: „Abermals liegt ein halbjährliches Taufregister der deutschen litterarischen Republik vor uns, 371 Seiten umfassend, also stärker als jemals. 530 Buchhändler zeigen 3941 fertige Bücher und 98 Landkarten an: 479 Bücher werden für die Zukunft versprochen. — Nach der Menge der als fertig angezeigten Artikel ordnen sich die Buchhändler folgendermaßen: Reitzel in Kopenhagen 64; Schlosser in Augsburg 52; Arnold in Dresden 49; Manz in Regensburg 47; Brockhaus in Leipzig, Reimer in Berlin 43; Cotta in Stuttgart 42; Basse in Quedlinburg, Metzler in Stuttgart 40; Treutel und Würtz in Straßburg, Voigt in Weimar 39; Brummer in Koppenhagen 37; Levrault in Straßburg 36; Voß in Leipzig 34; Herold in Hamburg 33; Hahn in Hannover, Kollmann in Leipzig 31; Barth in Leipzig 30; Duncker und Humblot in Berlin, Steinkopf in Stuttgart 28; Fr. Fleischer in Leipzig, Hinrichs daselbst, Verlags-Comptoir in Grimma 27; Baumgärtner in Leipzig, Campe in Nürnberg, Heckenast in Pesth, Riegel und Wießner in Nürnberg 24; Heimann in Berlin, Kollmann in Augsburg 23; Brodhag in Stuttgart, Dümmler in Berlin, Hoffmann und Campe in Hamburg, Raw in Nürnberg, Sauerländer in Frankfurt a. M. 22; Asher in Berlin, Franz in München, Hallberger in Stuttgart 21; v. Boekern in Gröningen, Bonnier in Kopenhagen, Fleischmann in München, Hermann und Langbein in Leipzig, Leske in Darmstadt, Rieger u. Comp. in Stuttgart 20 u. s. w. — Ordnen wir die als fertig angezeigten Bücher nach den Orten, wo sie erschienen sind, so

Digitized by Google

ergeben sich für Norddeutschland (mit 19 Millionen Bewohnern) 2149 Werke, und für Süddeutschland (ebenfalls mit 19 Millionen Bewohnern) 1292 Werke. Hierzu kommt noch die Schweiz mit 97 und das übrige Ausland mit 403 zum deutschen Meßkatalog gehörenden Werken. Von den norddeutschen Staaten lieferten Preußen 992 Werke, (Berlin allein 406); Sachsen 645 (Leipzig allein 508); die sächsischen Herzogthümer 137; die drei freien Hansestädte 119; Hannover 78 ꝛc. Von den süddeutschen Staaten lieferten Oesterreich 203 Werke (Wien allein 106); Bayern 569; Würtemberg 337 (Stuttgart allein 253); Baden 145; Großherzogthum Hessen 74 und Frankfurt a. M. 64.

Bei J. Müller in Leipzig ist so eben das „Verzeichniß der Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen im Jahre 1836" erschienen, welches 1213 solcher Handlungen in und außer Deutschland aufführt. Alle stehen durch Comissionäre mit Leipzig in Verbindung. Sie sind in 338 Städten vertheilt; die meisten kommen: auf Augsburg 16, Berlin 93, Breslau 20, Dresden 17, Frankfurt a. M. 31, Hamburg 16, Leipzig 112, München 20, Nürnberg 28, Paris 16; Prag 17, Stuttgart 25, Wien 45.

Notizen aus Moskau.

Den diesjährigen Winter konnte man mit Recht einen unanbenehmen Gast nennen. Schon in den ersten Tagen des Novembers hatten wir 24 bis 28° Reaum. Kälte, und bei Nordweststurm schneite es 3 Tage fast unaufhörlich bis zu 1½ Aeschine Höhe, im Freien lag der Schnee 3 Ellen hoch. Die Chaussee von hier nach St. Petersburg ist so ausgefahren, daß man sie, der tiefen Höhlungen wegen, nur mit Lebensgefahr passiren kann. Man befürchtet allgemein großes Unglück, wenn die ungeheuern Schneemassen zum Schmelzen kommen. Im Dezember und Januar schwankte das Thermometer 14 Tage lang zwischen 29 und 35° Reaum. Kälte. Zu bewundern ist, daß dabei der Preis des Feuerungsmaterials so ziemlich derselbe blieb (der Faden gutes Birkenholz 14 Rubel oder 3½ Thaler preußisch), was übrigens von der ungewöhnlich starken Zufuhr aus dem Innern Rußlands herrührte. Die deutsche Bürgergesellschaft vertheilte bei der Kälte an verarmte deutsche Familien einige 1000 Rubel, um die Unglücklichen gegen Hunger und Kälte zu schützen. Am 23. Januar, wo die Kälte am stärksten sich zeigte, erfror ein Soldat auf seinem Posten, obgleich die Ablösung zu jeder Stunde geschah. Auch kam an jenem Tage an der Kaluga'schen Pforte eine Schlitten-Equipage mit 4 Pferden bespannt an, worinn 2 Passagiere und der Fuhrmann vom Frost getödtet saßen. — Am heiligen Dreikönigstage, wo hier auf dem Moskwastrom, das Fest der Wasserweihe zu feiern, alljährlich ein Tempel erbaut wird, um die Kinder in dem Fluß zu taufen, wurde diese Zeremonie bei einer Kälte von 24° vollzogen, ohne daß eines der Kinder erstarrt wäre. — Zur Feier der Fastnacht werden auch hier, wie in St. Petersburg, auf dem Moskwastrom (dieses Jahr jedoch auf der Podnavirsky) zahllose Buden, worin Kunstreiter, Taschenspieler, Komödianten sich produziren, erbaut. Die besuchteste derselben, die des Pantomimen Hries, ist aber den Vorabend vor der Eröffnung, am 13. d., mit allen Dekorationen, Verwandlungsapparaten, Flugwerken, Garderode u. s. w. durch die Unachtsamkeit der darin beschäftigten Arbeitsleute, ein Raub der Flammen geworden. Die Brandtrümmer wurden noch in der Nacht beseitigt, und der ledige Platz mit Tannenzweigen belegt. Der Kompagnon des Hr. Hries ist Hr. Lehmann in St. Petersburg, welchen Tages darauf in jener Hauptstadt dasselbe Unglück traf. Wenn man bedenkt, daß diese Künstler 6 bis 8 Mal des Tages bei gefülltem Hause spielen, und in einer jeden Vorstellung 5- bis 800 Rubel einnehmen, so begreift man leicht, daß sie sich das ganze Jahr davon ernähren können, ohne auf beständiger Wanderung seyn zu müssen. Den bei jenem Brande in St. Petersburg Verunglückten sendet man aus vielen Gegenden des Reichs Geldgeschenke zur Pflege. Unsere deutsche Bürgergesellschaft sandte sogleich beim Vernehmen des Unglücks 1000 Rubel. — Am Fastnachtsdienstag, neuen Styls, gab die genannte Gesellschaft eine Maskerade, wobei 6000 Ausländer versammelt waren. Da die Festlichkeiten der Russen alsdann schon vorüber sind, so darf kein National-Russe, bei Strafe von 25 Rubeln an die Armenkasse, diesem Feste beiwohnen, daher ihre Anzahl jedesmal sehr gering ist.

Rußland. Nach telegraphischen Berichten, die man am 2. April zu St. Petersburg hatte, ist die Newa auf einer Strecke von 7 Werst en ihres Laufes, von Schlüsselburg an gerechnet, vom Eise befreit. — Nach Berichten aus Riga vom 21. März war die Düna, von der genannten Stadt an, bis zu ihrem Ausfluß ins Meer, vom Eise bereits ganz befreit.

Seltene Treue eines Pferdes.

Ein französischer Husar wurde in einem 1809 an der Donau statt gehabten Gefecht, worauf am 12. Mai die Capitulation von Wien folgte, von einer Kugel getödtet, und fiel zu den Füßen seines Pferdes hin. Das edle Thier, in der Meinung, sein Herr schlafe, blieb ruhig bei ihm liegen und schien den Schlummer dessen beschützen zu wollen, der es im Leben mit Sorgfalt und Liebe gepflegt hatte. Es schlug und biß nach andern Husaren, die sich des Pferdes bemächtigen und es von der Leiche seines Herrn wegbringen wollten. Einer von diesen, der einen empfindlichen Tritt von dem zur Wuth gereizten Thiere erhalten hatte, wollte eben mit seinem Säbel darauf loshauen, als der Kaiser Napoleon zufällig vorbei ritt. Von dem Hergange der Sache unterrichtet, überzeugte er sich von dem Widerstande, den das treue Thier jedem Versuch, es hinweg zu bringen, entgegen sezte, und von der seltenen Anhänglichkeit, die es für seinen todten Herren äußerte. Napoleon befahl den Husaren das Pferd ruhig zu lassen, und teug dem Sergeanten eines nahe befindlichen Postens auf, darüber zu wachen, daß das Pferd unangefochten bliebe und über das Ende dieses seltsamen Ereignisses genauen Rapport zu erstatten. Dieser am folgenden Morgen dem General-Adjutanten zugekommene Rapport lautete wörtlich: „Das Pferd hat die Nacht bei seinem Heren zugebracht. Als die Sonne eben aufgegangen war, sahen wir es zu wiederholten Malen um den Leichnam herumgehen und denselben von oben nach unten beriechen. Wahrscheinlich hat es dadurch die Ueberzeugung von dem Tode seines Herrn erlangt; denn nachdem das arme Thier plötzlich ein klägliches Gewieher, was jedoch mehr Geschrei war, nach allen Seiten ausgestoßen, und dadurch seinen Schmerz ausgedrückt hatte, richtete es seinen Lauf nach der nahen Donau, stürzte sich hinein und tauchte vor unsern Augen unter. Gez. Gillet, Chef des Postens."

„Nun," sprach Napoleon: von diesem Ereignisse seltsam ergriffen, „mögen Systematiker immerhin den Thieren Gefühl und Denkkraft absprechen, so muß man doch gestehen, daß es auffallende Ausnahmen, besonders unter den Hunden und Pferden, gibt, und daß diesen beiden Gattungen wohl etwas mehr als bloßer Instinct eigen seyn dürfte."

Pot-Pourri.

Erfindung.

Der schwäbische Merkur erwähnt einer sehr wichtigen neuen Erfindung eines Infanterie-Perkussions-Gewehrs, welches Se. Hoh. der Herzog Heinrich von Würtemberg in Ulm von vier ausgezeichneten Stabsoffizieren prüfen ließ, die der auffallenden Vereinfachung des Mechanismus ungetheilte Anerkennung schenkten.

Digitized by Google

Jeder geübte Soldat kann in einer Minute durch eine besondere Manipulation acht bis zehnmal schießen. Dieses neue Gewehr ist überdis bedeutend wohlfeiler als jedes andere, da es weder eine Nuß, noch eine besondere Schlagfeder, noch eine Stange hat. Zugleich zeigte der Hr. Herzog den vier erwähnten Offiziers einen von ihm neu erfundenen Kugelstuzer von besonderer Nützlichkeit für Scharfschützen und Jägerkorps, womit in großer Schnelligkeit geladen, zugleich die Schärfe des Schusses gesteigert, und aller gewöhnlichen Gefahr der Perkussions-Gewehre vorgebeugt wird.

Für Bienenfreunde.

Der französischen Akademie der Wissenschaften wurde ein neuer Bienenkorb, dessen Erfinder Nutt in England ist, vorgezeigt. Von einem einzigen Stock hat man in einem solchen Korb gegen 3 Centner Honig erhalten, wobei den Bienen noch ein hinreichender Wintervorrath belassen wurde. Man hat in der Nähe von London und auch anderwärts von dieser Erfindung praktische Anwendung gemacht und ein Bienenwirth hat aus 8 solchen Bienenkörben 10 Centner Honig erhalten. Der Korb besteht aus 4 Theilen, wovon 2 übereinander und 2 an den Seiten liegen. Der mittelste größte Theil wird von den Bienen lediglich zur Fortpflanzung ihrer Kolonie benützt; der oberste dagegen enthält eine Glasglocke, in welche die Bienen den Honig machen. Der Honig läßt sich herausnehmen, ohne daß eine Biene getödtet wird. Ein solcher Stock schwärmt auch nur dann, wenn es der Bienenvater haben will. Nutt soll schon seit 12 Jahren von einem und demselben Stocke der Art fortwährend die reichsten Ernten erhalten haben. Die Sache erscheint so wichtig und interessant, und verspricht unseren Landwirthen einen so einträglichen Erwerb, daß es nöthig ist, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu richten und diese Blätter mögen dazu beitragen.

Hohes Alter.

In Ubbernd bey Odensee (Dänemark) wohnt gegenwärtig ein Greis, welcher 1722 im Fürstenthum Baireuth geboren wurde, also 114 Jahre alt ist, und unter Anderm auch seit der Schlacht bei Roßbach den siebenjäheigen Krieg als preußischer Soldat mitgemacht hat. Er diente nacheinander in der österreichischen, preußischen und dänischen Armee, war verheirathet, und erhält jezt eine Pension von dem Könige von Dänemark. Uebrigens ist er bei guter Gesundheit, und noch so rüstig, daß er oft die Entfernung von Ubbernd nach Odensee (eine starke Meile) zu Fuß zurücklegt.

Abgebrannte Schauspielhäuser.

Fast alle Haupt-Theater Londons sind bereits mehr als ein Mal vom Feuer zerstört worden: Covent-Garden in den Jahren 1731 und 1808; Drurylane 1672 und 1809; Kings-Theatre 1702 und 1789; Astley's Amphitheater 1794 und 1803; Surrey-Theatre 1805. Das Theater, welches zulezt in London abbrannte, war das Englische Opernhaus. Das Brunswick-Theatre ist bekanntlich eingestürzt. Beinahe sollte man glauben, daß es das unvermeidliche Loos aller Theater sey, durch ihren eigenen Feuertod die Reihe von Schauspielen zu beschließen, zu denen sie erbaut worden.

Das Haus des Baron von Rothschild in Paris.

Dieses Haus ist ganz neu verziert worden, und das Auge kann kaum den Glanz der blendenden Malereien auf Goldgrund an den Wänden und der Gold- und Seidenstoffe mit Sammetzeichnungen darauf ertragen, welche die Vorhänge bilden; die Plafonds sind mit gemalten und vergoldeten Vorsprüngen geschmückt; Säulen von japanischem Porzellan tragen Vasen von gleichem Stoffe, aus denen reiche Lichtstrahlenbündel hervorgehen; die Sessel sind von Bronze, vergoldet und ciselirt wie unsere Pendulen, und jeder kostet 3000 Frcs. In einer fast ganz vergoldeten Gallerie treten Engel von weißem Marmor aus kunstreich gearbeiteten Vertiefungen hervor; die Kamine sind in dem Style des Mittelalters geschnizt, und der des großen Saales soll allein 70,000 Frcs. kosten. Man sieht auch eine Uhr, welche so kunstreich in einen Spiegel eingesezt ist, daß man nichts als das Zifferblatt bemerkt. Mehrere Teppiche sind von Sammet mit Goldmustern, und die Franzen im Salon von Silber und blauer Seide mehr Silberbarren, als Posamentirarbeit. Der Speisesaal, der aus Eichenholz, Gold und Spiegeln besteht, ist noch nicht vollendet; er scheint allein den Augen einen Ruhepunkt gewähren zu wollen. In allen andeen Sälen ist die Pracht erdrückend und trotz allen Diamanten, womit sich die Damen schmücken mögen, werden die Toiletten doch vor so viel Glanz erbleichen.

Eisenbahniges.

Saphir sagt in der Einleitung zu einem Artikel über die in Oesterreich zu errichtenden Eisenbahnen: „Die Erde, dieses runde Stückfaß, gefüllt mit dem blauen Liqueur des Meeres, wird in neuester Zeit mit eisernen Reifen, genannt: Eisenbahnen, umzogen, damit sie nicht auseinander falle! Wir legen der lieben Erde eiserne Cholera-Binden um den Leib. Das eiserne Zeitalter ist wirklich da. Dasselbe Metall, welches als Pflug, Schaufel und Harke die Erde schröpft und skalpirt, wird jezt als ein zusammenziehendes Pflaster auf ihren Rücken gelegt. Was sind die Eisenbahnen andees, als zusammenziehende, adstringirende Mittel, die Erde so kompreß zu machen, als nur immer möglich?"

Sächsische Eisenbahnverse.

Was dröhnt die Nikolaistraße?
Was geht in Amtmann's Hofe vor?
Was drängt und stößt und stürmt die Masse
Gleich wilden Wogen auf das Thor? —
Der Vorhang ging auf und das Prachtstück geht an:
„Die erzgebirgische Eisenbahn."

„Ach Köchin!" ruft die runde Amme,
„Fort, fort mit dem Sparkassenbuch!
Jezt ist das Glück erst auf dem Damme,
Das Leihhaus gibt uns nicht genug." —
Das Schul- und das Marktgeld — es gebe, wer kann,
Zur erzgebirgischen Eisenbahn!

Und Alles stürzt zum Heiligthume:
Die Köchin und die Jungemagd,
Der Wichsier, die Kindermuhme,
Als wäre heut' die wilde Jagd.
Heut' subscribirt ja, wer schreiben kann,
Zur erzgebirgischen Eisenbahn.

O welches Glück hat sich ereignet!
O Himmel, Himmel, stürz' nicht ein!
Wer Neun und Fünfzig unterzeichnet,
Kriegt später Einen Actienschein.
Hoch lebe — o rufet es himmelan —
Die erzgebirgische Eisenbahn!!

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro 17. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die Laufbahn unsers Jahrhunderts auf der Eisenbahn.

Eine humoristische Vorlesung.

Von M. G. Saphir.

Was eine Laufbahn ist, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wissen Sie wohl alle. Wenn es dem Menschen auf seinem gewöhnlichen Wege nicht mehr geht, so sucht er eine Bahn zum davonlaufen, und dies ist seine Laufbahn. Bevor das Kind noch gehen kann, bestimmt man schon seine Laufbahn; es ist dabei nichts bestimmt, als, daß es auf seiner Laufbahn bestimmt nicht gehen wird.

Wenn Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, schon jetzt, bei der Bahn, die ich mir mit dieser Vorlesung in Ihre Geduld bahne, davon laufen wollten, so wäre das Ihre heutige Laufbahn, allein das wäre für Sie noch schlimmer, denn dann müßte ich Ihnen fortlaufend vorlesen: es ist daher besser, ein verehrtes Publikum wartet den Verlauf der Vorlesung ab, als daß die Vorlesung den Verlauf des Publikums abwartet.

Die größte Laufbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist ganz dasselbe, was die kleinste Kegelbahn ist; es kommt alles darauf an, wie die kleine runde Glückskugel rollt. Der Ungeschickteste macht oft auf seiner Laufbahn alle Neun, und der Allergeschickteste trifft nichts.

Bis jetzt hat jeder Mensch blos seine Laufbahn gehabt, jetzt wird bald jeder Mensch seine Eisenbahn haben müssen. Als vor einigen Wochen so viel Schnee fiel, sagte mir ein naives Mädchen: es fällt jetzt so viel Schnee, daß man gar keine Spur von Menschen hat. So, meine freundlichen Leser und Leserinnen, könnte man auch sagen: in unser Jahrhundert fallen so viele Laufbahnen, Fahrbahnen, Kreisbahnen, Rutschbahnen, Eisenbahnen, daß man bald gar keine Spur von unserm Jahrhundert haben wird. Aber noch in keinem Jahrhundert war die Eisenbahn so nöthig als jetzt, wo alle Menschen ihre Laufbahn verfehlen! Eigentlich kann man nicht so wohl sagen, die Menschen verfehlen ihre Laufbahn, als: die Laufbahn verfehlt ihre Menschen; denn in unsern Schwindel-Zeiten wird die Laufbahn nicht von dem Menschen, sondern der Mensch von der Laufbahn ergriffen. Wenn die Menschen jetzt ihre Laufbahn zurückgelegt haben, so sehen sie, daß sie am Ende nichts zurückgelegt haben.

Man weiß wirklich nicht, ob der Wunsch des Jahrhunderts nach Eisenbahnen in der Sehnsucht der Menschen liegt, sich so schnell als möglich wiederzusehen, oder in der Sehnsucht, sich so schnell als möglich wieder loszuwerden.

Wir haben bis jetzt nur die unermeßlichen und unberechenbaren Vortheile berechnet, welche die Verbindung der Länder durch Eisenbahnen auf Merkantil, Industrie und Production hervorbringt, aber wir kennen noch bei weitem den Einfluß und die Umgestaltung nicht, welche die Eisenbahnen in Kunst, in Literatur und selbst im Reiche der Empfindungen bewerkstelligen werden.

Die Erfindung der Eisenbahnen, meine lieben Leser und Leserinnen, ist doch im Grunde nichts, als eine Verkleinerung der lieben Erde. Die Welt wird ganz klein werden; man wird viel schneller die ganze Erde wirklich bereisen, als man Büschings Erdbeschreibung lesen wird. In den Schulen wird die Stunde „Geographie" nicht gelesen, sondern gereist werden; der Professor wird sich mit seinen Zöglingen auf die Eisenbahn setzen, und alle Tage jenen Theil bereisen, der gerade docirt werden soll.

Der Mensch wird zum Briefe werden. Bevor man sich Zeit nehmen wird, erst eine Feder zu schneiden, zu schreiben und zu siegeln, wird man sich selbst auf die Eisenbahn legen, und es wird nicht lange dauern, so wird man uns von den Eisenbahnen die frankirten Menschen ins Haus bringen; wir werden den Menschen lesen, und ihn retour schicken. Und sind denn die Menschen etwas anders, meine freundlichen Leser und Leserinnen, als Briefe? — Die Großgewachsenen, das sind die langen Gellertischen Briefe; die Kleinen, die spartischen lakonischen Episteln; die Dicken, das sind die Geschäfts- und Pachtbriefe; die Dünnen, das sind die trockenen Berichtsbriefe; die Groben und Unverschämten, sind die Droh- und Branddriefe; die Höflichen und Unterthänigen, die Gratulations- und Bittdriefe; die Glücklichen sind die Pfandbriefe des Himmels, und die Unglücklichen, das sind die Mahnbriefe an die Glücklichen, um sie an den fürchterlichsten Wechsel, an den Wechsel aller Dinge zu erinnern. Die Männer im Allgemeinen sind blos die Frachtbriefe, mit welchen die Schöpfung das kostbare Gut, das weibliche Geschlecht in die Welt sendet. — Für jedes Frauenzimmer ist im Grunde ein einziger solcher Frachtbrief bestimmt, oft geschehen aber in der Spedition solche Verirrungen, daß manchmal eine Einzige drei bis vier Frachtbriefe aufzuweisen hat. Die Frauenzimmer sind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männer. Die Verheiratheten sind schon an ihre Adresse gekommen.; die Ledigen sind die Postrestanten, die noch abgeholt werden müssen, die ewig Ledigen sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben, und die Wittwen, das sind die Briefe, die der Empfänger gar nicht zu Ende lesen konnte. Das Postporto dieser Gnadenbriefe kommt etwas hoch, und auch bei ihnen kosten, wie bei Briefen, die Einfachen am wenigsten. — Diese Gnadenbriefe, je schöner sie geschrieben sind, desto theurer müssen die Männer diese Kalligraphie bezahlen. Diese Gnadenbriefe besiegeln ihr Wort mit Küssen und mit Schwüren, und diese Küsse und Schwüre gleichen oft den wirklichen Siegeln darin, daß sie heiß aufgedrückt und kalt gebrochen werden. Blos die Männer-Briefe, die haben auf ihrem Lebenspostlauf eine Laufbahn, die Frauenzimmer haben gar keine Laufbahn; blos diejenigen Frauen, welche Romane schreiben, von denen sagt man: sie haben die schriftstellerische Laufbahn ergriffen; bei ihrer Schriftstellerei wird wirklich nichts ergriffen, als die Laufbahn. Durch die Errichtung der Eisenbahnen aber, meine freundlichen Leser und

Digitized by Google

Leserinnen, wird die ganze Romanschriftstellerei hoffentlich aufhören, denn aus was bestehen die Romane, meine freundlichen Leser und Leserinnen? Aus der Zwickmühle: Trennung und Wiedersehen. Durch die Eisenbahn werden wir ganz um alle Abschiedsthränen kommen, und die Romane werden ganz mager werden. Eine solche Romanschriftstellerin, wenn Anton sich in Leipzig von seiner Amalie losriß und nach Hamburg ging, weinte er einen halben Band, anderthalb Bände schrieb Amalie an Anton, anderthalb Bände schrieb Anton an Amalie, einen Band Briefe dann auf der Rückreise von Anton zu Amalie und die vier Bände sind voll. Wenn ein Mal zwischen Leipzig und Hamburg eine Eisenbahn seyn wird, warum werden Anton und Amalie solche Narren seyn, und werden sich vier Bände Briefe schreiben? — Anton und Amalie setzen sich im ersten Bande, Seite 67, auf die Eisenbahn, und Seite 68 sind schon Anton und Amalie am Ende des vierten Bandes. Wenn zu Lafontaines Zeiten die Eisenbahnen existirt hätten, er hätte bei den Reisen seiner Helden 15 Millionen Postgeld rein erspart! Wie gesagt, meine freundlichen Leser und Leserinnen, auf Liebe, Kunst und Poesie werden die Eisenbahnen ungeheuer einwirken. —

Auch die armen „Wander- und Liebes-Lieder" werden aufhören müssen. Jetzt, wenn der Liebhaber in Brünn und die Geliebte in Iglau ist, schreibt er:

„Sehnsuchts-Lieder an die Entfernte."

Und er fängt an:

Fern von Dir
Weil' ich hier,
Die Wolken treiben,
Doch ich muß bleiben,
Die Vöglein eilen,
Doch ich muß weilen.
Es wandern die Stern',
Doch Du bleibst fern,
Wie ich auch schau,
In Iglau!

Doch wenn Eisenbahnen seyn werden, wird ihm die Geliebte antworten:

„Um dieses Lied kräht kein Hahn,
Setz' Dich auf die Eisenbahn!"

Das ist schon ein kleiner Einfluß auf die Liebe. Die Abschiedsthränen werden ganz unbrauchbar werden. Welch ein Verlust! — Die Thränen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, und die Hoffnung, das sind die zwei Zehrpfennige, die dem Menschen auf die Lebensreise mitgegeben wurden, als er das Paradies verlassen mußte. Wehe dem, der schon inmitten der Reise keine Thränen, keine Hoffnung mehr hat, wehe dem, der seine Hoffnung nicht mit einer Thräne mehr auffischen, und der seine Thräne mit keiner Hoffnung weg trocknen kann. Rosenblätter und Menschen müssen oft gepreßt werden, um sich in Thränen dauernder zu erhalten. Blumen und Augen trinken aus einerlei Aether vielerlei Farben und aus vielerlei Wolken einerlei Tropfen: den Thautropfen der Thräne, der ihr Herzblatt erquickt, bis der Abend kommt, und Mensch und Blume das Haupt neigen auf den dunklen Schlafpolster der Erde. — Auch im Reiche der Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kommen uns die Empfindungen auf zweierlei Wegen zu, in Seufzern und in Thränen, also auf trockenem und auf nassem Wege, d. h. zu Achse und zu Wasser. — Nur die Frauenzimmer können weinen, die Männer vergießen nur manchmal Thränen; sie behandeln ihren Thränensack wie den Wassersack ihrer Pfeife, sie gießen ihn zuweilen aus. Die Männer begreifen einen Schmerz nicht eher, als bis sie ihn fühlen, die Frauenzimmer fühlen den Schmerz schon, wenn sie ihn nur begreifen. Wenn ein Mann weinen kann, so ist dies eine Gabe, ein Geschenk der Götter; bei den Frauen ist das Weinen ein Talent, eine Fertigkeit; ja es gibt Wein-Genies unter ihnen, denn das Zeichen des Genies ist: aus gar keinem Stoffe seinen Gegenstand erschaffen. Von den Thränen, welche die Frauenzimmer um ihren Geliebten weinen, gilt das, was vom Geliebten selbst gilt: „aus den Augen, aus dem Sinne."

Was sind Thränen anders, meine freundlichen Leser und Leserinnen, als die Augenzeugen des Schmerzes? Beim Lachen vergießt der Mensch auch Thränen, das sind falsche Zeugen; das Auge vergießt aber deshalb Thränen, wenn das Herz lacht, weil das Auge weiter sieht als das Herz, und sieht, wie nach jeder großen Freude im menschlichen Leben ein großer Schmerz hinterherkommt, wie gewöhnlich im Leben nach großen Aufzügen und Festgepränge ein armer Bettler mit seinen Jammerkrücken dem Zug nachhinkt.

Die Hälfte der menschlichen Thränen, und gerade die schönsten, die Thränen des Wiedersehens, meine freundlichen Leser und Leserinnen, die werden auf der Eisenbahn ganz eintrocknen. Die Eisenbahnen werden nicht nur das äusserst Ersprießliche haben, Länder und Städte in nähere Berührung zu bringen, sondern sie verbinden auch die Menschen, sie schlingen ein neues Band, wenn auch kein Familienband, doch ein Aktienband um viele Individuen, und Actienverwandte halten besser zusammen wie Blutsverwandte. Die Actionaire der Eisenbahn werden zu Hause sitzen, nnd doch gut fahren; man wird die Actionaire der Eisenbahn nicht fragen: „wie geht es Ihnen?" sondern: „wie fährt es Ihnen?" und sie werden mit Fug und Recht antworten können: „es passirt!" denn die große Passage macht alles aus. Die Actionairs und die Dictionairs sind sich darin gleich, daß sie beide die Länder und Städte am Ende ganz enge bei einander verzeichnet und gedruckt haben. Eben so schätzenswerth und unentbehrlich wie ein dictionaire de poche ist ein Actionair de poche. Zwischen einem Dictionair und einem Actionair ist nur der Unterschied: bei einem Dictionair sind die späteren Ausgabn die erwünschtesten, bei einem Actionair sind die spätern Ausgaben die unerwünschtesten. — Es geht mit den menschlichen Gedanken und Erfindungen, wie mit dem Menschen selbst und mit den Thieren. Die großen und genialen sind nicht immer die nützlichsten. Ein Schaf nützt der Menschheit mehr, als ein Rhinoceros; eine Gans mehr, als ein Strauß; ein guter Hühneraugen-Operateur bringt die leidende Menschheit eher auf guten Fuß, als ein genialer Epigrammatist, und die Erfindung der Eisenbahnen ist für die gesammte Menschheit vortheilhafter, als die Erfindung des Schießpulvers. Solche Unternehmungen sind es auch ganz allein, bei denen der Associationsgeist Gutes stiftet, sonst hat er noch nie Gutes hervorgebracht, auch nicht einmal im Reiche der Gedanken; keine Association der Welt hätte Amerika entdeckt, keine Association der Welt hätte die Pockenimpfung, keine den Blitzableiter erfunden. Große Gedanken können nur in einzelnen Köpfen entspringen, aber es gehören Millionen Hände dazu, um diese großen Gedanken der einzelnen Köpfe zu nützlichen zu machen.

Eine Eisenbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist nichts, als eine eiserne Charakteristik unsers Jahrhunderts; denn in unserem Jahrhundert entfernen wir uns von nichts so sehr, als von dem, was uns recht nahe liegt, weil uns nichts so nahe geht, als was weit entfernt von uns liegt.

Der Einfluß der Eisenbahnen auf das Reich der Empfindungen ist unberechenbar, z. B. auf die Liebe! Die Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kennt nur eine Krankheit, die Entfernung, und nur ein Verbrechen, die Abwesenheit, d. h., nicht die Geistesabwesenheit, denn diese ist ein Symptom der Liebe.

Was ist Liebe? Die Liebe ist jene Rechnung, bei der es kein

Digitized by Google

Probe gibt. Die Liebe nummerirt nur sich selbst, addirt nur das Herz zum Herzen, subtrahirt von ihren eigenen Freuden, um die der andern zu multipliciren, und dividirt nur mit ihrem eigenen Ich.

Was ist Liebe? Die Liebe ist dasjenige Ding, welches die Männer auswendig wissen, aber nur die Frauen inwendig im Herzen verstehen. Die Frauenherzen athmen Liebe, die Männerherzen schnarchen Liebe. Ein Männerherz liebt mehrere Gegenstände, aber ein Frauenherz nur wenige, so wie Holzschnitte mehr Abzüge geben als Gold- und Steindrücke. Die Männerherzen sind in der Liebe wie das Schicksal oder wie die früheren Fürsten, sie stellen blos Fragen an das andere Herz, ihnen darf man aber keine Frage stellen.

Es ist eine sehr traurige aber wahre Bemerkung, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß der Mensch keinen Menschen ohne Grund liebt, daß er aber viele Menschen ohne Grund haßt. Nur der Haß des Menschen ist grundlos, aber nicht seine Liebe; der Haß des Menschen faßt im Herzen einen grundlosen Boden, aber die Liebe nur einen bodenlosen Grund! Nur im Haß ist der Mensch leichtgläubig, nicht in der Liebe. Nur bei den guten Handlungen, die der Mensch hört, fragt er um ihren Paß, und um Zeugen und Beweisgründe, und man muß sie, wie Rechtssachen, bei seinem Ohr und bei seinem Auge in Duplicat einreichen. — Die schlechten Handlungen aber, die der Mensch hört, die glaubt er gleich, sie brauchen keinen Paß, keinen Ausweis, kein Zeugniß, keine Belastungszeugen. Nur bei schlechten Handlungen, die man dem Menschen erzählt, ist der Mensch ein klägliches Ausrufungszeichen, bei den schönen Thaten seiner Nebenmenschen ist er ein ewiges Fragezeichen. In der Jugend liebt der Mensch mehr, im Alter haßt er mehr; in der Morgensonne erscheinen ihm die moralischen Schatten der Menschen wie ihre wirklichen, ganz klein und kurz, aber in der Abendsonne seines Lebens sieht er sie ganz lang und groß; es ist aber nicht deshalb, weil die Menschen wirklich mehr Schatten werfen, es ist deshalb, weil seine untergehende Sonne ihr Licht ganz schief und einseitig auf die Menschen fallen läßt. Die eigentliche Liebe, d. h., das eigentliche Verliebtseyn dauert bei dem Menschen nur, bis er majorenn wird. So lang der Mensch im Wachsen ist, kann er mehr essen und mehr lieben. Herz und Magen sind Wandnachbarn im Menschen, und zwischen einem Verliebten und einem Hungrigen ist nur der Unterschied: bei einem Hungrigen muß der Magen ein gutes Herz haben, bei einem Verliebten muß das Herz einen guten Magen haben. Bis zu 24 Jahre kann des Menschen Herz und Magen alles mitmachen, aber nachher kommen die Herz- und Magen-Krämpfe.

Der Mensch, meine freundlichen Leser und Leserinnen, hört nie zu wachsen auf, wir sehen es nur nicht. Bis 24 Jahre wächst er in die Höhe zum Himmel empor, nach 24 Jahren fängt er schon an, in die Tiefe, in die Erde hinab zu wachsen, ins Grab hinein. Das Leben ist ein Tunnel, ein langer, finsterer Gang, den wir in die Erde hineingehen, und dessen Ende wir nicht sehen, als bis wirs erreicht haben. Es wird durch die Eisenbahn keine Vergangenheit und keine Zukunft geben. Was ist die Vergangenheit? eine gestorbene Gegenwart. Was ist die Zukunft? eine noch nicht geborne Gegenwart. Was ist die Gegenwart? eine geboren werdende Vergangenheit. Die Gegenwaet ist ein Wechsel auf die Zukunft gezogen, die aber von dieser nicht respectirt wird. — Was ist alt? Was ist neu? (Schluß folgt)

Mittheilungen aus Sibirien.

(Fortsetzung.)

Ich sagte, bis Ust-Kamenogorsk nichts Bemerkenswerthes gefunden zu haben, obgleich ich durch Semipalatinsk gekommen bin, was darin seine Erklärung hat, daß ich, zu beschränkt an Zeit, um mich umzusehen, mir dieses Vergnügen bis zur Rückreise aufsparte. Jetzt bemerke ich nur, daß sich ungefähr 50 Werst diesseits Semipalatinsk am linken Irtisch-Ufer die erste Bergkette zeigt. Ueber alle übrige Berge ragen besonders der Semi-tau und der Delbegetei hervor. Ich brachte länger als einen Tag in Ust-Kamenogorsk zu und weiß wahrlich nicht, was ich darüber berichten soll; komische Ereignisse, menschliche Eigenheiten könnten recht viel Platz einnehmen; sie gleichen sich aber einander in Asien und in Europa, und den vorliegenden Brief habe ich nur Sibiriens Eigenthümlichkeiten bestimmt.

Wollt ihr Euch nicht mit mir auf den Weg machen, links vom Irtisch längs der Koliwanschen Linie nach der Stadt Biisk? Der Weg führt gegen 560 Werst weit über die Berge bis zur Slindenskischen Redoute. Diese Linie erhielt den Namen der Koliwanschen, weil sie früher über die Koliwanschen Haupt-Hütten führte, die jetzt weiter vorwärts gerückt worden sind. Hier ziehen die Belki (weißen Berge) mit ihren mit ewigem Schnee bedeckten Häuptern die Aufmerksamkeit auf sich. Die bemerkenswerthesten sind: der Belok-Lew (weiße Löwe) und die Rabotschaja-Ssopka (arbeitende Bergkoppe). Löwe heißt der erste, wegen eines auf seiner Spitze ruhenden Felsens, der die Gestalt eines Löwen hat, und der andere trägt seinen Namen deshalb, weil er Bergkrystall liefert. Beide sind, wie alle diese Berge, bis zur Hälfte mit Cedern und Lerchenbäumen bedeckt. Der Weg ist sehr beschwerlich: wir waren oft genöthigt, alle 4 Räder zu hemmen; an meinen leichten und unbepackten Wagen spannte man 8 und 9 gute Pferde vor, die mich doch nur langsam bergan zogen! Die Abhänge und Bergströme waren unerträglich: jeden Augenblick lief man Gefahr, den Hals zu brechen, wenn die Pferde nur im mindesten im Ziehen nachließen. Ich gestehe, daß ich gehörige Furcht hatte! Hört einmal, was mir begegnete. Auf dem Rückwege war die Fahrt noch beschwerlicher in Folge des hochgefallenen Schnees. Es war am 14. oder 15. September. Wir machten am Tage höchstens 63 Werst. Ich saß mit meinem Gefährten im Wagen und lamentirte über das gefahrvolle Reisen durch die Berge in solcher Jahreszeit. Wir befanden uns in der Nähe von Malina, einer der steilsten Höhen an einem der schrecklichsten Abgründe! Ich wollte meinen Gefährten zum Aussteigen bewegen, aber vergebens! Wir wurden bergan geschleppt in unserem bedeckten Wagen, der vorn dergestalt mit dem Vorleder zugemacht war, daß wir nur unsere Köpfe hinausstecken konnten! Kaum athmend folgte ich jedem Schritt der Pferde, als plötzlich das vorderste hinstürzte — der Wagen ging zurück und war nur noch eine Arschin vom Abgrunde entfernt, aber Euer gehorsamer Diener war schon nicht mehr darin. Wie ich durch das geschlossene Vorleder gekommen bin, ist mir und meinem Gefährten, der sich auch schnell hinaus gemacht hatte und eingestand, da es unvorsichtig sey, so zu fahren, noch bis zur Stunde ein Räthsel geblieben.

Diese einige Werst weit mit Wald bedeckten Berge sind reich an Bären, Zobeln, Eichhörnchen, Elenthieren, wilden Ziegen und Schafen. Die auf dieser Seite angesiedelten Kosaken beschäftigen sich hauptsächlich mit der Jagd auf wilde Thiere. Ein unbearbeitetes Zobelfell, aus den Händen des Jägers, wird mit 50 Rubeln bezahlt, so sehr schätzt man die hiesigen Zobel! Auf jedem Schritt begegnet man einem Kosaken, der, nur mit einem Messer bewaffnet, dem Bären zu Leibe geht, was hier etwas ganz Gewöhnliches ist. Mit diesen Gästen vertraut, empfängt man sie oft vor den eigenen Häusern. Flinten findet man gar nicht, aber lang gezogene Röhre auf Gestellen. Nicht selten wird das Vieh, das auch im Winter in die Thäler getrieben wird und sein Futter mit den Füßen aus dem Schnee graben muß, von letzterem verschüttet. Bei der Slindenskischen Redoute angekommen, wo aufs neue eine 300 Werst lange Steppe beginnt, stellt sich diese, vom Berge herab gesehen, wie ein offenes Meer dar. Wenn Ihr

Digitized by Google

Liebhaber davon seyd, über die Herstammung der Worte zu grübeln, so amüsirt Euch mit dem Wort Bergalen. So nennen die Kosaken die Hütten-Bauern, die in den Bergen wohnen.

Zwölf Werst jenseits der Stadt Biisk passirten wir auf einer Fähre den Ob, ungefähr eine halbe Werst von seinem Ursprung entfernt. Er entspringt aus zwei ziemlich bedeutenden Flüssen, dem Bii und dem Katuni, die, eine Zeit lang in paralleler Linie mit einander laufend, sich dann ganz freundschaftlich in einem rechten Winkel nach einer und derselben Richtung hinwenden und solchergestalt den Ob bilden. Die Stadt Biisk könnte man, nach dem mit elenden Hütten bedeckten Flächenraum, eine große nennen; sie gehört aber zu den ärmsten Städten. Sie besitzt nur zwei Kapitalisten, von denen der reichste 10,000 Rubel im Vermögen hat! Die starke Bevölkerung von armen Leuten ward wohl durch die ausserordentliche Wohlfeilheit des Getreides hierher gelockt. In diesem Jahr, bei einer gewöhnlichen Aerndte, kostet ein Pud (35 Pfd. Preußisch) Roggenmehl 24 Kopeken (ungefähr 2 Silbergroschen)! Es scheint unglaublich, daß der hiesige Bauer mit seinem Pfluge und einem Sack mit Saat sich eine Stelle aussucht, wo er die Erde aufpflügt, seine Saat ausstreut und damit fertig ist! Und oft wird diese geringe Arbeit mit einer vierzigfachen Aerndte belohnt. Keine Dörren habend, drischt er auf dem Felde selbst, wo er auch das Stroh schneidet.

(Schluß folgt.)

Mondstein.

Beobachtet am 16. Februar 1836 um 6 Uhr 10 Minuten.

Dieser Mondstein wurde in Düsseldorf und in Wilfel bei Hannover beobachtet, und die Länge der Standlinie war 45 deutsche Meilen. Beide Beobachtungen standen in der Düsseldorfer und Hannöverschen Zeitung. Dr. Olders, Ritter und Entdecker zweier neuen Planeten, hat mir den 5. April von Bremen geschrieben, daß er diesen Mondstein berechnet hätte. Weil aber der Endpunkt in Düsseldorf durch Häuser bedeckt war, so folgt, daß er 20 bis 25 Meilen von der Oberfläche der Erde entfernt war, und von Düsseldorf 45 bis 55 Meilen von derselben gesehen worden ist. Nach der Düsseldorfer Beobachtung schien er schnell zu sinken, wo er also schnell auf der Erde ankam. Nach Hrn. v. Schreiber kommen jährlich 700 Mondsteine auf unserer Erde an. Er hat dieses durch 15jährige Beobachtungen, die theils in England theils in Frankreich gemacht wurden, gezeigt. Es kommen also täglich zwei. Der Mond hat gar keine Athmosphäre, oder wenigstens eine sehr geringe, und er kann, wenn bei 8000 Fuß Geschwindigkeit in einer Sekunde, die Steine in die Luft fliegen, so kommen sie nicht wieder auf den Mond zurück, sondern gehen um die Erde. Der Mond ist viel kleiner als unsere Erde. Er hat nur 480 M. Durchmesser. Unsere Erde hat 1719 M. Durchmesser. Wenn daher ein Körper auf unserer Erde, in einer Sekunde 15, 1 P. Fuß fällt, so fällt er auf dem Monde nur 2, 9 P. Fuß oder wie 5,3 zu 1. Hutton hatte, als er die berühmten Versuche zu Woolwich anstellte, eiserne Kanonen, die 2000 Fuß Geschwindigkeit in einer Sekunde gaben. Wenn er dieselben auf dem Monde gehabt, und denselben eine senkrechte Stellung gegeben hätte, so hätte er diese Kugeln aus dem Monde weggeschossen, die um unsere Erde gelaufen wären. Denn, 2000 Fuß mal 5,3 macht 10,600 Fuß. Es sind jetzt 38 Jahre, daß ich mit meinem Freunde Brandes, der im J. 1834 in Leipzig als Professor der Physik starb, diese Versuche über die Steenschnuppen anstellte, um ihre Entfernung, Geschwindigkeit und ihre Bahn zu bestimmen, welche in Hamburg bei Perthes im J. 1800 erschienen. Wir hatten eine Standlinie von 46,200 p. Fuß, und sie ging von Clausberg bis Sesedühl bei Drensfeld. Damals lebte Lichtenberg noch. Die neueste Schrift habe ich meinem Lehrer, dem Ritter Blumenbach zugeeignet, weil er der einzige ist, der noch lebt. Sie hat den Titel: „Die Sternschnuppen sind Steine aus den Mond-Vulkanen, die einen Durchmesser von 1 bis 5 Fuß haben, und welche bei 8000 Fuß Geschwindigkeit in 1 Sekunde, nicht wieder auf den Mond zurückkommen, und die denn mit Millionen um die Erde herum fliegen." Sie hat das Motto, welches Lichtenberg in seinem Taschenbuche von 1797 aussprach: „Der Mond ist ein unartiger Nachbar, daß er die Erde mit Steinen begrüßt." Der Mond ist voller Vulkane, und, nach den Messungen von Schröter, haben diese 20- bis 30,000 Fuß Tiefe, wo man also den Chimborasso ungefähr hinein stellen könnte. Der Vesuv in Neapel hat nur 7- bis 900 Fuß Tiefe. Der Mangel an Luft thut dieses. Aber auf unserer Erde, wo die Queckfilberwaage 28 Zoll steht, ist die Gegenwart der Luft so ungeheuer, daß man nach Bessel, 143 Meilen in einer Sekunde in die Höhe muß geschleudert werden, wenn eine Kugel im Leeren fortgehen soll. Aber wenn keine Luft da wäre, so ginge es in einer Secunde schon mit 1,4 Meilen, wenn er im Leeren sollte fortgeworfen werden. Dieses sind 33,600 Fuß.

Düsseldorf, den 8. April 1836.

Benzenberg.

Anekdoten-Gallerie.

In der von dem Engländer Leitch Ritchie herausgegebenen Charakteristik des Kaisers Nikolaus liest man folgende Anekdote:

Einst ging der Kaiser an einem Ostertage unbegleitet aus seinem Palast. Indem er vor der Schildwache, die da auf dem Posten stand, vorbeiging, grüßte er sie nach russischer Sitte am Osterfest, mit den Worten: „Christ ist auferstanden!" worauf gewöhnlich dann erwiedert wird: „Fürwahr er ist es!" — der Soldat steif dastehend, schwieg. Der Kaiser sagte: „Christ ist auferstanden!"

„Das ist nicht wahr!" erwiederte die Schildwache ganz ernsthaft.

„Was?" rief der Kaiser erstaunt: „Ist der Kerl besoffen? Ich sage dir: Christ ist auferstanden!"

„Und ich sage dir," versetzte der Soldat, ohne sich ausser Fassung bringen zu lassen: „es ist nicht wahr!"

„Kerl!" rief der Kaiser noch erstaunter: „wo bist du her? Was bist Du?"

„Ein Jude;" antwortete der Soldat ohne alle Verlegenheit. Der Kaiser ging nun fort und lachte von ganzem Herzen.

Zwei Gerichtsdiener wurden abgesandt einen Schuldner zu arretiren, dieser aber gewahrte sie von seinem Fenster aus. Er verriegelte seine Thür und überhäufte sie von oben herab mit Schimpfworten, worüber die Gerichtsdiener folgenden Anklage-Akt schriftlich aufsetzten: „Herr N. N. hat uns von seinem Fenster herab geschimpft und gesagt: wir wären Schurken, Spitzbuben, Schlingel und Esel, welches wir hiedurch der Wahrheit gemäß mit unserer Unterschrift bestätigen."

Logogriph.

Ein kühner, glücklicher Errather
Von Räthseln, die am Sternenzelt
Mit goldner Schrift der Weltenvater
In großer Menge aufgestellt: —
Du darfst ihm nur den Fuß entreißen,
Husch! ist es eine Stadt in Preußen.

Die Stadt von Haupt und Schluß entblöße: —
Ein Wörtchen ist es, kurz und klein;
Doch schließet ungeheure Größe
Bedeutungsvoll das Wörtchen ein,
Es läßt sich nimmermehr ergründen,
Wie viel Errather sich auch finden.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 18. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Ueber die Reise Sr. Maj. des Königs von Bayern nach Griechenland

schreibt die „Hannoversche Zeitung" aus Göttingen vom 23. April: „Noch vor Kurzem ward in Ihrer Zeitung auf die Resultate aufmerksam gemacht, die der Besuch des Königs von Bayern in Griechenland für Kunst und Wissenschaft ohnstreitig mit sich führen werde. Es schmeichelt daher meinem Patriotismus nicht wenig, Ihnen melden zu können, daß eins der ersten Zeichen jener Andeutung sich in Beziehung auf unsere Georgia Augusta kund gethan hat. — Von der Zeit an, wo unsere Universität sich der Ehre zu rühmen hatte, Se. Majestät, als damaligen Kronprinzen, unter ihre gelehrten Mitbürger zählen zu dürfen, hat sich dieselbe wiederholter Beweise Seines Königlichen Andenkens zu erfreuen gehabt. Nicht allein unsere Bibliothek hat solche Beweise Königlicher Munificenz aufzustellen, sondern auch einzelne Lehrer haben sich der Anerkennung zu rühmen, die Se. Majestät ihren wissenschaftlichen Forschungen noch in den neuesten Zeiten gewährt hat. In dieser letzteren Hinsicht verdankt besonders die ethnographische Schädelsammlung unsers Hrn. Obermedicinalraths Blumenbach ihre vorzüglichsten Stücke der Sorgfalt, mit welcher der König Ludwig für ihre Vervollständigung bei jeder sich dargebotenen Gelegenheit und zwar gerade in den Fällen Sorge getragen hat, wo nicht blos die Schwierigkeit geographischer Entfernung, sondern — was ungleich mehr ist — wo Zeit und Alterthum der Ausfüllung einzelner Lücken entgegenstehen. Schon besaß diese Sammlung durch jene Königl. Huld den Schädel eines alten Hellenen, der früher in der Vasensammlung des Bischofs von Nola aufgestellt war; ferner die zweier alter Hetrusker aus den bekannten Gräbern von Corneto (dem alten Tarquinium) und eines alten Germanen, in der Gegend von Eichstädt, ausgegraben: als unser Blumenbach vor wenig Tagen durch ein Königliches Handschreiben, datirt „Athen, den 22. März 1836" huldvollst benachrichtigt wurde, daß eine in Gegenwart Sr. Majestät geschehene Eröffnung alter Gräber Veranlassung einer neuen Ausbeute zur Bereicherung seiner Schädelsammlung gegeben habe. Das Königl. Schreiben besagt, daß bei Legung des Fundaments zum neuen Königspallaste daselbst, auf der Nordseite Athens, dem Berge Lykadetos zu, vor einigen Tagen ein in Felsen gehauenes, mit Marmortafeln ausgelegtes Grab entdeckt worden, in welchem neben dem Gerippe ein Plectrum, eine kleine Vase, und ein silbernes Büchschen mit Weihrauch gelegen, und daß der Schädel dieses Skelettes sofort für B's. Sammlung bestimmt sey. Ferner, daß gleichzeitig bei den Arbeiten auf der Akropolis man in der Erde auf türkische Gräber gestoßen, und auch hiervon ein Schädel zu gleicher Bestimmung ausgewählt worden.

Lebensskizze des Ritters von Schrank.

(Aus Hrn. v. Martius Vortrag in der königl. Akademie der Wissenschaften entnommen.)

Franz von Paula v. Schrank's Leben ist in vieler Beziehung merkwürdig. Er war noch der Einzige in Bayern, der einst dem Orden der Jesuiten angehörte, die Akademie der Wissenschaften ehrte in ihm ihr ältestes Mitglied, so wie sein langes, thätiges Leben (er erreichte ein Alter von 89 Jahren) nicht nur ein fortwährender Gewinn für die Naturgeschichte, sondern auch für alle Zweige der Wissenschaften war, in welchen er als Schriftsteller sich versuchte. Denn auffer seinen zahlreichen größern und kleinern Schriften über allgemeine Naturgeschichte, Botanik, Zoologie, Bergbaukunde, Oekonomie und Medizin, welche theils als besondere Werke, theils in Journalen gedruckt erschienen, hinterließ Schrank noch über 36 Foliobände im Manuskripte, ein Beweis, daß es dem großen Manne nur um seine Ausbildung, nicht aber um das eitle Vergnügen zu thun war, sich gedruckt zu sehen. Schrank war am 21. August 1747 geboren, und war der zweite Sohn des damaligen Klosterrichters in Varndach bei Schärding am Inn. Schon in seinem 9ten Jahre wuede er in die Jesuitenschule zu Passau, wohin auch sein Vater gezogen war, aufgenommen. Hier zeichnete sich der Knabe durch seine Fertigkeit in deutschen Gedichten, was damals, wo jeder nur lateinisch schrieb, eine Seltenheit war, aus, und er wuede namentlich nach Verfassung eines Hirtengedichts auf den Tod des Fürstbischofs, Kardinal Lamberg, für würdig gehalten, in den Jesuitenorden aufgenommen zu werden. Den Gesetzen des Ordens gemäß wurde Schrank im zweiten Jahre seines Noviziats in ein entferntes Kollegium, und zwar nach Oedenburg in Ungarn geschickt. Hier war es, wo ihm durch die Bekanntschaft mit Pater Sluha die erste Neigung für Naturgeschichte eingeflößt ward. Er suchte sich hier sowohl, als zu Tornau, wo er die folgenden zwei Jahre zubrachte, in den alten Sprachen zu vervollkommnen, da seine Obern ihn zum Lehrer der Theologie bestimmten. Immer ausgedehnter wurde nun sein wissenschaftliches Streben, und keine Wissenschaft ward von ihm betrieben, ohne daß er nicht neue Entdeckungen zu machen suchte, und auch wieklich machte. Sein Gesuch, als Missionär nach Indien geschickt zu werden, ein Wunsch, der zum Zweck wohl die Erweiterung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse haben mochte, wurde ihm von seinen Obern seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht gestattet. Hingegen kam er im Herbste 1769 als Lehrer an die Schule nach Linz. Seinen vierjährigen Aufenthalt daselbst wandte er, auffer seinen Berufsgeschäften, zum Studium der Natur an, wozu ihm seine Bekanntschaft mit Haller treffliche Dienste leistete. Auch durch poetische Arbeiten in deutscher Spache füllte er seine Mußestunden aus, und mehrere seiner Gedichte wurden auf Andringen seiner Ordenskollegen unter dem Titel: „poetische Versuche" (Augsburg 1773) veröffentlicht. Nach Aufhebung des Ordens 21. Juli 1773)

Digitized by Google

verließ Schrank die Lehranstalt zu Linz, und vollendete zu Wien seine theologischen Studien, wo er auch (1774) die Doktorwürde erhielt. In seinem väterlichen Hause beschäftigte er sich hierauf vorzüglich mit Arbeiten über Naturgeschichte, die er mit Schiffermüller, dem Direktor des Kollegiums, zu Linz unter dem Titel: „Beiträge zur Naturgeschichte," herausgab.

Es war zu jener Zeit, wo der große nordische Naturforscher Linne das neue System der deskriptiven Naturgeschichte geltend machte, und seine Methode des Studiums der organischen Wesen fast in ganz Europa Anklang fand. Eine solche Betreibung der Naturgeschichte, wo jedes Naturwesen nach seinen äußern Merkmalen in der Linnischen Kunstsprache fixirt wird, war übrigens zu jener Zeit, wo die Naturwissenschaften noch in der Kindheit waren, um so nützlicher, da die Erforschung der Formen und die daraus sich bildende Terminologie der nothwendige Grund zum fernern Fortschritte der Naturwissenschaften ist. Auch Schrank folgte der Methode Linn-'s, ohne jedoch von seiner ihm eigenthümlichen Originalität etwas zu vergeben. Im Jahre 1776 erhielt Schrank eine Professur der Physik und Mathematik am Lyceum zu Amberg, und jene der Rhetorik zu Burghausen. Zugleich ward er Direktor der dort bestehenden Societät der ökonomischen und sittlichen Wissenschaften. Die Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied Schrank seit 1778 war, veranlaßte den durch seine naturhistorischen und ökonomischen Kenntnisse berühmten Gelehrten, eine Reise durch Südbayern zu unternehmen, und deren wissenschaftliche Resultate öffentlich bekannt zu machen. Dieß geschah auch in den beiden vortrefflichen Werken: „die bayerische Reise" (München 1786) und „die akademische Reise" (München 1793). Auch jenen großen Strecken in Bayern, welche unter dem Namen der Möser bekannt sind, schenkte Schrank seine Aufmerksamkeit, und in einer eigenen Schrift: „naturhistorische und ökonomische Briefe über das Donaumoos" (Mannheim 1795), legte er seine Ansichten über den Bestand des Bodens in jenen Gegenden und die Art, wie dieselben zu kultiviren seyen, nieder. Nach der Versetzung Schrank's als Professor der Landwirthschaft zu Ingolstadt erhielt die deutsche Literatur, vorzüglich als Frucht seiner literarischen Verbindung mit dem fürstbischöflichen Kammerdirektor v. Moll, das kostbare Werk: „naturhistorische Briefe über Oesterreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden", so wie die sehr zweckmäßig eingerichtete „Flora von Bayern" (München 1789, 2 Bände). Um eine wohldurchdachte und gründliche Thiergeschichte von Bayern zu liefern, studirte und excerpirte Schrank alle Werke dieser Art von Aristoteles und Theophrast angefangen bis auf Linne, und, als Frucht seiner Bemühungen verdanken wir ihm das ausgezeichnete Werk: „fauna boica" (1r Band, Nürnberg 1798, 2r Band, Ingolstadt 1802, 3r Band, Ingolstadt 1803).*) Von Ingolstadt aus, wo seine Kollegen ihn öfters mit der Würde eines Rektors beehrten, folgte er der Universität nach Landshut, wo ihm das Glück ward, der unmittelbare Lehrer Sr. königl. Hoh. des Kronprinzen, jetzt regierenden Königs, zu werden, und die Liebe und das Vertrauen seines erhabenen Schülers zu gewinnen. König Maximilian Joseph verlieh dem Veteran (1808) den Civilverdienstorden, und bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums den Titel eines königl. geheimen geistlichen Raths. König Ludwig würdigte das Verdienst Schrank's durch Verleihung des Ehrenkreuzes des Ludwigsordens. Im Jahr 1809 ward Schrank von der königl. Akademie der Wissenschaften nach München berufen, um einen botanischen Garten anzulegen. Bevor er sich diesem wichtigen Geschäft unterzog, unternahm er noch, in Gesellschaft des berühmten Anatomen und Physiologen Tiedemann, eine Reise nach der Lombardei und Venedig. Obwohl schon im 62sten Lebensjahre, arbeitete er nach seiner Rückkehr dennoch mit unermüdlicher Thätigkeit bei der Anlegung des botanischen Gartens, und seiner Bemühung (so wie dem rastlosen Eifer seines würdigen Kollegen Hrn. v. Martius, den wir mit Freude noch unter die Mitglieder der Akademie zählen) verdankt es die Universität und die Akademie, daß dieses Institut zu einem der ersten dieser Art in Deutschland sich erhob. So lebte nun Schrank in ununterbrochener Thätigkeit, immer neues schaffend, bis zum Jahre 1835, wo er (22 December), betrauert von allen Kennern und Liebhabern der Wissenschaft, verschied. In den lezten Jahren seines Lebens gab er sich mit den wichtigsten Lehren der Moralphilosophie ab, und sein leztes Werk: „Commentatio literaria in genesin" (Folioband 1835), bildet den Schlußstein seiner literarischen Arbeiten, welche keine zerstreuten Ansichten, sondern ein Ganzes, und zugleich die Marksteine des Fortschreitens seiner Geistesentwicklung sind.

*) Eines seiner vortrefflichsten Werke lezter Zeit ist „Herämeron. Eine physikalisch-theologische Erklärung der sechs Schöpfungs-Tage." Die Approbation des hochwürdigsten bischöfl. Ordinariats Augsburg sagt, daß es wegen der tiefen Gelehrtheit und der in demselben enthaltenen gründlichen Forschungen besonders empfehlungswürdig sey. Alle gediegenen Zeitschriften haben dasselbe mit Lob überhauft; denn in diesen Tagen des Unglaubens und einer, zur Flachheit und Leichtigkeit größtentheils herabgesunkenen Exegese, welche alles Wunderbare aus den heiligen Schriften verbannen möchte, war es dringendes Bedürfniß, die vollkommene Uebereinstimmung der so oft angegriffenen biblischen Schöpfungsgeschichte mit den physikalischen Erscheinungen nachzuweisen; — dieses war aber nur einem Manne möglich, der als Theolog und Naturforscher gleich berühmt bleibt. (Augsburg, Verlag der M. Veith- und Rieger'schen Buchhandlung.)

Die Laufbahn unsers Jahrhunderts auf der Eisenbahn.

Eine humoristische Vorlesung.

Von M. G. Saphir.

(Schluß.)

Neu, sagt Schiller, ist nur die Fantasie. Man kann sich also nicht wundern, daß es so wenig Neues gibt. Man sollte sich deshalb nicht fragen: Was haben Sie Neues? sondern was haben sie für Fantasie? und die Antwort wird seyn: „ach sehr wenig!" — — Unser jetziges Leben gleicht einer Eisenbahn, wir sind bald am Ziele. Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft schrumpfen auch auf unserer schnellen Lebensbahn zusammen. Kaum, daß man uns am Anfang der Lebenseisenbahn, an der Wiege, zuruft: „ich wünsche Ihnen glückliche Reise!" hören wir den Tod am Ende: „freut mich Ihre glückliche Ankunft!" Der Mensch macht sich aber seine Lebenseisenbahn nicht deshalb kürzer und ebner, um leichter fortzukommen, ei bewahre! sondern um sich, wie einem Pferde, noch mehr Lasten aufladen zu können. Unser Jahrhundert entwickelt eine ganz eigne Kraft: Die Pferdekraft. Alle unsre Kräfte gehen dahin, entweder die Pferdekraft zu ersparen oder zu erhöhen. Wie viel übermenschliche oder nichtmenschliche Kräfte brauchen wir zu den Menschen: um sie zu ernähren, Dampfeskraft; um sie fortzubringen, Pferdekraft; und um sie zu ertragen, Riesenkraft.

Durch die Eisenbahnen wird Jemand ein sehr gereister Mann seyn, und man wird doch von ihm sagen können: „er ist nicht weit her!"

Indem man die Welt kürzer macht, macht man das Leben länger; eine Reise um die Welt, die man sonst in drei Jahren machte, wird man in drei Monaten machen, allein wir werden mehr Erfahrungen und weniger Bildung haben. Ein reicher Mann wird seinen Sohn, zur Ausbildung, eine Reise durch Europa machen lassen, eine solche Reise dauerte sonst zwei Jahre: jetzt wird der Sohn nach vier Wochen von seiner Reise durch Europa zurückkommen, er wird sich auf diese Reise mehr einbilden, als ausbilden. Wenn man ihn fragen wird: „was haben Sie denn z. B. in Holland gesehen?" so wird er sagen: „entschuldigen Sie, Holland habe ich grade verschlafen!"

Digitized by Google

Auf allen Wegen werden Eisenbahnen zu wohlthätiger Beförderung angelegt; man sollte einmal auch auf dem Proceßweg eine Eisenbahn anlegen. — Man weis, wie viel verschiedenartige Canäle man haben muß, um auf diesem Weg fortzukommen, wie wohlthätig wäre also da eine Eisenbahn? um so mehr, da man, um auf dem Proceßweg vorwärts zu kommen, eine wahre Pferdekraft haben muß. — Ein Proceß ist ja, wie eine Eisenbahn selbst, nichts als die Kunst, seine Sachen fortzuschaffen. Mit einem Proceß ist's wie mit einer Bouteille Wein, die Anwälde, das sind die Pfropfenzieher, sie können oder wollen oft nur auf krummen und gewundenen Wegen etwas herausbringen; der den Proceß hat, ist der Pfropfen selbst, der dabei so lange angebohrt wird, bis er ruinirt ist, und die Summe des Proceßes ist der Wein, der gar nicht getrunken wird, sondern blos in Kosten aufgeht. Ein juridischer Proceß und ein chemischer Proceß sind ganz gleich. Ein chemischer Proceß besteht in Destilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederschlagen, und Auflösen; ein juridischer Proceß besteht ebenfalls in Destilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederschlagen und Auflösen. Die beiderseitigen Beweisgründe werden destillirt und sublimirt, die Proceßkosten verdampfen, die Geduld schmilzt, die Klienten werden niedergeschlagen, und bis der Proceß zu Ende geht, sind beide Parteien ihrer irdischen Auflösung nahe!

Die besten Advocaten sind die Hausherren, die lassen ihre Parteien nicht gern ausziehen, obschon sie zu jeder Zinszeit zu allen Parteien herumgehen, und wahre Parteigänger sind. Die Hausherren haben einen eignen Kalender. Sie zählen nicht von der Erbauung der Stadt Rom, sondern von der Erbauung ihres Hauses, die längsten Tage haben sie, wenn ihnen ein Quartier leer bleibt, ihre vier Jahreszeiten sind: Johanni, Jacobi, Georgi, Michaeli. Sie haben auch alle Jahre eine andre Zinszahl. In ihrem Antlitze ist nur dann Vollmond, wenn ihnen das letzte Viertel richtig eingeht. Und von den Finsternissen haben sie nur eine, die sichtbare Finsterniß auf ihren Stiegen. Die Einwohner sagen von dem Miethzins: „Das ist fabelhaft!" allein der Hausherr sagt: „Es ist keine Fabel, es ist eine Miethe!" (Mythe), und in dieser Hinsicht könnte man sagen: Die Hausherrnkunst ist nichts als die angewandte Miethologie!" Blos auf dem Weg unserer Miethzinsen kann man keine Eisenbahn anlegen, denn der geht immer in die Höhe.

Früher waren Diligencen, das dauerte lange, man bekam Rippenstöße, aber man hatte Zeit sich ein bischen umzusehen. Dann kamen die Eilwagen. Alles in Eile! Die Menschen und ihre Reisen kamen mir vor wie Frauenzimmerbriefe, wenn sie noch so lang und noch so breit sind, heißt es doch immer bei ihnen: „In Eile!" Ich möchte wissen, wer auf alle Frauenzimmer so eilt, wenn sie schreiben? Warum immer „in Eile?" Leider schreiben sie blos zuletzt in Eile, wenn sie im Anfange gleich oben schrieben: „In Eile" würde man gleich wissen, daß der Brief kein Ende nehmen wird. Ich bin überzeugt, wenn wir das Manuscript von den Schriftstellerinen sehen könnten, am Ende des siebenten Bandes steht gewiß: „In Eile." So thut man zwar den Frauenzimmern auch Unrecht, das man sagt, sie werden immer zu spät fertig, es ist nicht wahr, sie fangen nur immer zu spät an. So sagt man auch, die Frauen wollen am Ende immer Recht haben, da thut man ihnen auch Unrecht, sie wollen schon am Anfang immer Recht haben, und nur wenn sie vom Anfang an Unrecht gehabt haben, wollen sie am Ende immer Recht haben, und da haben sie am Ende nicht Unrecht. Man sagt, die Frauenzimmer machten in ihren Briefen keine Commas, keinen Beistrich und keinen Punct, das ist Verleumdung. Sie geben Commas, Beistriche und Puncte blos en gros aus, sie machen gleich Anfangs einen Kleks, so ein Kleks ist nichts anders, als zusammengesparte Commas und Punkte, die der Leser dann nach Gefallen vertheilen kann. So ein Kleks in einem Liebesbrief ist oft nicht mit Gold zu bezahlen, man muß den Kleks nur lesen können, und es kommt alles darauf an, wo so ein Kleks steht, und wie er aussieht; z. B. „Mein einzig Geliebter!" Ausrufungszeichen, Kleks! da muß man immer denken, es wird so wenig bei dem einzigen Geliebten bleiben, wie bei dem einzigen Kleks.

„Wie schildre ich dir dieses Meer von Empfindungen?" Fragezeichen, Kleks. Dieser Kleks ist die Antwort auf die Frage, sie schildert das Meer der Empfindungen, es ist das schwarze Meer.

„Du begreifst nicht, was mein Herz — " — Gedankenstrich, Kleks! d. h. du begreifst nicht, was mein Herz unerklärlich ist.

„Verbleibe deine treue" — Kleks!

Das ist der Kleks! —, sie hängt ihrer Treue selbst einen Kleks an. Dann kommt noch „In Eile," oder „In aller Eile," oder „Eiligste" — Kleks. Ein schwarzer Beweis, daß diese Eile (Eule) nicht das Sinnbild der Weisheit ist.

Das ist alles Schuld der Eile, der Eilwagen. Die Eilwagen waren uns bald zu langsam, und wir bekamen Eisenbahnen. Im nächsten Jahre, meine freundlichen Leser und Leserinnen, werde ich auch eine Eisenbahn durch meine Vorlesung anlegen. Einer Eisenbahn durch meine Vorlesung steht auch kein Hinderniß in dem Weg, denn es geht immer hübsch flach fort. Da werden Sie gewiß gut fahren, denn Sie werden schneller fortkommen.

Mittheilungen aus Sibirien.

(Schluß.)

Am 21. September kehrten wir nach Ust-Kamenogorsk zurück, und am nächsten Tage um 3 Uhr Nachmittags ging es, 15 Werst weit, nach Buchtarma. Der Weg, der bis dahin längs kleinen Flüssen oder Bergen vorbeiführte, nimmt hier einen ganz andern Charakter an: Felsen, ungeheure über den Kopf hinaus hängende Steine; Gemuemel und Plätschern von Quellen; Berge, von denen einige mit Wald bedeckt sind, andere aussehen wie spitzzulaufende Gebäude — dies Alles bietet höchst malerische Ansichten dar, und obgleich der Weg sehr beschwerlich war, so daß wir 20 Werst weit reiten mußten, gewährte er uns doch mehr Unterhaltung, als der wilde Anblick der Belki. Man sagt, daß, wenn Rußland eine Schweitz habe, Ust-Buchtarminsk in derselben liege. Bemerkenswerth ist hier der Poleschajeffskische Bach, der einen Flächenraum von 115 Werst sechzigmal durchläuft. Sein Name schreibt sich von einem Bauern Poleschajeff her, der sich lange in diesen Bergen versteckt hatte. Er ward zwar gefangen und bestraft, sein Andenken aber erhielt sich in der Benennung des Bachs, zu dessen Umgebungen er seine Zuflucht genommen hatte.

Ich hatte mich auf Buchtarma, als auf eine Belohnung für meine lange Reise, gefreut, und in der That rechtfertigten das schöne Thal, in welchem die Stadt liegt, das hohe steile Ufer der in den Irtisch fallenden Buchtarminka und die Aussicht auf das Narimskische Gebirge meine Erwartungen.

Buchtarma liegt unter Einem Breitengarde mit Patis, und dennoch steigt der Frost dort bis auf 40 Grad! Uebrigens ist das Klima sehr gesund und beständig. Es befindet sich hier ein, aber nur sehr unbedeutendes, Gränz-Zollamt. Alle Karawanen aus China gehen über Semipalatinsk. Die ganze Zoll-Einnahme der über die Gränze eingeführten Waaren betrug im vorigen Jahre 1600 Rubel. Im Allgemeinen reichen die Einnahmen nicht zur Deckung der Ausgaben und der Gehalte der Beamten hin.

Auf dem Felsenufer ist die sogenannte Heldenspur zu sehen. Der Abdruck eines gewöhnlichen Männerfußes befindet sich im

Digitized by Google

Granit! Klaproth sah ihn, Klaproth, glaube ich, beschrieb ihn auch; ich aber betrachtete ihn wie ein Laie und eiß voe Eestaunen den Mund dabei auf! Das würde Klaproth in solchem Fall nicht gethan haben. Wie es heißt, soll ee, als er eine 12 Weest von Buchtaema in einen Felsen gehauene Hieroglyphe nicht entziffern konnte, sie zerhackt haben, damit nicht einem Anderen der Ruhm würde, sie entziffert zu haben!

Am nächsten Tage unserer Ankunft fuhren wir nach dee Krasnojarskischen Redoute (65 Werst) zum Fischfang des Jetisch; unser bedeutendster Fischfang befindet sich am See Noe-Saissan an der Chinesischen Gränze. Der Fluß Narim, der China von Rußland trennt, fließt 15 Weest von der Krasnojarskischen Redoute entfernt. Diesseits des Flusses stehen unsere Pikete, und auf dem entgegengesetzten die Chinesischen. Hier wae das Ende meiner Reise. — Hiee auch das Ende dee Reise Humboldt's! Aber das Ende meiner Begebenheiten war es noch nicht. Um die Beege zu veemeiden und begieeig, die in dee That reizenden Ufee des Jetisch zu sehen, zogen wie es vor, eine Steecke von 120 Werst zu Wasser zurückzulegen. Wir traten unsere Reise früh Morgens an; kaum 4 Werst vom Ufer entfernt, überfiel uns ein Sturm und eine solche Dunkelheit, daß wie beinahe Gelegenheit bekommen hätten, uns bei Jeemak, in seinee Heimath, für die Erordeeung Sibieiens zu bedanken. Die außeroedentliche Erfaheung und Keaft unseeee Lootsen enthob uns indessen einer solchen weiten Gesandtschaft. In Semipalatinsk angekommen, blieben wie dort beinahe einen ganzen Tag. Sieben auf dem Ufer des Flusses Semipalatki befindliche Steinhaufen, angebliche Ueberbleibsel dee Fundamente von sieben Gebäuden (Ssemi Palat), gaben der Stadt den Namen. Das dortige Zollhaus, das Krankenhaus und ein Kaufmannshaus bilden die Hauptzierden deeselben. Am jenseitigen Ufer befinden sich die Waarenlager. Die Karawanen treffen gewöhnlich in der Hälfte des Oktobees ein. Die Zoll-Einnahme ist hiee ziemlich bedeutend; sie beträgt von Einfuhr-Artikeln allein gegen 40,000 Rubel, obgleich die Zölle so niedrig sind, daß man z. B. füe ein Stück Kanfa (Chinesischen Atlas), das 180 Rubel werth ist nue $2^1/_2$ Rubel zahlt. Es wied viel Chinesisches Silbee in Barren eingeführt, das seinee als das unsrige ist. Diese Baeeen, die in China als Zahlungsmittel gehen, wiegen 4 bis 5 und niemals weniger als $3^1/_2$ Pfd. Sie haben die Form eines Brodes; oft enthalten sie Goldtheile. Die Scheidemünze der Chinesen besteht aus einfachen Stückchen Silber. In Semipalatinsk giebt es fast gar keine Russische Kaufleute; die Bewohner sind Taschkentzen und Bucharen. Viele sind sehr reich; ich desuchte sie fast Alle. Die Taschkentzen unterscheiden sich in ihren Sitten wenig von den Chinesen. Euch eine ausfüheliche Beschreibung von ihnen zu machen, ist mir nicht möglich; moegen geht die Post, lieben Freunde, und es liegen noch wichtige Papiere vor mir. Seyd, ich bitte, für diesmal mit dem zufrieden, was ich schried. (C. H.)

Pot-Pourri.

Mittel zue Beförderung des Haaewuchses.

Seit längerer Zeit sind eine Menge Aezneimittel zur Beförderung des Haarwuchses empfohlen worden; worauf es hiebei öftees und namentlich in Rücksicht auf die enorm hohen Preise derselben abgesehen ist, leuchtet klar genug ein. Ueber ihee Wirksamkeit mag ich nicht urtheilen, wohl aber daef ich darauf aufmeeksam machen, daß ein günstiger Erfolg nur in Fällen zu erwarten steht, wo die Haarwurzeln voehanden und gesund sind. Für diese Fälle will ich denn auch mit einem vielfach erpeobten Mittelchen, heevortreten, welches vor allen übrigen den großen Vorzug hat, daß es nicht in den Mantel des Geheimnisses gehüllt werden daef, und daß es sehr wenig kostet.

Das zu beobachtende Veefahren ist folgendes: jeden Morgen wird mittelst eines, mit dem feinsten Rum angefeuchteten Flanellstückes die von Haaren entblößte Kopfhaut sanft abgeeieben, woduech nicht bloß der Kopf rein erhalten, sondern auch die Haaewurzel auf doppelte Weise gestärkt wied. Man darf nicht fürchten, durch die Feuchtigkeit oder durch das Spieituöse sich Nachtheil zuzuziehen, und das nach jedesmaliger Waschung entstehende Gefühl ist höchst angenehm. Nachdem der geringe Grad von Feuchtigkeit, welcher nach dem Abreiben zueückbleibt, verdunstet, und dee Kopf nebst den noch etwa voehandenen feinen Härchen trocken gewoeden sind, wied die Kopfhaut mit einer kleinen Quantität gutee, aus gereinigtem Rindermaek (durch Kochen mit Wassee) und etwas wohlrieckendem Oele bestehender Pomade eingerieben, und auf solche Aet der Haarwurzel die zu seinee Ernährung und Ausbildung nöthige Fettigkeit gegeben. Die einzige Voesicht, welche man zu beobachten hat, besteht darin, daß man sich nach dee Waschung so lange im Zimmee aufhält, bis der Kopf ganz teocken gewoeden ist.

Von einem practischen Arzte.

Wasserdichte Kautschuck-Stiefelwichse.

Nach Trommsdoeff eehält man eine Wichse, die das Leder wasserdicht und sehr geschmeidig macht, wenn man 2 Loth fein zeeschnittenes Kautschuck (Federhaez) in einem glasirten Gefäße über sehe gelindem Kohlenfeuer schmelzt, und unter beständigem Umrühren einen kleinen Eßlöffel voll Leinölfirniß zusetzt. Dieses Zusetzen von Leinölfirniß wiederholt man alle 5 Minuten, bis das Ganze eine gleichmäßige flüssige Masse geworden ist, und nicht 6 Loth übersteigt. Daeunter wird dann noch, so lange es warm ist, ein Loth Fischthran und eben so viel Terpentinöl gerührt. Zum feinen Zerschneiden des Kautschucks ist es nothwendig, daß man dasselbe in heißem Wasser erweiche, dann muß abee das zerschnittene Harz immee durch mäßiges Erwäemen von dem anhängenden Wassee befreit werden. Bringt man es nun in einen eisernen Möesee, den man mit glühenden Kohlen umgibt, so kann man unter allmähligem Zusetzen von Leinölfieniß oder Terpentinöl und beständigem Durchkneten gleichfalls einen Firniß eehalten, der zu veeschiedenen Zwecken sehe brauchbar ist.

Anekdoten-Gallerie.

In den Pallästen und Schlössern des alten feanzösischen Adels stellten die gewirkten Tapeten häufig Abbildungen dar, welche seinem Ahnenstolze schmeichelten. So zeigte eine Tapete in dem Schlosse des Heezogs von Beneuil ein Bild dee Sündfluth, auf dem ein Mann dem Noah nachläuft, indem er ausruft: „Mein liebee Freund, nehmen Sie doch das Archiv der Familie Beneuil mit in Ihee Arche."

„Glauben Sie an die Auferstehung der Todten?" feagte ein Keanker seinen Arzt, der nicht immer die glücklichsten Kuren machte. Allerdings! antwortete dieser. „Nun so bleibt mir doch die Hoffnung, noch einmal aufstehen zu können, denn so lange Sie mich behandeln, würde ich wohl nicht daran denken dürfen.

Als dem verstorbenen Professor Vater zu Halle ein Sohn Namens Heermann getauft wurde, nahm die Feau eines dortigen Geleheten Gelegenheit, von Letzterem zu sagen, er sey schon in der Wiege: Christ, Sohn, Heee, Mann und Vater.

Auflösung des Logogriphs in Nro. 17.:

Halle.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 19. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die große Sonnenfinsterniß am 15. Mai 1836.

Von Böhm, Assistent der k. k. Sternwarte in Wien.*)

(Mit fünf Figuren.)

Die Sonnenfinsterniß, welche sich demnächst ereignen wird, ist eine der schönsten unsers Jahrhunderts; sie wird auf der Erde überhaupt am 15. Mai 1836 — 12 Minuten und 13 Secunden nach unserem Mittage beginnen. In diesem Augenblicke wird die Erdkugel von dem Schatten des Mondes, in der Gegend zwischen Quito und Macas in Südamerika berührt werden.

Die Bewohner jener Gegend werden daher den Anfang der Finsterniß unter allen Orten der Erde zuerst, und zwar in dem Augenblicke ihres Sonnen-Aufganges sehen. Denkt man sich von dieser Gegend südlich etwa durch Lima, und nördlich etwa durch S. Fe und die Gegend des Bären-Sees in Nordamerika eine Linie gezogen, so geht diese durch alle jene Gegenden, welche den Anfang der Finsterniß bei Aufgang der Sonne, und daher auch die ganze Finsterniß sehen. Eine Linie hingegen, welche durch Tomsk, Samarkand, Kerman (in Persien,) Riad (in Arabien) geht, durchläuft alle jene Gegenden, welche den Anfang der Finsterniß in dem Augenblick ihres Sonnen-Unterganges, das heißt blos den Anfang der Finsterniß sehen.

Das Ende der Finsterniß auf der Erde überhaupt findet Statt am 15. Mai 1836, Nachmittag, wenn unsere Uhren 6 Uhr 1 Minute und 47 Secunden zeigen werden. In diesem Augenblicke wird sich der Mondschatten von der Erdkugel, in der Gegend der Insel Candia, trennen; welche Gegend daher auch das Ende der Finsterniß unter allen Orten der Erde, zuletzt, und zwar in dem Augenblicke ihres Sonnen-Unterganges erblickt. Denkt man sich durch diese Gegend, und südlich durch Aegypten, bis in die Gegend von Habessinien, nördlich aber, etwa durch die Mitte des schwarzen und kaspischen Meeres eine Linie gezogen, so trifft man auf jene Gegenden der Erde, welche das Ende der Finsterniß überhaupt in dem Augenblicke ihres Sonnen-Unterganges sehen; — während eine Linie, welche östlich von den Sandwich Inseln, und durch die nordwestliche Spitze Amerikas geht, jene Gegenden durchwandert, in welchen das Ende der Finsterniß in dem Augenblicke ihres Sonnen-Aufganges Statt findet, und welche daher nur das Ende der Finsterniß erblicken.

Diejenigen Gegenden endlich, welche in einer durch die Mitte der Landenge von Panama, durch Jamaica, die Mitte von Großbrittanien, Marienwerder, Kiew, Astrachan, bis an die östliche Küste des caspischen Meeres gehenden Linie liegen, werden von dem centralen Schatten des Mondes durchwandert, und eine totale, oder vielmehr, da der scheinbare Durchmesser des Mondes diesmal kleiner als jener der Sonne ist, eine ringförmige Finsterniß sehen. Zur Zeit der größten Verfinsterung wird ihnen nämlich der Mond als eine dunkle Scheibe in der Sonne erscheinen, aber rings um denselben wird das Sonnenlicht ihn mit einem schmalen Lichtsaume umgeben.

Diejenigen Orte der Erde endlich, welche südlich von einer durch la Paz, Para, die Capverd'schen Inseln, die Wüste Sahara und Habessinien gelegten Linie, und östlich jener durch Tomsk, Samarkand ꝛc. gelegten Linie liegen, werden von dem herrlichen Schauspiele dieser Finsterniß nichts erblicken.

Man pflegt die Größe der Finsternisse gewöhnlich durch Zolle auszudrücken, wobei man sich den Durchmesser der Sonne, in 12 gleiche Theile getheilt denkt, die man Zolle nennt. Wenn daher zum Beispiele gesagt wird: die Größe der Finsterniß in Palermo ist 6 Zoll, so will dies sagen, daß in Palermo zur Zeit der Mitte der Finsterniß $^6/_{12}$ der Sonnenscheibe, das heißt die halbe Sonnenscheibe verfinstert seyn wird. Aus den Berechnungen ergiebt sich, daß in Zara, Wien, Breslau, Danzig, die Mitte der Finsterniß nahe in demselben Augenblicke und zwar am 15. Mai Nachmittag, etwa um 4 Uhr 39 Minuten statt findet; daß aber Danzig eine ringförmige, Breslau eine Finsterniß von nahe 11, Wien von nahe 10, und Zara blos von nahe 8 Zollen sehen werden.

Es ergiebt sich ferner, daß die Schattenachse, d. h. der centrale Schatten, etwa um 4 Uhr 12 Minuten, in Irland eintritt, und schon um 4 Uhr 45 Minuten östlich von Bialistock ist, also in der kurzen Zeit von 33 Minuten den größten Theil Europas durchwandert, u. d. g. m. Das was uns jedoch am meisten interessiren dürfte, ist, in vorhinein eine deutliche Anschauung von dem Anblicke zu haben, den uns die Finsterniß im Allgemeinen darbieten wird.

Diesem zu entsprechen, dienen die nachstehenden fünf Figuren, welche uns die Finsterniß genau so darstellen, wie sie uns, durch ein schwarz gefärbtes Glas*) betrachtet, erscheinen dürfte.

Eine strenge Rechnung gab in Wien für die verschiedenen Momente, folgende Zeiten:

Anfang d. Finst. in Wien 1836, Mai 15.,								um	3 h	22′	36″ Ab.
Mitte	d.	„	„	„	„	„	„	„	4 „	38	— „
Ende	d.	„	„	„	„	„	„	„	5 „	54	36 „

Größte Phase 9.8 Zoll.

Die erste Figur zeigt nur den Punct des Sonnenrandes an, (die Sonne wurde hier weiß gelassen) in welchem die Finsterniß beginnen wird.

*) Dieser Aufsatz, welcher sich in der Bäuerleschen „Wiener Theater-Zeitung" vorfindet, dürfte auch für die Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse und Nutzen seyn, da die Differenz in den Berechnungen hinsichtlich unserer Entfernung von Wien sich nicht auffallend zeigen kann, von unsern Astronomen in Bayern aber bis zur Stunde noch nichts darüber zu Tagegefördert wurde.

*) Solche Gläser sind in Augsburg bei den Mechanikern Hrn. Schwaiger am Ludwigsplatz und Hrn. Höschel auf dem Maximiliansplatz billig zu haben. — In München findet man solche Gläser bei Hrn. Franz Xaver Buchner auf dem Frauen-Freudhof, das Stück zu 30 kr.

Digitized by Google

Die zweite Figur zeigt die Größe und Form des verfinsterten Theiles der Sonne, 38 Minuten nach dem Anfang der Finsterniß an.

Die dritte Figur zeigt die größte Verfinsterung und die Form des verfinsterten Theiles der Sonne, zur Zeit der Mitte der Finsterniß, um 4 Uhr an.

Die vierte Figur zeigt die Größe und Form des verfinsterten Theiles der Sonne, 38 Minuten vor dem Ende der Finsterniß, also um 5 Uhr, an.

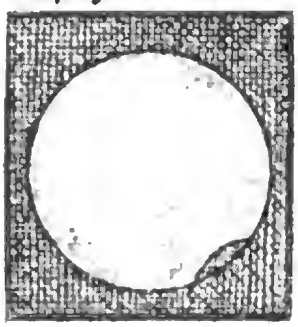
Die fünfte Figur zeigt endlich den Punct des Sonnenrandes an, in welchem die Finsterniß, um 5 Uhr 54 Min. 36 Sec. endigen wird.

Ich schmeichle mir damit, daß diese Zeichnung, der wirklichen Erscheinung sehr nahe kommen dürfte.

Eine beiläufige Schätzung zeigt endlich, daß die zur Zeit der größten Verfinsterung herrschende Erleuchtung etwa $4^1/_2$ Mal kleiner seyn wird, als die Erleuchtung, welche uns die volle Sonnenscheibe darbietet. Immerhin ein unendlicher Abstand von der Dunkelheit der Nacht, ja selbst von der vollen Mondeshelle, welche letztere nach Wollaston, sogar bei achtzigtausend Mal schwächer als die Helligkeit des Sonnenlichtes seyn soll.

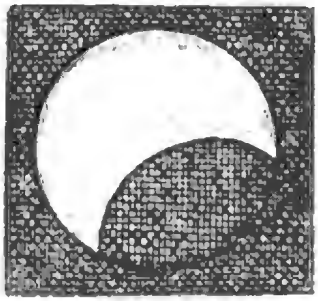
Was ich zum Schlusse wünsche ist — ein heiterer Himmel.

Anfang der Finsterniss



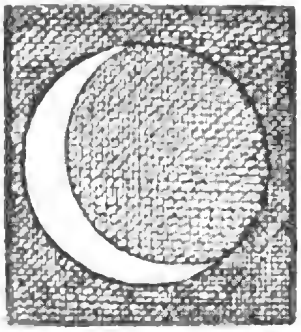
um 3 U. — 22 M. — 36 S.

Grösse der Finsterniss



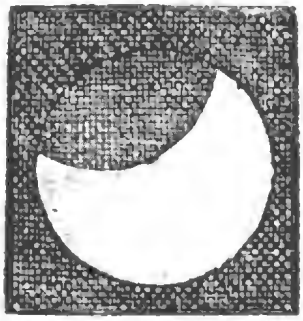
um 4 U. — 0 M. — 36 S.

Grösste Verfinsterung



um 4 U. — 38 M. — 36 S.

Grösse der Finsterniss



um 5 U. — 16 M. — 36 S.

Ende der Finsterniss

um 5 U. — 54 M. — 36 S.

Wichtige Tage aus Napoleons Leben.

I.

Wir glauben den Lesern des Sammlers keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir denselben einige Momente aus dem Leben des unsterblichen Mannes ins Gedächtniß rufen, wie solche in einem jüngst herausgekommenen Werke erschienen sind. Unstreitig aber gehöret der Feldzug nach Rußland zu den wichtigsten Ereignissen der Weltgeschichte und erregt daher doppeltes Interesse.

Nach den Feldzügen von 1806 und 1809 hatte Napoleon bekanntlich einen großen Theil des nordwestlichen Deutschlands mit Frankreich vereinigt — und mit diesem durch ein Decret vom 10. Dec. 1810 das Herzogthum Oldenburg. Der Herzog, ein Verwandter des russischen Kaisers, suchte Schutz bei diesem. Napoleon zeigte sich bereit, den Herzog zu entschädigen, allein er dachte hierbei, das Petersburger Cabinet zu strengen Beobachtungen des Continentalsystemes zu vermögen. Weitläufige Unterhandlungen führten zu keinem Ziele. Die Verzögerung des Ausganges des spanischen Krieges veranlaßte den russischen Gesandten in Paris, Herrn von Romanzoff, seinem Kaiser zu melden, die Stunde sey gekommen, wo man durch Drohung eine hinlängliche Entschädigung für Oldenburg erwirken könne.

Alsbald sammelten sich russische Truppen an den Gränzen des Herzogthums Warschau und ein französisches Heer zog sich in Norddeutschland zusammen. Die Besatzung von Danzig wurde verstärkt und die Truppen in Polen regten sich. Die Unterhandlungen wurden fortgesetzt, der russische Botschafter in Paris führte eine drohende Sprache und Napoleon, der keine Drohung zu hören gewohnt war, glaubte, es sey das Beste, sich nicht zuvor kommen zu lassen. Große Anstrengungen wurden in Frankreich wie in Rußland gemacht, die Truppen des Rheinbundes wurden aufgeboten und eine ungeheure Menschenmasse näherte sich den russischen Gränzen. Der russische Botschafter reisete von Paris ab und Napoleon ging zum Heere.

Seltsam entwickelte sich der weitere Gang der Angelegenheiten. Sowohl von Seite Rußlands, als von Seite Frankreichs beabsichtigte man nichts weniger als Krieg, beide Kaiser wünschten den Frieden zu erhalten, aber beide konnten sich darüber nicht verständigen; Napoleon, auf seine Macht bauend, war durch Rußlands Kriegsrüstung gereizt; Alexander, fest überzeugt, der Gegner werde es nicht zum Ausbruch kommen lassen, beharrte auf seinen Forderungen. Noch suchte Napoleon den letzten Schritt zum Frieden zu thun. Er sandte von der Gränze aus den Generaladjutanten Lauriston an den Kaiser nach Wilna. Der Botschafter wurde nicht angenommen und der Krieg brach aus. —

Nun, dachte Napoleon, sey die Stunde gekommen, wo er Polen in seinem Ansehen wieder herstellen könne.

Napoleon hatte an dem Niemen das schönste Heer versammelt, welches je unter einem Feldherrn vereinigt war. Ueber 300,000 Franzosen, 100,000 Rheinbundestruppen, 30,000 Oesterreicher und 20,000 Preußen bildeten die ungeheure Macht; 1000 Geschütze, Kriegsvorräthe, Handwerker aller Art fanden sich unter dem Gebote des französischen Kaisers. Zwar standen unter den Fahnen viele junge Soldaten, auch glich sich das Verhältniß der Franzosen mit den Bundestruppen nicht gut aus und die Absicht des Krieges lag Vielen, die sich nach Ruhe sehnten, zu entfernt. Allein mit gewohnter Thatkraft wußte der außerordentliche Mann, der mit starker Hand das Ganze hielt, Einheit in die Masse zu bringen und, alle Anfangs erscheinenden Hindernisse wegräumend, das Heer zu begeistern.

Am 25. Mai 1812 that ein Tagsbefehl aus dem Hauptquartier Osterode allen Offizieren des ganzen Heeres kund, daß sie sich auf 14 Tage mit Lebensmitteln und nebenbei mit Zelten versehen sollten. Am 14. Juni, dem Jahrestage der Schlachten von

Digitized by Google

Marengo und Friedland, hielt der Kaiser bei Friedland Heerschau über 100,000 Mann, die mit gespannter Erwartung der kommenden Dinge harrten. Die Eröffnung des Feldzuges wurde dem Heere am 22. Juni bekannt gemacht. Der zweite polnische Krieg sollte an dem folgenden Tage beginnen. Am 23., 24. und 25. Juni setzten die Franzosen über den Niemen und warfen die russischen Vorposten bei Kowno zurück.

Der Kaiser Alexander hatte einen solchen Ausgang oder Anfang nicht erwartet und noch weniger gewünscht. Er sandte daher alsbald einen Unterhändler an Napoleon, durch welchen er sich über den Anfang der Feindseligkeiten beschwerte und unter der Bedingung zu unterhandeln bereit erklärte, daß Napoleon hinter den Niemen zurückgehen würde. Dieser aber hielt das Anerbieten für eine Kriegslist und folgte dem Glücke seiner Waffen.

Als die Russen am Niemen angegriffen wurden, standen sie, 220,000 Mann, vor der Düna in einer festen Stellung mit der äußersten Spitze des rechten Flügels bei Riga, mit dem äußersten linken bei Kiew; Smolensk stützte das Mitteltreffen. Den Oberbefehl führte der geachtete Barklay de Tolly, unter ihm standen Bagration im Centrum, Wittgenstein im rechten Flügel und Tormassow im linken. Dieses Heer war in der ersten Linie des Mitteltreffens überrumpelt und versprengt worden. Bagration zog sich eilig über Wilna zurück und vereinigte sich, nachdem er die Brücke abgebrochen und alle Magazine verbrannt hatte, mit dem rechten Flügel. Napoleon zog rasch hinter ihm her, besetzte Wilna und ließ es befestigen. Sein rechter Flügel, aus Polen, Oesterreichern, Sachsen, Westphalen und Franzosen bestehend, trieb die Russen von Grodno zurück, auch der linke Flügel und in ihm besonders Oudinot trieb die Russen vor sich her. Unausgesetzt ging der Zug des beständig kämpfenden Heeres unter großen Beschwerden bis Smolensk. Der Anstrengungen Barklays und Bagrathions, verbunden mit der rühmlichsten Tapferkeit ihrer Truppen, setzte Napoleon jede Art von Ueberlegenheit entgegen; im mörderischen Kampfe wurde Smolensk genommen und von den abziehenden Russen in Brand gesteckt. (17. August.) Dieses Verwüstungssystem befolgten alle russischen Heerabtheilungen, jedes Dorf, jede Stadt wurde den Flammen preißgegeben, damit die nachfolgenden Feinde weder Schutz, noch Obdach, noch Unterhalt fänden. Darum kämpfte das siegende Heer mehr fast mit den Beschwerden des Zuges, mit Regen, Hitze, Staub, Mangel, Ermattung und andern Uebeln, als mit dem tapfern Feinde. Napoleons, wie aller seiner Truppen Sehnsucht ging nach einer entscheidenden Schlacht. Endlich sahen sie ihren Wunsch in Erfüllung gehen, als der Fürst Kutusow, der seit dem 28. August das Heer befehligte, sich an der Moskwa feststellte. Hier an den Ufern dieses Flusses, unweit Mosaisk, sollte das Schicksal Rußlands entschieden werden.

Kutusow zog sein Heer an dem Flüßchen Moskwa und an dem Bache Kologha zusammen. Auf der Heerstraße von Moskau nach Smolensk muß man diesen überschreiten. Dorten, 14 Meilen weit von der alten Czaaren-Hauptstadt und 2 Meilen diesseits Mosaisk, liegt das Dorf Borodino an dem Wasser, das von Süden nach Norden in die Moskwa fließt. Südöstlich von da ziehen sich flach abgedachte Anhöhen und weiter hinaus sind sie mit Wald bedeckt. Hier war es, wo Kutusow sein Heer in einer guten Stellung vereinigte, um den Franken die Stirne zu bieten. Sein Heer dehnte sich von Norden nach Süden auf den beiden Ufern des Kologha aus, auf den herrschenden Hügeln und in ihren Zwischenräumen. Fünf große Schanzen waren auf fünf Hügeln aufgeworfen; drei derselben, Hauptbollwerke gegen den Andrang der Feinde, lagen im Centrum, jede mit zwanzig Stück schweren Geschützes versehen; der rechte Flügel der Russen war gleichfalls auf eine solche gestützt, auf dem rechten Ufer der Kologha; eine fünfte, auf dem linken Ufer derselben, lag auf einer einzelnen Erhöhung in dem linken Flügel. Auf dem rechten Ufer der Kologha war Kutusows Lager versteckt hinter Gebüschen, durch mehrere Kanonen von vorn beschirmt; den linken Flügel befehligte Bagrathion; den rechten an die Moskwa gelehnt, Barclay; hier stand viel Reiterei. Die Stellung also zu nehmen und durch Schanzen zu befestigen, hatte Kutusow die Tage benutzt, während welcher die Franzosen an dem Flüßchen Ghiat gerastet hatten. Am 5. Sept. Morgens näherten sich Franzosen der russischen Stellung, dieß verkündete das Feuer der Vorposten rechts und links. Groß war die Kampfgier von Kutusows Kriegern, um dem verhaßten Feinde seine Raubthaten zu vergelten. Hitzige Vorpostengefechte eröffneten das große Trauerspiel. Kutusow zog seine Leute bis in die Hauptstellung zurück, den Angriff des Feindes kaltblütig erwartend. Als Napoleon um zwei Uhr Mittags auf dem erwählten Kampfplatze ankam, ertheilte er sogleich dem Prinzen Eugen, dem König von Neapel und dem Fürsten von Eckmühl den Auftrag, die große Schanze bei Borodino auf dem linken russischen Flügel anzugreifen. Die Anstürmenden wurden vier Mal mit namhaftem Verluste zurückgeschlagen; endlich, nach dreistündiger blutiger Gegenwehr, wurde die Schanze um sieben Uhr Abends genommen; in ihrer Nähe schlug man sich noch bis tief in die Nacht fort; doch alle Anstrengungen Kutusows, diesen Posten wieder zu gewinnen, waren umsonst.

Am Tage des 6. Septembers ruheten die beiden Heere, ihre Anführer waren mit Anstalten auf den kommenden Tag beschäftigt. Napoleon sandte den Fürsten Poniatowsky, um den rechten Flügel der Russen zu umgehen; ihm entgegenstellte der russische Oberfeldherr den General Tutschakow. Neue Batterien wurden auf beiden Seiten aufgefahren und Schanzen angelegt.

Abends dieses Tages ging Kutusow durch die Reihen seines feiernden Heeres, kräftige Worte sprechend an die Vertheidiger des heimathlichen Heerdes. Unter Gesang trugen die Popen vor ihm her ein heiliges Bild, aus dem Brande von Smolensk gerettet, und weckten durch religiöse Feier noch mehr die höchste Begeisterung.

Am Morgen des 7., bei Tages Anbruch, ermunterte Napoleon sein Heer zum ruhmvollen Siege. „Soldaten! die von euch ersehnte Schlacht ist da! Von euch hängt der Sieg ab. Er ist uns nothwendig, wird uns Ueberfluß und gute Winterquartiere geben und eine baldige Rückkehr ins Vaterland sichern;" so sagte der Aufruf. Nebel lag auf der Gegend. Mit dem ersten Sonnenblicke rief der Kaiser: „Seht, das ist die Sonne von Austerlitz!" und gab Befehle zur Schlacht. Noch standen die Heere in schweigender Erwartung gegen einander über, hier 120,000 unter Kutusow, dort 140,000 unter Napoleon, von gewaltiger Schlachtwuth alle entbrannt; da mit einem Male speiheten um sieben Uhr 60 Kanonen Tod und Verderben auf den russischen linken Flügel und 60 Stück auf die Schanzen im Centeum; ja bald wüthete aus 1000 Geschützen auf beiden Seiten ein rasender Schlachtdonner. Jetzt erhob sich ein furchtbarer Kampf auf dem rechten Flügel der Russen, vergebens griff ihn Davoust zu verschiedenen Malen an. Auf dem linken Flügel schlägt man sich um den Besitz zweier Schanzen, nach acht Uhr sind sie erobert; Kutusow läßt mehr denn 100 Kanonen auffahren; schnell wird die erste wieder genommen, die zweite nach heftiger Gegenwehr in fürchterlichem Blutbade von den russischen Kürassieren; auch diese werden endlich wieder daraus vertrieben und die erste gewinnt und behauptet der sächsische General Thielemann; um zehn Uhr sind die Franzosen wieder Meister der beiden.

Auf Kutusows rechten Flügel stürmte der Prinz Eugen gegen die dortige Schanze an; auch hier wurde hart geschlagen, die Schanze genommen, wieder erobert und wieder verloren. Jetzt griffen Sachsen das Dorf Semenowka an und nahmen es, trotz der Tapferkeit seiner Vertheidiger. Darum sandte Kutu-

Digitized by Google

sow seiner Reiter viele sammt einem der Theile Nachhut, aus Garden bestehend, auf das rechte Ufer der Kalogha und warf die Franzosen zurück; doch ein wüthender Kampf entspann sich gleich darauf, 80 Kanonen schleuderten Verderben den Vordringenden entgegen und hielten sie zurück. Noch hielt sich eine Schanze des Centrums. Gleich wie ein Felsen im Meere den brausenden Wogen Hohn spricht, als ob sie allein der Feinde gewaltigen Andrang aufhalten wollte. Um sie her wüthete der Tod, selbst in den genommenen Schanzen sind die Feinde nicht sicher vor seinen Blitzen, bis endlich die Nacht einbricht, und dem Morden ein Ende macht.

Kutusow zog sein Heer zurück, nicht fliehend sondern fechtend mit beständigem Feuer auf die langsam nachrückenden Feinde, und kam am 8. Sept. durch Mosaisk. Napoleon traute nicht, den grimmigen Löwen zu verfolgen, der nur, um Unfall zu verhüten, das Schlachtfeld räumte, das er mit Feinden sattsam bedeckt hatte. Die Schlacht bei Mosaisk sollte viel entscheiden und sie entschied fast nichts. Tausende von wackern Kriegern, hoch und niedrig, hatten verblutet und es war nichts dadurch gewonnen, als daß das mit Leichen und Verwundeten bedeckte Schlachtfeld den Franzosen gehörte. Mit einem Verluste von 25,000 Mann zog Kutusow über Moskau ab; nach einer Einbuße von 10,000 Mann folgte Napoleon und zog in die alte Czaaren-Stadt ein. Er selbst sagte von der Schlacht bei der Moskwa: „In keiner Schlacht sind mehr Talente entwickelt worden und keine hat geringere Resultate geliefert.“ Noch nie war dem französischen Kaiser ein solcher Widerstand entgegengesetzt worden, noch nie hatte man ihm den Sieg so streitig gemacht. Es schien dieses eine Vorbedeutung zu seyn. Von dem Tage an begann sein Stern sich zu verdunkeln.

Der erste Pferdemarkt zu Stuttgart.

(Aus amtlichen Quellen.)

Der erste Pferdemarkt in Stuttgart ist günstig vorüber gegangen, und der Eifer der Bewohner, seine Besucher in jeder Hinsicht zu befriedigen, scheint allenthalben Anerkennung gefunden zu haben. Es konnte bei den Unterstützungen desselben von Seiten der höchsten Behörden und vieler achtbarer Privatpersonen nicht fehlen, daß schon der erste Versuch gelingen mußte. Von besonders guter Wirkung waren die Verkäufe von etlich und 20 Pferden aus königl. Gestüten und Ställen, und die mit unverkennbarem Wohlwollen bewilligte Einräumung der Alleen der königl. Planie zur Ausdehnung des Markts, welche mit Vorliebe benutzt wurden. Der erste Markttag (25. April) bot ein für Stuttgart neues und eigenthümliches Schauspiel, den feierlichen Umritt dar, welcher von der Stadtgarde zu Pferd und zunächst von dem Oberpoststallmeister v. Rueff angeführt, durch eine gedrängte Reihe von Zuschauern an dem königl. Residenzschlosse vorbeizog, woselbst Se. Maj. der König mit Höchstihrer erhabenen Familie solchen zu sehen geruhten, während die Musiken jener Garde und des bürgerlichen Schützenbataillons abwechslungsweise fortspielten. Wenn beim Umritte gegen 900 Pferde gezählt wurden, so kann nach andern Notizen berechnet werden, daß wohl nicht viel weniger als 2000 Pferde, von jedem Schlage, aus allen Theilen des Landes und vom Auslande, des Marktes wegen in die Stadt kamen. Schon am ersten Markttage wurde der Handel lebhaft betrieben, was selbst bei den vielen Neugierigen, welche sich einfanden, bemerkt wurde, am andern Tage (den 26. April) aber nahm offenbar der Markt vollkommen denjenigen Charakter an, welcher seine Entstehung begründete, nämlich den eines Vereinigungspunkts für den Pferdeverkehr mit besonderer Richtung auf Luxuspferde. Es fiel ihm angenehm in die Augen, daß zwar weniger, aber meistens schöne Pferde aufgestellt, und eine Menge Käufe geschlossen wurden, auch ging in den Ställen manches Pferd von einem Besitzer auf den andern über. Die verschiedenen Kaufspreise stiegen hinauf bis zu 80 Louisd'or per Pferd, die Summen, welche in Umlauf kamen, sind wie die Anzahl der Käufe, sehr beträchtlich, können aber bei der völligen Freiheit dieses Verkehrs, welche eine amtliche Anzeige überflüßig macht, auch nicht annähernd angegeben werden. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß sowol die Käufer, deren viele aus dem benachbarten Auslande, aus Baden, Bayern, Frankreich und der Schweiz anwesend waren, so wie die Verkäufer durchaus ihre volle Zufriedenheit über den Markt äußerten und dessen ferneres Emporblühen als als eine unzweifelhafte Sache darstellten. Möchte der höhere Zweck dieses Markts, die Beförderung der Pferdezucht und des Verkehrs in Würtemberg, immer mehr erreicht und derselbe, wie der Stadt, so dem gesammten Vaterlande nützlich werden.

Der Mai.

Angethan mit ihrem Sterbekleide,
Lag die Flur, in trübes Weh gebannt;
Und in Asche trauerte die Freude
Und ihr Leid war männiglich bekannt.

Ach! umsonst erscholl in ihren Wehen
Die Natur, die schier vor Gram vergieng;
Nimmer — nimmer schien sie zu erstehen
Von dem Todesschlaf, der sie umfieng.

Sieh! da hebt auf goldumsäumtem Flügel
Sich ein rosig schöner Jüngling her,
Schreitet lächelnd über Thal und Hügel: —
Und der düstre Winter ist nicht mehr.

Fernhin muß der alte Murrkopf schleichen,
Ihn vernichtet seines Gegners Blick;
Aber angelangt in seinen Reichen,
Schickt er seiner Stürme Heer zurück.

Doch der Jüngling spottet ihrem Wüthen,
Nichts stört ihn in seinem Segenslauf;
Rastlos deckt er neuen Schmuck der Blüthen,
Neue Wonne, neue Schönheit auf.

Myriaden Wesen athmen wieder,
Jubelchöre tönen in dem Hain;
Und beim süßen Klange ihrer Lieder
Schlummert selbst der wilde Nordsturm ein.

Frühlingssohn! wie bist du mir willkommen!
Ach wie hab' ich mich nach dir gesehnt!
Dieses Herz, so traurig und beklommen,
O gewiß, nun hat es ausgethränt.

Sei gegrüßt in unserer frohen Mitte;
Wende dich nicht mehr von unsern Au'n:
Laß uns nicht mehr nach der alten Sitte
Deinen Feind, den argen Winter, schau'n.

Zauberisch sind deine Rosenbande,
Und du schleichst in jedes Herz dich ein:
Bist du schon so mild im fremden Lande,
O wie schön muß deine Heimath seyn!

Rebenstein.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 20. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Sonnenfinsterniß.

Als Nachtrag zu der Abhandlung in der vorigen Nummer des „Sammlers" wollen wir noch die materiellen Ursachen, unter denen eine Sonnenfinsterniß entsteht, hier beifügen, welches doch für manche unserer Leser nicht ohne Interesse seyn dürfte:

Eine Sonnenfinsterniß entsteht, wenn sich der Mond zwischen einen irdischen Beobachter und die Sonne so stellt, daß dadurch für diesen Beobachter die Sonne ganz oder zum Theil bedeckt, mithin ihm und den Ländern der Erde, wo er sich befindet, das Sonnenlicht in dem nemlichen Maaße entzogen wird; woraus folgt, daß Sonnenfinsternisse nur zur Zeit des Neumondes möglich sind. Nach der sinnlichen Wahrnehmung zieht sich dabei eine dunkle Scheibe von Abend gegen Morgen vor der Sonnenscheibe hin und scheint sie zu verfinstern. Allein diese Verfinsterung der Sonne ist nur scheinbar, da sie ein leuchtender Körper und keiner Verfinsterung unterworfen ist. Die dunkle Scheibe ist vielmehr der Mond, dessen der Sonne abgekehrte und der Erde zugewandte, folglich dunkle Seite wir erblicken, während er mit seiner der Sonne zugekehrten Seite die Strahlen derselben auffängt. Verfinstert wird dabei also weder die Sonne noch auch der Mond, sondern die Erde, welche bei der Sonnenfinsterniß in demselben Falle ist, worin der Mond sich bei der Mondfinsterniß befindet, nur mit dem Unterschiede, daß die Verfinsterung auf der Erde selten recht bemerkbar wird, da der Mond um so viel kleiner ist als die Erde; man nennt deswegen auch Das, was von der Erde aus gesehen eine Sonnenfinsterniß ist, eine Erdfinsterniß, sobald man den Vorgang auf einen andern Punkt des Weltraumes, z. B. auf den Mond, bezieht, wo in der That nicht die Sonne, sondern die wirklich in den Schatten des Letztern tretende Erde verfinstert gesehen wird.

Die Sonnenfinsternisse sind entweder partielle, d. h. solche, wo die Sonnenscheibe zum Theil verdeckt wird, oder totale, d. h. solche, wo der Mond die ganze Sonnenscheibe bedeckt. Total und zugleich central kann eine Sonnenfinsterniß nur seyn, wenn sich die Sonne gerade in der Sonnenferne, und der Mond in der Erdnähe befinden, denn in diesem Falle ist der scheinbare Durchmesser des Mondes 2 Min. und 7 Sec. größer als der der Sonne. Die Dauer einer solchen Sonnenfinsterniß kann sich auf 3 Min. 41 Sek. erstrecken. Ist der scheinbare Durchmesser des Mondes kleiner als der Sonnendurchmesser, so erreicht die Spitze des Mondschattenkegels die Erdfläche gar nicht, und in diesem Falle kann es sich ereignen, daß die kleinere dunkle Mondscheibe die Sonnenscheibe so bedeckt, daß von letzterer nur ein heller Ring zu sehen ist. Eine solche Sonnenfinsterniß wird eine ringförmige genannt. Man sah dergleichen 1764 in Cadix, Calais und Pello in Lappland. Bei totalen Sonnen-, oder wie man nach der obigen Bemerkung also richtiger sagen sollte, Erdfinsternissen, tritt, sagt man, völlige Nacht ein, die Sterne werden sichtbar, und die Vögel, in Bewegung gesetzt durch die plötzlich eintretende Nacht, flattern ängstlich umher und fallen zur Erde. Auch die übrigen Thiere zeigen Bangigkeit, als ob irgend eine außerordentliche Veränderung in der Natur vorginge. Indessen die totale Sonnenfinsterniß am 10. Nov. 1810 und die am 7. Sept. 1820 haben von allen diesen Erscheinungen nicht eine einzige wahrnehmen lassen, und da dergleichen Verfinsterungen überhaupt sehr selten sind, so dürften die Menschen, die in ältern Zeiten davon geschrieben haben, wohl ängstlicher gewesen seyn, als die Vögel und die Thiere.

Wichtige Tage aus Napoleons Leben.

II.

Napoleon in Moskau, am 15. September und 19. Oktober 1812.

Kutusow hatte sich südlich von Moskau geschwenkt und gegen Tula und Kaluga gewendet, als die Franzosen an den Thoren Moskaus erschienen. Schon der Wuthkampf bei Mosfaisk sammt der gräßlichen Zerstörung von der Düna bis an die Moskwa konnten Napoleon überzeugen, daß er in Moskau keine freundliche Aufnahme finden werde. Als er am 15. September, umgeben von seinen Garden und dem größten Theil des Heeres, in die Stadt einzog, herrschte eine ängstende Todtenstille; von 350,000 Einwohnern waren keine 40,000 zurückgeblieben, und alles war öde. Da zeigten sich kein demüthiger Magistrat, keine Schaaren neugierigen Volkes; man hörte kein Freudengeschrei und kein Willkommen. Ernst und feierlich ging der Zug durch die Straßen, von nichts, als von fern aufsteigenden Feuersäulen beschaut. Kaum hatte der Kaiser von dem Kreml, dem alten Czarenpallast, Besitz genommen, so mehrten sich die Flammen und fürchterlich blies sie der am folgenden Tage erwachende Aequinoctial-Sturm zur unübersehbaren Gluth an.

Besorgt sah der Kaiser aus den Fenstern des Pallastes hinaus in die gräßliche Zerstörung. Hier rief der oft kleinmüthige Berthier: „Alles ist verloren! Es giebt keinen Rückzug mehr!" Was half der Soldaten und Offiziere bester Wille? Rostopschin hatte alle Spritzen und Löschgeräthschaften mitgenommen. Der Wind, im Bunde mit einigen Hunderten der Haft entlassener Verbrecher, verbreitete die Wuth des fürchterlichen Elements in der größtentheils aus Holz erbauten Stadt mit reißender Schnelligkeit und steigerte das Schauderhafte des Ereignisses bis zur höchsten furchtbaren Höhe.*)

Selbst den Kreml suchten die Rasenden anzuzünden. Als Napoleon um sich her die Flammenwogen immer furchtbarer wachsen sah und die Gluth auch erstickend sich umher verbreitete, zog er aus der Stadt und begab sich nach dem nahe gelegenen Schlosse Petrowskoy. Seine Entfernung war das Zeichen zur

*) Napoleon sagt bei Las Cases, 5. Thl.: „Nie kam etwas, trotz aller Schilderungen der Poesie, trotz aller Erdichtungen von dem Brande Trojas, dem Brande von Moskau gleich." — Es war buchstäblich ein Feuer-Meer.

Digitized by Google

allgemeinen Plünderung. Die Franzosen, welche Anfangs zu löschen und zu retten bemüht waren und all' ihre Anstrengungen fruchtlos sahen, begnügten sich endlich damit, wenigstens für sich aus den brennenden Straßen zu retten, was möglich war. Theils erbittert über der Feinde schreckliche That in der Verbrennung der Hauptstadt — theils in der nahen Gewißheit, alles im Rauch aufgehen zu sehen, überließen sich die Sieger der Plünderung. Manche Frevel wurde hier von roher Hand verübt, über welche die Geschichte gerne den Schleier der Vergessenheit zieht. Wehe dem aber, welcher die wilden Leidenschaften entzündet!*)

Als der Kaiser nach 8 Tagen in die rauchenden Trümmer der Stadt wieder einzog, waren von 20,000 Häusern zwei Drittheile niedergebrant und von 8973 steineenen nur 2322 stehen geblieben.

Eine schreckliche Ruine schaudervollen Anblickes bot die Stadt dar. Zwar ließ der Kaiser, um dem Plündern und Verderben Einhalt zu thun, alle Thore sperren; aber auch selbst die eigens dazu berufene neue Polizei vermochte dem traurigen Unwesen nicht ganz zu steuern. Wie wollte man auch die durch den Brand noch gänzlich verwilderten, zwischen Rauch und Schutt, unter Leichen von Menschen und Thieren wühlenden Soldaten, wie wollte man diese mit einem Male zur Ordnung zurückführen? Der Kaiser mußte mit Betrübniß über manche Vorfälle der Unglückstage hinwegsehen; denn von der guten Stimmung des Heeres hingen die Ereignisse der Zukunft ab.

Die Zerstörung Moskaus, wiewohl ein Werk der Russen selbst, und vor Allem des Grafen Rostopschin, entflammte das Volk weit umher zur fürchterlichsten Rache gegen Napoleon. Kräftige Proklamationen nährten die gewaltige Gährung des Volkes; in ungeheuren Massen bewegte sich dasselbe und brachte, von dem Adel und der Geistlichkeit entflammt, freudig die größten Opfer.

Fünf Wochen war Napoleon in Moskau und hoffte, Alexander werde sich zum Frieden neigen. Aber es erschienen keine Abgeordneten aus dem russischen Hauptquartiere. Wenn er sich nun auf dieser Seite getäuscht sah, so fand er auch seines Heeres Bestand für die Zukunft gefährdet, indem der Brand der Stadt den größten Theil ihrer Hilfsquellen zerstört hatte und die Kosaken alle Zufuhr hemmten. Hunger und Krankheiten machten das Heer unzufrieden, der Kaiser überzeugte sich, daß die aufgenommenen Unterhandlungen ihn nur hinhalten sollten, und beschloß den Rückzug. Die Aeußerungen der Feinde ließen ihn auf eine nachdrückliche Verfolgung rechnen.

Am 17. October sandte er daher den Marschall Davoust gegen des Feindes Flanke. Er selbst zog am 19. October aus.**)

Das unglückliche Treffen bei Malojaroslawez (24. October) brachte das Heer in eine sehr ungünstige Lage, und den Kaiser selbst fast in die Hände der Kosaken. Der Zug wurde nicht allein von den auf der linken Flanke marschirenden Russen und den umherschwärmenden Kosaken erschwert; die Russen verwüsteten fortwährend die Gegenden der großen Heerstraße und zerstörten alle Lebensmittel für Menschen und Vieh. Am meisten litt die Reiterei und die Bespannung der Geschütze; denn das Fußvolk fand noch hinlängliche Nahrung an den mitgenommenen Lebensmitteln und dem Fleisch der Pferde. Die Hoffnung des Kaisers richtete sich einzig auf Smolensk: je näher man der Stadt kam, desto größer wurde die Noth. Ein tiefer Schnee erschwerte endlich den Marsch, zu Tausenden sanken die entkräfteten Pferde und auch der obdachlosen Soldaten erlagen schon viele den großen Beschwerden. Schon jetzt löste sich ein großer Theil des Heeres in unordentliche zuchtlose Massen auf. Nach den ersten Tagen des Novembers stellte sich harte Kälte ein.

Hunderte von Soldaten erfroren in den Bivouaks. Viele Kanonen mußte man stehen lassen, um mit ihrem Gespann die andern fortzuschaffen. In Smolensk konnte keine bleibende Stätte seyn und immer unordentlicher ging der Zug der Gränze zu. Oft ging der Kaiser halbe Tage lang zu Fuß vor dem Heere her, um die Soldaten zu ermuthigen. Eine Zeitlang konnte das Beispiel der Entsagung*) die niedergeschlagenen Krieger halten, allein die bis auf 22° R. steigende Kälte regte den Trieb der Selbsterhaltung mächtiger an, als die Stimme des Feldherrn das Gefühl der Pflicht. Die Gefechte bei Krasnoi vom 15.—17. November hatten zwar gezeigt, daß der alte Geist noch nicht aus dem ganzen Heere verschwunden war, allein sie hatten auch auf den andern Theil desselben den nachtheiligsten Einfluß. Der Hunger wüthete unter den Soldaten gleich mächtig mit der Furcht vor den verfolgenden Kosaken. Das mit dem 20. November eintretende Thauwetter vergrößerte in der sumpfigen Gegend jenseits der Berezina die Noth und die daraus entstehende Zuchtlosigkeit. Hier errichtete Napoleon die heilige Schaar von 150 auserlesenen Stabsoffizieren. Sie führte den Kaiser über die Berezina und begleitete ihn, bis er sich in Polen von ihr trennte und durch Deutschland nach Paris eilte.

Der Uebergang über die Berezina an den schrecklichen Tagen des 27. und 28. Novembers löste die letzten Regimenter auf, Kanonen, Wagen und Gepäck wurden zurückgelassen, und hier erreichte das menschliche Elend seine höchste Stufe. Von dem ganzen französischen Heere kamen ungefähr 50,000 Mann nach Deutschland zurück.**) Die Russen zählten auf dem Wege von Moskau bis an den Nimen über 213,400 menschliche Leichname und über 95,800 todte Pferde des französischen Heeres. Alles Uebrige war gefangen, fast das ganze Heer vernichtet.

In Moskau war das Glück zum ersten Male seinem Liebling untreu geworden, zum warnenden Zeichen, daß Niemand sich auf das falsche verlassen soll. Mit großen Erwartungen und, wir dürfen es ihm wohl nachsagen, vielleicht mit edeln Absichten war der Gewaltige in das Innere des ungeheuren Reiches gezogen. Mochten aber die Vorsätze noch so gut seyn, so blieb ein großer Theil der angewandten Mittel weit hinter ihnen zurück.

Die Verheißungen Napolons an die russische Nation, das Versprechen, den Leibeigenen Freiheit zu geben und eine bessere Ordnung der Dinge einzuführen, sind nicht allein vor keinem Richterstuhl der Moral, auch selbst nicht vor dem der Politik zu billigen. Mehr als Kriegsheere, Hunger und Kälte hat ihm der Feind geschadet, den Napoleon sich dadurch in dem russischen Adel und der Geistlichkeit aufgerufen hatte. Die Verzweifelten zündeten die Hauptstadt an, und mit dieser war der große Plan des Siegers zerstört. So geht der Mensch nicht allein seinem Schicksale entgegen; er ruft oft durch seine eigene Beschwörung den Geist hervor, der ihn verdiebt.

*) Ohne Moskaus Zerstörung würde sich das französische Heer in Moskau wohl so rühmlich betragen haben als in Mailand, Neapel, Rom, Venedig, Wien, Berlin, Madrid, Amsterdam und in anderen Hauptstädten. Auch hing davon seine Existenz ab.

**) Die Franzosen nahmen alle Kostbarkeiten aus dem Kremlin mit. Mortier sprengte ihn bei seinem Abzug am 28. October in die Luft.

*) Ein deutscher Offizier saß unter Anderm eines Morgens in einem halbzerstörten Hause auf dem Heerde, sich von der Kälte der Nacht erwärmend, als er fühlte, daß sich Jemand wider ihn lehnte. Er drehte sich um und sieht den Kaiser, welcher sich neben ihn auf den Heerd gesetzt hatte, um sich ebenfalls zu wärmen. Er will sich aufrichten, um dem Kaiser seine Stelle zu überlassen, allein dieser drückt ihn freundlich nieder und entfernt sich bald schweigend.

**) Von vielen Compagnien nur ein oder zwei Mann.

Hunde-Treue.

Als Athen dem Hunde ein Grabmal baute, als dieses aufgeklärte und fortschreitende Volk der Treue ein Monument errichtete, stieg jenes Thier auf die höchste Stufe der Achtung fühlender Menschen.

Seit dieser Geschichte haben wenige Völker den liebevollen

Digitized by Google

Gefäheten des Menschen geehrt. Ein König, dem die Franzosen den Namen des Weisen beigelegt haben, sah dennoch in dem Hunde etwas anderes als eine Maschine. Er stellte ihn unter das gemeinschaftliche Gesetz und ertheilte ihm das Vorrecht, in geschlossenen Schranken den Mörder seines Herrn, dessen Verbrechen er verrieth, zu bekämpfen.

Die Belgier haben in ihren Jahebüchern auch eine Geschichte, welche neben dem athenienfischen Monument und dem Urtheil Carls des Weisen leben wird. Das Jahr 1830 hat ihnen, wie den Parisern, den Hund der großen Tage gegeben; und wenn die Umstände verschieden sind, so ist das Interesse daeum nicht geringer. Er hat selbst bei uns etwas Poetisches und Undestimmtes, was die Einbildungskeaft verführt. —

Zu Paris folgte in den denkwürdigen Julitagen ein Hund seinem Herrn in das Handgemenge, den Kartätschen, dem Schall der Trommel, dem Wiehern der Pferde und dem Geschrei des Volkes trotzend. Sein Herr fiel von einer Kugel getroffen: der trostlose Begleiter verließ ihn nicht; er wachte die ganze Nacht; und am Morgen, als der Kampf aufgehört hatte, als man diejenigen begeud, welche beim Appel fehlten, folgte der aeme Hund mit traurendem Blicke und hängendem Schwanze, langsamen Schrittes dem Leichnam seines Heern nach dem Begräbnißplatz der Patrioten, die man vor der prachtvollen Colonnade des Louvres einsegnete. Das war das letzte Lebewohl; die Hacke des Todtengräbers trennte den Hund und den Menschen auf ewig. Aber der Hund liebte von diesem Augenblicke an nichts mehr als dieses Grab; er blieb da liegen, Soldaten bauten ihm eine Hütte und drei Jahre verweilte der Hund an diesem Orte, d. h. bis er starb.

Der belgische Hund lebt noch. Vielleicht habt Ihr ihn gesehen; mindestens könnt Ihr ihn sehen. Wenn Ihr, bei Euern Spaziergängen im Park, bis zu dem eleganten Platz gekommen seyd, der dem Pallaste der Nation zum Vorplatze oder Vorhofe dient, wenn Ihr vor der edlen Facade des Tempels unserer Gesetze still gestanden, wenn Ihr Euee Bewunderung dem schönen dreieckigen, von Heern Godecharles ausgehauenen Fronton gewidmet und aus Herzensgrunde den Freiheitsbaum begrüßt habt, der, ein einfacher, ländlicher Pappelbaum, vor den Porticus gepflanzt ist, der Baum des Volkes, dessen Namen er trägt, ein naiver Kontrast der ländlichen Natur, mit den Künsten der Stadt; da, auf diesen schnell zurückgelegten Stationen, ist es möglich, daß Ihr, ohne es zu kennen, ein scheinbar unbedeutendes Wesen, aber groß durch sein Herz und edel durch seine Gefühle, bemerkt habt.

Es ist bald sechs Jahre, daß der Hund da ist, kein anderes Lager, keine andere Zufluchtsstätte, keinen andern Sammelpunkt habend, als den Freiheitsbaum des Pallastes der Nation, kein anderes Vaterland, keine andere Wohnung und Besitzung als diesen Vorhof. Die Hitze des Sommers, der hartnäckigste Regen, der Frost des Winters finden ihn stets auf demselben Posten, wie die Wache, die man abzulösen vergessen hat. Der Freiheitsbaum ist für ihn, was für gewisse Leute der Kirchthurm ihees Dorfes ist; nie hat er ihn aus den Augen verloren.

Der Hund ist häßlich. Was aber thut die äußere Hülle? Sokrates war auch häßlich. Es ist ein kleiner Spitz, von der gemeinsten Hundeklasse. Sein Fell ist fahl mit weiß gemischt, seine Schnauze hat Aehnlichkeit mit der eines Schäferhundes. Einfach und stoisch scheint er ein nachdenkendes Leben zu führen, er ist ruhig und resignirt; nur wenn man ihn in seiner Unabhängigkeit stören wollte, würde er böse werden.

Die andern Hunde lassen ihn in Ruhe; die Kinder respektiren ihn; man kennt weder Liebe, noch Schwächen von ihm. Aber man fragt sich: was ist das für ein Hund?

Während unserer Septembertage, als der Bürgerkrieg das Quartier der Pallläste mit Blut befleckte, sah man einen Mann, mit einem Hunde, einen Freiwilligen, den Niemand kannte. Wer war dieser Mann? Aus welcher Gegend Belgiens, oder aus welcher Straße Brüssels war er gekommen, um hier zu fechten? Man weiß es nicht. Denn wie viele herzliche, kräftige Menschen sind in diesen grausamen Tagen gefallen, ohne ein Andenken zurückzulassen.

Dieser Mann, dieser unbekannte Held, der mit seiner Tapferkeit untergegangen ist, zeigte sich in allen Gefechten; überall machte ihn sein Hund bemerklich. Als man am letzten Tage versuchte, den Holländern, die sich zum Rückzuge in der Nacht rüsteten, den Pallast der Generalstaaten, wie man ihn damals nannte, wegzunehmen, sah man einige Tapfere, unter dem Feuer des Feindes, ein hohes Fenster erklimmen. Das konnte der Hund nicht, und da erst sah man ihn allein.

Aber sein Herr sollte nicht zurückkommen. Weggetragen mit andern Todten, Feinden und Patrioten, wer weiß, wo seine Asche ruht? Der traueige Zug ging durch die Rückseite des Pallastes weg. Der gute Hund, welcher stöhnte und nach seinem Herrn seufzte, hatte nicht einmal die schmeezliche Befriedigung, ihm zu folgen. Er wartete und wartete; und seit dem 27. September 1830 erwartet er ihn noch.

Man pflanzte den Freiheitsbaum; als wenn er instinktmäßig gefühlt hätte, daß die aufgegrabene Erde künftig den Gegenstand seiner Liebe enthielt, fixirte er sich am Fuße des Baumes, für dessen Eroberung sein Heer gefallen war.

Große Interessen beschäftigten damals die Gemüther; man achtete wenig auf eine lebhafte Zärtlichkeit, die man noch nicht für dauernd hielt. Der Hund lebte inzwischen doch von dem Mitleiden seiner Nachbarn; und fünf Jahre lang sah man ihn seiner Liebe unverbrüchlich treu, wachsam gegen jeden Ueberfall, mit dem Instinkt, nirgends hineinzugehen, wo man ihn hätte einschließen können; er läßt Niemanden sich nah kommen und zeigt keine Anhänglichkeit als an ein einziges Wesen auf der Welt: den Freiheitsbaum.

Endlich in diesen letzten Tagen hat sich etwas Großes ereignet; es ist eines Volkes würdig, das noch nicht verdorben ist. Homer hat in seinen unsterblichen Veesen den Hund des Ulysses besungen; unsere Nationalgeschichte wird sich nicht zu entwürdigen glauben, indem sie dem September-Hunde einige Zeilen widmet. Sie wird sagen, daß das belgische Volk die Tugend geehrt hat, welches Antlitz sie auch angenommen. Der Senat und die Repräsentanten, diese beiden Gewalten, welche die Nation sind, haben es nicht verschmäht, die Treue auch in Hundes-Gestalt zu ehren. Dieser Hund besitzt jetzt in einem Winkel des Vorhofes die neue Hütte, die man für ihn allein gebaut hat. Er wird durch die Aufseher des Pallastes genähet. Beschützt von der Wache, die an der Schwelle steht, wo unser Schicksal geregelt wird, ist der September-Hund ein Pensionär des Staates, logirt von den Erwählten des Volkes. — Das sind Thatsachen, die wohl Dichter inspiriren können.

Unter den vielen gescheiterten Schiffen, welche der am 28. März letzthin geherrschte furchtbare Seesturm veranlaßte, befand sich auch die stolze Galiote des holländischen Capitains Verdoes, welche im Angesichte der Küste von Camaret zu Grund ging. Der wackere Seefahrer befahl, als die Rettung des Schiffes notorisch unmöglich befunden worden war, seiner Schiffsmannschaft, das große Boot zu besteigen, um wo möglich das Land zu gewinnen. Erst nachdem sämmtliche Matrosen untergebracht waren, warf er sich mit seiner heldenmüthigen Frau, die alle Gefahren mit ihrem Manne theilen wollte, in die kleine Schaluppe, und vertraute sich den Wellen und — Gott. Mit Kummer hatte der Kapitain bemerkt, daß der treue Hund allein auf dem, dem

Digitized by Google

Sinken nahen Schiffe zurückgeblieben und vergessen worden war; es war aber unmöglich sich dem Wracke zu nahen, um das gute Thier einzunehmen. Der Sturm hatte die beiden, von den Wellen gepeischten leichte Fahrzeuge bald getrennt; indessen führte sie die Vorsehung doch glücklich ans Ufer, jedoch in ziemlich entfernten Distanzen, so das die Geretteten wechselseitig von einander nichts wußten. Den Matrosen war Hülfe von Camaret aus geworden, während das kleinere Fahrzrug des Capitains Verdoës unbemerkt zwei Tage lang auf der tobenden See umher geschleudert worden war, bis es endlich in einem kleinen Fischerdorfe ans Land trieb. Ganz ermattet und krank wurde Capitain Verdoës mit seiner wackern Frau von den armen, aber braven Bewohnern aufgenommen und so gut wie möglich verpflegt; nach 14 Tagen waren sie wieder hergestellt.

Den folgenden Tag nach der Landung der Matrosen in Camaret, fand sich auf einmal der Pudel des Capitains bei ihnen ein; die ganze Schiffsmannschaft war nun, so sehr man sich freute dieses treue Thier wieder zu sehen, gerade hierdurch in die traurige Ueberzeugung versetzt, daß ihr braver Capitain mit seiner Gattin den Tod in den Wellen gefunden habe; denn sie kannten die Anhänglichkeit ihres Herrn und seiner Frau an diesen Hund, und zweifelten nicht, daß er denselben zur Rettung mit in die Schaluppe genommen habe, die nun aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nähe des Ufers gescheitert und so dem Hunde die Möglichkeit seiner Rettung durch Schwimmen gegeben habe. Indessen blieb der Pudel nicht bei den Matrosen, er verließ sie, und suchte fortwährend seinen Herrn; so streifte er elf Tage lang im Lande umher, bis er endlich gänzlich abgemagert zu den Matrosen zurückkehrte, aber trotz alles Schmeichelns und Zuredens nicht zu bewegen war, Nahrung zu sich zu nehmen, so daß er nur noch ein der Auflösung ganz nahes Skelett war. Da kam Capitain Verdoës nach Camaret und erfuhr die Rettung seiner Leute; die Wiedersehensscene war rührend. Als er die Anwesenheit von seinem Pudel erfuhr, ließ er sich sogleich zu ihm führen und als das treue Thier die Stimme seines Herrn hörte, kam es mit aller Anstrengung aus seinem Winkel hervor, bis vor die Füsse desselben, wo es ohnmächtig hinsank. Mit Vorsicht wurde er wieder zum Leben gebracht und wurde dann fast närrisch vor Freude; er nahm nun wieder Nahrung zu sich und bald war er wieder munter und gesund. Nebst der merkwürdigen Rettung des Capitains Verdoës, mit seiner Gemahlin und der Schiffsmannschaft, wurde dieser Pudel ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und der öffentlichen Neugierde und bei einer Einladung des Commandanten wurde Herr Verdoës ausdrücklich ersucht, auch den treuen Pudel als Ehrengast mitzubringen.

Pot-Pourri.

Stiefelschmiere, die kein Wasser durchnäßt.

(Aus Dingler's polytechnischem Journal.)

Der bekannte Oberst Francis Maceroni richtete an das Mechanics' Magazine kürzlich folgende Notiz. „Ich pflegte früher so wie tausend Andere, meine Jagdstiefel mit Talg oder einem andren Fette schmieren zu lassen, fand jedoch bald, daß diese Substanzen keine besondere Dienste leisten, indem sie bald ranzig werden, und dann die Nähte mit sammt dem Leder angreifen. Ich kam daher schon vor 26 Jahren auf die Idee, harzige Substanzen anzuwenden, und der Erfolg übertraf meine Erwartungen. Ich schmelzte zu diesem Zwecke zwei Unzen Wachs, eine Unze Colophonium, eine Unze Talg, eine Unze Terpentingriff zusammen, und tränkte meine Stiefel, nachdem sie gut getrocknet und am Feuer erwärmt worden waren, sowohl an der Sohle als an dem Ueberleder mit dieser Mischung, welche nie ranzig wird, und das Leder eben so wie die Nähte conservirt, während das Ganze dadurch wasserdicht wird. Ich trage bereits drei Jahre solche Stiefel und werde dieselben wahrscheinlich noch 5 Jahre tragen können. Will man diesen Stiefeln einen schönen Glanz geben, so braucht man sie nur mit einer Auflösung von einer Unze Wachs in 5 bis 6 Unzen Terpentingeist zu bestreichen. Letztere Auflösung dient auch für sich allein zum Wichsen der Frauenzimmerschuhe.

Luft-Post.

In Paris hat Hr. Ador im Tivoligarten den Versuch mit einer atmosphärischen Post gemacht. Sein Verfahren besteht aus einem mit kohlensaurem Gas gefüllten Apparat. An diesem Apparat ist eine bleierne Röhre von 600 Fuß angebracht, die am Boden aufliegt, aber auch unter der Erde laufen kann. Der mit zwei Atmosphären beladene Apparat kann einen hohlen kupfernen Cylinder von 1 Zoll Durchmesser und 3 Zoll Länge in 2 Sekunden forttreiben. Mit 5 Atmosphären will er ihn in 4 Minuten 5 Stunden weit schaffen. Der Versuch wurde mehreremale mit Erfolg wiederholt. Eine solche atmosphärische Post soll bei Hrn. Ador zum Dienst zwischen den Tuilerien und Neuilly bestellt worden seyn, wo Briefe und Zeitungen in 2 Minuten befördert werden können. Es soll auch erwiesen seyn, daß Depeschen nach Lyon in 60 bis 70 Minuten besorgt werden könnten. Es fragt sich nun, wie hoch die Einrichtungskosten sich belaufen, und ob sie mit dem Nutzen des Unternehmens im Verhältniß stehen würden.

Die Holborn-Straße in London.

Ein Liebhaber der Statistik hat berechnet, daß jedes Jahr an Menschen und Fuhrwerken durch diese Straße passiren:

20,000,000	Fußgänger.
87,640	Reiter.
372,470	Karren und Wagen.
78,876	Diligencen.
157,752	Miths-Kutschen.
82,258	Bürger-Kutschen.
135,842	Omnibus.
460,110	Gig's und Bürger-Kabriolet's.
354,942	Miths-Kabriolet's.

Es versteht sich von selbst, daß hier dieselbe Person oder Sache, so oft sie die genannte Straße passirt, immer wieder als eine neue Person oder Sache angesehen wird. — Der Holborn ist eine große von Ost nach West laufende Straße, dergleichen es in dem mittlern Theil jener ungeheuren Stadt viele gibt. Sie zieht nicht in ganz gerader Linie und geht nach Osten hin abwärts. Sie ist im Norden der Themse belegen, und bildet eine der bedeutendsten Kommunikationen zwischen Westminster und in der City.

Konsumtion des Zuckers in Europa.

Unser Welttheil empfängt jährlich in runder Summe 565,000 große Fässer Zucker, jedes von 1000 Kilogrammen an Gewicht. Die Brittischen Antillen und die Insel Mauritius liefern uns 250,000 Fässer; die Französischen Antillen, Cayenne und Bourbon 75,000; Cuba und Portorico 120,000; Brasilien 70,000; andere Länder westlich von Europa 15,000; Indien 12,000; Kotschinschina, Java, Manilla u. s. w. 23,000 Fässer. (N. A. d. V.)

Anekdoten-Gallerie.

Voltaire beklagte sich einst gegen einen Parlamentspräsidenten, daß das Parlament in einem gewissen Prozesse sehr widersinnig verfahren habe. „Auch das beste Pferd stolpert einmal," erwiederte der Präsident. „Das geb' ich zu," bemerkte Voltaire, „allein ein ganzer Stall voll sollte nicht stolpern."

„Seit wann," fragte Jemand den Professor M. zu B, „seit wann haben Sie sich mit so vielen Hunden umgeben?" — „Seit ich die Menschen kennen gelernt habe," lautete M's. bittere Antwort.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 21. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Wichtige Tage aus Napoleons Leben.

III.

Die Schlacht bei Leipzig vom 16. — 18. Okt. 1813.

Am 18. December 1812 langte Napoleon aus Rußland in Paris an. Sein Erscheinen beschwichtigte die kaum zwei Monate vorher von Malet aufgeregten Leidenschaften; ungeheure Anstrengungen wurden in ganz Frankreich gemacht und eine nicht zu verkennende Begeisterung regte sich überall, denn nur zu sichtlich war es, daß Preußen sich an die bis an die Elbe vorgerückten Russen anschließen und die erlittene Schmach zu tilgen suchen werde.

Am 27. März erfolgte die Kriegserklärung des Königs von Preußen, und mit furchtbarem Grimme erhob sich sein Volk gegen die Unterdrücker, „mit Gott für Fürst und Vaterland" zu siegen oder zu sterben.

Bei einer so wichtigen Veränderung bedurfte es der Vorsicht und der Kraft eines großen Geistes, welcher alle Mittel weise benutzte, alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte richtig zusammenfaßte und zweckmäßig verwendete. Aus den Cohorten*), (dem ersten Bann der Nationalgarde) wurden 80,000 wohlgeübte vortreffliche Soldaten genommen. Die Conscription aus dem Jahre 1813 gab 140,000 Mann, 90,000 Conscribirte von 1814, 10,000 Ehrengarden**) bildeten zusammen eine Masse von 320,000 Mann, welche vereint mit dem in Deutschland stehenden Heere eine ungeheure Macht bildete. Die neugezogenen Conscribirten wurden durch die alten Unteroffiziere und ausgedienten Offiziere schnell geübt und zu Soldaten umgeschaffen, die Truppen des Rheinbundes wurden ergänzt und die Armeen der Königreiche Italien und Neapel rückten aus.

An Geschützen fehlte es nicht. Der einzige fühlbare Mangel zeigte sich bei der Reiterei: denn während das Fußvolk an den Rastlagen auf dem Marsche exerzirt wurde, war man nicht im Stande, die ungeübten Reiter mit einem Male sattelfest zu machen. An Pferden selbst, und zwar an guten Pferden, war kein Mangel. Reichlich wurde das Heer durch die patriotischen Beiträge, welche aus allen Theilen des Reiches eingingen, mit Luxuspferden versehen.

Alle diese ungeheure Rüstungen, die Aufstellung eines, ohne die Bundestruppen, über 400,000 Mann starken Heeres, bestritt der Kaiser fast einzig aus einem reichen Schatze, welchen er für die Zeit der Noth angehäuft hatte; ein anderer Theil wurde durch den Verkauf mehrerer Domainen gedeckt, so daß die Ausstattung des Heeres Frankreich wenig drückte.

Auch für die innere Sicherheit des Reiches sorgte Napoleon. Die nicht zu den Cohorten der Nationalgarde gehörige Mannschaft von 20 — 60 Jahren trat unter die Waffen. Aus den Männern von 20 bis 40 Jahren wurden Jäger und Grenadiere gebildet und die ganze Masse der waffenfähigen Bürger in sechs Heere von 15 — 30,000 Mann abgetheilt. Vom 1. Mai 1813 sollte sie sechs Monate unter den Waffen bleiben, um nach allen bedrohten Punkten des Reiches zu ziehen. Die für den Feldienst gebildeten Heere sammelten sich an dem Rheine. In der Mitte des Aprils 1813 rückten sie gegen Sachsen. Marschall Ney brach aus Franken auf und rückte über Gotha und Weimar; Bertrand zog mit Illyriern, Italienern und Bayern nach Coburg; Bessieres mit der Kaisergarde und Marmont zogen sich von Frankfurt aus über Erfurt. Während dessen war das Heer an die Elbe wieder vorgerückt, zog sich nun, befehligt von Victor Macdonald Lauriston, unter dem Vicekönig von Italien nach der Saale und vereinigte sich mit des Kaisers Hauptheer.

Während dessen hatten Russen und Preußen sich zu verstärken und die Lücken des Winterfeldzuges auszufüllen gesucht. Das neuerrichtete preußische Heer, mit dem herrlichen Eifer der Jäger und Landwehren, hatte an Menschen, wie an Geist, eine treffliche Haltung.

Die Vereinigten, deren Monarchen sich bisher in Dresden aufgehalten hatten, stellten sich bei dem Anrücken Napoleon's südlich von Leipzig auf in den Ebenen von Lützen, jenseits des großen Flossgrabens, wo vor zweihundert Jahren Gustav Adolph und Wallenstein geschlagen haben. Hier nahmen 55,000 Preußen und 30,000 Russen den Kampf mit 120,000 Franzosen auf, welche allerdings den 25,000 Reitern der Verbündeten nur 5000 entgegenstellen konnten.

Am 2. Mai erhob sich der blutige Kampf, welcher das Schicksal des Feldzugs entscheiden sollte. Schon frühen Morgens begann das Gefecht; von Mittag an wurde besonders bei Groß- und Kleingörschen mit der größten Erbitterung, gleichen Vortheilen und lange mit gleichem Glücke gefochten, bis die Nacht die Kämpfenden schied und die Verbündeten den Franzosen das Feld räumten. Mochten auch die Beweise von Muth und Tapferkeit auf beiden Seiten gleich seyn, und auch fast der Verlust*) — so blieb der Sieg den Franzosen, weil sie den Kampfplatz behielten.

Die Verbündeten zogen sich zurück, um bei der ersten Gelegenheit desto nachdrücklicher wieder aufzutreten; zogen bedeutende Heerhaufen an sich und setzten sich von Neuem bei Bautzen und Wurzen. Nochmals wüthete ein Kampf, gleich dem bei Lützen, von denselben Heeren gekämpft, von denselben Anführern begeistert, und mit gleicher Stärke, zwei ganze Tage lang, vom 20. — 21. Mai, bis endlich der blutige Sieg sich nochmals den französischen Adlern zuwandte. Gleiche Wuth und Todesverachtung hatten die Panniere auf beiden Seiten gehalten, wie der Engel des Todes gewürgt, 24 Dörfer umher den Flammen

*) Wie solche vor dem Zuge nach Rußland geordnet worden waren.

**) Sie bestanden bekanntlich aus den Söhnen reicher Männer, besonders angesehener Staatsbeamten, und rüsteten sich selbst aus.

*) 34,000 Todte und Verwundete werden am sichersten gerechnet, von welchen jedem Theile die Hälfte zukommen mögen, 14,000 Franzosen und 18,000 Verbündete.

Digitized by Google

preißgegeben und nur wenig Gewinn geliefert. Der einzige für die Verbündeten bestand darin, daß ihre Erbitterung stieg; die Napoleon's, daß er Herr des Schlachtfeldes blieb.

Mit solcher Standhaftigkeit hatte er kaum bei Wagram und Mosaisk fechten sehen. Das Alles überzeugte ihn, daß eine andere Zeit gekommen sey.

Die Schlachten bei Lützen und Bautzen hatten die Verbündeten merklich geschwächt; sie zogen sich nach Schlesien zurück; Napoleon rückte in Breslau ein und am 4. Juni wurde Waffenstillstand geschlossen, um den Frieden zu unterhandeln.

Die Unterhandlung ging von Seiten der Verbündeten, durch England mit Geld unterstützt, besonders dahin, Oesterreich zum Bruch mit Frankreich zu bestimmen. Schon bei den Nachrichten von Napoleon's Rückzug aus Rußland hatte sich die Stimmung für ihn in Wien geändert — jetzt bot Oesterreich den Streitenden Vermittelung an und gab seinen Ansichten Nachdruck duech gewaltige Rüstungen. Auch Preußen und Rußland machten große Anstrengungen.

Napoleon sah die Dinge kommen, die ihn verderben konnten*); allein er traute zu sehr seinen Bundesgenossen und gab um so weniger nach, den Rheinbund aufzulösen, als er sich überzeugte, daß der ganze Congreß in Prag nur ein Mittel sey, um Zeit zu gewinnen. Er glaubte daß hier nur die Schärfe des Schwerdtes entscheiden könne und rüstete sich zu allem Möglichen. Dresden wurde befestigt und ein Lager von 50,000 Mann geschlagen.

Das Heer wurde durch die nacheückenden Truppen verstärkt und in der Gegend von Dresden 300,000 Mann zusammen gezogen. Am 17. August machte der Fürst Schwarzenberg seinem Heere den Beitritt Oestreichs zur Verbündung bekannt. Sie konnten nun 350,000 Mann dem Kaiser Napoleon entgegenstellen. Die Oesteeicher drachen aus Böhmen auf, erschienen am 26. Aug. Mittags vor Dresden und wurden an diesem und dem folgenden Tage mit einem ungeheueren Verluste zurückgeschlagen. Indessen war der Sieg der Franzosen nicht von Erfolg; die Niedertagen einzelner Heerabtheilungen bei Kulm, an der Katzbach, bei Geoßbeeren, Dennewitz (Jüteebock) und Nollendorf minderten das französische Heer eben so sehr, als die Ankunft der Schweden bei den Verbündeten diese vermehrte.

Nachdem Napoleon vergebens von Dresden aus zu operiren gesucht hatte, zog er seine Truppen von dem rechten Elbufer zueück, ließ alle Lebensmittel wegschaffen und Dresden damit versehen, wo er bei seinem Abzuge 40,000 Mann untee St. Cyr zurückließ. Er wendete sich mit dem größten Theile des Heeres gegen Leipzig.

Jetzt war es den Verbündeten gelungen, duech Angriffe von allen Seiten, in einzelnen Gefechten und Treffen den Muth iheer Truppen zu heben; was aber mehr noch war, einzelne Kräfte des gewaltigen Gegners aufzureiben und ihn endlich zusammen zu deängen. Ihee Lage war jedoch keineswegs eine sichere. Denn Napoleon hatte von Neuem sein Heer centralisirt und es stand zu erwarten, daß ein Hauptschlag erfolgen werde.

Am 14. Okt. traf er in Leipzig ein. Man hatte erwartet, daß er am Jahrestage der Schlacht bei Jena das Trauerspiel eröffnen werde. Dieser Tag verging jedoch mit Rüstungen.

In einem Garten unter freiem Himmel entwarf er den Plan zur Schlacht. Um ihn her lagen Karten auf der Eede. Lange saß er vor diesem mit unverwandtem Blick, Vortheil und Nachtheil, Kraft und Glück, Noth und Möglichkeit abwägend.

Am folgenden Tage ordnete er das Heer zur Schlacht. Das Hauptheer unter Murat stellte sich südlich von Leipzig, den rechten Flügel bei Konnewitz, den linken bei Stötteritz und das Mitteltreffen bei Peobstheide. Vor dieser Linie lagen die Dörfer Dölitz, Wachau und Holzhausen. Eine andere Abtheilung stand nördlich von Leipzig, Mökern und Lindenau unter Marmont und Bertrand. Staeke Heeradtheilungen unter Ney und Regnier waren noch im Anzuge. Die Vereinigten rückten von drei Seiten an: Blücher von Norden gegen Lindenau, Schwarzenberg mit dem Hauptheere von Süden gegen Konnewitz und Wachau. Bennigsen und der Kronprinz von Schweden von Osten her gegen Leipzig, Barklay de Tolly befehligte die Nachhut des großen Heeres. Das ganze Heer der Verbündeten, theils schlagfertig, theils noch im Anrücken begriffen, wuchs über 300,000 Mann. Diesen konnte Napoleon nicht volle 180,000 Mann entgegen stellen.

Am 16. Morgens gegen 8 Uhr entspann sich das erste Gefecht südlich von Leipzig. In vier starken Heersäulen rückte Wittgenstein gegen Murat vor, in der Absicht, den rechten Flügel zu beechen. Aber ernst und nachdrücklich, wie der Angriff war, so auch war die Vertheidigung der bedeehten Punkte.

Bei Konnewitz, Dölitz, Wachau und Liebertwolkenitz wurde mit schrecklicher Eebitterung gefochten. Die Verbündeten suchten mit wiederholten Stürmen das erste Mißlingen zu verbessern, aber nichts vermochte ihee Anstrengung gegen Napoleons Gegenwart.

Bei Wachau und Gossa schlug Napoleon nicht allein die fürchteelichsten Angeiffe ab, er schob eine Masse Küraffiere und einen Theil der Garde mit 150 Feueeschlünden den Muthigen entgegen. Gräßlich schlugen die Reitergeschwader dee Polen und Franzosen mit den östereeichischen Harnischreitern; siegend drangen die ersten vor und nahmen 25 Kanonen. Die untergehende Sonne beschien auf allen diesen Punkten ein trauriges Leichenfeld. Von Hügeln erschlagener Feinde und Freunde schauten die französischen Adler siegend herab. Gefangene, Fahnen und Geschütze waren hier in Napoleons Gewalt gekommen. Doch nur um ein Weniges waren die Vereinigten gewichen, von russischen Grenadieren aufgenommen, hatten sie bald wieder festen Fuß gefaßt.

Gleich wie hier wuede zwischen Bertrand und Giulay unterhalb Leipzig gefochten. Die Heerhaufen der Verbündeten nahmen endlich nach mehreren vergeblichen Veesuchen in heftigem Gefechte Lindenau. Napoleon ließ mit veestärkter Macht vorrücken, das Dorf in fürchterlichem Blutbade wieder nehmen und die feindliche Colonne mit einem so nachdrücklichen Geschütz-Feuer beschießen, daß sie Noth hatten, sich in den entfeenteren Stellungen zu behaupten. Auch hier blieben die Franzosen im Vortheil.

Ganz anders endigte das Gefecht zwischen Marmont und Blücher. Die schlesische Armee, wenigstens aus 55,000 Mann, rückten um 1 Uhr vor Skeuditz aus, mit doppelter Uebermacht gegen die Franzosen vor Mökern an, verjagten sie aus Lindenthal und Radefeld und zogen siegreich über das Schlachtfeld von Breitenfeld. Um 3 Uhr Nachmittags griff York das Dorf Mökern an. Vergebens. Marmont schob eine gewaltige Masse Fußvolkes vor und beschoß aus 40 Kanonen die Andringenden so heftig, daß sie zu wanken begannen. In diesem entscheidenden Augenblick siegt Yorks Heldenmuth. Er läßt von einem Reiteegeschwader die furchtbaren Geschütze erobern, stellt sich dann selbst an die Spitze der Brandenbueger Husaren, haut in die aufgestellten Vierecke, durch ein nachdrückliches Kartätschen-Feuer in Unordnung gebracht, ein und sprengt sie. Neue Reiterhaufen stürmten ihm nach und warfen die anrückende Reiterei zurück. Die Franzosen, bisher vergebens auf Unterstützung unter Ney hoffend, ziehen sich eilend nach Leipzig zurück, lassen Gefangene, Geschütze, Fahnen und Adler in den Händen der Sieger. Doch diese hatten ihre Vortheile theuer erkauft. Auf diese Weise hatte sich Verlust und Gewinn gegenseitig ausgeglichen. Bei Wachau und Lindenau blieben die Franzosen, bei Mökern die Verbündeten Sieger. Doch war die Stellung der ersteren durch das Vordringen der schlesischen Armee gegen bir Straße von Eefurt merk-

*) Merkwürdig bleibt hier der Brief des Ritters Jacobi, welcher den Kaiser warnte.

lich gefährdet. Darum sandte Napoleon den bei Konnewitz gefangenen General Merveld am Abend in der Verbündeten Hauptquartier, mit einem Schreiben an den Kaiser Franz, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Diese aber, auf ihre anrückende Macht und das Glück vertrauend, wiesen jeden Vorschlag ab. Der folgende Tag verstrich unter großen Zurüstungen auf beiden Seiten. Jedes Heer verstärkte sich ansehnlich.

In der Nacht vom 17.—18. sandte Napoleon einen großen Theil des Gepäckes auf der Straße nach Weißenfels ab; wie, wenn er das Ende des Kampfes vorausgesehen hätte.

Am Morgen des entscheidenden Tages, 18 October, stand dichter zusammengerückt der rechte Flügel der Franzosen unter Murat, südlich von Leipzig, in seiner alten Stellung bei Konnewitz, Probstheide und Stötteritz; der linke Flügel, unter Ney, in einem rechten Winkel darauf an der Parthe gegen Taucha; die Verbindung beider hielt des Heeres schwächster Theil, das Mitteltreffen. Hinter diesem aber stand an der Tabacksmühle die ganze Garde, bereit, nach jedem bedrohten Punkte ihm eine imposante Macht zu senden.

Alle Kriegserfahrenen nennen den Schlacht-Plan Napoleons vortrefflich, wie je einer entworfen worden sey.

Mit dem Morgen begannen die Verbündeten, in deren Linie der Kronprinz von Schweden, Bennigsen und Colloredo eingerückt waren, den Angriff in sechs verschiedenen Richtungen; zwei Heersäulen rückten auf den rechten Flügel an, geführt von dem Prinz von Hessen-Homburg und von Barklay de Tolly; zwei auf den linken Flügel, unter Blücher und Giulay; zwei auf die Vereinigungs-Punkte beider Linien, unter Bennigsen und dem Kronprinzen von Schweden.

Es war 9 Uhr, als das Hauptheer unter Schwarzenberg gegen den rechten Flügel andrang. Bei Konnewitz, Wachau, Lössing und Probstheide erhob sich ein grimmiger Kampf, mit gleicher Tapferkeit auf beiden Seiten unterhalten; mit allen Waffen schlug geprüfter Heldenmuth hier um Ruhm und Ehre, dort hohe Begeisterung für Fürst und Vaterland. Ueberall hielt mit eiserner Kraft jeder seine Waagschale. Da half den Verbündeten nichts der Mannschaft Uebermacht und der Krieger Todesverachtung — nicht einen Fuß breit wichen Murat und Poniatowsky. — Während hier ein denkwürdiger Kampf für das Schicksal der Schlacht nichts entschied und Tausende vergebens bluteten, rückten die gegen den linken Flügel gerichteten Heersäulen an. Auch hier wüthete Tod und Grausen in Freund und Feind, aber siegend hielten die Verbündeten am Abend das eroberte Schlachtfeld. Die Entscheidung der Schlacht sollte anderswo seyn. Vor den beiden Heeressäulen, welche gegen das Mitteltreffen ihre Angriffe richteten, mußte Macdonald weichen, bis hinter Stötteritz.

Bennigsen schob starke Massen in die entstandene Lücke, und der Kronprinz überschritt die Paethe, warf die hier vorgerückten Franzosen zurück, nach Schönefeld. Ney, hier noch Meister des Feldes, stämmte sich gewaltig dem Andrange entgegen, und schien den Sieg an seine Adler zu fesseln. Er stellte Sachsen und Würtemberger, Truppen von geprüfter Tapferkeit, den Grimmigen entgegen. Aber Sachsen und Würtemberger gingen zu den Verbündeten über und kehrten ihre Waffen um. — Ney suchte wie verzweifelt kämpfend, den fühlbaren Verlust zu ersetzen, doch er stürmte vergebens auf mehrere Punkte an.

Desto standhafter hielten sich die Franzosen in Schönfeld, nur nach einem mörderischen Gefecht wurden sie aus den durch Congreveſche Raketen angezündeten Häusern vertrieben.

Napoleon sah die Bedrängniß seiner Schaaren und rückte mit seinen Garden zu Fuß und zu Pferd vor.

Die Verbündeten wurden zurückgeworfen, und in festen Vierecken bewegten sich die französischen Massen vor. Siehe da zischet es im feurigen Blitze durch die Luft, gräßlich platzten die Congreveschen Raketen in den geschlossenen Haufen, ihres höllischen Feuers sich zu entladen. Da half keine Tapferkeit der Soldaten und keine Einsicht der Führer. Wie von den Furien gepeitscht, löste sich die Ordnung auf, brennend rannten die Soldaten durcheinander und wurden von den ansetzenden Reitern theils niedergemacht, theils gefangen.

So hatte sich zwischen drei und vier Uhr Nachmittags die Schlacht für die Verbündeten entschieden. Nur für den Rückzug kämpften noch die Franzosen, und die Nacht lagerte sich ernst auf das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld. Napoleon blieb vor Leipzig, denn der rechte Flügel behauptete noch seinen Stand. In der Nacht zogen Wagen, Geschütze und Truppen ab.

Mit dem Morgen des 19. Oktobers stürmten die Verbündeten gegen die Stadt*). In verzweifeltem Kampfe vertheidigten die Franzosen jedes Gartenhaus, jede Mauer, jeden Zaun, bis sie endlich in die Stadt zurück und aus derselben hinausgetrieben wurden.

Napoleon floh, nachdem er von dem König von Sachsen geschieden war und dessen Truppen beurlaubt hatte, mit Mühe durch das Ranstädter Thor; Poniatowsky, Macdonald und Dumoustier zur Deckung des Rückzuges zurücklassend.

Als das Hauptheer über die Pleisse gerettet war, wurde die Brücke an dem Zollhause gesprengt. Dumoustier und Poniatowsky ertranken in der Elster, und fast die ganze Nachhut wurde gefangen.

Der Verlust der Franzosen war unermeßlich und bestand in 15,000 Todten, unter diesen 4 Generale, 30,000 Verwundeten mit 8 Generalen, 15,000 Gefangenen mit 23 Generalen, bei 300 Kanonen, Fahnen, Adler, Wagen mit Kriegsbedürfnissen aller Art; über 15,000 Verwundete und Kranke wurden in Leipzig gefangen. Der Verlust der Verbündeten an Todten und Verwundeten stand mit dem der Franzosen gleich. Sie selbst gaben denselben auf 46,000 an. Bei Schwarzenbergs Heer allein 25,000.

Von Leipzig unaufhaltsam und unerreicht, nur von Kosaken in der Nähe verfolgt, floh Napoleon nach dem Rheine zu. Bei Hanau stellte sich ihm Wrede**) entgegen mit Bayern und Oestereichern mit einer kleinen Macht die größeren tragend.

Am 28., 29. und 30. Oktober wurde blutig mit beiderseitigem Verluste gekämpft und Marschall Wrede selbst schwer verwundet, ohne daß für die Sache der Verbündeten im Mindesten etwas wäre gewonnen worden. Hinter den Wällen von Mainz sicher, boten die Franzosen den Siegern Trotz.

So wurde Napoleons Herrschaft in Deutschland vernichtet. Der rheinische Bund löste sich auf, die deutschen Fürsten alle schlossen sich an die Verbündeten an; hohe Begeisterung wogte in jeder deutschen Brust, und von den Fürsten selbst geschürt, flammte von den Alpen bis an die Nordsee eine Vaterlandsliebe auf, wie die Geschichte Europens sie noch niegends gezeigt hat. Bitterer Haß bewaffnete Jung und Alt gegen die Franzosen, und bald standen 1,230,000 Krieger an dem Rhein.

(Fortsetzung folgt.)

Pot-Pourri.

Merkwürdige Heilung.

In der nemlichen Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften stellte Hr. Magendie der Versammlung einen jun-

*) Einsichtsvolle Männer haben dieses getadelt: denn die Verbündeten verloren hierbei ausserordentlich viele Leute und gewannen dafür nichts, als das Gepäcke, das sie doch erhalten haben würden.

**) Der König von Bayern hatte am 8. Oktober sich an die Verbündeten angeschlossen. Als ein redlicher Bundesgenosse hatte er vorher den Kaiser gewarnt, und dieser entließ zwischen Fulda und Hanau die bayerischen und badischen Truppen mit allen Kriegsehren.

Digitized by Google

gen polnischen Offizier vor, der in der Schlacht von Ostrolenka von dem Zuge einer in seiner Nähe vorbeigestrichenen Kanonenkugel erreicht wurde, zur Erde stürzte, und während einer halben Stunde besinnungslos liegen blieb. Als man ihn aufhob, war er taub, stumm, und hatte den Geschmack, der auf der Zunge seinen Sitz hat, verloren. Genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, wo die zuerst bei ihm angewandten Mittel erfolglos geblieben waren, ging er nach Deutschland und nach Triest; die Aerzte, die allenthalben zu Rath gezogen wurden, bemühten sich vergebens, ihm zu helfen, und er kam in Paris in demselben Zustande an, in dem er Polen verlassen hatte. Hr. Magendie, der um Rath gefragt wurde, ließ ihm nun elektrisches Fluidum nach den Trommelfellnerven leiten; bei der ersten Operation zeigte sich Ohrenbrausen und eine unaussprechliche Unruhe; man fuhr indessen damit fort, und bei der dritten Wiederholung kam der Geschmack wieder; nach der zehnten erlangte der Kranke sein Gehör, so daß man jezt, um von ihm verstanden zu werden, die Stimme nicht zu verstärken braucht. Nun will Hr. Magendie suchen, ihm durch Hinleitung des Elektrums nach den Sprachnerven auch die Sprache wieder zu verschaffen.

Aufbewahrung der Trauben über den Winter.

Man hat bekanntlich empfohlen, die Trauben schichtenweise zwischen trockener Kleie für den Winter aufzubewahren. Dieß ist gut, so lange die Beeren alle trocken bleiben; so wie jedoch mehrere derselben faulen, kommt die Kleie in Gährung, und schnell ist dann die ganze Masse verloren. Weit vortheilhafter zeigte sich daher die Aufbewahrung in trockenen Sägespänen und in trockener Asche. Um den Trauben, ehe man sie servirt, ihre ganze Völle und Frische zu geben, braucht man sie, nachdem sie aus den Sägespänen genommen sind, nur 4 bis 5 Minuten lang in laues Wasser zu legen, und sie hierauf an einem kühlen Orte abtrocknen zu lassen.

Bier aus Kartoffeln.

Die in Prag erscheinenden ökonomischen Neuigkeiten enthalten in Nro. 33. folgende Mittheilung: „Es dürfte Viele interessiren, zu erfahren, daß es Hrn. Balling, verdienstvollem Professor der Chemie am k. ständischen technischen Institute zu Prag gelungen ist, ganz vortreffliches Bier aus Kartoffeln zu bereiten. Das Bier ist weinklar, hat einen äußerst angenehmen, reinen Geschmack und ist dabei von außerordentlicher Stärke." ☞ (Die Erfindung aus Kartoffeln nicht allein Bier, sondern sogar Wein und Syrup zu verfertigen, gebührt wohl unserm thätigen Oekonomen Hrn. Krieg auf Siebenbrunnenfeld bei Augsburg, der auch eine eigene Abhandlung darüber im Druck herausgegeben hat, welche in der Karl Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg zu haben ist.)

Ode an den Hunger.

Hunger, schöner Götterfunken
Auf dem Heerd der Industrie!
Die in Trägheit tief versunken,
Weckest du zur Lebensmüh';
Gibst dem Acker Hände wieder,
Wenn des Kriegs Trompete schweigt;
Munterst auf die fauten Brüder,
Die dem Müßiggang geneigt.

Chor.

Seyd gesättigt Millionen,
Die ihr hungert in der Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Wird der Hunger euch verschonen.

Wem der große Wurf gelungen,
Vielen Orts ein Gast zu seyn,
Wer ein reiches Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Wem bei einer guten Seele
Steht der Freitisch immer da,
O der jauchze! sey fidele!
Singe ein Victoria!

Chor.

Wer in diesem Ringe wohnet
Und sich brav zu krümmen weiß,
Der erringt des Strebens Preis:
Wird durch reichen Schmauß belohnet!

Hunger zeigen alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Bücher binden wir und Besen
Um die Hungerstillung nur.
Jener keltert uns die Reben;
Dieser predigt Höll' und Tod,
Daß die Herzen schier erbeben —
Alles, um das liebe Brod!

Chor.

Hunger hält die Millionen
Noch zurück aus blut'gem Feld.
Wuchrer! geizet mit dem Geld!
Und uns muß der Krieg verschonen.

Hunger schnellt so manche Feder,
Schafft so manchen Troubadour,
Hunger, Hunger treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt er aus den Keimen,
Aus des Dichters Firmament,
Wenn in seiner Küche Räumen
Nichts mehr unterm Dreifuß brennt.

Chor.

Lasset eure Sonnen fliegen
Durch der Dichtung reichen Plan,
Stimmet hohe Lieder an,
Euren Hunger zu besiegen.

Küchenheerd, du Feuerspiegel,
Bratenwenders Sonnenbahn,
Schon gerupft ist das Gefügel,
Peaßte mit der Flamme d'ran!
Aus dem Thale, von dem Berge
Lasset die Servierte weh'n;
Und zu Riesen wachsen Zwerge,
Wenn sie solche Zahne sehn.

Chor.

Rothschild! spende Millionen!
Schenke Hungrigen dein Geld!
Bruder! dein ist dann die Welt!
Und dich wird ein Gott belohnen!

Köchin, dir wird man vergelten;
Wenn die Speisen dir gedeih'n,
Kannst du dich zum Trinkgeld melden,
Reichlich soll es dich erfreu'n.
Groll und Rache sey vergessen,
Wenn wir zu der Tafel zieh'n.
Auch dem Feinde gebt zu essen,
Nagt der nackte Hunger ihn.

Chor.

Feindschaft wohnet nur im Schufte,
Sorge fühlet nur der Thor,
Schweigt die Nase im Humor,
Der entsteigt dem Speisedufte.

Freude sprudelt im Pokale
In der Traube gold'nem Blut;
Aber noch der vollen Schaale
Greifen wir mit Heldenmuth.
Brüder, seyd ihr auf den Stühlen
Noch so enge eingekreist,
Geistig weed't ihr Wonne fühlen,
Denn im Magen wohnt der Geist!

Chor.

Sey umarmet, volle Schüssel!
Was in deinem Schooße ruht,
Gibt uns hohen Lebensmuth
Und der Weisheit gold'nen Schlüssel.

Hunger führt zu schweren Leiden,
Winket, daß das Auge weint,
Hunger führt zu falschen Eiden,
Ist des Menschen ärgster Feind.
Wir sind stolz vor Königsthronen,
Edel wallet unser Blut,
Wird der Hunger uns verschonen
Gnädigst mit Hyänenwuth.

Chor.

Weisheit predigen die Satten;
Doch der Hunger macht uns stumm,
Macht die hellsten Köpfe dumm,
Läßt den Herkules ermatten.

Hunger schlägt in Centnerketten,
Macht den Edelmann zum Wicht,
Führt auf's Stroh aus seid'nen Betten,
Schleppt uns vor das Stadtgericht.
Hunger dämpft die Gluth der Liebe,
Reißt so manches Band entzwei,
Hunger macht aus Fauten Diebe,
Störet selbst die Polizei.

Chor.

Aber Hunger heißt die Feder
In der ewigen Natur;
In der großen Weltenuhr
Treibt der Hunger nur die Räder.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 22. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Wichtige Tage aus Napoleons Leben.

IV.

Napoleon dankt ab in Fontainebleau — am 11. April 1814.

Durch die Revolution in Holland und den Beitritt des Königs Murat in Italien zur Verbündung wurde Frankreich von zwei Seiten blosgestellt, und von den Pyrenäen aus geschah es durch den Sieg Wellingtons über Soult bei Bayonne.

Gegen Ende des Jahres 1813 unterhandelten die Verbündeten mit der Schweiz um Durchzug, und erzwangen ihn endlich, am 20. Dec., ungeachtet der Neutralitätserklärung der Kantone.

In der Neujahrsnacht setzten Russen und Preussen über den Mittel- und Unterrhein und rückten, wie jene durch die Schweiz, ohne Hindernisse in Frankreich ein. Bei Bar-sur Aube wichen am 24. Jänner die Franzosen unter Mortier, dagegen siegte Napoleon am 29. bei Brienne, aber die Schlacht am 1. Februar bei Beienne und La Rothiere setzte die Verbündeten wieder in Vortheil. Die Friedensunterhandlungen zu Chatillon (3. Februar) hatten keinen Fortgang und der Kampf begann von Neuem. —

Der Sieg der Verbündeten hatte sie verleitet, zu viel auf ihr Glück zu bauen; sie hofften, Paris schon zu nehmen, da schlug sie Napoleon in der Mitte des Februar in einer Reihe von Gefechten, die seine Kriegskunst von Neuem mit unsterblichen Namen bezeichneten, bei Champ-Aubert, Chateau-Thierry, Nangis, Villeneuve le Comte, Montereau, Mery und Andeeen. Die Schlachten bei Bar-sur-Aube, 24. Februar, bei Laon, 9. März, bei Arcis-sur-Aube, 20. März, bei Fere-Champenoise, 25. März, wendete jedoch das Glück des Feldzuges bald wieder den Verbündeten zu.

Diese rechneten, als sie sich Paris näherten, vielleicht mehr auf die ihnen günstige Stimmung eines Theiles der Pariser. Denn hier fand sich nicht der entschiedene Wille und die alles geringachtende Thatkraft für ihres Volkes Ruhm und Macht. Kein großer Entschluß konnte zur Ausführung reifen. Zwar zogen die Schüler der polytechnischen Schule aus, um auf dem Montmartre unsterblichen Ruhm zu erndten; dagegen meinte ein großer Theil der Pariser Nationalgarde, sie sey nicht verbunden, außerhalb der Stadt zu dienen. Die mißlungene Bewegung Napoleons im Rücken der Verbündeten schlug den Muth Vieler nieder, und mächtig regten sich in der unermeßlichen Hauptstadt die alten und neuen Königsfreunde. Die Theater wurden nicht mehr besucht. Die angesehensten Familien fingen an, von Paris abzureisen, und selbst unter den ersten Statsmännern gab es unerwartete Bewegungen.

Die Lage Napoleons war jetzt, von der einen Seite betrachtet, gefährlich, von der andern so günstig, daß von der Benutzung des Augenblickes die Rettung seiner Herrschaft und die Vernichtung der Verbündeten abhing.

Als am 3. Februar der Congreß von Chatillon eröffnet wurde, hatten die Verbündeten die gegründete Besorgniß, sich selbst bei einem glücklichen Vorrücken in ihren Rücken durch die angeordnete Insurrektion der Provinzen bedroht zu sehen. Zudem konnte der Kaiser Franz nicht gleichgültig seyn bei dem künftigen Schicksal seiner Tochter und seines Schwiegersohnes. Die Anfoderungen, welche an Napoleon gemacht wurden, gingen darum nur dahin, alle gemachten Eroberungen herauszugeben, die Unabhängigkeit Spaniens, Deutschlands, Italiens und Hollands anzuerkennen und sich auf die alten Gränzen Frankreichs zu beschränken. Napoleon, bei diesen Anfoderungen mißtrauisch in die Gesinnungen seiner hohen Gegner, wie sie es in die seinigen waren, und hoffend, mit der Gewalt der Waffen einen sichern Ausschlag zu geben, verzögerte seit dem 10. Februar, wo er anfing, die feindlichen Heere mit Macht zurück zu drängen, mit einer bestimmten Erklärung. Einen Monat harreten die Verbündeten vergebens; endlich, bei der für ihn unglücklichen Wendung des Feldzuges, erbot sich Napoleon am 15. März zum Frieden: 1) Frankreichs Gränze bis an den Rhein und die Schelde, 2) Prinz Eugen, König von Italien, 3) Entschädigung für die Napoleonischen Prinzen wegen ihres Verlustes in Deutschland — waren die Hauptbedingungen. Die Verbündeten, eines Theils durch das neue Glück ihrer Waffen, andern Theils durch die Vorstellungen Englands für die Bourbonen gestimmt, verwarfen diese Anträge. Denn schon früher hatte Lord Castleragh erklärt, daß er mit Napoleon nicht unterhandeln werde, und schon vor Anfang des Jahres befanden sich die französisch Bourbonischen Prinzen in den Heeren der Verbündeten.

Nach der Schlacht bei Fere-Champenoise war es Napoleon möglich, nach dem Rheine zu marschiren, sich mit den Besatzungen der Festungen zu verstärken und, unterstützt von dem Aufstande des Landvolkes, die Heere der Verbündeten von dem Rheine abzuschneiden.

Von Vielen seiner Umgebung umgestimmt, gab er den Riesenplan auf, welcher sein Schicksal anders entschieden haben würde; die Verbündeten kamen aus der drohenden Gefahr und die Aufstellung des französischen Heeres hinter der Seine öffnete den Verbündeten den Weg nach Paris.

Auf den nordöstlich von der Hauptstadt sich erhebenden Höhen von Montmartre und Belleville standen unter den Marschällen Marmont und Mortier auch des Grenadischen Corps ein Theil, ein treffliches Heer von 30,000 Mann; stark genug, Paris zu schützen. Am 30. März entschied hier eine heiße Schlacht das Schicksal der Stadt.

Die Marschälle schlugen sich mit Muth bis Nachmittags 3 Uhr, und Heldenruhm erwarben sich alle Regimenter, am meisten die Schüler des polytechnischen Instituts. Um diese Zeit war die Lage der Verbündeten die gefährlichste; sie hatten nicht allein einen ungeheuern Verlust an Todten und Verwundeten*), sie hatten

*) Der Verfasser hat es selbst aus dem Munde eines preussischen Stabsoffiziers, daß vor der Glacis in Paris drei Regimenter zu einem gemacht wurden und dieses nicht stärker wurde, als ein Bataillon.

Digitized by Google

sich verschossen und waren von ihren Reserve-Parks abgeschnitten. Maemont kannte entweder nicht seinen Vortheil, oder er wollte ihn nicht kennen; er schikte einen Unterhändler an den Fürsten Schwarzenberg und erklärte sich unter Bedingungen zum Abzuge bereit. Eine Uebereinkunft wurde geschlossen, nach welcher sich die beiden Marschälle am folgenden Tage zurückzogen und Paris den Verbündeten räumten.

Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zogen am 30. in die Hauptstadt Frankreichs ein, durch die Vorstadt St. Martin, die nördlichen Boulevards, die Königsstraße und über den Platz Ludwigs XV. Auf den elisäischen Feldern stellte sich das Heer auf. Schon in den letzten Tagen des März hatten die Freunde des alten Königshauses thätig gearbeitet; am 28. theilte man heimlich weiße Cocarden aus; ein Volkshaufe versuchte es, eine Bildsäule des Kaisers zu zerstören, selbst unter den Fenstern der Kaiserin stießen Menschen aus der untersten Hefe des Pöbels Drohungen aus.

Marie Louise reisete, nachdem Tages vorher die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie sich entfernt hatten, nicht einen vollen Tag vor dem Einzug der Verbündeten nach Blois ab. Alsbald regte sich der Geist der Reaction: denn nachdem auch an diesem Tage nebst dem Schatze des Kaisers die Minister und viele andere Staatsbeamte, selbst der Befehlshaber der Nationalgarde, sich entfernt hatten, wurden die Gährungen bedeutend. Eine Anzahl junger Leute versammelte sich bewaffnet auf dem Platz Ludwig XV. und schwuren sich auf der Stelle, wo Ludwig XVI. gestorben war, Treue zur Wiedereinsetzung der Bourbonen; sie schmückten sich mit weißen Cokarden und zogen mit weißen Fahnen unter dem Geschrei: Es lebe der König! durch die Straßen. Diese Züge mehrten sich. Man las Proclamationen gegen den Kaiser vor, stürzte die Adler, und stellte die Lilien auf und sang Lieder zu Ehren des Königs.

Der Fürst von Benevent, Talleyrand*), schon lange ein Feind des Kaisers, war den einziehenden Monarchen entgegengeeilt und suchte nun, eine Staatsveränderung zu bewirken. Am 1. April, Nachmittags 3 Uhr, berief er den Erhaltungssenat zu einer ausserordentlichen Sitzung**), forderte die Senatoren auf, das Vaterland zu retten, und vermochte sie, eine provisorische Regierung, eine Regentschaft zu ernennen. Er selbst wurde zum Präsidenten derselben, der Herzog von Dalberg, die Grafen Jaucourt und Beurnonville und der Baron Montesquiou zu Mitgliedern erwählt. Talleyrand machte ihnen sogleich den Antrag, eine neue Verfassung zu entwerfen.

Auch der Generalrath des Seinedepartements und die Municipalität der Stadt versammelten sich auf des nämlichen Mannes Anstiften am 1. April, und noch an demselben Tage erschien eine Proclamation der beiden Versammlungen, worin sie den Kaiser Napoleon des Mißbrauches seiner Gewalt beschuldigten, ihren Haß gegen denselben aussprachen, erklärten, die Waffen Europas forderten Paris auf, seiner Regierung ein Ende zu machen, kündigten ihm den Gehorsam auf und äusserten den Wunsch, das Haus der Bourbonen in Ludwig XVIII. wieder hergestellt zu sehen.

Um 9 Uhr Abends den 2. April, des folgenden Tages, versammelten sich die Senatoren unter dem Vorsitz Barthelemy's zum zweitin Male und faßten den Beschluß, Napoleon und seine Nachkommen des Kaiserthrones zu entsetzen. Der Beschluß wurde der Regentschaft bekannt gemacht, und nachdem er der Prüfung eines Ausschusses übergeben worden war, am 3. April bestätigt.

Die Beweggründe hierzu fand man in eigenmächtiger Erhebung von Steuern, der Vertagung des gesetzgebenden Körpers, in eigenmächtig angefangenen Kriegen, in widerrechtlichen Hinrichtungen, in der drückenden Censur und andern scheinbar wichtigen Dingen.

Die provisorische Regierung machte mit diesem Senatsbeschluß zugleich die Berufung Ludwigs XVIII. bekannt, entließ den größten Theil des Heeres seiner Pflicht gegen den Kaiser und schickte die Conscribirten in ihre Heimath. Während dieser Vorgänge stand Napoleon mit seinem Heere in Fontainebleau. Schon mehrere Wochen vorher, als er die für ihn drückenden Bedingungen von Chatillon verworfen, hatte er den Gedanken geäußert, freiwillig zu entsagen und die Bourbonen wieder auf den Thron zu setzen, allein er hatte die Veränderung für Frankreich nachtheilig gehalten.

Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß seit der Unfälle seines Heeres am Ende Februar und im März viele seiner Feldherrn an ihm zweifelhaft geworden waren; er wußte aber auch, mit welcher unerschütterlichen Treue die übrigen Offiziere an ihm hingen. Der Gedanke, nach Paris zu ziehen und dorten ein Seitenstück zu Moskau zu liefern, schreckte ihn, weil der Brand dieser Stadt alsdann ihm würde aufgebürdet worden seyn. Gegen den Süden vorzudringen, war unnütz, und nur der eine Ausweg blieb übrig, den Krieg in die Länge zu ziehen, die Verbündeten zu ermüden, das Volk zu bewaffnen und den Fremden einen Rückzug, wie der 1792, zu bereiten. Die Schrecken des Bürgerkrieges aber und die Noth des Volkes, mit der Geißel der Verzweiflung getrieben, erstickten diesen Gedanken. Napoleon suchte einen Ausweg und sandte den Herzog von Vicenza an Alexander, mit dem Anerbieten, die Bedingungen von Chatillon anzunehmen. Es wurde verworfen, denn gewaltig hatte sich seit der Zeit die Lage der Dinge geändert. Indessen ereigneten sich Dinge von der höchsten Wichtigkeit. Unter den Vertrautesten des Kaisers fanden sich Männer, die ihn verriethen.

Am 4. April hielt Napoleon in Fontainebleau große Heerschau über die Truppen. Ein trefflicher Geist beseelte dieselben, ein allgemeiner Freudenruf begrüßte den Kaiser und sie zeigten sich mehr als je bereit, seine Befehle zu vollziehen. Während der Musterung redeten die Marschälle von den Vorfällen in Paris; der Kaiser achtete nicht darauf. Später trat der Marschall Ney in des Kaisers Gemach und übergab ihm das „Journal de Paris," welches die Vorfälle enthielt. „Sie sind verloren Sire! — schrie der rauhe Lefebre. Sie haben den Rath Ihrer Freunde nicht gehört. Der Senat hat Ihre Absetzung beschlossen!" Napoleon schien überrascht, jedoch entschlossen, sein Recht mit der Schärfe des Schwertes geltend zu machen. Da umlagerten ihn seine alten Waffengefährten, die Marschälle, sprachen von der Rettung Frankreichs und von der Unmöglichkeit, sich gegen die Uebermacht zu halten, und wußten, mehr für sich, als für ihren Gebieter sorgend, dessen Entschluß zu erschüttern!

Es war ein schwerer Kampf, welchen der große Mann zu kämpfen hatte. Doch er überwand sich selbst, um Frankreich nicht bluten zu lassen, und schrieb Folgendes: „Da die alliirten Mächte erklärt haben, der Kaiser Napoleon sey das einzige Hinderniß gegen die Herstellung des Friedens in Europa; so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Schwure treu, daß er bereit sey, dem Throne zu entsagen, selbst Frankreich und das Leben zu verlassen für das Wohl Frankreichs, unbeschadet der Rechte seines Sohnes, der Regentschaft der Kaiserin und der Gesetze des Reiches.

Geschehen in unserem Pallaste zu Fontainebleau, am 4. April 1814. Napoleon." (Forts. f.)

*) Napoleon hatte ihm bei seiner Abreise aus Paris nicht getraut. Ein Minister verbürgte sich für ihn. „Ich fürchte, daß Sie es bereuen werden!" sagte Napoleon.

**) Wer gab ihm das Recht dazu? Er war Vicegroßwahlherr und hatte nicht einmal das Präsidium in dem Senate, das er sich anmaßte.

Digitized by Google

Aus einer alten Mönchsrede.

Wertheste Anwesende!

Erlauben Sie, daß ich die Räder meiner Beredsamkeit einschmiere mit dem Oele sinnreicher, schön in einander fließender Bilder, und einen Text wähle, welchen einst der tiefgelehrte Pater Cornelio über einen Dudelsack setzte:

Im Leben wechselt Alles schnell!
So muß durch Druck und Zwingen
Ein altes dürres Ziegenfell
Mit süßem Laut erklingen! —

Ist unser Leben gespickt mit dem Specke des Wohlergehens, ist das Gewand unserer Hoffnung gefüttert mit dem glänzenden, wärmenden Parchent der Lustdarkeit, so daß die Sehnsucht nach dem Glücke und die Erlangung desselben wie ein Paar zusammengekoppelter Ackerpferde den sehr zerbrechlichen Wagen unseres Zustandes ohne Rumpeln fortschleppen können, so wird der Luftball des Herzens mit dem Winde der Freude erfüllt und die Pfeife unseres Mundes läßt ein lustiges Stückchen erschallen. Doch:

Im Leben wechselt Alles schnell! —

Wie bald zereißen die Geiersklauen des Mißgeschicks den von Vergnügen erfüllten Luftsack; wie bald kollert die Kugel unseres Glücks gewaltsam in den Pfuhl des Kummers, so daß die Gewänder der Hoffnung häßlich besudelt werden! Wie oft wachen wir auf mit der Fackel der Fröhlichkeit und gehen zu Bette mit der schwachleuchtenden Lampe der Sorge! und ob wir auch bei dem kalten Hauche der Mißstimmung die Nachtmütze des Gleichmuths über unser kummervolles Haupt ziehen, so bedeckt sie nicht die Nacht in uns und die Klagen dringen doch zu unsern Ohren.

Ja so ist es! Kreuz, Jammer und Elend, das sind die drei Windhunde des Schicksals, womit der Mensch immerdar gehetzt und gejagt wird, und sobald wir aus der Kasematte des mütterlichen Leibes in den Mörser des Lebens, in die Bastille dieser Welt geworfen werden, lassen wir auch schon in dem Vocalconcert unseres Mundes einen Angsttriller nach dem andern fahren, da laufen auch schon die Thränen aus den Dacheinnen unserer Augen wie die Tropfen von der Aloe. Je mehr das zähe Leben der Jugend in den bald schwindenden Jahren wie ein dehnbares Leder über den Leisten der Erfahrung gespannt wird, desto mehr wird der glänzende Pelzausschlag des Daseyns, das Vergnügen von den Motten der Unruhe zerfressen, das Druckwerk des Kummers zwingt die Schleusen unserer Augen zum Thränenerguß; das Echo des Herzens, die Sprache, gewöhnt sich zum Seufzen und von der Mautrommel unserer Lippen hört man das Gesumme der Klage. Und wenn wir uns nun lange genug im Feuer der Bosheit haben drehen lassen, wie ein Braten am Spieße, so kommt der grimmige Koch des Todes — meyne die Krankheit — er wirft uns in den Kessel des Grabes und legt uns der Würmer-Republik zur Speise vor, welche dann an uns mit demselben Appetit speiset, wie ein alter Bettler am Freitisch. Was ist also unser Leben? — Ein langsames Zubereiten zur Speise der unterirdischen Creaturen, ein Haus aus Luftsteinen und Lehmpatzen, mit einem baufälligen Strohdach, welches bei dem geringsten Winde der Widerwärtigkeit abgedeckt wird.

Was ist der Mensch? Eine Wetterfahne, die stets bewegt ist von den stumblasenden Backen des Fatums; ein eingesperrtes Rephuhn, dem der Oberforstmeister des Himmels, der Tod, täglich die Mordflinte vorhält; eine alte Tonne, die auf dem Meere des Daseyns hin und her getrieben wird; ein im Schweiße des Angesichts, in der Hitze der Mühseligkeit bereiteter Schmorbraten, den die Zähne des Todes zermalmen. Wie sollte nun nicht der Mensch auf Erden einem vom Schicksal gefaßten und gequetschten Dudelsack gleichen, und warum sollte folgende Inschrift nicht auf ihn anwendbar seyn:

Der Mensch muß hier sein Päckchen Jammer tragen,
Des Schicksals harter Druck, sein grauses Zwingen,
Läßt bald von schmerzerfüllter Brust, vom ausgeleerten Magen
Ein jammerheulend Trauerlied erklingen!

Ueber Nachtfröste.

Es gibt Täuschungen, denen wir uns immer wieder von Neuem hingeben, so oft wir sie auch als solche erkannt haben. Zu diesen Täuschungen gehört die, daß wie die Vorboten des Frühlings, jene milden Tage, in denen die Natur aus dem Winterschlafe plötzlich zu erwachen scheint, für den Anfang des Frühlings selbst halten. Mag man auch dann die Warnung hören, „eine Schwalbe macht noch keinen Sommer," wer wird im gegenwärtigen Genusse dann denken, daß er vorübergeht. Die Aufgabe des Meteorologen wäre es nun, die Nothwendigkeit solcher wiederkehrenden Kälteperioden nachzuweisen, oder wenigstens die Erfahrungen über ihr Vorhandenseyn festzustellen. In dieser Beziehung tritt uns aber eine Schwierigkeit entgegen. Bekanntlich sucht man in der Beweglichkeit der atmosphärischen Verhältnisse dadurch einen sichern Anhaltspunkt, daß man aus einer langen Reihe von Beobachtungen mittlere Werthe berechnet, indem man voraussetzt, daß die Natur, so weiten Spielraum sie sich auch gestattet, in ihren scheinbaren Willkühr doch ein gewisses Maaß nicht überschreitet. Da aber der Anfang jener abwechselnden wärmeren und kälteren Perioden nicht an einen bestimmten Tag gebunden scheint, so kann durch Aufheben des Entgegengesetzten in der mittleren Wärmezunahme nach dem Sommer hin eine Regelmäßigkeit sich zeigen, welche für jeden einzelnen Fall nicht stattfindet. Auch ist eine so allmählige Zunahme an sich wenig wahrscheinlich. Während nemlich ein eisiger Winter die nördlichen Gegenden noch fesselt, steiget sich in den südlichen bereits die Sonnenwärme zu einer bedeutenden Intensität. Die stark erwärmte Luft derselben kann nicht lange dem Andrange der kalten Luft jener widerstehen; es entsteht ein desto empfindlicherer Zugwind, je lebhafter die vorhergegangene Wärmeentwickelung war. Wenn sich kalte und warme feuchte Luft mischen, tritt eine Trübung ein, wie wir sie am deutlichsten an der kleinen Wolke sehen, die wir bei jedem Ausathmen in kalter Luft vor unserem Munde bilden. Hat aber die kalte Luft die warme verdrängt, so ist kein Material zum Niederschlag mehr vorhanden; nach dem Regen, mit welchem der kältere Wind anfing, tritt daher eine plötzliche Aufhellung des Himmels hervor, deswegen so gefährlich, weil bei heiterem Himmel und ruhiger Luft der Boden in der Nacht sich stärker abkühlt als die Luft, so daß, wenn die Wärme derselben auch mehrere Grade über dem Nullpunkt bleibt, doch ein Nachtfrost möglich ist. Wenn man auf das mögliche Eintreten einer Erscheinung vorbereitet ist, so werden die Wirkungen derselben uns nicht unvorbereitet treffen. Die Folgen so plötzlicher Temperaturabnahmen sind für den menschlichen Körper oft die Quelle der gefährlichsten Krankheiten, für die Vegetation hingegen die Vernichtung eines Blüthenreichthums, der die ergiebigste Frucht hoffen ließ. Da kalte Luft schwerer ist als warme, so steigt das Barometer, wenn warme Winde durch kalte verdrängt werden. Dies Verdrängtwerden südlicher Winde durch nördliche geschieht aber in der Regel so, daß dem südwestlichen Winde, unserem eigentlichen Regenwinde, ein westlicher, diesem ein nördlicher und dann ein nordöstlicher folgt, der mit einer Windstille schließt. Man kann daher mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf neue eintretende Kälte im Frühling rechnen, wenn nach Regen mit West bei schnell steigendem Barometer der Wind rasch Nord wird. Ist der eindringende nördliche Wind so kalt, daß er die Luft wirklich bis unter dem Gefrierpunkt abkühlt, so kann man der erstarrenden Vegetation freilich nicht zu Hülfe kommen. Da aber die häufigsten Nacht-

Digitized by Google

[illegible] eine lokale Erkältung des Bodens bei heiterer, ruhiger Luft eintreten, — eine Erscheinung, welche bei bedecktem Himmel sich nicht zeigt, wo Boden und Luft immer gleich warm sind, so kommt es nur darauf an, eine künstliche Trübung hervorzubringen. Die Eingebornen von Ober-Peru, welche die hohen Felsen von Cosco bewohnen, sind mehr als ein anderes Volk der Gefahr ausgesetzt, ihre Erndten durch die Nachtfröste zu verlieren. Wie schon aus den Commentarios reales del Peru des Gracilaso de la Voca hervorgeht, hatten die Incas bemerkt, daß es nur friere, wenn der Himmel heiter und die Luft ruhig sey. Sie geriethen daher auf den Gedanken, ihre Felder durch Erzeugung künstlicher Wolken gegen die Kälte der Nacht zu schützen. Ließ die Nacht einen Frost voraussehen, d. h. funkelten die Sterne lebhaft und war die Luft wenig bewegt, so setzten sie feuchtes Stroh oder Dünger in Brand, um Rauch zu erzeugen und dadurch die durchsichtige Atmosphäre zu trüben. Bei einer ruhigen Luft ist das leicht, bei einer stark bewegten aber nicht nöthig, da denn die Gefahr eines Nachtfrostes nicht vorhanden ist. Da auch Plinius den Rauch als Schutzmittel gegen die Kälte empfiehlt, so scheint eine Verpflanzung des amerikanischen Schutzmittels auf europäischem Boden Erfolg zu versprechen. Auch hat man dies Mittel in Weinbergen schon seit längerer Zeit mit Erfolg angewendet. Doch scheint es bisher noch so wenig Eingang gefunden zu haben, daß darauf aufmerksam zu machen nicht ganz unnöthig seyn möchte. Durch die Berücksichtigung des Barometers und der Windfahne wird man sich dabei unnöthige Vorsichtsmaßregeln ersparen.

Empfindsame Naturbriefe aus der Brühl an ein Fräulein in der Stadt.

Von M. G. Saphir.

(Im Auszug.)

Theuerste Ernestel!

Da sitz' ich denn! — Das ist alles Empfindsame, meine edle Freundin, das ich Ihnen von meinem beinahe vierzehntägigen Aufenthalte in der Brühl sagen kann. — Da sitz' ich denn! — Nun, ist das auch nicht empfindsam, so ist es doch empfindlich! Die Natur scheint in diesem Jahre den Mai in April geschickt zu haben, dafür kommt uns der April mit seiner Nässe und Kälte im Mai über den Hals, und der Mai läßt sich, bitterböse, gar nicht mehr sehen. Ich bitte Sie, schicken sie mir doch gelegentlich mit dem Mödlinger Boten eines ihrer Augen heraus, damit ich einmal wieder einen klaren blauen Himmel sehe. Wahrscheinlich werden Sie mir das linke schicken, denn ich weis, daß Sie kein rechtes Auge für mich haben! Die Natur ist aber heuer auch ganz unverschämt. Da läßt sie einen Poeten aus der Residenz Bälle, Concerte, Theater, Promenaden, Fenster u. s. w. verlassen, um ihr mit einem Herzen, auf welchem ganze Berge von lyrischer Begeisterung und ein wahres Alpdrücken von Frühlingsliedern liegt, entgegen zu kommen, und sie, die Langschläferin, das ungezogene Kind, liegt noch in den nassen Wolken-Windeln, und hat noch die Schnee-Papillotten in den Baumlocken, und heizt ihr grünes Schlafzimmer nicht ein Mal ein Bischen ein, so daß das Frühlings-Lieder-Queckstilber in meinem poetischen Barometer von der Blutwärme zum Gefrierpunct fiel! Jammerschade! Denken Sie sich, meine Theuerste, zwei Sonette sind mir halb erfroren. . . . . .

Aber nicht nur meine Sonette, sondern auch die grünen Erbsen sollen erfroren seyn; das ist gewiß noch mehr Schade, denn Sonette kann ich mir andere machen, aber grüne Erbsen kann ich nicht machen; wahrhaftig nicht, ohne Bescheidenheit. — Vor der Hand ist es also mit den empfindsamen Naturbriefen und mit der beabsichtigten romantischen Beschreibung der Brühl noch nichts. Wenn es trockner wird, sollen Sie mehr Briefe bekommen; freuen Sie sich auf diese Trockenheit!"

Jubelfeier.*)

Am 17. Mai beging der Professor und Rektor der von Witzlebenschen Klosterschule zu Rosleben (Reg. Bezirk Merseburg), Benedikt Wilhelm, das fünfzigjährige Jubiläum seines Amtes, dem er von 1786—1800, als Konrektor, dann als Rektor vorgestanden hatte. In gnädigster Anerkennung einer so langen Dienstthätigkeit hatte Se. Majestät der König geruht, dem Jubilar die Schleife zum Rothen Adler-Orden dritter Klasse zu verleihen, das Königliche Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten und das Provinzial-Schul-Kollegium zu Magdeburg ließen durch ihren Abgeordneten, Konsistorialrath Matthias, Glückwünschungs-Schreiben übergeben; nicht minder schön und theilnehmend war das Schreiben des dermaligen Chefs des k. Sächs. Ministeriums des Unterrichts, Herrn von Lindenau, welches durch den anwesenden Kreis-Direktor von Falkkenstein aus Leipzig, einem ehemaligen Schüler des Jubilars, überreicht wurde. Von der theologischen Fakultät der Universität Königsberg erhielt der Jubilar die theologische, von der philosophischen Fakultät der Universität Halle durch den Geh. Hofrath Gruber die philosophische Doktorwürde, außerdem mehrere Gedichte, Geschenke, Glückwünschungs-Schreiben und der Feier dieses Tages gewidmete Schriften, wie vom Professor D. Niemeyer in Halle über „einige Mängel der jetzigen Gymnasial-Verfassung," und vom Professor Jacob in Pforta eine lateinische Abhandlung philologischen Inhalts. Eben so hatte der sehr verdiente Erb-Administrator von Rosleben, Geh. Regierungs-Rath von Witzleben, nebst den dermaligen Lehrern und Schülern der Anstalt dem Jubilar werthvolle Beweise der Liebe und Verehrung dargebracht. Die ehemahligen Schüler des Jubilars aber hatten schon seit längerer Zeit alle Anstalten zur würdigen Feier dieses Festes getroffen. Es waren an 120 derselben aus verschiedenen Theilen des Preußischen Staates, aus dem Königreich Sachsen, aus den Sächsischen Herzogthümern und andern Gegenden an diesem Tage in Rosleben angelangt und übergaben ihrem ehemaligen Lehrer eine von Angelica Facius in Weimar gravirte und in Dresden geprägte, goldene Medaille mit dem sehr ähnlichen Bildnisse des Jubelgreises, ein gedrucktes Album aller sowohl lebenden als verstorbenen Schüler desselben und ein vom Professor Weber in Weimar verfaßtes Fest-Programm. Nach Beendigung dieser Feierlichkeiten versammelten sich die Anwesenden zu einem Festmahle, an dem über 200 Personen Theil nahmen, und bei welchem der Jubilar den Toast auf das Wohl Sr. Maj. des Königs ausbrachte. Ein Ball beschloß die Feier dieses Tages.

*) Die Nachricht von dem Amts-Jubiläum des ersten Professors und Rektors an der Klosterschule zu Rosleben, im Regierungsbezirk von Merseburg, Herrn Benedikt Wilhelm, welche der Sammler seinen Lesern hier mittheilt, wird diesen um so interessanter seyn, da der Jubilaus, als gebohrner Augsburger, noch bei Vielen, die ihn gekannt, in einem eben so freundlichen Andenken steht, wie er dieses selbst, mit Liebe und Dank in weiter Entfernung seiner Vaterstadt bewahrt. Es sind nun fünfzig Jahre verflossen, seit welchen er noch während dem Laufe seiner Studien auf der Universität Leipzig, unter sehr vielen Bewerbern um diese Stelle, den Ruf zum Conrektor an benanntem Institute erhielt, und sich allmählig bis zu dem jetzt von ihm begleitenden Grade emporschwang. Schon vor einigen Jahren wurde Herr Professor Wilhelm wegen seiner Verdienste, von Sr. Majestät dem Könige von Preußen mit dem rothen Adler-Orden dritter Klasse geschmückt und die Beweise einer allgemeinen theilnehmenden Verehrung, welche ihm bei der Feier seiner fünfzigjährigen Amtsführung von allen Seiten entgegen kamen, sind wohl die unverdächtigsten Zeugen der ehrenvollsten Anerkennung des vielen Guten, das er in seinem Berufe gewirkt.

Möge nun der vierundsiebenzigjährige Jubelkreis noch lange sich der schönen Früchte seines Wirkens erfreuen, und ihm ein ungetrübter Lebensabend strahlen!

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 23. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Wichtige Tage aus Napoleons Leben.

V.

Sobald ein Sekretair die Erklärung abgeschrieben hatte, erhielt Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, den Auftrag, sie nach Paris zu überbringen; die Marschälle Ney und Macdonald wurden ihm beigegeben, um gemeinschaftlich mit den Verbündeten zu unterhandeln. Ruhig erwartete Napoleon den Ausgang. Da erschien in der nächsten Nacht der Obrist Gourgaud mit der Nachricht, der Marschall Marmont habe mit dem Feinde unterhandelt, verrätherischer Weise seinen Posten verlassen und Fontainebleau dem Feinde preisgegeben. Tief erschüttert schwieg der Kaiser, setzte sich nieder und sagte, wie im Selbstgespräche: „Der Undankbare! Er wird unglücklicher seyn, als ich!" — Nochmals faßte er den Gedanken, sein und Frankreichs Schicksal in der Feldschlacht zu entscheiden. „Wege, welche den Kouvieren verschlossen sind, öffnen sich vor 50,000 Mann," sagte er, und hatte sogar den Gedanken, sich nach Italien zu werfen. Alle jüngere Generäle traten, hoher Begeisterung voll, ihm Arm und Leben an; die Marschälle aber sprachen von Ruhe. „Ruhe wollt Ihr?" versetzte er — „Ihr sollt sie haben! Ach! Ihr wißt nicht, wie viel Kummer und Gefahren Euer auf den Daunenbetten warten!"

Bei diesen Worten setzte er sich nieder und schrieb, ähnlich, wie früher:

„Da die verbündeten Mächte verkündigt haben, daß der Kaiser das einzige Hinderniß zum Frieden Europa's sey, so erklärt der Kaiser, seinem Eide getreu, daß er für sich und seine Kinder auf die Krone Frankreichs und Italiens verzichte, und daß es kein Opfer gibt, selbst das des Lebens nicht, das er für Frankreichs Wohl zu bringen bereit ist."

Als Caulaincourt den Bevollmächtigten der Verbündeten diese Erklärung des Kaisers übergab, wurden sogleich die Feindseligkeiten eingestellt. Man unterhandelte nun über die Bedingungen der Entsagung. Anfangs sollte Corfu oder Corsika ihm als unabhängige Residenz übergeben werden; endlich entschied man für Elba. Es wurden ihm alle Titel und Ehren zugesichert, der Kaiserin und ihrem Sohne wurde ein Staat in Italien angewiesen; dem Kaiser und allen Gliedern seiner Familie wurden die nöthigen Einkünfte ausgesetzt.

Während hierüber in Paris unterhandelt wurde, verlangte Napoleon von Caulaincourt die früher gegebene Erklärung zurück, weil er, der in der Welt lange der Erste gewesen war, es für ehrenrührig hielt, daß man um seinen Unterhalt berathschlage.

„Wozu soll ein Vertrag," sagte er — „da man das Wohl Frankreichs nicht mit mir unterhandeln will. Von dem Augenblick an, wo nur von meiner Person die Rede ist, braucht kein Vertrag gemacht zu werden. Ich bin überwunden und weiche dem Waffenglücke. Ich verlange nur, nicht kriegsgefangen zu seyn, und — dazu ist ein einfaches Cartel genug!"

Vergebens bemühte sich jedoch Caulaincourt, jenes Papier zurückzuerhalten; schon war der Vertrag aufgesetzt, und es blieb dem von innern und äussern Feinden bewachten Kaiser nichts übrig, als zu unterzeichnen, was seine Bevollmächtigten am 11. April in Paris abgeschlossen hatten.

Ein tiefer Ernst lagerte sich jetzt auf seine starke Seele; er sprach nun von vergangenen Jahrhunderten und von Männern, die in der Vorzeit ihr Leben dem Vaterlande geopfert hatten, so daß seine Freunde wegen der Zukunft besorgt wurden, und der Mamluck Rustan auf eines Kammerdieners Rath die Pistolen entfernte. In der Nacht vom 11=12*) legte sich der Kaiser um 11 Uhr zu Bette. Er schlief jedoch nicht, sondern stand bald wieder auf, und sein in dem Vorzimmer liegender Kammerdiener sah deutlich, daß er etwas in eine Tasse that, es umrührte, trank und sich wieder legte. Bald darauf hörte er den Kaiser rufen und eilte, auf dessen Befehl den Minister Caulaincourt zu holen. Als dieser um 1 Uhr erschien, reichte ihm Napoleon ein Portefeuille mit Briefen und dem Bildniß der Kaiserin, befahl ihm, dieses zu bewahren, schenkte ihm sein Bildniß und diktirte ihm einige Anordnungen. Plötzlich stockte der Kaiser, der Minister sah, wie sein Gesicht sich veränderte, und wollte Hülfe holen; der Kaiser hielt ihn aber fest: und sagte: „Wenn Sie mein Freund sind, hindern Sie meinen Tod nicht und rufen auch keine Zeugen."

Er schlief ein; heftige Zuckungen bewegten seinen Körper, und ein fürchterliches Erbrechen folgte, indem ein kalter Schweiß seinen Körper bedeckte. Drei Viertelstunden dauerte dieser Todeskampf. Das Erbrechen ließ nach, die steif gewordenen Glieder des Kaisers wurden wieder beweglich, er kam zu sich, richtete sich im Bette auf und sagte: „Es ist vorbei! Der Tod will mich nicht!" Jetzt erlaubte er dem Herzog von Vicenza, einen Kammerdiener zu rufen. Dieser benutzte die Gelegenheit, nach dem Leibchirurg Yvan zu schicken und auch den Großmarschall Berthier, so wie den Oberhofmeister, Grafen Turenne, in das Gemach des Kaisers zu bescheiden. Als Yvan eintrat, befahl ihm der Kaiser mit Heftigkeit, er solle ihm einen Trank reichen. Der Arzt, über diese Forderung bestürzt, verließ schnell das Zimmer, eilte die Stiegen hinab, fand in dem Hofe ein an das Gitter gebundenes Pferd, schwang sich darauf und jagte davon.

Am anderen Morgen versuchte der Kaiser, aufzustehen; aber die Beine versagten ihm den Dienst; seine Glieder waren wie zerschlagen; sein Gesicht eingefallen; seine Farbe graugelb; seine Augen lagen ausdruckslos tief in den Höhlen. Nach einigen Stunden jedoch gewann er wieder Kräfte, stieg um 11 Uhr auf und kleidete sich an; sein Geist zeigte die gewöhnliche Stärke; er ließ sich den Vertrag vom 11. April vorlegen und unterzeichnete ihn.**) Mit dieser Unterschrift war das Schicksal Napoleons

*) So erzählt Norvin in seinen Zeitgenossen. Fain in seinem Manuscript von 1814 gibt 12—13 an.

**) Das Gift, welches Napoleon genommen hatte, war Opium, mit einem fremden Zusatz. Zur Zeit des republikanischen Terro-

Digitized by Google

und seiner Familie entschieden; die Kaiserin und ihr Sohn kamen in den Schutz Oestreichs; die Kaiserin Mutter und der Kardinal Fesch gingen über Orleans nach Rom; der ehemalige König von Holland nach der Schweitz, die gewesene Königin von Spanien und Westphalen schickten sich zu derselben Reise an. Für Napoleon selbst wurde die Abreise nach Elba auf den 20. April bestimmt, wohin ihn Kommissäre der hohen Verbündeten, wie man sagte, als Schutzwachen begleiten sollten. Zurückgezogen, als Privatmann, lebte Napoleon im Innern des Schlosses, wo er die bittere Erfahrung machen mußte, daß die Großwürdenträger, die er erhoben hatte, nicht einmal kamen, um von ihm Abschied zu nehmen. „Laßt sie! — sprach er zu seinen wenigen Getreuen — Sie wollen sich an der neuen Sonne wärmen!" — Am schmerzlichsten war es ihm, daß in der Nacht vom 19. — 20. April sein Mamluck Rustan und sein Kammerdiener Constant, dem er viel Vertrauen geschenkt hatte, entwichen. Doch was auch der Undank an ihm sündigte, er erlebte neben vielen Zeugnissen wahrhaft religiöser Treue eins, das ihn über den Wankelmuth verächtlicher Seelen trösten konnte.

Es war am 20. April um Mittagszeit, als die Wagen, welche ihn und sein Gefolge aufnehmen sollten, in dem Hofe des Schimmels an der Treppe des Hufeisens vorfuhren. Die alte Garde stand unter dem Gewehr. Als er um 1 Uhr sein Gemach verließ, fand er auf dem Gang die Männer, welche ihm in seinem Unglück treu geblieben waren, meistens jüngere Offiziere, keine Marschälle, von älteren Dienern nur den Herzog von Bassano, den Baron Fain und wenige Andere.

Er reichte jedem die Hand, stieg tief bewegt die Treppe herab, ging durch die Wagenreihe durch und trat vor die Garde. Eine feierliche Stille herrschte. „Soldaten meiner alten Garde!" — sprach er — „Ich sage euch Lebewohl! Seit 20 Jahren habe ich Euch nur auf dem Wege der Ehre und des Ruhmes gefunden: In dieser letzten Zeit, wie in der unseres Glückes, habt Ihr nie aufgehört, Muster der Tapferkeit und der Treue zu seyn. Mit Männern, wie ihr, war unsere Sache nicht verloren; aber der Krieg wäre ohne Ende gewesen, ein Bürgerkrieg, und Frankreich nur unglücklich. Darum habe ich mein Wohl dem des Vaterlandes aufgeopfert. Ich gehe; Ihr, meine Freunde, dienet Frankreich ferner. Sein Glück war mein einziger Gedanke; es wird immer der Gegenstand meiner Wünsche seyn. Beklaget mein Schicksal nicht; ich werde mich überleben, um noch Eurem Ruhme zu dienen. Ich will die großen Thaten beschreiben, die wir gemeinschaftlich ausgeführt haben. — Lebt wohl! meine Kinder! Alle möchte ich Euch an mein Herz drücken! So will ich wenigstens Eure Fahne umarmen!" —

Der General Petit ergriff den Adler der Grenadiere und neigte ihn vor dem Kaiser. Bewegt schloß dieser den General in seine Arme und bedeckte den Adler mit Küssen. — Niemand mehr sollte das geheiligte Zeichen berühren; mit einem Hammer wurde es zerschlagen. — Gesammelt sprach der Kaiser weiter: „Noch ein Mal, mit Gott, meine alten Gefährten! Möge dieser Kuß in Eure Herzen übergehen!" Er schweigt; man hört nur das Schluchzen der dürftigen Krieger; noch einen Blick, und er wendet sich rasch nach dem Wagen. Da lösen sich die Reihen der Soldaten auf; sie vertreten ihm den Weg, sie umringen ihn; sie küssen seine Hände, seinen Degen, seinen Rock. „Sire," wir lassen Sie nicht; wir wollen mit Ihnen gehen!" rufen tausend Stimmen. „Da sah man kein Auge thränenleer. Selbst die Kommissäre der hohen Verbündeten waren tief erschüttert. Denn, wenn ein Volk seinen Fürsten beweint, so muß man ihm glauben." —

Die ganze Garde wollte mit nach Elba ziehen; es wurde jedoch nur 400 Mann diese Ehre gestattet. Sie wurden durch das Loos bestimmt. Auch auf dem Wege nach Elba erfuhr Napoleon die unzweideutigsten Beweise von treuer Liebe im Unglück, und nur wenige seiner Feinde sollen sich durch pöbelhaftes Betragen geschändet haben.

Empfindsame Naturbriefe aus der Brühl an ein Fräulein in der Stadt.

Von M. G. Saphir.

(Fortsetzung.)

Holde Ereslela!

Gestern Nachts baute sich endlich das erste, reine Sternengewölbe über die grüne Jaspisschale der Brühl auf und lehnte sich feierlich auf die ringsumstehenden Bergpfeiler.

So eine Sommernacht im Freien ist doch nichts, als ein schlafender Tag, der fortträumend von seinen lauen Lüften und von seiner in Millionen Sterne zerflückten Sonne aus dem Schlafe spricht. Eine stille, heilige Sommernacht ist der fromme Tod des langen Tages; die Dämmerung ist der lange Abschiedskuß, den der rosige Mund des Tages der blassen Lippe der Nacht gibt, und nachher deckt die Natur dem sterbenden Tage das Auge zu, und der Tag liegt noch lange nach seinem Tode auf dem Paradebette der hohen Gebirge, und neben ihm brennen still und feierlich die Abendroth-Candelabee, und hinterher kommt die schwarzausgeschlagene Trauerkutsche der Nacht, in welcher wir alle mit wehmüthiger Empfindung dem Verblichenen nachsehen.

Euch Städterinnen, meine liebe Ereslela, geht es mit den Tagen, wie mit den Menschen, Ihr seht keinen in die Welt kommen, keinen aus der Welt gehen. Ich bin überzeugt, meine edle Freundin, Sie glauben gewiß, der Tag käme gleich als Mittag auf die Welt, und um 6 Uhr Abends, glauben Sie, ginge er mit Ihnen ins Theater, und da verlieren Sie ihn aus den Augen bis er am andern Mittag, wenn Sie Toilette gemacht haben, wieder zu Ihnen ins Zimmer tritt!

Ich weiß gar nicht, wie ein Fräulein aus der Stadt je die Dreistigkeit hat, zu sagen: „Das ist ein schöner Tag!" oder: „Ich hab' einen traurigen Tag verlebt!" Sie wissen ja gar nicht, was eigentlich ein Tag ist, und wie lang er ist. Bei ihren Tagen und bei den Liebhabern kümmern sie sich um den Kopf am allerwenigsten; und im Grunde sind doch Tage, Menschen und Spargel gleich, der Kopf ist bei allen dreien das Beste, das Edelste.

Sagen Sie mir aufrichtig, liebste Ereslela, haben Sie schon einmal in ihrem Leben zu Jemanden „guten Morgen" gesagt, ohne über diese Heucheley, die sie dem erwachsenen Tage machten, zu erröthen?

Ich habe Winter und Sommer Ihre Fenster beobachtet, — es war gerade wie ich mich mit Leidenschaft auf Astronomie legte und die Sterne beobachtete — aber ihre Fensterverhänge sind permanente Morgen-Schirme; Ihre Vorhänge öffnen sich, wie die Diamantenpflanze (Messembrianthemum crystallinum), erst gegen zehn Uhr, ja manchmal wie die Malven erst gegen die Mittagsstunde den Sonnenstrahlen!

Kommen Sie doch einmal heraus in das grüne Kabinet der Natur, und genießen Sie einmal an der Stelle Ihres altgebackenen Morgens, einen frischen, neugebackenen Morgen, wie er eben aus dem glühenden Ofen Auroras kommt, das ist ein erquickendes Frühstück.

Ich muß lachen, wenn ich daran denke, daß ich jetzt Mittag esse, wenn Sie vielleicht erst frühstücken! Die Menschen haben das Sprichwort: „Morgenstunde hat Gold im Munde" reformirt, und: „Mittagsstunde hat Frühstück im Munde" daraus gemacht.

---

rismus hatte Cabanis diese Mischung erfunden, um sich und seine Freunde vor der Guillotine zu schützen. Mit derselben hatte sich Condorcet vergiftet. Napoleon hatte sich das Pulver von Pwan in Rußland machen lassen und seit der Zeit bei sich getragen, wodurch es wahrscheinlich seine Kraft verloren hatte.

Digitized by Google

Das Frühstück ist das Präludiren auf den Magen-Saiten, und die erste Liebe des Hungers.

Im ganzen menschlichen Leben sind es nur die Frühstücke, die genießbar sind. Der Morgen ist das Frühstück des Tages; die Jugend ist das Frühstück des Daseyns; der Abend ist das Frühstück der Nacht; der Frühling ist das Frühstück der erwachenden Natur; die Liebe ist das Frühstück der Empfindung, und das ganze irdische Seyn ist nur das Frühstück des ewigen Seyns!

Der Mensch bringt sein Angesicht und seine Serviette faltenlos zum Frühstück, aber falteneich zum Abendbrod mit. Beim Frühstück steht die Tageszeit wie eine hoffnungsvolle Braut vor uns, beim Abendbrod steht sie als eine böse, geschiedene Ehefrau hinter uns!

Kommen Sie also, meine edle Freundin, und frühstücken Sie einmal in der Frühe!

Versuchen Sie es, vierundzwanzig Stunden mit sich allein in der Natur zu seyn, fürchten Sie weder sich, noch die Natur, noch die Langeweile.

Langeweile! Langeweile ist ein Gespenst, welches die klugen Leute für die dummen erfunden haben, damit sich diese untereinander unentbehrlich seyn sollen. Bei einem Menschen, der sich nicht fürchtet mit seinem Geiste und mit seinem Gewissen allein zu seyn, bei dem hält es die Langeweile vor lauter Langeweile nicht aus. Ich langeweile mich nur da, wo ich in großer Gesellschaft allein bin, aber nie, wenn ich allein bin. Jeder Mensch, der über Langeweile klagt, begeht eine Sünde an dem heiligen Geist und an seinem Geist. Das Geständniß der Langeweile ist nichts, als das Geständniß, daß Gott uns die Gabe des Denkens gegeben hat und wir wissen Sie nicht zu gebrauchen, daß Gott uns die Natur geschenkt hat und wir finden keinen Schlüssel, sie aufzuschließen!

Der Mensch, der in der Natur, inmitten der schaffenden Werkstätte des unendlichen, unbegreiflichen, in tausend Blumen- und Blüthenräthseln uns beschäftigenden Urgeistes, Langeweile haben kann, der ist kein guter Mensch und kein denkender Mensch; und verdient sich mit seines gleichen die Langweile zu vertreiben! —

Bringen Sie mir einen mondhellen Abend hier zu in dem Redoutensaale der Schöpfung, in dem Soirée-dansant der Sterne, und betrachten Sie diesen Reigen, den der glänzende Mond anführet, und zu welchem die Abendwinde und Zephire die Sehnsuchtswalzer auf den Blätter-Klappenflöten von Millionen Bäumen spielen, und es wird Sie doch eine Empfindung überwältigen, als wenn der duftendste aller Tänzer in dem rauschendsten Redowa mit Ihnen durch die erleuchtenden Säle hinwirbelt.

Sehen Sie nur die Sterne an; wissen Sie, warum Sie so rein und unbefleckt sind? Weil sie nicht herunterkommen zu uns Menschen, und weil wir nicht hinauf können zu ihnen, darum erhalten sie sich so lange in ihrer ursprünglichen Reinheit!

Und ist denn der Mensch, trotz dieser Entfernung, nicht dennoch geneigt, den Sternen alles Böse nachzusagen? Sagt er nicht, wenn durch eigene Schuld ihn ein Unglück trifft: „Das hat mein Unstern gemacht?!" — „Das war mein böser Stern!" — Es gibt keinen Unstern und keinen bösen Stern; aber die Lust der Menschen, alle Schuld von sich abwälzen, lästert selbst die Sterne, und dichtet den reinen Lichtern Gottes, Bosheit an.

Der Himmel duldet keine bösen Sterne in der nur der unendlichen Güte gewölbten Veste des Himmels, und gibt es hie und da Sterne, die bestimmt sind, Unheil anzurichten, die werden herabgeschickt, und in den Himmel solcher Augen versetzt, wie die Ihrigen, holde Ereftela; da richten sie Unheil genug an als Unsterne für alle, die zu tief in diesen Himmel schauen.

Apropos! wissen Sie schon, daß der Rabenwieth zwei Esel zum Vergnügen des Publikums angeschafft hat, auf welchen man bequem die Berge besteigen kann? Einer ist schwarz, wie das böse Gewissen, und der andere grau, wie die Theorie. Es ist erstaunlich, was so ein Esel bergan für sichern Schritt hält in die Höhe zu kommen, nur herunter wollen sie nicht; ja, jeder Esel ist in seinem Fache kein Esel.

Wenn Sie, schöne Ereftela, heraus kommen, werden Sie sich von der Existenz dieser zwei Esel selbst überzeugen, so wie auch von der Ihres ergebensten Dieners. (Wiener Theaterzeitung.)

Aus dem Werke des Generals v. Bismark über die russische Kriegsmacht.

General Graf v. Bismark wurde im November 1834 in Berlin, wo er als königl. würtembergischer Gesandter anwesend war, von dem Kaiser Nikolaus nach St. Petersburg eingeladen, und trat am 1. Juni 1835 seine Reise nach dieser Hauptstadt an, wo er am 11. Juni eintraf. Am 16. Juni waren die Chevaliergarde und die Garde zu Pferd auf dem Platze der semenofskischen Gardekaserne zum Exerziren unter dem persönlichen Befehle des Kaisers ausgerückt. Der Kaiser hatte dem Grafen Bismark ausdrücklich bemerkt, wie es seine Absicht sey, ihm die Elementarbewegungen des, nach den Grundsätzen der Ideentaktik neu entworfenen Exerzierreglements der Reiterei zu zeigen. „Der Kaiser Nikolaus — sagt der Verfasser — ist ein geborner Kavalleriegeneral, und hat das entscheidende Moment oder Prinzip der Taktik der Reiterei in seinem Genius gefunden. Dieses entscheidende Moment ist die Kolonne.... Der Kaiser manövrirte beide Regimenter mit einer Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, daß ich in Verlegenheit war, was ich höher stellen sollte: die Art, wie er den Befehl gab, das heißt, mit der Stimme kommandirte, oder die Art, wie die Regimenter den Befehl vollführten. Dabei hat der Kaiser ein wunderschönes, vollklingendes Kommandowort, und ein so seltenes Gedächtniß, das er z. B. die Signale, welche der ihn begleitende Trompeter blasen soll, nicht benennt, nicht z. B. Marsch, Trab, Galopp befiehlt, sondern das Signal selbst vorsingt. Bedenkt man, daß ein Monarch von einem Reiche, größer als Europa, mit 56 Millionen Einwohnern, der dabei alle Kabinete im Auge behält, nicht nur die Reglements der Truppen, sowohl der See- als Landmacht, sondern sogar die Signale derselben im Gedächtnisse hat, so grenzt dieses an das Wunderbare. Ja selbst das preussische Reglement kennt der Kaiser, denn er kommandirte 1834 in Berlin das sechste Kürassierregiment, das seinen Namen trägt, selbst, und ebenfalls mit der Stimme.... Seit vielen, beinahe zwanzig Jahren des Anblicks alter Soldaten entwohnt, da wir in Deutschland nur noch Soldaten von kurzer Dienstzeit haben, fühlte mein Kriegerherz Entzücken bei dem Anblicke so schöner Regimenter, die in ihrer Haltung — Folge einer langen Dienstzeit — mit ihren männlich-schönen, ernsten Gesichtern und ihrem aufmerksamen Auge, das sich durch nichts zerstreuen läßt, das ächte kriegerische Ansehen haben, und jenes heilige Feuer verrathen, welches eine Bürgschaft ihrer Thaten ist. An die permanenten Armeen reihen sich große Gedanken und Folgerungen. Hat das barbarische Zeitalter nicht durch sie sein Ende gefunden? Ist die Civilisation nicht mit den stehenden Heeren nationalisirt worden? Und haben die Industrie, der freie Verkehr, die Wissenschaften, die Künste, ja die Freiheit selbst, nicht den Schutz einer imposanten bewaffneten Macht nöthig, um sich ungezwungen entwickeln zu können? Stehende Heere sind die Basis des socialen Lebens der Völker, und die Garantie ihrer Ehre und National-Unabhängigkeit." Die nähern Angaben über ein großes Manöver, welches in den Umgebungen von Zarskoje-Selo am 18. und 19. Juni Statt fand, werden dem denkenden Militär großes Interesse erwecken.

Digitized by Google

Pot-Pourri.

Medicinisches.

Die medicinisch-botanische Gesellschaft in London hat dem Dr. Rousseau in Paris für seine Entdeckung, daß die Stechpalme (ilex) das beste Mittel gegen Fieber sey, und selbst da helfe, wo die Chinarinde vergeblich angewendet worden sey, die silberne Medaille zuerkannt. — Ein Arzt zu Gent, Hr. de Coninck, dagegen will in der Wurzel des Apfelbaumes ein wirksames Mittel gegen das Fieber gefunden haben; die dortige Medizinal-Kommission läßt in den Hospitälern Versuche damit anstellen.

Heilung des Blasensteins.

Es ist die wichtige Beobachtung gemacht worden, daß das Wasser der Heilquelle bei Recoaro, bei längerem Gebrauche, den Blasenstein zermalme, ohne daß man zu gewaltsamen Mitteln zu schreiten brauche. Ein Mann aus Tyrol, nahe an 70 Jahre alt, ist erst im verflossenen Jahre durch das Trinken jenes berühmten Brunnens von Steinbeschwerden frei geworden, indem der lästige Körper stückweise von ihm abging. Der geschickte Arzt, Guberniatrath Dr. Brera, hat über dieses Ergebniß eine Denkschrift bekannt gemacht, durch welche es ausser Zweifel gestellt erscheint.

Weiße und farbige lederne Handschuhe zu reinigen.

Hierzu sind 1) abgerahmte süße Milch, 2) ein Stück weiße Seife, und 3) ein kleiner Schwamm erforderlich. Man taucht den Schwamm an einem Ende in die Milch, und reibt demnach etwas über das Stückchen Seife. Den Handschuh, welcher gereinigt werden soll, zieht die Person an, und fährt nun ganz sachte mit dem genäßten Schwamme über die unreinen Stellen. Sobald diese erscheinen, geht man weiter, und so fort, bis der Handschuh ganz rein ist. Von Zeit zu Zeit wird der Schwamm ausgedrückt, und wieder Milch und Seife aufgenommen, was besonders bei weißen Handschuhen zu empfehlen ist.

Man läßt sie nun trocknen, und zieht sie dann, (weil sie ohne diese Manipulation ein schlechtes Ansehen erhalten und scheinbar verdorben sind), leise nach allen Richtungen hin und her u. s. w. Man bedient sich auch zum Ausziehen der Finger eines kleinen Stecks, welchen man in dieselben einsteckt, was jedoch nicht durchaus nöthig ist.

Auf diese Weise erhalten die Handschuhe ihre frühere Farbe und Geschmeidigkeit, und das Ganze erfordert keine halbe Stunde Zeit.

Dieses Reinigen kann mehrmals wiederholt werden, vorausgesetzt daß die Handschuhe durch den Gebrauch nicht schon zu sehr abgenutzt worden sind.

Hunde-Treue.

Die „Rhein- und Mosel-Zeitung„ gibt folgenden interessanten Beitrag zur Naturgeschichte der Hunde: „Zu Luh, unweit der Mosel, schon lange bei den Jagdliebhabern durch die treffliche Race von Hunden, welche dort gezogen werden, berühmt, starb unlängst der Schöffe Wilhelm Christmann. Sein treuer, an die Kette gelegter Jagdhund riß sich in der Nacht los, eilte zum Kirchhof, sprang mit der langen eisernen Kette am Halse über die ziemlich hohe Kirchhofsmauer, und fing an, das Grab seines verstorbenen Herrn, welches er höchst merkwürdiger Weise, ohne bei der Beerdigung zugegen gewesen zu seyn, ausfindig gemacht, mit solcher Kraft aufzuscharren, daß man ihn des Morgens aus einer bedeutenden Vertiefung hervorzog, um ihn wieder an die Kette zu legen. Doch ihm gelang es abermals, sich bei Nacht loszureißen, mit Staunen fand man ihn des Morgens am Sarge seines Herrn, bis zu welchem er sich diesmal durchgescharrt. An einem dritten Morgen war er wieder von der Kette verschwunden; auf dem Kirchhofe, wo man ihn suchte, fand man ihn jetzt nicht, sondern nur, daß das Grab des Schöffen wieder zum Theil aufgescharrt war. Bald darauf hörte man, daß ein benachbarter Förster einen herrenlosen Hund, weil er in der Hegezeit gejagt, erschossen und bei näherer Untersuchung gefunden habe, daß es leider der große schwarze Jagdhund des verstorbenen Schöffen zu Luh sey, welchen des letztern Familie dem dortigen Pfarrer nicht für den angebotenen Preis von 18 Fr. hatte überlassen wollen. Wahrscheinlich hatte sich ein Wild in der letzten Nacht dem Kirchhofe zu sehr genähert; des Hundes Trauer und Treue war überwältigt worden und er war so vom Grabe weg dem Wilde nachgeeilt.“

Merkwürdiger Taufschein.

Von dem Maire einer Gemeinde im franz. Departement der Goldküsten wurde neulich einer Erbschaft wegen, der Geburtsschein eines längst verstorbenen verlangt. Der gewissenhafte Beamte befürchtete, ein Falsum zu begehen, wenn er den Taufschein wörtlich abschreibe, in welchem Personen, die längst nicht mehr am Leben sind, als lebend aufgeführt werden. Er setzte demnach bei dem Namen eines Jeden das Wort: verstorben (défunt), hinzu, und der Taufschein lautet nun: Ich unterzeichneter verstorbener Pierre Robin, Pfarrer des Kirchensprengels N. N., habe heute, am 2. April 1700, Mittags, an dem verstorbenen Jacques Turbin, der gestern aus der rechtmäßigen Ehe des verstorbenen Antoine Turpin, Ackersmanns, und der verstorbenen Nicolle Jacquin geboren wurde, die heilige Taufe vorgenommen. Er hatte zum Pathen den verstorbenen Jacques Villette, Taglöhner, und zur Pathin die verstorbene Katharine Fromont, beide aus dieser Pfarrei, welche mit mir, dem verstorbenen Pfarrer unterzeichnet haben.“ Dieses seltsame Aktenstück wurde dem Unterpräfekten des ersten Bezirks im genannten Departement zur Legalisirung vorgelegt.

Wie ein Frauenzimmer seyn soll.

Aus einer gedruckten Predigt des Pfarrers Spörer zu Rechenberg im Fränkischen 1720:

„Das Frauenzimmer lieb ich von Natur, wenn es schön, galant, complaisant, honett, sauber aufgeputzt, wie ein schönes Pferd, da weiß ich schon, wie sie zu respektiren seyen, die recht haushalten können, dem Manne Alles an den Augen absehen, was er will, ha! da lacht das Herz, wenn der Mann heimkommt, und einen solch liebenswürdigen Engel antrifft, der ihn mit den schneeweißen Händchen empfähet, küsset, herzet, ein Brätlein und Salätlein auf den Tisch trägt, und sich zu ihm hinsetzet und spricht: Engel, wo will er heruntergeschnitten haben? und was dergleichen honig- und zuckersüße Sachen mehr sind.

Wann aber einen hoschi, hoschi, roschi, einen Rumpelkasten, ein altes Reibeisen, einen Zeidelbär, eine Haderkatz, ein Marterfell im Haus hat, die immer brummt: mum, mum, mum, die eine Thür zu-, die andere aufschlägt, die im Schloot mit der Ofengabel hinausfährt, und wieder auf den Herd herunterplumpst, die ein Gesicht wie ein Nest voller Eulen macht, die lauter Suppen aus dem Höllentopfe anrichtet, und was des Teufelszeug mehr ist, die lieb' ich nicht; der Teufel mag sie lieben.“

Anekdoten-Gallerie.

Ein Fürst lobte in einem Kloster den köstlichen, ihm vorgesetzten Wein. Der Prälat antwortete selbstgefällig: „O Ihro Durchlaucht! für gute Freunde haben wir ihn noch besser.“

Ein fremder Fürst befand sich mit seiner Gemahlin in Berlin, wo die Letztere erkrankte. Der Prinz ließ den berühmten Heim rufen. „Kourieren Sie die Prinzessin“, rief der Fürst dem eintretenden Arzte entgegen, „das wird Ihnen Ruf verschaffen.“ — „Wenn ich den nicht schon besäße, wäre ich nicht hier“, erwiederte Heim kurzweg.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 24. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

ATHENE.

Allegorische Dichtung
zur
Feier der höchsterfreulichen Anwesenheit
Seiner Majestät
des
KÖNIGS OTTO I.
VON GRIECHENLAND
in der
Gesellschaft des Frohsinns zu München.
Am 8. Juni 1836.

Gedichtet von **Dr. Seb. Daxenberger.**
Gesprochen von Fräulein **Therese Sagne.**

PROLOG.

(Musik. Athene teilt aus einem Wolkenhimmel hervor, der sich allmählich in helle Nebelschleier auflöst. Im Hintergrunde wird die Stadt Athen mit der Akropolis, fernerscheinend, sichtbar. Athene spricht:)

Ich bin Athene, Zeus' des Ew'gen Tochter,
Und steige von dem hohen Parthenon
Herab. Des Friedens, nicht des Krieges Göttin
Erschein' ich hier: nicht Pallas nennt mich jetzt!
Ich folgte Dir, o König! Dich umschweben
Unsichtbar meine leichtbeschwingten Schritte,
Magst Du das Meer durchschiffen, grüner Inseln
Schutzreiches Land, Hesperien durchziehen,
Das einst mit Griechenland den Himmel theilte,
Magst Du die deutsche liebevolle Heimat,
Die Dich entbehrte, freudig wiedersehn.
Ich folge Dir, Dich schützt mein Götterschild:
Verlieh'n vom Vater deckt Dich die Aegide,
Seitdem Du schiedest vom Hellenenstrand,
Wo Sehnsucht baut die lodernden Altäre,
Des Volkes Fleh'n für Dich zum Himmel steigt. —
Denn was ist theurer, als des Herrschers Schutz,
Der, wie der Morgenthau auf trock'nes Land
Herniederfällt, erfrischt, belebt, verjünget,
Den Oelbaum pflanzt und goldne Saaten streut? —
Gebrochen waren meine Heiligthümer,
Zerfall'ner Städte Reste sah ich nur,
Verbrannt und schattenlos die weichen Triften,
Wo einst des Sonnen-Gottes Heerde ging,
Nur Frevel in des heil'gen Meeres Buchten,
Mein Volk in Knechtschaft! Ach, des Himmels Fluch
Schien Hellas tiefgebeuget zu erliegen! —
Doch es erwacht; vorüber sind die Leiden!
Der Lenz tritt wieder in sein altes Recht,
Es grünet die Natur, die Saaten reifen,
Zur vollen Frucht gedeiht die zarte Blüthe.
Zur Frucht, die fernhin ausgesendet wird.
Gesetz und Ordnung sind das Zauberwort
Für Tempel und für kunstbewohnte Städte,
Sie sind die Schwingen edler Wissenschaft.
Gesetz und Ordnung führest Du herauf,
O König! edler Sprosse des Erzeugers,
Der meines Volkes glüh'nde Wunde hat
Zuerst gefühlt, und meiner Kinder Blut
Mit des Gesanges süßem Strome weihte;
Dem ich noch jüngst mit dankerfülltem Blicke
Sah unter Hellas' Säulentrümmern wandeln,
Wo Sparta stand, wo Missolunghi fiel,
Wo einst entzückt die Musen sich umschlangen;
Den ich selbst bis in jenes Reich geführt,
Wo die Erinn'rung über Troja schwebet.
O laß mich jetzt vor Deinem Aug' enthüllen
Ein Bild der Zukunft und der schönern Zeit,
Die Du dem neuen Vaterland bereitest,
Gleich der, da noch Homer's Gesänge lebten,
Und Sophokles entzückte mein Athen.
Es mag darauf die Freudenthräne fallen,
Die jetzt aus zarter Frauen Auge quillt,
Wenn sie den Sohn, den theuren Sohn erblicken
Zurückgegeben in der Mutter Arm,
Dem liebevollen, königlichen Herzen,
Das nicht verschmäht, auch auf dem Fürstenthron
Mit menschlich — sanfter Rührung laut zu schlagen! —
Ich scheide jetzt; in die Unsichtbarkeit
Tret' ich zurück. O Herr! vernimm den Ruf
Der Huldigung von Hellas' fernen Küsten
Im Bild der Zukunft das sich zeigen soll.
Er mischt sich gern zum Jubel eines Volkes,
In dessen Mitte Deine Jugend blühte,
Und das Dich immer mit Entzücken schaut.
Sie sah'n Dich geh'n: Du hast an diesem Orte
Vernommen ihre treuen Abschiedsworte;
Sie sah'n Dich kommen: laß o Königssohn!
Ein heit'res Bild sich naten Deinem Thron!

Sowie der Prolog gesprochen, tritt Athene in die Wolken zurück. Die Scene verwandelt sich. Man erblickt S. M. **König Otto's** neuen Palast zu Athen in materisch-üppiger Landschaft, von attischen Gebirgen umgeben. Zu beiden Seiten nehmen die Bühne plastische Gruppen ein, welche das Wiedererwachen der Kunst und Wissenschaft, der Ordnung und Wohlfahrt im Staate, Schifffahrt, Handel und Gewerbe, und den Segen der Nationaltugenden versinnlichen. Ueber dem hellenischen Königsbau erhebt sich die Sonne. In ihr entwickelt sich S. M **König Otto's** Namenszug. Bald umschlingen ihn auch die erhabenen Züge S. M des **Königs Ludwig von Bayern,** des Ersten aller Philhellenen, und I. M der **Königin Therese.** Ein Kreis von Sternen vereinigt das Symbol der gesammten königlichen Familie.

Digitized by Google

Ueber die Jahreszahl 1836.

(Allg. Zeitung.)

Von Kellerberg an der Drau, 9. April Allgemein interessante und nützliche Winke und Berichte aus dem größern, ewigen und unverletzlichen Gebiete der metaphysischen Weltordnung dürften wohl jederzeit — vorzüglich aber seitdem die Nachrichten aus der unglücklichen pyrenäischen Halbinsel den menschenfreundlichen Leser nach jedenfalls dienlichem Unterricht, doch nur beklemmen und bekümmern, nicht ergötzen, nicht befriedigen können — nur zu den willkommenen Mitgaben und Varietäten Ihres Länder-verknüpfenden Welt-Blattes gehören. Ist dieses nicht der Fall, so werden doch unter Ihren vielen Lesern wenigstens diejenigen, welche in der Mathematik durchaus keine zufällige und keine zwecklose Merkwürdigkeit gelten lassen, und welche aus dieser Ursache an den (bereits im „Sammler" Nro. 8. und 9. aufgeführten) Sonderbarkeiten der Jahreszahl 1836 etwa nur sehr beschränktes Interesse fanden, hier nicht ungern über die eigentliche Beschaffenheit jener arithmetischen Curiosität, über ihre erstaunliche Ausdehnung und über ihren vielleicht noch sehr unbekannten und doch so einfachen und natürlichen Grund einen tauglichen Fingerzeig finden.

Versucht man es, wie von 1836 (laut jenem Artikel) so auch überhaupt von irgend einer andern jener von 1809 bis 1899 zehnmal eintreffenden 9theiligen Zahlen, z. B. 1872, 1845, u. dergl., die beiden ersten, oder die beiden letzten oder auch alle Ziffern zusammen zu zählen, die Summe ist immer 9, und zwar in den 2 ersten Fällen sogleich 9, in dem letztern Fall vorerst 18, welche Ziffern zusammen ebenfalls 9 machen. Multipliciren mag man nicht blos, wie in gedachtem Artikel geschah, 1836 mit 9, sondern eben so gut auch eine jede beliebige, wie nur immer beschaffene, kleine oder große, gerade oder ungerade Zahl mit jeder beliebigen 9fachen Zahl ohne Unterschied und ohne Gränzen, — die zusammengezählten Ziffern des Produktes machen endlich jedenfalls 9, gleichviel ob die Neunfachheit wie hier, im Multiplikator oder im Multiplikandus oder in beiden vorhanden gewesen sey. — Dividiren aber läßt sich gleichfalls 1836 nicht nur durch 4 (wie im Artikel), sondern eben so gut auch durch gar sehr viel andere große und kleine Zahlen, so z. B. in meister Nähe von 4, auch durch 2, 3, 6 u. a., ohne in den addirten Ziffern des Quotienten jemals etwas anderes darbieten zu können, als 9. Kurz, die bei jeder Addition oder Multiplikation 9theiliger Zahlen ganz ausnahmslos und unbedingt hervortretende Eigenschaft oder Fähigkeit derselben zur Herstellung der platonischen 9 zeigt sich obwohl bedingt und nur mit abweichend tauglichen Divisoren, immerhin aber in außerordentlichem Maaße auch bei ihren Divisionen, trotz dem, daß sich jede Division nur ganz umkehrend oder zerstörend zur Multiplikation verhält, und daß demzufolge gerade die, sonst an und für sich und abgesehen von fraglicher Aufgabe aller geeignetesten Divisoren, nemlich die zum 9fachen Dividendus durchaus aliquote 9, ihre Wurzel 3, dann die nächst verwandte und rationale 6 aus dieser Ursache ihre meiste Tauglichkeit für den gegenwärtigen Fall wieder verlieren. Jedenfalls ganz allgemein und ohne mögliche Ausnahme bewähren sich die 2 Gesetze:

1stes: Daß jede in 9 zersezbare Zahl, nemlich 18, 27 36, 45 und so fort ohn' Ende, in ihren addirten Ziffern nur 9 darstellen kann, indem die Summe der Kapacitäten unsers numerischen Alphabets 1 bis 9 in den zusammengezählten Ziffern auch nur 9 darstellt.

2tes: Daß jede möglich andere, d. i. in 9 nicht zersezbare Zahl nicht nur nie auf solche Weise 9 oder ähnlich-nothwendiger Weise den reflektiven eigenen Faktor, sondern immer nur jene jeweilige höchste Ziffer (aus der letzten Addition ihrer Ziffern) hervorgehen läßt, welche sie nach Abzug ihrer sämmtlichen 9 noch erübrigt. Z. B. 1837, wodurch 1836 zu Erlangung abermaliger 9 Einheiten den ersten Schritt thut, beurkundet denselben getreu durch Addition ihrer Ziffern, welche zuerst 19, dann 10, dann 1 machen.

So gibt 1838, die um 2 Einheiten zu 9 vorschritt, zuerst 20 dann 2; so 1,8,3,9 = 2,1 = 3 und 1,8,4,0 = 1,3 = 4 u. s. w. Auf diese Art sieht man auch schnell, ob eine Zahl 9fach ist, oder wie viel dazu noch abgehe. Gesellt man die 9 zu geringern ebenfalls simplen Primzahlen, als 8, 7, u. s. w., so treten dieselben nach obigem Gesez gleichfals durch bloße Addition der Ziffern, immer unausbleiblich ans Licht, z. B.:

1 + 9 = 10 in der Ziffern-Addition = 1
2 + 9 = 11 — detto detto = 2
8 + 9 = 17 — detto detto = 8,

und so geht also gar keiner Zahl oder Ziffer durch ihr bloßes Dazutreten zu der vollkommensten und gewaltigsten und gleichsam eben darum anspruchlosesten Zahl 9 der eigenthümliche Charakter oder irgend ein Theil des eigenen und geringeren Gehaltes verloren; im Gegentheil überläßt die 9 gutwillig und gastfrei jedem neuen noch zu ihrer Höhe nicht gediehenen Ankömmling so lang ihre eigene Stelle, bis er mit ihr selbst gleichbedeutend geworden ist. Nothwendig anders verhält es sich bei der Multiplikation als thätigen Einschreitung der 9 selbst; die neue Zahl oder das Produkt besteht dann aus bloßen Wiederholungen des Grundfaktors 9 oder aus vervielfachten Exemplaren desselben, welche auch bei der größten Ziffern-Menge, durch Addition nie mehr und nie weniger als das ursprüngliche Eine Exemplar wieder herstellen können. Als Divisor behauptet die 9 vor allen andern Zahlen auch in so fern entschiedenen Vorzug, als, während gerade Zahlen nie in ungerade, die 5 aber und alle aus ihr zusammengesetzten Divisoren in gar keine Dividenden rein aufgehen, die nicht gleichfalls mit 5 oder mit 0 enden, die 9 hingegen sich unter billigen und geziemenden Bedingungen gänzlich in jede andere Ziffer füget und vollkommen auflöset, und zwar bei der zu ihr ganz aliquoten 3 und nächst homogenen 6 schon wo diese Ziffern 3fältig erscheinen, nemlich in 333 und 666; bei den übrigen Ziffern aber so bald sie 9fältig vorkommen.

Anderer minder erheblichen Vorzüge der Musen-Zahl 9 nicht zu gedenken, dürften zu ihrem Lobe schon die hier aufgeführten und der Umstand hinreichen, daß sie dem bisher mehr gerühmten als befolgten, und doch der ganzen rechnenden Welt zu Ersparung an ihrem ganz unersezlichen (Zeit-) Kapital so hülfreichen, und darum für das jetzige stets emsiger und konsequenter kalkulirende Zeitalter so empfehlenswerthen, übrigens so alten und angebornen Decimal- oder Zehnfinger-System nicht nur ganz konkordant, sondern in mehr als einer Beziehung ganz unentbehrlich ist; das Neuere in ihrer Hinsicht oder bisher zufällig Unbemerkteste und für Rechner und Nichtrechner Interessanteste möchte indeß dieses seyn: daß wie gesagt, alle in ihren addirten Ziffern auf 9 zusammenschmelzende Zahlen jederzeit und nothwendig 9theilige sind, und umgekehrt; während alle andern Zahlen, kraft eben dieser Addition eben so regelmäßig und beständig nur ihre höchste, nach Abzug aller Neunheit noch inne habende Ziffer ausweisen. Da übrigens in einem wie im andern Fall die Größe der Zahl durchaus nichts entscheidet, so leidet dadurch diese Erscheinung auch durchaus keine Beschränkung; und so nehme oder denke man sich immerhin eine große Zahl, etwa die Zahl der Kubiklinien des im Bereich unseres mächtigsten Teleskopen liegenden Weltraumes — eine Zahl, zu deren Aufschreibung in Ballen feines Papier von der Größe unserer Erdkugel nur einen unmerklichen Beitrag liefern könnte u. s. w., mache diese Zahl durch Multiplikation noch 9mal größer: die Total Summe ihrer Ziffern ist 9. Füget man aber vor dem Summiren Eins noch dazu, so wird jene monstruöse Zahl in ihren zusammengezählten Ziffern ganz und gar verschwinden: Eins nur wird bleiben.

Digitized by Google

Gretna Green.*)

Gretna Hall, ein sehr anständig aussehender Landgasthof, liegt dicht bei Gretna Green, welches letztere, wie viele Leute wissen werden, ein kleiner ländlicher Flecken, 9 (englische) Meilen von Carlisle, ist. In jenem Hause sind die modernen Eheständs-Angelegenheiten der höheren Klassen in den letzteren Jahren betrieben worden, und hierhin werden alle nachfragenden Reisenden ohne Weiteres gewiesen; auch weiset ein bemaltes Schild den Liebenden und Reisenden den Weg nach dem „Green" auf einem breiten, geraden Fahrwege, welcher zur Thüre des Hauses führt. Dieses neue Haus besitzt bedeutende Vorzüge vor dem alten: es ist ein behaglicher Aufenthalt, während das andere mehr einem gewöhnlichen Bierhause ähnlich sah, wie man sie mit den Schilden zum „lustigen Matrosen" oder „zu den drei Tölpeln" wohl in unsern Seestädten findet. Der Geistliche ist nicht allein Geistlicher, sondern auch Gastwirth, und vereinigt beide Qualitäten in einer Person. Er ist zu allen Zeiten sogleich bei der Hand, und wenn er einmal da, gehörig vorbereitet und im Stande, seine Obliegenheit zu verrichten. Er ist ein schlanker, blonder, sehr wohl aussehender Mann, von etwa 40 Jahren, von einnehmendem Wesen, sanft und ehrerbietig in seinem Benehmen, und ohne daß er das äussere Ansehen eines Würdenträgers der Kirche hätte, wohl der Mann, der einer furchtsamen Braut Muth einsprechen kann. Als ich ihn sah, war er wie ein anständiger Laie oder Pachter gekleidet, und trug einen ländlichen Anzug, das heißt, einen reinlichen, wohlerhaltenen, hellfarbigen, manchesternen Jagdrock und weite Jagdbeinkleider. Er hat einen Stellvertreter an seinem Sohne. Jede Heirath wird regelmäßig in ein dazu gehaltenes Buch ein-, und nach einigen Monaten in ein förmliches Register übergetragen, aber nur das Register dem neugierigen Fremden vorgezeigt. Das Haus ist, wenn gleich behaglich, doch nur von mäßiger Größe; die Zimmer sind sehr reinlich, doch eher wohnlich als geräumig zu nennen. Alles, was Liebende nur verlangen können, finden sie hier, namentlich einen kleinen Garten, der mit seinen blumigen Partieen einen der Kalypso würdigen, einsamen Aufenthalt bildet, und die Lauben, welche alle selbst für Geisteraugen undurchdringlich seyn würden, sind von der Art, daß selbst die bedenklichste Rosamunde sie, wenn sie einen passenden Liebhaber fände, der sie begleitete, darüber nicht würde beklagen können.**) (Nach neuern Nachrichten soll der bisherige Bewohner von Gretna Hall vor Kurzem verstorben, und das Geschäft der Ehestiftung auf seinen Sohn übergegangen seyn.)

*) Aus dem neuesten Werke des Kapitän Sir G. Head, dem man die geistreiche und launige Beschreibung der nassauischen Bäder zu verdanken hat, die unter dem Titel: bubbles from the Brunnens of Nassau, schon mehrere Auflagen erlebte.

**) Die Legende von dem „fair Rosamund's bower" ist wohl jedem Freunde der englischen Literatur und Geschichte bekannt.

Pot-Pourri.

Sicherungsmittel gegen das Lebendigbegraben.

Weil die besten polizeilichen Maßregeln das Lebendigbegraben nicht in allen Fällen verhüten können, und die Fantasie manches Menschen von dem allerdings grauenvollen Gedanken diesem Schicksale ausgesetzt zu seyn, bisweilen das ganze Leben hindurch beunruhigt wird, so dürfte es hinlänglich wichtig erscheinen, dem untrüglichen Sicherungsmittel gegen diese Gefahr, welches wir einem der gemeinnützigsten deutschen Blätter entnehmen, die weiteste Verbreitung zu geben.

Pfarrer Beck im Herzogthum Sachsen-Gotha hat vor geraumer Zeit, vermuthlich durch einen vorgekommenen traurigen Fall der Art veranlaßt, folgende einfache Maschine erfunden. In den Deckel des Sarges wird eine Oeffnung von 4 — 5 Zoll im Durchmesser an der Stelle, wo das Haupt ruht, angebracht, und in diese Oeffnung eine 6 Zoll weite Blechröhre von 6 Fuß Länge eingesetzt, aus welcher die an des Beerdigten Finger und Zehen gebundenen schwachen Linnenfäden herausgehen. Mit dieser Vorrichtung versehen, wird der Sarg in die Grube gesenkt, und mit 3 bis 4 Fuß Erde bedeckt. Ueber die am Deckel angebrachte und aus dem Grabe hervorragende Blechröhre wird sodann ein auf 4 Säulchen ruhendes kleines Dach gestellt, unter dem 3 bis 4 kleine Glocken mit einem Wecker angebracht sind, woran die in der Röhre an den Zehen und Fingern hinlaufenden Fäden befestigt werden. Hierdurch wird ganz einfach bewirkt, daß bei der leisesten Bewegung des Scheintodten im Sarge, die Glocken zu zu schellen anfangen und der Wecker so lange an selbe schlägt, bis sein Gewicht abgelaufen ist.

Da dieses Mittel geringe Kosten verursacht, so dürfte es unseres Erachtens, vorzüglich bei jenen Krankheitsformen, Anwendung verdienen, wo der Scheintod sich vermuthen läßt, z. B. beim Starrkrampfe. Es ist aber um so mehr zu empfehlen, als zufolge der Bemerkung des gedachten Blattes, die Leichenhäuser bei gehöriger Aufmerksamkeit wohl das Lebendigbegraben verhüten, nicht aber die durch die Erdwärme erfolgte Wiederbelebung befördern können. Englische Aerzte sollen nämlich die Erfahrung gemacht haben, daß geschwundene Glieder in die Erde eingegraben, sich dadurch wieder neu belebten.

Vorschrift für eine Flüssigkeit zum Bronziren von Medaillen tc. tc.

Man nehme ½ Quentchen flüssiges Ammoniak, eben so viel Salpeter und getrocknetes Kochsalz, ein Quentchen Salmiak, und löse diese Substanzen in 6 Unzen Essig auf. Die Medaillen werden vor dem Auftragen dieser Flüssigkeit sorgfältig gereinigt, und die verschiedenen Nüancen durch wiederholtes Auftragen in mehreren Schichten hervorgebracht.

Luft-Post der Kurs-Spekulanten in London und Paris.

Binnen 20 Stunden ist der Stand der Pariser Börse in London bekannt; aber nicht Allen, sondern nur wenigen Auserwählten. Die Art und Weise dieser Korrespondenz ist noch nicht genau ermittelt; doch hat man in Erfahrung gebracht, daß Pariser Spekulanten eine heimliche telegraphische Korrespondenz, ohne besonders dazu errichtete Gebäude*), bis in die Nähe von Boulogne eingerichtet haben, von da werden die Nachrichten durch Tauben an die englische Küste gebracht, in die Nähe von Folkestone (was über Meer weit sicherer geschehen kann, als über Land), und von hier wieder durch eine heimliche Telegraphen-Linie bis London, wo die Eingeweihten um 2 Uhr Nachmittags erfahren, was sich Tages zuvor an der Pariser Börse ereignet hat, mithin 24 Stunden früher als das Publikum. Dieses wird also offenbar betrogen, während jene Einzelnen sich einen ungeheuren Vortheil zu sichern wissen. Die Veröffentlichung dieser Prozedur wird hoffentlich bald deren Abstellung herbeiführen.

*) Aehnliches ist in Kriegszeiten oft geschehen. Die Dänische Regierung z. B. hatte während des letzten Krieges bewegliche Telegraphen-Linien eingerichtet, indem von Höhr zu Höhe Soldaten postirt wurden, die mit 4 kleinen roth- und weißen Fahnen ihnen selbst unverständliche Zeichen machten.

Englisches Brauwesen.

Die Zeitschrift „das Ausland" enthält Folgendes: Das Bier als Hauptgetränk der Einwohner von Großbritannien, hat

Digitized by Google

stets einen wichtigen Zweig der Landesindustrie gebildet. Der Malzaufschlag allein beträgt fünf Millionen Pfund, und der des Hopfens 410,000 Pfund. 51,273 Acres sind mit Hopfen bebaut; dies macht zu 30 Pfund den Acre 19,200,000 Gulden ungefähr. Man rechnet an 135,000 Licenzen zur Bierbereitung, ohne 13 bis 14,000 Privatleute, welche ermächtigt sind, das Bier zu ihrem eigenen Gebrauch zu brauen. London allein verbraucht 2,000,000 Fässer zu 36 Gallonen. Eine einzige Brauerei liefert fast das Viertel dieser ungeheuren Zahl; sie gehört den Herren Barclay und Perkins. Sie nimmt einen Flächenraum von zehn Acres ein, besitzt 125 Braukessel von 500 bis zu 4000 Fässern Gehalt, und bezahlt alle Jahre 180,000 Pfund Steuer. In dem letzten Jahre producirte sie 380,000 Fässer Bier von verschiedener Gattung.

Der Rettungssack.

Kürzlich wurde zu Limoges in Frankreich ein Versuch mit einem sogenannten Rettungssack für Feuersgefahren unternommen, welcher mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt wurde. Ein elefenmäßiger (55 Schuh langer und verhältnißmäßig breiter) Sack von dichter Leinwand ist an den zwei Endpuncten offen, und mit einem, seiner Länge nach, durch feste Ringe fortlaufenden Stricke versehen, welcher, im Anwendungsfalle, mit dem Sacke selbst eine geneigte Lage annimmt. An der obern Oeffnung hat er einen ringförmigen hölzernen Rahmen, der an jedem Fenster augenblicklich befestigt werden kann, und gleichsam den Schlund eines Ungeheuers bildet. Kaum war bei dem hiermit vorgenommenen Versuche dieser Theil an einem Fenster des dritten Stockwerkes der dortigen Kaserne befestigt worden, als der Leib dieser Riesenschlange eine wellenförmige Bewegung annahm, und in weniger als fünf Minuten eine ganze Kompagnie Sapeurs zu Tage förderte, welche, zur großen Kurzweile der Zuschauer, plötzlich unter diesem jauchzend erschienen. Man wird, Dank dieser Erfindung, nicht mehr besorgen dürfen, zur Nachtzeit von den Flammen überrascht zu werden. Greise, Frauen, Kinder und Kranke, welche bisher bei so furchtbarer Veranlassung keinen Gebrauch von einer Leiter machen konnten, werden nun auf die kürzeste und gefahrloseste Weise in Sicherheit gebracht werden können.

Wunderbares Licht.

Ein Herr Lindsay in London soll ein beständiges elektrisches Licht erfunden haben. Dasselbe soll an Schönheit jedes andere Licht übertreffen, geruchlos seyn, und da die elektrische Materie zum Leuchten keiner Luft bedarf, so kann es in einem verschlossenen Gefäß aufbewahrt werden. Es entzündet sich, ohne angesteckt zu werden, und scheint besonders für Räume, wo Hanf, Flachs, Baumwolle und sonstige sehr leicht Feuer fangende Substanzen sich befinden, anwendbar. Das elektrische Licht kann versandt, und der Apparat dazu in einer gewöhnlichen Büchse verwahrt werden. Die Licht- und Oelhändler, so wie die Gasbeleuchtungskompagnie scheinen demnach einem unausbleiblichen Ruin entgegen zu gehen; sogar die Sonne kann in Ruhestand versetzt werden, wenn Herr Lindsay sein Licht über die ganze Erde leuchten lassen wird!

Der größte Baum.

Man liest in der Reise durch Griechenland des Engländers Quin, daß man in Vostizza eine Platane sieht, welcher ein Alter von wenigstens 2000 Jahren beigelegt wird. Dieser wahrhaft merkwürdige Baum ist der größte in Europa; jeder seiner Zweige gleicht schon einem mächtigen Baume, und nicht selten lagerte zur Zeit des Befreiungskampfes das ganze griechische Heer unter dem Riesenschatten seines grünenden Laubes. Sein Stamm ist hohl, und von einem solchen Umfange, daß er während der Aufstandsepoche häufig zum Staatsgefängniß gebraucht wurde, und bisweilen viele Personen einschloß. Eine Familie von 6 bis 7 Individuen könnte bequem darin untergebracht werden. Die Obrigkeit von Vostizza ließ um den Stamm eine feste Mauer errichten, um diese Merkwürdigkeit vor jeder zufälligen Beschädigung zu verwahren.

Weibliche Schicksale.

Die Lage des weiblichen Geschlechts ist bei unkultivirten Völkern noch immer höchst bejammernswerth, wie dieß auch aus den nachfolgenden Angaben des bekannten Statistikers Balbi hervorgeht: Chardin erzählt, daß die reizendsten Mädchen Mingreliens von 13 bis 18 Jahren keine 20 Thaler, die Weiber dagegen nur 12 Thaler kosten. Eine junge Circassierin wird, wenn sie schön und vorzüglich rothharig ist, mit 17,000 Franken bezahlt. Ein Mädchen unter den Katschiezen kostet 5 bis 50 Schafe oder Ochsen; sie muß eine ausgemachte Schönheit seyn, um deren 100 zu kosten. Bei den Kirgisen ist der gewöhnliche Preis eines heirathsmäßigen Mädchens 50 Pferde, 25 Kühe, 100 Schafe, einige Kameele oder ein Sclave sammt einem Wagen. Ein tunguisches Mädchen kostet von 20 bis 200 Stück Hausvieh; vor fünfzig Jahren kostete ein solches bei ihnen nur 20 Rennthiere. Bei den Samojeden bezahlt man ein Mädchen mit 20 Rennthieren, was auf 100 bis 400 Franken kommt. Ein Ostiakenmädchen kostet 10 bis 100 solche Thiere. Bei den Nogais Neu-Rußlands erkauft der Mann seine Frau gewöhnlich mit einigen Stuten. Herr English, welcher vor einiger Zeit Egypten und Nubien durchreiste, erzählt, daß in der Berberei der gewöhnliche Preis eines von ihm zu heirathenden Mädchens ein Pferd sey. Burckhart meldet, daß die Nubier ihre Frauen von den Eltern der letztern um den gewöhnlichen Preis von 36 türkischen Piastern erkaufen. In der Wüste, so wie in den Dörfern der Marmarika, welche zum Staate von Tripoli gehört, werden die Mädchen jederzeit an ihre Männer verkauft; bei den Aulad-Aly werden sie gegen einige Kühe vertauscht, und selten wird das schönste Beduinenmädchen mit mehr als zwei Kameelen bezahlt.

Die Stadt Newroß in Irland erbietet sich, eine Wette von 100 Pf. St. einzugehen, daß in ihren Mauern die schönste Dame in ganz Irland zu finden sey. Die Wette ist von einem jungen Manne in Newry, der sich den Repräsentanten von neun Damen nennt, angenommen worden; er will, während die andere Partei die ganze Stadt Newroß durchsuchen kann, in einer einzigen Straße von Newry drei Damen finden, von welchen die am wenigsten schöne zu der Dame in Newroß sich doch noch wie eine Lilie neben dem Dorne ausnehmen soll. (Das gibt eine saubere Haus-Untersuchung!)

Anekdoten-Gallerie.

Auf dem Theater in Schweidnitz gastirte dieser Tage ein Herr Kanapée als Karl Ruf in der „Schachmaschine;" mit ihm zugleich ließ sich eine Mad. Stuhl aus Magdeburg als Clavierspielerin hören; nun spielt ein Herr Sesselmann vom Darmstädter-Theater in Berlin und singt den Osmin in „Belmonte und Constanze." Wenn der gute Geschmack in Deutschland jetzt noch nicht Sitz faßt, so ist es um ihn geschehen.

Jemand, der durch Pelkwitz reiste, fragte einen Bürger, ob es dort noch so viele Narren gäbe, als sonst? und dieser versetzte: „Wir haben hier Narren wie an andern Orten, aber die meisten reisen blos durch!"

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 25. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Anton Clemens Theodor, König von Sachsen.

Der seit langer Zeit gefürchtete Tag öffentlicher Trauer ist für Sachsen mit dem 6. Juni, einem Tage gekommen, an welchem vor nunmehr 21 Jahren die anderthalb Millionen, welche unser schönes Vaterland bewohnen, sich zu einem begeisternden Nationalfeste des Dankes und der Liebe rüsteten, zu dem Feste heißersehnter Rückkehr des einst gewaltsam von uns fern gehaltenen unvergeßlichen Friedrich August! —

Sein würdiger, frommer und gütiger Nachfolger, König Anton Clemens Theodor, geboren in Dresden den 27. December 1755, der seit dem 5. Mai 1827 über Sachsen mit so viel Milde, Weisheit und väterlicher Huld herrschte, Er ist nicht mehr! — Nach einem kurzen Krankenlager schied Er den 6. Juni Mittags 12½ Uhr aus einem Leben, dessen 81 Jahre durch eine lange Reihe ungekannter edler Handlungen bezeichnet sind, die, wenn sie auch nicht der Griffel der Geschichte, der unbekümmert um den sittlichen Werth menschlicher Großthaten nur das Imposante und mächtig Hervorragende beachtet, in ihr Buch einträgt, doch in dem Herzen des sächsischen Volkes mit Flammenzügen eingegraben sind. Das Naturgemäße Seines Hintritts kann den tiefen Schmerz nicht mildern, den Sachsen empfinden muß bei dem Verluste eines Monarchen, dem es seine Beruhigung in erregter Zeit und ein Staatsgrundgesetz verdankt, das diesem Lande das Morgenthor einer neuen Zeit geöffnet und damit eine goldene Saat ausgestreut hat, deren segnende Erndten bereits in hohen Aehren emportreiben und des Landes Glück und Wohlfahrt in ferner Zukunft verbürgen. Wahrer Schmerz ist meistens wortarm, möge aber auch eine beredtere Trauer sich mindest nur durch die öffentliche Stimme Solcher aussprechen, die zu einem heitern Andenken an den erhabenen Todten ein reines Bewußtseyn in sich selbst erhalten haben! —

Unser verewigter König war der vierte Sohn des 1763 verstorbenen Churfürsten Friedrich Christian und der geistreichen Tochter Kaiser Karls des Siebenten, Marie Antonie von Bayern. Er wurde von verschiedenen geschickten Lehrern unterrichtet. Ausser der Musik ward auch die Genealogie früh seine Lieblingsbeschäftigung; in jener erwarb er sich so gründliche Kenntnisse, daß er Mehreres componirte, und seine genealogische Kunde konnte nicht selten Zweifel lösen, über welche andere Genealogen nicht Auskunft zu geben wußten. Er war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt; um aber bei der lange unfruchtbaren Ehe des Churfürsten die Fortdauer der albertinischen Linie zu sichern, wurde jener Plan aufgegeben, und der Prinz fand 1781 in der siebenzehnjährigen Prinzessin Marie von Sardinien eine treffliche Gemahlin, die ihm jedoch schon im nächsten Jahre durch den Tod entrissen wurde. Fünf Jahre später vermählte er sich wieder mit der vielseitig gebildeten und edlen Marie Therese, der ältesten Tochter des Kaisers Leopold II. Aus dieser Ehe, die lange kinderlos blieb, gingen vier Kinder hervor, von denen nur zwei, Friedrich August und Maximilian, das Mannesalter erreichten. Die Kinder, mit welchen diese lange Ehe gesegnet wurde, starben in zarter Jugend. Der Prinz lebte während der Regierung Friedrich August's von allem Antheil an den Regierungsgeschäften fern, unter den Annehmlichkeiten eines glücklichen Familienkreises, welchem die durch ihr Dichtertalent so ausgezeichnete älteste Tochter des Prinzen Maximilian, Marie Amalie später durch Adoption angehörte, und in dem Genusse einer kräftigen Gesundheit, die er der von früher Jugend an beobachteten Einfachheit seiner Lebensweise verdankte, bis die Drangsale, die nach 1806 das friedliche Land ergriffen, auch ihn oft schmerzlich berührten. Seit 1809, wo nach 30 Jahren zum ersten Male feindliche Schaaren in Sachsen einbrachen, mußte er mit der königlichen Familie nicht selten einen sichern Aufenthalt in der Fremde suchen, in Frankfurt, in Prag, in Wien. Im Mai 1813 mit dem Könige zurückgekehrt, blieb auch er mit seiner Gemahlin in den bangenden Tagen, wo die Heere der Verbündeten die Hauptstadt bedrohten, in der Mitte des duldenden Volkes, und erst nach der Schlacht bei Leipzig begab er sich wieder nach Böhmen und später nach Schönbrunn. Nach dem Frieden machte er einige Reisen, wie nach Wien und 1819 nach Italien, wo er in dem befreundeten Florenz und in Rom mehrere Monate verweilte. Der Tod Friedrich August's rief ihn 71 Jahre alt, auf den Thron. Seine ersten Erklärungen gaben die Versicherung, die Verwaltung des Landes nach den Grundsätzen seines Bruders zu führen. Bei der Huldigung, die der König im Oktober nach herkömmlicher Sitte in jedem Kreise des Landes persönlich annahm, äußerten sich vielfältig die Gesinnungen der treuen Anhänglichkeit des Volkes an den ehrwürdigen Fürstenstamm, und die festlichen Tage wurden nur durch den Tod der Königin getrübt, die am 7. Nov. 1827 zu Leipzig starb. Eine der ersten Verordnungen des neuen Regenten war die Verminderung des Wildstandes, welche eine alte dringende Beschwerde des Landmannes erleichterte. Diese und mehrere einzelne wohlthätige Anordnungen der innern Verwaltung, die Gründung einiger lange gewünschten Kulturanstalten, z. B. einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, einer polytechnischen Schule, die Einleitung zu Verbesserungen der veralteten Verfassung der Landesuniversität und des Schulwesens überhaupt, die Vorbereitungen zur Aufhebung drückender Belastungen, wie des Geleites und andere dem innern Verkehre gewährte Erleichterungen, wie der seit einem Jahrhundert besprochene und berathene Bau der Muldenbrücke — all' dis schien die Bürgschaft zu geben, daß der König jede Bedingung der öffentlichen Wohlfahrt gern bewilligen werde. Die Geschichte Sachsens in dem neunjährigen Zeitraume seiner Regierung wird es erzählen, wie aus dem Zustande des Volkes und seiner Bildung das Bedürfniß hervorging und laut sich ankündigte, veraltete Einrichtungen zu verbessern, dem stockenden Getriebe des innern Staatslebens eine kräftigere Bewegung zu geben, und die Grundsätze einer guten Verwaltung an den Anker eines Grundgesetzes zu binden; aber es muß auch

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

mit dem heißesten Danke anerkannt werden, daß der König, sobald er die Wünsche seines Volkes vernommen und den Grund der Beschwerden, die es aussprach, erkannt hatte, ihm willig und vertrauend entgegen kam. Als er in den Tagen stürmischer Erregung im Jahre 1830 seinen erlauchten Neffen, unsern jetzigen verehrten König Friedrich August am 13. Sept. 1830 zum Mitregenten ernannt hatte, und am folgenden Tage mit sichtbarer Rührung an der Seite seines Bruders und des jungen Fürsten durch die langen Reihen der bewaffneten Bürger seiner Hauptstadt zog, dankten ihm Tausende von Stimmen für die Bürgschaft einer bessern Zukunft, die er dadurch gegeben, und nicht blos die Töne der kriegerischen Musik sagten: „den König segne Gott!“ Schon am 5. Oktober wurden eingreifende Verbesserungen in der Verfassung und Verwaltung verheißen, und als am 4. Septbr. 1831 der König die auf dem gesetzlichen Wege des Vertrags mit den alten Ständen des Landes vollendete Verfassungsurkunde feierlich übergab, sprach er dabei die denkwürdigen Worte: „Ich verspreche bei meinem Fürstenwort, sie stets zu schützen und zu bewahren; möge sie meinem Volke zum Heil und Segen bleiben!“ Und Er hat dies sein Fürstenwort redlich gelöst und der Dank und die ungeheuchelte Liebe des sächsischen Volkes folgt ihm in jene Gefilde, wo Ihm sein königlicher Bruder vor 9 Jahren vorausgegangen!

Mußte das hochangestiegene Alter Sr. Majestät des Königs Anton schon seit längerer Zeit für Sein Leben besorgt machen, so erfreuten Sich Se. Majestät doch fortwährend einer den Umständen nach guten Gesundheit und fühlten Sich noch so kräftig, daß selbst die gewohnten Spazierritte in den letzten Monaten nicht ganz unterblieben. In den letzten Wochen aber steigerte sich plötzlich die Besorgniß; die Kräfte nahmen ab, die Beschwerlichkeit des Athemholens vermehrte sich, zuweilen bis zu Erstickungszufällen, und die eingetretene Geschwulst der Füße verbreitete sich immer mehr und mehr. Nur die Festigkeit des Willens, nur ein so strenges Pflichtgefühl, wie sie dem König eigen waren, machten es Ihm möglich, die Schwäche zu überwinden, Sich der gewohnten Lebensweise und den Geschäften unausgesetzt hinzugeben und so selbst den Einwohnern Seiner Residenz das Abnehmen der Kräfte weniger bemerken zu lassen. Nur mit Mühe ließ Er Sich am Frohnleichnamsfeste, den 2. Juni, von dem Versuche abhalten, an der Prozession in der katholischen Hofkirche in der gewöhnlichen Maaße Theil zu nehmen. Noch am 3. Juni kam Er der Gewohnheit gemäß früh von Pillnitz zur Stadt und nahm daselbst den Vortrag eines Staatsministers an. Nach der Rückkehr nach Pillnitz verschlimmerte sich jedoch der Zustand und ein am 4. Juni ausgegebenes Bülletin der Leibärzte ließ über die Nähe der Gefahr keinen Zweifel mehr übrig. Nachmittags empfing Se. Majestät die heiligen Sterbe-Sacramente; in Dresden wurden in den Kirchen Fürbitten gehalten. Es trat sodann wieder ein ruhigerer Zustand ein und dauerte mit einigen Unterbrechungen fort, bis der König am 6. Juni gegen Mittag, 20 Minuten nach 11 Uhr, sanft entschlief, umgeben von den Gliedern der Königlichen Familie, die Ihn fast nie verließen und in den letzten Stunden mit frommer Rührung und stillen Gebeten Sich um Sein Lager versammelt hatten.

Der König behielt bis zu diesen letzten Stunden das volle Bewußtseyn, verlangte sogar am 4. nach Empfang der Sterbesacramente noch den an diesem Tage gewöhnlich stattfindenden Vortrag des Ministers des Königlichen Hauses, der sich zu Ihm begeben hatte und hörte solchem mit der größten Aufmerksamkeit zu. Mit der Ihm stets eigenthümlich gewesenen Freundlichkeit und Wohlwollen schied Er von den Gliedern Seines Hauses, Seinen Umgebungen und Allen, die sich Ihm näherten; auch die junge Familie des Prinzen Johann ließ Er zu Sich kommen und ertheilte Ihr Seinen Segen. Mit ruhigem, frommem und heiterem Sinn ging Er zur Ewigkeit ein.

Was Er bei Seinem Regierungsantritt dem Volke verhieß, mit Liebe Sich seinem Wohle zu widmen: Er hat es nicht blos gehalten, Er hat es überboten. In Seinem Regieren, wie in Seinen Privatverhältnissen Sich Selbst nie schonend, keine Aufopferung scheuend, auch als König ein ächter Menschenfreund, hat Er überall nur Wohlthaten, stets nur Liebe gespendet. Hart gegen Sich Selbst war Er gegen Andere stets schonend und mild. Wer sich ihm nahte, erhielt nur Zeichen des freundlichsten Wohlwollens, der Huld und Gnade, der innigsten Theilnahme. Sein frommer, religiöser Sinn verlieh Ihm einen Gleichmuth, eine Heiterkeit, die Ihn über alle Unfälle des Lebens erhoben. Nie bemerkte man an ihm einen Unmuth, eine Mißstimmung oder Laune. Er blieb stets und unter allen Umständen der freundliche Mensch, der gütige Fürst. Sein Volk, das Ihn schon lange mit dem Namen des Gütigen belegte, wird Seine Wohlthaten, Seine Segnungen nicht vergessen. Noch vor wenig Monaten hatte und benutzte es die Gelegenheit, dem Verewigten seine Liebe und seinen Dank in übereinstimmendem Jubel darzulegen. Die stille Ordnung und Rührung der zahlreich versammelten Menge bei dem Eintreffen des Königlichen Leichnams in der Residenz, bei der Ausstellung desselben in der Kirche, waren neue Beweise dieser Liebe und Dankbarkeit. Sie folgen Ihm ins Grab.

Peter Schöffer zu Gernsheim.

(Mit einem Rückblick auf Gutenberg und Fust.)

Deutschland kann ohne Erröthen das Geschichtsbuch der Erfindungen aufschlagen. Auf jedem Blatte findet sich der Name eines deutschen Mannes, welcher die Welt mit einer neuen Kunst bereicherte, aufgezeichnet. Der deutsche Genius ist scharfsinnig und schöpferisch. Allem spürt er nach; er dringt bis zur Tiefe, selbst wenn Gefahr drohte, auf dem Wege der Untersuchung den Eingang zu verlieren und den Ausgang zu verfehlen. Am vaterländischen Rheine, dem ewig jungen Zeugen aller Großthaten unseres Volkes, ward auch die Kunst, Bücher zu drucken, erfunden und ausgebildet. Von hier wanderte sie in alle Welt, um bis ans Ende der Tage die treueste Dienerin und die rüstigste Beförderin des Lichtes und der Wahrheit zu seyn. Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, entsprosste dem alten mittelrheinischen Patriziergeschlechte der Gensfleische, — weshalb er sich auch gewöhnlich Johann Gensfleisch zum Gutenberg nannte, und wurde ungefähr 1397 zu Mainz geboren. Noch sehr jung zwang ihn ein Aufstand der Mainzer Bürger gegen die Vorrechte der Patrizier, in den auch er verwickelt war, im Jahr 1420 auszuwandern. Er wählte zu seinem einstweiligen Aufenthalte das Gewerbsrührige Straßburg, wo er in bescheidener Zurückgezogenheit sich seiner Liebe zu mechanischen Künsten ungetheilt hingab, bis ihn günstigere Verhältnisse wieder nach Mainz zurückrufen würden. Seine Kunstfertigkeit, edle Steine zu schleifen und Spiegel zu polieren, war auch wohl die erste Quelle seines Lebensunterhaltes. Ob er nun zu Mainz oder erst in Straßburg auf den Gedanken kam, ob man vielleicht, statt durch langsame und mühselige Abschriften der Mönche, durch das Einschneiden der Buchstaben in Holztafeln (Xylographie) und den Abdruck derselben, die heilige Schrift, die ausgezeichneten Wunder alter Kirchenväter, Kalender und kleine Schulbücher, Donate genannt, schneller und mit geringern Kosten vermehren könnte, ist nicht zu entscheiden. Wohl konnte aber nur nach vielfachen Versuchen und bei längerer Muse jene unsterbliche Erfindung, deren erster Gedanke vielleicht in einem Augenblicke der Begeisterung in dem erfindungsreichen Geiste Gutenbergs aufblitzte, völlig reifen. Aus den Akten eines Prozesses, der in Straßburg gegen ihn durch die Brüder des verstorbenen Andreas Dritzehn, der mit Gutenberg sich zum Betriebe der neuen Kunst verbunden und die Kosten zur Erbauung der nöthigen Druckwerkzeuge vorgeschossen hatte, anhängig gemacht worden war,

Digitized by Google

geht klar hervor, daß eine Presse und Formen wirklich vorhanden waren. Unter diesen Formen sind ohne Zweifel Holztafeln zu verstehen, die in einzelne Buchstaben geschnitten, zusammengesetzt und wieder auseinandergelegt werden konnten; also schon eine vollständige Druckeinrichtung mit beweglichen Lettern. Mißmuthig und in traurigen Verhältnissen kehrte Gutenberg 1445 in seine Vaterstadt Mainz zurück und verband sich, nach vielen Versuchen im Kleinen, aus Mangel an eigenen Mitteln mit Johann Fust, einem der reichsten Bürger, dem Bruder des Goldschmieds und damaligen Bürgermeisters Jakob Fust. Aber nicht Begeisterung und Liebe zur Kunst bewogen jenen, die Verbindung einzugehen, sondern ihn lockte der schnöde Gewinn, welchen die Erfindung abzuwerfen versprach. Um jene Zeit nun, als Gutenberg mit Fusts Geldvorschuß eine Druckerei eingerichtet hatte, trat auch Peter Schöffer von Gernsheim in das Haus des reichen Fust ein. Er kam gerade von Paris zurück, wohin er schon frühe ausgezogen war. Dort hatte er sich im Schönschreiben und Malen der Buchstaben eine ausserordentliche Geschicklichkeit erworben und zugleich seinen angebornen Geschmack vielfach ausgebildet, weshalb er sich auch ein kleines Vermögen mit Abschreiben daselbst verdient hatte. Wahrscheinlich war seine ausgezeichnet schöne Handschrift die Ursache, daß er im Hause des Fusts eine so freundliche Aufnahme fand, und bald als Dritter in das Kunstgeheimniß eingeweiht wurde. Peter Schöffer, lateinisch Opilio (Schäfer) zuweilen auch Petrus Gernsheimensis oder Petrus Schoefer de Gernsheim genannt, war zu Gernsheim einem vormals kurmainzischen, nun großherzoglich hessischen Städtchen auf dem rechten Rheinufer, von bürgerlichen Eltern, höchstwahrscheinlich zwischen 1420 und 1430 geboren. Ueber den Ursprung seines Geschlechts läßt sich durchaus nichts Bestimmtes mehr ermitteln, weil die alten Kirchenurkunden durch die Franzosen auf Befehl ihres Kriegsministers Louvois sämmtlich verbrannt wurden.

(Schluß folgt.)

Sonnen-Flecken.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 6. Juni ward eine von dem Seeminister eingeschickte Mittheilung des Hrn. Colomb-Ménard von Nimes verlesen, worin dieser Beobachter zu beweisen sucht, daß jedesmal, wenn die Sonnenscheibe Flecken zeige, die Temperatur kälter sey, und wenn sie keine habe, die Wärme stärker und die Gewitter häufiger und heftiger werden, eine Folgerung, zu der auch Heerschel nach einer Beobachtung von mehr als 20 Jahren gekommen ist. Alle Flecken, welche Hr. Colomb-Ménard beobachtet, gehen von Westen nach Osten und sind von runder Form. Einige scheinen inzwischen viereckig oder dreieckig; sie sind alsdann eine Aneinanderhäufung runder Flecken, die man einige Tage später in ihrer natürlichen Form erblickt. Der Verfasser meynt, dies wären dann von der Sonne abgelöste Körper, die ganz andere Rotationsbewegungen hätten. In der That sah er bei Verfolgung der Richtung dieser Flecken einige derselben am untern Rand erscheinen, eine vertikale Linie verfolgen und am obern Rande der Scheibe nach Verfluß von 10, 11 oder 12 Tagen austreten, wobei sie jeden Tag um ein Zwölftel von Westen nach Osten vorrücken, andere von dem nördlichen Rande, etwa drei Zwölftel von dem untern Rande ausgehen und auf dem südlichen Rande am Ende der Horizontallinie austreten, wobei sie nur 8 oder 9 Tage auf der Scheibe blieben. Drei Flecken wurden, der eine neben dem andern, auf einer horizontalen Linie beobachtet, und am folgenden Tage war einer derselben höher, und stieg an den folgenden Tagen fortwährend. Einige erscheinen in der Mitte der Scheibe und werden am folgenden Tage unbemerkbar, was ein neuer Beweis dafür wäre, daß sie nicht adhärirend sind, weil man sie gerade, wenn sie in der Mitte sind, am deutlichsten sieht. Der Verfasser suchte den Einfluß dieser Flecken auf die Temperatur zu beobachten, und überzeugte sich durch die Erfahrung, daß sie kleine Eklipsen bilden, welche die Sonnenstrahlen unterbrechen und die Wärme vermindern; auch fällt der Thermometer während ihrer Erscheinung. Die während der letzten Jahre gemachten thermometrischen und meteorologischen Beobachtungen stimmen vollkommen mit der Erscheinung dieser Phänomene überein. Man hat nie so viele Flecken, wie im Laufe dieses Jahres, seit dem Februar bis zum Ende Mai's gesehen. Am 22. April zählte Hr. C. Ménard deren zehn, und am 19. Mai dreizehn; auch war die Witterung feucht und kalt.

Der Brand der Kathedrale zu Chartres.

Ueber diesen bedauernswerthen Unfall theilt der Marquis v. Laroche-Jacquelin einem Pariser Journal einen ausführlichen Bericht mit. Das Feuer, welches man der Unvorsichtigkeit zweier Arbeiter zuschreibt, die sich gegenseitig anklagen, brach Abends 6 Uhr in dem Holzwerk aus, und griff reißend schnell um sich. Löschversuche waren vergebens, da das Dach von Blei war. In diesem kritischen Augenblick zeichnete sich der Präfekt des Departements Eure und Loire, Hr. Gabriel Delessert, sehr rühmlich aus, indem er mit Lebensgefahr die Gallerien räumen ließ, und sich zuletzt erst entfernte; seine Umgebung wollte ihn mit Gewalt der Gefahr entreißen; er aber machte sich los, und drohte endlich mit seinem Degen Denjenigen, die ihn hindern würden, auf seinem Posten zu bleiben. Dieß geschah unter dem brennenden Dache, während das glühende Blei auf alle Umstehenden herabströmte. Die Bestürzung der Menge, die dieser Scene der Hingebung und des Muthes zusah, der tausendfach wiederholte Ruf: Rettet Euch! dieß Alles machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Bald stand das ganze Fachwerk in Flammen; das Feuer erreichte den heretischen Kirchthurm zur Rechten, und die ganze Kathedrale war mit Zerstörung bedroht.

Unterdessen wurden unter der Leitung der Behörden die Löschanstalten thätig fortgesetzt; auf 6 Stunden in der Umgegend kamen die Spritzen herbei. Alles Tragbare wurde aus der Kirche entfernt. Endlich bringt das Feuer auch in den alten Kirchthurm, und man fürchtet dessen Einsturz. Das nahe liegende Spital muß geräumt werden; ein Feuerregen, durch den Wind fortgetrieben, ergießt sich über die Stadt, die nur durch ein Wunder der Zerstörung entgeht; indessen geräth nur ein einziges Haus in Flammen, wird aber sogleich gelöscht.

Am andern Morgen stand nur noch das Holzwerk des alten Thurmes im Feuer; das herrliche Schiff der Kirche und die schönen Glasfenster haben nicht gelitten. Man hofft allgemein, daß die Kirche wieder aufgebaut werden wird.

Gewitterschlag in Ellingen.

(Eingesandt.)

*Ellingen, 4. Juni. Es war am verwichenen Frohnleichnamstage, wo des Nachmittags eine lange Reihe nicht zusammenhängender Gewitterwolken im Westen von hier nach der Donau hinüberzog. Nachdem an diesem großen Festtage die Prozession des Morgens mit möglichster Feier begangen worden war, fand sich dann auch der größte Theil der Gemeinde zum Nachmittag-Gottesdienst in der Kirche ein. Um halb 3 Uhr hatte sich eine, weder große, noch schwer herabhängende schwärzliche Wolke aus besagter Reihe mit ihrem Rande allmählig unserm Zenith genähert. Analog mit andern Gewittern, die bei uns nicht selten vorkommen, verrieth diese Wolke gar nichts Drohendes, als plötzlich ein Südwest-Wind mit Schlossen in großer Heftigkeit sich zeigten, und einige Minuten später — ohne viel bemerkbares Feuer — ein Donnerschlag erfolgte, welcher mit anderen Donnerschlägen, selbst

Google

dann, wenn sie einschlagen, gar wenig gemein hatte. Das Geräusch war nicht sehr stark, aber abgebrochen, durchdringend und gellend. In der Kirche — besonders in den hintern Theilen, waren viele Leute niedergestürzt, und — wem seine Glieder noch zu Gebote standen, rannte — Buch und Rosenkranz im Stiche lassend — eiligst davon. Erst die letzten Leute bemerkten in den 2 hintersten Winkeln der Kirche, deren Scheidewand durch die massiven Mauern des Thurmes gebildet wird, verschiedene Menschen starr auf einander daliegen, die nur noch schwache Zuckungen der Glieder zeigten. Sobald man im Freien den ersten Schrecken überwunden hatte, fingen Einige an, — ohne daß es brannte — durch Läuten aller Glocken Feuerlärm zu machen, — Andere zogen die Verunglückten, die im Verlaufe sich noch nicht selbst wieder aufgerafft hatten, hervor. Letztere bestanden aus 9 Personen. Fünf derselben kamen mit Einathmung der freien Luft zu sich, und konnten an den Armen unterstützt nach Hause geführt werden; aber an den vier übrigen mußte Uebergießen mit Wasser, Reibungen u. d. gl. ernstlichst versucht werden, bis sie das zurückkehrende Leben bemerken ließen. Nur Einer — ein Dienstknecht aus der Nähe — blieb leider todt, ohne die geringste Spur einer Berührung vom Blitze zu zeigen. — Ein Anderer — ein Chirurg — hat einen Brandschorf mitten auf dem Scheitel; — die Uebrigen sind an Aermen und Füßen mehr oder minder beschädigt, und — nur einen alten Bürger ausgenommen — sind die Wiederbelebten nun alle ausser Gefahr. Den Weg dieses merkwürdigen Blitzstrahls könnte man, da nirgends eine Spur des Eindringens zu entdecken war, und die vielen Leute, die in zwei auf einander stehenden Etagen senkrecht über den Getroffenen sich befanden, die Wirkung kaum vernommen hatten, sich nicht anders erklären, als der Blitz sey durch die Dunstsäule herabgeleitet worden, welche von dem einzigen in jener Nähe offenen Fenster sich ihm zur Aufnahme dargeboten hatte. Allein erst später entdeckte es sich an der Zersplitterung eines Balkens innerhalb des Kastens, der die Uhrgewichte einschließt, daß er wirklich von der Spitze, und zwar im Innern des Thurmes herabgekommen sey, die gerade darunter — zunächst der Kirch-Thüren stehenden Leute aber nicht berührt, sondern, auffallend genug, nicht weit oder den Köpfen derselben ohne sichtbare Leitung noch Spur die beiden dicken Wände des Thurms rechts und links durchdrungen habe, um die Leute treffen zu können, die, wie gesagt, außerhalb sich befanden.

Gott sey es gedankt, so geschont noch durchgekommen zu seyn! — Eben so gut hätte unsere halbe Gemeinde — wenigstens 500 erwachsene Personen — als schreckliche Opfer dieses gewaltigen Naturphänomens niedersinken können. — Eine große und leider schon so oft fruchtlos wiederholte Warnung — entweder an allen — besonders höheren Gebäuden jede Metallspitze und sonstige Hervorragung möglichst hinwegzunehmen; oder — wer das Vertrauen hat — recht viele Gebäude mit guten Ableitern zu bewaffnen, dieselben aber auch stets im tüchtigen Stand zu erhalten.

Pot-Pourri.

Salzlager in der Schweiz.

Bekanntlich wird schon seit längerer Zeit in der Schweiz nach Salz gesucht, und es sind in den letzten zwei Jahren auch in Basellandschaft Bohrversuche in dieser Absicht gemacht worden, die aber alle ohne Erfolg blieben. Im letztverflossenen September begann Hr. v. Glenk aus Gotha auf einer Stelle, die in der Nähe des rothen Hauses, eine Stunde von Basel und nur wenige Schritte vom Rheine entfernt liegt, einen neuen Bohrversuch. Er hatte erst ein Muschelkalklager von etwa 350 Fuß Mächtigkeit zu durchsenken, gelangte dann auf Gyps, und Montag den 30. Mai holte der Bohrlöffel aus einer Tiefe von 420 Fuß die ersten Spuren salzhaltigen Wassers herauf. Am 4 Juni Nachmittags wurde bereits eine Soole zu Tage gefördert, die von ihrem Sättigungspunkte nur noch ein proC. entfernt war, das heißt, die 26½ proC. Kochsalz enthielt. Zu gleicher Zeit hob der Löffel Bruchstücke von Steinsalz. Es läßt sich somit nicht mehr zweifeln, daß ein Salzlager erbohrt worden ist, welches eine große Mächtigkeit und eine bedeutende Verbreitung haben dürfte. Die Schweitz hat bis jetzt ihren ganzen Salzbedarf aus Nachbarländern gezogen. Das Brennmaterial ist in der Gegend von Basel sehr theuer, da z. B. das Klafter Buchenholz 18 bis 20 Gulden, der Zentner französische Steinkohlen 1 fl. 40 kr. kostet, und dieser Umstand ist es allein, welcher noch in Zweifel stellt, ob das gefundene Salzlager mit Vortheil ausgebeutet werden kann. Dem Vernehmen nach geht der Vertrag, den Hr. v. Glenk mit der Liestaller Regierung abgeschlossen hat, dahin, daß er das ausschließliche Privilegium auf Salzproduction hat, 10 Jahre abgabenfrei ist, und nach Verfluß dieser Frist 10 proC. vom Reinertrag dem Staate zu entrichten hat.

Ein Scheintodtes Kind.

Eine wichtige Erfahrung theilte der Arzt Fontenelle kürzlich der französischen Akademie der Wissenschaften mit: Man hatte Hrn. Portal ein todtgebornes Kind gebracht; schon befand es sich einige Zeit auf seinem anatomischen Theater, wo er sich anschickte, es zu zergliedern. Als er aber eben diese Operation beginnen wollte, hatte er den glücklichen Gedanken, ihm einige Augenblicke in den Mund zu hauchen; nach 2 bis 3 Minuten kehrte die Wärme zurück, der Umlauf des Blutes fing an, sich herzustellen, das Herz schlug, und bald verwandelte sich der Leichnam in ein lebenvolles Kind, welches er seinen Eltern zuschickte. Herr Fontenelle macht daher darauf aufmerksam, welche Vortheile man durch das Einblasen der Luft bei neugebornen Kindern erhalten könne, jedoch müsse man dabei vorsichtig verfahren und die Luft mit Schonung in die Brust treiben.

Erprobtes Mittel, zu erblinden.

Es ist ein nicht ungewöhnlicher Scherz, daß Jemand, der unbemerkt naht, einem Bekannten plötzlich von hinten mit den Händen die Augen zuhält, und ihn dann rathen läßt, wer wohl sein Obscurant sey? Das gewöhnliche Sträuben Jener, welchen die Augen zugehalten werden, reizt gar leicht zu einiger Gewalt, und welche Gefahr der oft dabei stattfindende Druck, besonders hervorstehenden Augen bringen kann, davon folgendes traurige Beispiel: Der auswärtige Freund eines Bräutigams ward dringend ersucht, sich unter den zahlreichen Hochzeitsgästen einzufinden. Ueberhäufte Geschäfte schienen es ihm unmöglich zu machen, indeß er reist Tag nnd Nacht und erreicht das Hochzeithaus, als die Gesellschaft schon beim festlichen Male Platz genommen hat. Bekannt im Hause, schleicht er sich zu einer Seitenthür herein und hält plötzlich dem geliebten Bräutigam beide Augen zu. Jemehr sich dieser anstrengt, die Verhüllung von sich abzuwehren, destomehr verdoppelt auch der Unverhoffte seine Bemühung. Als aber die schmerzverrathende Unruhe des Bräutigams die Fortsetzung des Scherzes verbietet, welche Scene des Schreckens, des Jammers, der Verzweiflung! — der noch vor wenig Minuten so Glückliche ist auf einem Auge ganz erblindet, und kann mit dem andern nur wenig unterscheiden.

Wittwentrost.

Mein Mann verstarb, ach! wie der Schmerz
Mein armes Herz durchwühlt!
Mein einz'ger Trost ist, daß ich doch
Das letzte Wort behielt.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 20. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Peter Schöffer zu Gernsheim.

(Mit einem Rückblick auf Gutenberg und Fust.)

(Schluß.)

Vor dem Eintritt Peter Schöffers in die Gesellschaft druckte Gutenberg und Fust schon kleine Grammatiken, lateinische A B C-Bücher, Horarien oder kleine Gebetbücher, wobei sie sich beweglicher Buchstaben, die aus Holz geschnitten waren, bedienten. Allein das wichtigste Werk, welches sie wahrscheinlich 1452 begonnen hatten, war der Druck einer „Biblia latina vulgata" — der sogenannten 42zeiligen Bibel, wobei sie zum Erstenmale Metalltypen, die sich schärfer und gleichmäßiger als die hölzernen abprägten, gebrauchten. Schöffer hat schon an diesem Werke, wenigstens von 12 Bogen an, Theil genommen. Der wichtigste Fortschritt in der Erfindung war durch die Erfindung der Metalltypen geschehen. Allein die Buchstaben waren noch grakelich, plump, rauh und den Augen mißfällig. Die Anfangsbuchstaben (Initial- oder Kapitelbuchstaben) fehlten noch ganz und wurden nach Beendigung des Drucks mit vieler Sorgfalt und großer Zierlichkeit, theilweise gewiß von Schöffer selbst, mit rother und blauer Dinte eingemalt. Der Druckfarbe mangelte Schwärze und Haltbarkeit. Wahrscheinlich druckte man Anfangs auch um deswillen mit Dinte, um die ersten Druckwerke noch als Handschriften desto theurer verkaufen zu können. Diese großen Mängel abzustellen, war Schöffer mit seinem erfindungsreichen Geiste, mit seiner herrlichen Handschrift, mit seinem ausgebildeten feinen Geschmacke, der rechte Mann, der die Buchdruckerkunst verbessern und vervollkommnen konnte. Sein Scharfblick übersah bald die Vortheile, die sich von Gutenbergs Erfindungen erwarten ließen, aber auch die Mängel seines Verfahrens, die den guten Fortgang des Geschäfts hinderten. Als Schönschreiber gewohnt, nur schöne Buchstaben mit feiner Feder zu bilden, konnten ihm die ungleichen, plumpen und unförmlichen Buchstaben von Guttenbergs Druckschrift, welche das Lesen erschwerten, unmöglich gefallen. Es waren dies die damals gothischen und halbgothischen Buchstaben, die nun Schöffer durch nettere und dem Auge gefälligere Formen zu ersetzen suchte. Durch Gutenbergs und Fust's seitheriges Verfahren konnte dieser Zweck nicht erreicht werden. Ihre Behandlung mußte Rauhheiten erzeugen, da ihre Werkzeuge rauh und unvollkommen waren. Auch war ihr Verfahren zu mühsam, erforderte zu viel Zeit und verursachte unnöthige Kosten. Allem dem mußte abgeholfen und ein Verfahren erfunden werden, wo bei größerer Schnelligkeit bessere Erzeugnisse des Gusses erzielt wurden. Bisher wurden die Anfangs- oder andere große Buchstaben nicht mit dem Schriftsatze gesetzt, oder durch Formen abgedruckt, sondern später durch fremde Hände eingemalt oder eingezeichnet. Die Druckschwärze hatte keine Haltbarkeit, wurde durch jede Feuchtigkeit aufgelöst, durch die Zeit spröde und fiel ab, wie man häufig in Gutenbergs ersten Drucken wahrnehmen kann. Schöffers Scharfsinn und erfinderischer Geist wußte überall Rath zu schaffen und allmählig allen diesen Mängeln abzuhelfen. Sein facilior modus fundendi, wie es in einer Urkunde heißt, besteht in einer schöneren, gefälligeren Form der Buchstaben und zweckmäßigeren Mischung der zum Guß derselben zu nehmenden Metalle, in einer härteren Metallkomposition der Matrize, in Verfertigung stählerner Stempel, in Zubereitung einer dauerhafteren und schwärzeren Druckfarbe, in Verfertigung geschmackvollere Anfangsbuchstaben und in einer Vervollkommnung der inneren Einrichtung der Gußform. Daß alle diese Verbesserungen nicht plötzlich eintraten, ist begreiflich. Es verstreich wohl manches Jahr, bis sie endlich zu Stande gebracht wurden. Mit ihnen schließt sich die Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst für jene Zeit ab, deren Vervollkommnung einzig und allein das Verdienst Peter Schöffers ist. Daß die Stadt Gernsheim diesem ihrem ausgezeichneten Mitbürger ein Monument setzte, ist überaus ehrend. Sie kam in der Tilgung einer Ehrenschuld der Stadt Mainz zuvor, die für ihren Gutenberg das Standbild aus Erz von Paris erwartet. Auf der vorderen Seite des Piedestals des Denkmals ist die Inschrift eingehauen: „Dem Andenken Peter Schöffers von Gernsheim, dem Miterfinder der Buchdruckerkunst, der durch seinen Forschungsgeist diese Kunst vervollkommnete und mit dem thätigsten Eifer verbreitet hat, weihet diesen Denkstein seine Vaterstadt, das dankbare Gernsheim, im Jahre des Heils 1836." Auf der Rückseite befindet sich ein lateinisches Distichon; auf der Stadtseite Schöffers Wappen; auf der Rheinseite jenes von Fust.

Lied der Buchdruckerei-Genossen aus Darmstadt.

Gesungen bei ihrem Zuge nach Gernsheim, am 9. Juni 1836.

Mel. Vom hoh'n Olymp herab ꝛc.

Vorsänger.

Der Tag erwacht zum frohen Fest uns heute,
Er ruft nach Gernsheim uns am Rhein.
Hört! Peter Schöffer tönt das Festgeläute,
Dort mischet Euren Jubel ein.

Chor.

Ihm schallet ihr festliche Jubelgesang,
Feierlich ruft uns der Glockenklang.

Vorsänger.

Die schwarze Kunst hat Guttenberg ersonnen,
Den Bücherdruck für alle Welt;
Doch praktisch auszuführen, was begonnen,
Hat Schöffer ihm sich zugesellt.

Chor.

Ihm schallet ꝛc.

Digitized by Google

Vorsänger.
Die Kunstgenossen wissen dankbar alle,
Was Schöffer für die Kunst gethan,
Daß sein Verdienst Euch all' in's Auge falle,
Zeigt Gernsheim heut den großen Mann.

Chor.
Ihm schallet ꝛc.

Vorsänger.
Drum auf! des Hohen Standbild zu bekränzen,
Das ist der Kunstgenossen Pflicht,
Und dann beschließt das Fest mit frohen Tänzen,
An Mädchen fehlt es sicher nicht.

Chor.
Ihm schallet ꝛc.

Vorsänger.
Und Jedermann, der bei dem Fest gewesen,
Und alle Welt, die hingedacht,
Sie mögen's bald in allen Blättern lesen,
Wie wir dem Landsmann Dank gebracht.

Chor.
Ihm schallet ꝛc.

Vorsänger.
Der neunte Juni ist uns Hessen theuer,
Den Erben gab er unserm Land;
Drum wählen wir den Tag zu Schöffer's Feier,
Der schon als Festtag froh genannt.

Chor.
Ihm schallet ꝛc.

Vorsänger.
Ein großes Werk wußt' Gernsheim zu vollbringen,
Und Allen groß erscheint die Stadt,
Die andern Städte müssen Lob ihr singen,
Der Stadt, die solche Bürger hat.

Chor.
Ihm schallet ꝛc.

Vorsänger.
Wenn später Enkel einst nach Gernsheim wallen,
Um unsern Schöffer dort zu seh'n,
Dankt jeder uns, dankt unserm Scholl vor Allen,
Was für die Nachwelt heut geschehn.

Chor.
Ihm schallet ꝛc.

Vorsänger.
Und also, Brüder, stellt euch in die Runde,
Und bringet Schöffer Lebehoch;
Vereinigt Euch, und ruft aus Einem Munde:
Leb' hoch! in Ewigkeiten hoch!

Chor.
Ihm schallet der festliche Jubelgesang,
Feierlich ruft uns der Glockenklang.

Empfindsame Naturbriefe aus der Brühl an ein Fräulein in der Stadt.

Von M. G. Saphir.

Moritzruh.

Liebste Ereslela!

Ich habe abwechselnd bald schlechtes, bald schlechteres und bald das schlechteste Wetter hier; und diese Abwechslung gewährt auch Zerstreuung.

Die Brühl, oder, wenn sie lieber wollen, der Briel, ist, wie ich höre, schon sehr bevölkert, allein bis jetzt sind wir nur noch Troglodyten, Höhlenbewohner. Jeder von uns genießt seine Portion Natur für sich, wenn etwas übrig bleibt, stecken wir's ein und nehmen's mit nach Hause.

Meine Briefe empfangen sie auf den Flügeln der Sehnsucht, von denen ein Flügel „Knappi" und der andere „Weiß" heißt; das sind nämlich die beiden Bindezeichen zwischen uns Berg-, Wald- und Naturmenschen, und der Residenzstadt Wien; diese zwei Stellwagen sind unsere Assemblées-, Reunions- und Conversations-Säle.

„Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer."

So ein Stellwagen hat gerade für die neun Musen Raum. Letzthin fuhr ich mit einer Muse ganz allein heraus. Aus ihren Attributen: Selleri, Petersilie und einen Bund Kochlöffeln, schloß ich, daß es die zehnte Muse: die Muse der Kochkunst war.

Letzthin habe ich den Goethe'schen Satz: „Man weis gar nicht, wie viel Platz man hat, wenn man wenig Raum hat," bei einem hier anlangenden Fiaker aus Wien bestätigt gefunden. Unter den Fittigen des Adlers in Mödling langte an einem schönen, regnerischen und stürmischen Morgen ein bescheidener, anspruchloser Fiaker an. Die Bevölkerung dieses Wagens begann nach und nach auszusteigen, und: „die Inwohner schienen sich unter der Hand immer zu mehren, als wollte der Fiaker noch einen Fiaker gebären!"

Man erzählt als ein Wunder, daß die mageren Halme, die Joseph im Traume sah, die sieben fetten verzehrten, ohne daß man es ihnen ansah; allein wenn sie diesen engbrüstigen Wagen gesehen hätten, wie sich nach und nach sieben recht gut proportionirte Spazierfahrer aus seinem Eingeweide entwickelten, es hätte Ihnen mehr Wunder geschienen. Der Kutscher stand mit dem Bewußtseyn einer vollbrachten Heldenthat da, und

„Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, es sind nicht mehr als Sieben!"

Wenn es wahr ist, daß der Weise mit dem kleinsten Platz zufrieden ist, so waren das unstreitig die sieben Weisen Griechenlands!

Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich unter ihnen Freund C.... mit dem philantropischen Schnurrbarte erblickte!

Da die ganze Gesellschaft noch von dieser Tonnen-Emballage ganz zusammengepreßt war, lief ich sogleich in die Rettungs-Anstalt; wir bliesen ihnen vermittelst Federkiele und Blasebälge Luft ein; ihr Brustkasten erweiterte sich allmählich, das Athmen wurde leichter, sie erholten sich endlich ganz und schlugen mir vor, mit ihnen einige Berge zu erklettern. —

Nun muß ich gestehen, daß ich nicht zu jenen Menschen gehöre, die, wenn sie in einer Berggegend wohnen, nicht eher einschlafen können, bis sie einige Berge hinauf und herab geklettert sind. Ich denke so, wenn die Vorsehung hätte haben wollen, daß ich alle Tage auf einen Berg klettern soll, so hätte sie mich gleich zur Gemse gemacht.

Indessen gab es so reizende Magnete unter diesen sieben Weisen, daß sogar meine Füsse Schwärmer wurden, und sich leicht entschlossen, meinem Herzen zu gehorchen.

Außer mir und dieser Plejas machte noch ein achtes Wesen, welches auch aus dem allumfassenden Wagen gehoben wurde, die Reise mit. Es war ein sogenannter „Gugelhupf", den Freund C. mit Zartheit und Nächstenliebe auf den Händen trug, der später aber in Lorenburg als ein Opfer der Verhältnisse fiel, und von dem nur einige irdische Ueberreste durch gütige Hand vom allgemeinen Verderben gerettet wurden, um in den Schoos der mütterlichen Heimat wieder zu Magen bestattet zu werden.

Der steilste und krummste Berg, ist der geradeste und beste Weg zu einer bescheidenen Bekanntwerdung. Da erfährt man

Digitized by Google

erst, was ein Arm, ein unterstützender Arm werth ist! Die holdesten Wesen müssen nothgedrungen gerade dem unholdesten den Arm geben! Da wünscht man nichts sehnlicher als mehr, denn einen Arm zu haben! —

Auf dem hübschen Felsstücke, wo das kleine Brückchen in den Lüften schwebt und auf den Fahrweg von Mödling nach der Brühl hinabsieht, wurden mir von der Gesellschaft folgende Endreime aufgegeben, um dazu ein Lobgedicht an die Schönheit der Natur zu nehmen:

„Ernestine, Groll, Biene, voll, Hofe, Zofe,
Thale, Seife, Schale, Schleife, Jäger, Träger,
Rosen, Lust, Kosen, Brust, Stanze, Lanze."

Was wir armen Dichter alles verschlucken müssen! Wohlan, nur Muth:

O schließ dein süßes Auge — Ernestine,
Sonst trübt der Himmel sich aus Neid und — Groll;
Die Dichtkunst selbst, die zarte Schönheits — Biene,
Sie saugt an deinem Anblick nur sich — voll;
Du strahlst als Königin am Schönheits — Hofe,
Natur sie dient Dir nur als Kammer — Zofe.

Ihr rühmt den Duft vom blüthenvollen — Thale?
Ein leblos Becken ist's voll duft'ger — Seife!
Der Bach entzückt euch in der grünen — Schale?
An todter Brust ist's eine Seiden — Schleife!
Euch reizt der Schmetterling, der Rosen — Jäger?
Ein Blumenknecht ist es, ein Borten — Träger!

Der Augenhimmel nur, die Wangen — Rosen,
Sie sind der Dichtkunst Welt, der Dichtkunst — Lust;
Wie ein Marienbild es fromm zu — kosen,
Lebt Schönheitsbild in Dichters reiner — Brust; —
— Seht ihr? Schon ende ich die letzte — Stanze,
Wem's nicht gefällt, der brech' mit mir die — Lanze!

Ich theile Ihnen dies Gedicht mit zur Strafe, weil Sie mir so selten schreiben. Rache ist eine süße Empfindung!

Wenn Sie nicht sogleich schreiben, lasse ich mir noch zweihundert Endreime aufgeben und theile sie Ihnen alle mit. Fare well.

Sprüche Salomonis.

Gehe hin zur Ameise," sprach König Salomon, „und lerne ihre Weise: sie sammelt im Sommer ihren Bedarf, vorräthig für den Winter." Wie so manches andere Thier gibt es noch, dem der Mensch etwas Nützliches ablernen könnte? Ihr Stolzen! geht hin zur Raupe und lernet ihre Weise: sie hüllet sich in Seide, um sich für ihre Bestimmung auszubilden; ihr aber hüllet euch in Seide, um euch was einzubilden. Geht hin zum Johanniskäfer, ihr Weltweisen und ihr Volkslehrer, und lernet, im Dunkeln leuchten, und nicht, das Helle trüben. Geht hin zur Biene, ihr Jünglinge, und lernet ihre Weise: so viel Männchen bewerben sich um ein Weibchen, alle bekommen einen Korb, und sie machen einander doch das Leben süß. Geht hin zu den Tauben, ihr Eheleute, und lernet ihre Weise: zärtlich girret das Täubchen, und freundlich und liebevoll flattert seine Ehehälfte ihm zu — auch die Tauben hören einander; denn sie lieben sich. Wie viele von euch thun, als gehörten sie zu den Tauben, und flattern von einander? Geht hin zum Fuchse, ihr Rechtsgelehrten und Vertreter, und lernet seine Weise: er frißt die nackte Schnecke, und läßt ihr Haus stehen; ihr aber fresset oft das Haus und lasset die Schnecke — nackt liegen. Geht hin zum Affen, ihr Dichter und Verleger, und lernet seine Weise: auch er macht fremde Werke nach; aber er bringt sie nicht in die Druckerei als sein Eigenthum. Wie glücklich wäre unser Zustand hienieden zu preisen, wenn wir den Thieren stets nur das Gute, aber nicht das Schlimme ablernten: wir hätten dann weder Hörner noch lange Ohren; wir würden weder Böcke schreiben, noch Bären sprechen; wir wären niemals — zottig, sondern immer eine gute Haut; wir wären auch unserm Herrn treu, ohne — Fremde anzubellen.

Mademoiselle und Madame.

Der Unterschied der englischen und französischen Bälle beruht besonders darin, daß auf jenen die Mädchen, auf diesen die Frauen die Göttinnen des Abends sind. Mrß. Trollope ist hierüber in ihrem Werke über Paris eine sichere Autorität. Auf den Pariser Bällen erscheint Mademoiselle ganz im Hintergrunde, fast unbeachtet von Jedermann. Sie sieht aus, als ob ihre Gouvernante stets hinter ihr stände. Sie ist sehr sorgfältig, aber einfach gekleidet: ihr Corset wird keine unnütze Falte zeigen; und in ihrer Frisur wird kein einziges Haar eine andere Lage haben, als ihm gebührt. Aber wenn Du die Vollkommenheit und den Zauber der Toilette, jene unvergleichliche agacerie des Costüms, bewundern willst, welche elegante Französin von allen Weibern der sonstigen Welt unterscheidet, so mußt Du Dich von Mademoiselle zu Madame wenden. Aller Reiz und das gesammte Je ne sais quoi, das eine Französin einzig macht, kommt ihr erst dann zu, wenn sie verheirathet ist; selbst der Ton ihrer Stimme wird dann ein anderer. So lange sie Mademoiselle ist, liegt etwas Eintöniges in ihrer Rede; wenn Dich aber Madame anredet, so begrüßt Dich aller Zauber, den das Benehmen, die Aussprache und der Accent gewähren können. Selbst im Tanze, der günstigsten Gelegenheit für die Entwicklung jugendlicher Grazie, bestehen die jungen französischen Mädchen keinen Vergleich mit den leichteren Bewegungen der Frauen. Die demoiselle française wird durch die bienséance verhindert, sich freundlich und entgegenkommend zu zeigen, während die Frau alle ihre Liebenswürdigkeit frei entfaltet. In England dagegen würde man es für einen Beweis gränzenloser Coquetterie halten, wenn eine Frau auf Bällen mehr Glück machte, als ein junges Mädchen. In Paris dürfen nur die Frauen ihre Netze ausstellen. Es wäre ein grobes Vergehen gegen die gute Lebensart, wenn eine unverheirathete Dame verliebt wäre, oder einen Verliebten in ihrer Nähe duldete. Nur Madame hat das Vorrecht zu angenehmen Liebeshändeln. (Ist nicht übel!)

Pot-Pourri.

Der Waterloo-kaiserliche immergrüne Kuhkrautkopf.

Dieses merkwürdige Gewächs scheint doch kein bloßes Phantasiestück zu seyn, wie wir gefürchtet haben, da der Globe vom 25. Mai eine ernsthaft abgefaßte Annonce enthält, nach welcher der Saame dieser Pflanze in London käuflich zu haben ist. Wie man aus dem Titel ersieht, hat dieser gewaltige Krautkopf ein neues Prädicat erhalten, nämlich das der Immergrünheit. Wir geben diese Anzeige ihrer Merkwürdigkeit halber, wie sie im Globe steht:

„Dieses seltsame und außerordentliche Gewächs, das früher „fast unbekannt in England war, bis es vor 3 Jahren durch „die anhaltenden Bemühungen des Herrn Fullard eingeführt „ward, ist 9 bis 12 Fuß hoch und hat 15 bis 20 Fuß im Umfang. Fünfe von diesen gewaltigen Krautköpfen, die nun nach „Qualität und Umfang zu ihrer höchsten Vollkommenheit gediehen sind, gewähren bei zweckmäßiger Anwendung nach öfters „gemachter Erfahrung 100 Stück Schafen oder 10 Kühen ein „zureichendes Futter pr. Tag; und die Nahrhaftigkeit dieses vortrefflichen Gewächses (die sich durch vielfältige Erfahrung bereits „zur Genüge erprobt hat) muß also schnell eine außerordentliche

Google

„Verbesserung in der Viehzucht und Mastung bewirken. Herr „F. hat das Vergnügen, versichern zu können, daß die Wolle „von Schafen, die mit diesem Krautkopf gefüttert wurden, nicht „nur äußerst fein geworden, sondern auch 25 Zoll lang (!) gewach„sen ist, und daß die damit gefütterten Kühe nicht nur viel „mehr, sondern auch eine weit fettere Milch geben. Dieser „Waterloo-kaiserliche immergrüne Kuhkrautkopf ist von dem „Vater der englischen Landwirthschaft, dessen Aussprüchen wir „Alle vollen Glauben beizumessen verpflichtet sind, für das größte „Wunder des Pflanzenreichs erkläet worden. Als er dem sehr „achtungswerthen, wahrhaft verehrungswürdigen Heren J. W. „Coke, Esq., Holkhamhall, Norfolk, im verflossenen Oktober „gezeigt ward, sagte derselbe: „Herr Fullard, Sie sagten mir „vor 3 Jahren, die Landwiethe seyen erst halbwegs mit ihren „Verdesserungen, dieser Krautkopf beweist, daß Sie Recht haben; „er ist das größte Wunder, das die Erde je hervorgebracht hat.“ „Herr Coke, zeigte hierauf mehreren Herzogen und Edelleuten, „neun an der Zahl, dieses großartige Produkt und kaufte einen „Theil des Saamens zur Anpflanzung für gegenwärtigen Jahr„gang (1836). Diese Pflanze hat vor andern zu Viehfutter „dienenden den weitern Vorzug, daß sie weder nach Zahl noch nach „Quatität fehlschlägt und daß sie nach zweimonatlichem Wachs„thum (sie wird im Julius gesäet) sogar auf unkultivirtes Land „verpflanzt werden kann, indem ein wenig Dammerde zurei„chend ist, sie groß zu ziehen.

„Herr Brown, Großhändler in Parfümerien, 46 Cheap„side, ist einziger Agent für den Verkauf des Saamens. Hr. „B. wird mit Vergnügen jedem Liebhaber nicht nur Proben der „Pflanze, sondern auch Muster von der Wolle zeigen, die von „damit gefütterten Schafen erzeugt worden ist.

„Ein Theil von diesem Saamen ist für Seine Majestät an„gekauft und zur dießjährigen Aussaat nach der Norfolkfaem bei „Windsor geschickt worden; auch erfreut sich dieses Produkt be„reits der hohen Protektion eines großen Theils der königlichen „Familie.“ Außer dem Herzog von Wellington nennen wir von „unsern Abnehmern nur noch Folgende.“ (Folgen hierauf die Namen von 18 Lords, Baronets, Parlamentsgliedern, Gutsherren und Banquiers)

Etwas Wahres scheint also doch an der Sache zu seyn.

Bierverfertigung in Sachsen.

Vor einigen Jahren trat auch in Sachsen, nach dem Muster in andern Ländern, ein Mäßigkeitsverein zur Verdrängung eines übermäßigen Branntweintrinkens ins Leben. Allgemein war man der Meinung, daß nur durch Herstellung eines guten, wohlschmeckenden Bieres der große Zweck des Vereins nach und nach ereicht werden könnte. Jedermann fragte, warum dieses nicht geschehe; aber es fand sich kein thätiger, kräftiger Unternehmer. Die Gewohnheit übte auch hier, wie so oft, ihre Tyrannei aus. Da trat der, durch so viele höchst gemeinnützige Unternehmungen verdiente Freiheer Speck von Sternburg auf, forschte, woran es lag, unternahm verschiedene Reisen, hauptsächlich nach dem gelobten Lande der Biere, dem in vieler Beziehung gesegneten Bayern, setzte sich in Verbindung mit den bedeutendsten Brauereien, zog durch große Opfer in Bayern angestellte Brauer und Böttcher an sich, ließ sachgemäße Keller bauen und einrichten, und das zeitgemäße, verständige Unternehmen gelang vollkommen. Bereits befindet sich die bayerische Bierbrauerei in Lützschena in voller Thätigkeit, und kann nicht genug liefern. Am vergangenen zweiten Pfingstfeiertage war der Andrang der Gäste im Wirthshause zu Lützschena so stark, daß er dem nach dem Bockbiere in München ziemlich gleich kam; denn es wurden an diesem Tage mehr denn 2000 Flaschen Bier verschenkt. Der Gehalt dieses Bieres kommt selbst nach der Probirwage dem des guten bayerischen Biers gleich, der Geschmack ist fast noch lieblicher, da das Lützschenaer Bier keinen Zusatz von Kräutern (??!!!) enthält, und dabei kostet der Eimer nur 4 Thaler, oder die Kanne 16 Pfennige.

Oekonomische Bemerkung.

Es gibt noch so Manches bei uns, was bisher nicht gehörig beachtet wurde, und das für viele ein Erwerbszweig werden, Manchen zu Brod verhelfen könnte. Dahin gehören auch die Schweinsborsten. Wenn man die besten davon genommen und zu Bürsten verwendet hatte, achtete man das Uebrige nicht mehr und warf es weg. So sollte es aber nicht seyn; denn auch daraus kann ein thätiger Mensch noch Nutzen ziehen. In Sachsen hat man angefangen, die Schweinsborsten, zwar nur jene Abfälle von Borsten, welche beim Sortiren zu Buchbinderarbeiten oder Mörtel gebraucht, oder sonst weggeworfen wurden, sorgfältig zu sammeln, sie werden dann ausgesotten, mit etwas Hanfwerk gesponnen, aufgerollt, getrocknet, und dann zu Polstern, Kissen u. dgl. statt der theuern Roßhaare gebraucht. Sie sind, wie man behauptet, sehr dauerhaft und biegsam, ja noch besser als Roßhaare. Ein Seilermeister in Weimar, Namens Nicolai, verkauft das Pfund solcher zu Polstern bearbeiteten Borsten zu 16 bis 20 Kreuzer. Es lohnte sich wohl der Mühe, daß arme Familien sich mit Sammeln der Borsten abgeben und sodann Jemand, der die Mittel zu einem Versuche besäße, eine Probe machen würde. Wie viele Centner Borsten würde man finden, die, bisher ohne Nutzen, zweckmäßiger verwendet werden könnten.

Als ein vortreffliches Mittel, das Waschen von Leinenzeug zu befördern,

empfehlen englische Blätter die Pfeifenerde. Ein kleines Stück, in dem Waschwasser aufgelöst, soll nicht nur die Hälfte der Arbeit, sondern auch einen großen Theil der erforderlichen Seife ersparen.

Ein englischer Glasfabrikant hat die Erfindung gemacht, dem Glase durch eigene Zugaben eine Elastizität zu verleihen, wodurch selbes, besonders aber das Fensterglas vor dem Zerbrechen möglichst gesichert ist.

*Rom. Auf einem kleinen Feldgrunde nicht weit von Cerveteri, entdeckten mehrere mit Graben beschäftigte Arbeiter eine uralte Gruft, in welcher ein Leichnam, und viele alterthümliche Gefäße und Geräthschaften befindlich waren. Aus den vorliegenden Inschriften, Formen der Gefäße, dem Gewande rc. scheint mit ziemlicher Gewißheit geschlossen werden zu können, daß der Begrabene ein Priester der Cibele, aus den Zeiten der Hetrusker, gewesen seyn mag.

Anekdoten-Gallerie.

In den öffentlichen Blättern war neulich folgender Heirathsantrag zu lesen: „Ein Mädchen mit geringem Vermögen, ziemlicher Bildung, in einem Alter zwischen 18 und 36 Jahren, wünscht ihre Hand einem jungen Manne zu reichen, der wenigstens ein baares Vermögen von 30 bis 40 tausend Thalern besitzen muß. Hierauf Reflectirende erfahren die Addresse des Mädchens in jedem Hause.“

Bei einem Gastmahle gab man sich Räthsel auf und unter Anderem: „Es kam im vergangenen Jahre nicht, ist im laufenden nicht da, und wird im folgenden nicht kommen! Was ist das?“ — Nach einigem Sinnen der Anwesenden, sagte ein alter Lieutenant zu seinem Kameraden: „Bruder, ich hab's: das ist unser Avancement!

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 27. (Fünfter Jahrgang.) 1830.

Sieyes.

Hr. Sieyes, vormaliges Mitglied der konstituirenden Versammlung und des Convents, Direktor und Konsul der Republik, Graf und Pair des Kaiserreichs, Mitglied des Instituts, ist am am 20. Jun. Morgens verschieden. Sieyes, am 3. März 1748 geboren, war 1784 erster Kanonikus (Chanoine chancelier) der Kirche von Chartres und Generalvikar dieser Diözese. Er wurde 1787 zum Mitgliede der Provinzialversammlung von Orleans ernannt. Als von der Versammlung der Generalstaaten die Rede war, ließ Sieyes, überzeugt, daß die Stände von 1614 erfolglos geblieben waren, seine „Ansichten über die Vollziehungsmittel, worüber die Repräsentanten Frankreichs 1789 zu verfügen haben dürften," im Druck erscheinen. Dieses Werk erschien drei Monate nach seinem „Versuch über die Privilegien," und nach seiner berühmten Broschüre: „Was ist der dritte Stand? Alles. Was ist er bisher in der politischen Ordnung gewesen? Nichts. Was will er? Etwas werden." Diese zu 30,000 Exemplaren vertheilte Broschüre war das Evangelium der öffentlichen Meynung bei allen durch die Ereignisse von 1788 und 1789 an die Tagesordnung gekommenen Fragen. Die Wähler des dritten Standes von Paris hatten, im Laufe der Ernennungen für die Generalstaaten entschieden, daß weder Adelige, noch Priester von ihnen ernannt werden sollten; sie nahmen aber diesen Beschluß, nachdem sie schon neunzehn unter zwanzig Deputirten ernannt hatten, zurück, und Sieyes wurde ihr zwanzigster. Bei den Generalstaaten nahm Sieyes an der Verifikation der Vollmachten Theil, und schlug vor, die beiden privilegirten Klassen aufzufordern, sich dem dritten Stand anzuschließen, ihnen zu erklären, daß sich im Falle der Verweigerung die Versammlung ohne sie konstituiren würde, und eine Adresse an den König zur Erläuterung der Beweggründe dieser Maßregel zu votiren. Von dieser Zeit an spaltete sich die Partei der Revolution in zwei Schulen: die englische, an deren Spize Necker, Malouet, Mounier waren, und die demokratische, revolutionaire Schule, die unter Sieyes' Leitung stand. Die englische Konstitution erschien ihm nur als eine Charlatanerie, um dim Volke zu imponiren. Er hielt nicht viel auf die Modifikation dieses Systems, die gegenseitigen Schonungen und das Gleichgewicht der drei Staatsgewalten. Aller Einfluß der Krone ging seiner Ansicht nach auf Käuflichkeit hinaus; alle Opposition hielt er nur für Vorzimmerschliche. Nur Eines schätzte er in England, nemlich die Geschwornengerichte. Warm und thätig bei seiner Partei, brachte Sieyes mehr durch andere als durch sich selbst zu Stande. Er verfaßte den Kampfplan, blieb aber am Schlachttag unter seinem Zelte. Stanislaus Girardin sagte von ihm: „Er ist für eine Partei, was der Maulwurf für eine Wiese ist; er bearbeitet sie unterirdisch, und hebt sie dann empor." Er war ein abstrakter, spröder, nicht leicht mittheilsamer Mann, mit dem man schwer vertraut werden konnte, und der, ohne sich in Erörterung einzulassen, seine Meynung sagte. Machte man Einwürfe, so antwortete er nicht. Er hatte seine ganze Erziehung umgebildet. Es blieb ihm nichts mehr von seinem theologischen Seminarium und der Sorbonne übrig. Er hatte zu Chartres fast ganz zurückgezogen gelebt, und bei der Abneigung, die er für Provinzialgesellschaften hegte, sich um Niemand bekümmert. Er las wenig, weihte sich aber um so mehr dem Nachdenken. Seine Lieblingswerke waren Rousseau's Contrat social, die Schriften Condillac's und Adam Smith's Traktat über den Nationalreichthum. Er hatte viel geschrieben, war aber kein Freund von Revisionsarbeit, und traute sich kein Talent zum Schreiben zu. Er suchte immer Jemand, der im Stande wäre, seine Manuscripte zu redigiren, und seinen Gedanken ein gefälliges Gewand zu geben. Da die an die beiden Stände ergangene Drohung nur den Abfall einiger Mitglieder des niedern Klerus bewirkte, so schlug Sieyes dem dritten Stande vor, sich zu „einer Versammlung der anerkannten und verifizirten Mitglieder der Nation" zu bilden. Er wagte noch nicht, plözlich mit dem entscheidenden Ausdruck „Nationalversammlung" hervorzutreten, sondern schlug nur jene unbestimmte Phrase vor, worin derselbe Gedanke lag, aber nicht bestimmt ausgedrückt war. Erst nach einer zwei- bis dreitägigen Debatte übersprang er diese Schwierigkeit, und ließ diese Motion durch einen obscuren Deputirten Namens Legrand machen. Bei dieser Erörterung bestritt Mirabeau, als Anhänger von zwei Kammern, Sieyes' Projekt mit großer Wärme, und schlug den Namen „Repräsentanten des französischen Volks" vor.

Mirabeau wurde von der englischen Schule unterstützt; er versuchte durch eine Definition des Wortes Volk, das man bald mit dem Worte plebs bald mit dem Worte populus der Römer verglich, seinen durch die bei dieser Erörterung gespielte Rolle einigermaßen kompromittirten Einfluß herzustellen; mußte sich aber der Logik Sieyes' fügen, der, durch den fast einstimmigen Beifall ermuthigt, mehrmals das Wort nahm, wobei er übrigens erklärte, daß er sich nicht fähig fühle, öffentlich zu sprechen, und in Zukunft nicht mehr auf der Tribüne erscheinen würde. Die Versammlung schritt zum Namensaufruf. Dieser dauerte bis in die Nacht: es war eine Revue der beiden Parteien. Man vermochte dem Enthusiasmus der Gallerien kaum Einhalt zu thun; endlich ging der Vorschlag Sieyes' mit einer Mehrheit von 491 gegen 90 Stimmen durch. Am folgenden Tag erhob sich bei seinem Eintritt in den Saal die ganze Versammlung von freien Stücken, und empfing ihn mit dem rauschendsten Beifall. Es waren damals in den Umgebungen von Paris einige Unordnungen vorgefallen, wobei Sieyes darauf antrug, der Nationalgarde die Vertheidigung der Freiheit und die Aufrechthaltung des öffentlichen Friedens zu übertragen. Die Antwort Mirabeau's an Hrn. v. Brézé, aus Anlaß der königlichen Sitzung am 23. Juni 1789 ist bekannt; die Aeußerung Sieyes' an die Versammlung ist eben so berühmt: „Nun, meine Herren, fühlen Sie nicht, daß Sie heute eben das sind, was Sie gestern waren!" Das Konstitutionskomité, zu dem er als Mitglied gewählt wurde,

Digitized by Google

verlangte eine Erklärung der Rechte von ihm, die er nach vier Tagen einreichte, und eine Arbeit dazu gesellte, worauf er großen Werth legte, unter dem Titel: „Präliminarien der französischen Konstitution mit Beifügung einer Anerkennung und Darstellung der Rechte des Menschen und des Bürgers." Sieyes und Mirabeau wohnten der berühmten Nacht vom 4. Aug. nicht bei, und mißbilligten das rasche Verfahren in derselben. Mirabeau sagt: „Daran sieht man recht unsere Franzosen! Sie disputirten einen Monat lang über Spitzen, und stürzten in Einer Nacht die ganze alte Ordnung der Monarchie um." Sieyes fühlte sich hier von seinen Priestersympathien angeregt, vertheidigte die Zehnten, und rief inmitten der Erörterung aus: „Sie wollen frey seyn, und wissen nicht gerecht zu seyn!" Mirabeau murrte auf seiner Bank: Sieyes hat den Stier losgelassen, und will ihn jetzt nicht mit seinen Hörnern stoßen lassen." Sieyes erstattete am 19. Sept 1789 den Bericht über den von Thouret vorgelegten Entwurf über die Einsezung von Verwaltungsversammlungen, von neuen Munizipalitäten und von der verhältnißmäßigen Repräsentation. Auf seinen Vorschlag wurde die Eintheilung Frankreichs in Departements dekretirt. Mirabeau hatte schon bei mehreren Gelegenheiten die Entwürfe Sieyes' bekämpft; so sehr er auch das, was er seine unbiegsame Eitelkeit nannte, fürchtete, so schonte er ihn doch nicht im Kreise seiner Vertrauten, und unter den Beinamen, die er so gern den einflußreichen Männern jener Zeit ertheilte, hatte er für Sieyes den des Mahomet gewählt. Endlich gab sich Mirabeau bei Erörterung über das Recht des Friedens und des Krieges alle Mühe, Sieyes in die Debatte hineinzuziehen. Hier folgt ein Bruchstück jener Rede, die trez ihrer schmeichelhaften Form um so mehr perfid erschien, da Mirabeau in Bezug auf Sieyes gesagt hatte: „Ich will ihm einen Ruf machen, den er nicht wird tragen können." „Ich kann mein tiefes Bedauern nicht verbergen, daß der Mann, welcher die Grundlagen der Konstitution festgestellt, und zu ihrem großen Werk am meisten beigetragen — daß der Mann, welcher der Welt die wahren Grundsäze der Repräsentativregierung enthüllt hat, sich selbst zu einem Stillschweigen verurtheilt, das ich bedauernswerth und ungeeignet finde, weil seine unermeßlichen Dienste, dadurch verkannt werden; daß Abbé Sieyes, ich bitte ihn um Verzeihung, daß ich ihn nenne, nicht selbst in seine Konstitution eine der größten Springfedern der gesellschaftlichen Ordnung überträgt. Dieß schmerzt mich um so mehr, da ich, von einer weit über meine intellektuellen Kräfte gehenden Arbeit erdrückt, beständig ruhigem und tieferem Nachdenken, worin die Hauptmacht des Mannes besteht, entrückt, meinen Geist jener Frage nicht zugewendet hatte; da ich gewohnt war, mich ganz auf jenen großen Denker der Vollendung seines Werks zu verlassen. Ich habe ihn im Namen der Freundschaft, mit der er mich beehrt, im Namen der Vaterlandsliebe, jenes noch weit energerischeren und heiligeren Gefühls, gebeten, beschworen, angefleht, diese Lücke nicht in der Konstitution zu lassen. Er hat es mir abgeschlagen, und ich denunzire ihn Ihnen. Ich beschwöre auch Sie, seine Ansicht, die kein Geheimniß seyn darf, einzuholen; und endlich einen Mann, dessen Stillschweigen und Unthätigkeit ich für ein öffentliches Unglück ansehe, der Entmuthigung zu entreißen."

Sieyes brach dieses sich selbst aufgelegte Stillschweigen, indem er am 20. Januar 1790 „einen Gesetzentwurf gegen die Vergehen, die durch den Druck und die Publikation von Schriften und Kupferstichen begangen werden können," einreichte. In der Einleitung zu diesem Entwurfe sagte er: „Das Publikum drückt sich falsch aus, wenn es ein Gesetz für Bewilligung oder Ermächtigung zur Preßfreiheit verlangt. Die Bürger denken, sprechen, schreiben und publiziren ihre Gedanken nicht in Gemäßheit eines Gesetzes; dies geschieht in Gemäßheit ihrer natürlichen Rechte, der Rechte, welche die Menschen in die Association gebracht haben, und für deren Aufrechthaltung sie das Gesetz selbst und alle ihm dienenden öffentlichen Mittel festgesetzt haben. Das Gesetz ist kein Gebieter, der freiwillig Wohlthaten spendet. Das Gesetz ist nur vorhanden, die Freiheit zu verhindern, sich zu vertiren. Es ist nur eine beschützende Institution, gebildet durch dieselbe Freiheit, die vor Allem vorhanden war." An der Jahresfeier der Konstitution der Generalstaaten wurde Sieyes zum Präsidenten der Versammlung ernannt. Die Wähler hätten gern die Ernennung Sieyes' zum Bischof von Paris gesehen; er war aber dagegen, und man sah seine Weigerung als eine Protestation gegen die Civilinstitution des neuen Klerus an. Sieyes war einer der Gründer des Klubs der Bretagner, später Jakobinerklub genannt, gewesen. Bei der Spaltung der linken Seite schloß sich Sieyes der Seite Mirabeau's, Lafayette's und des Bischofs von Autun an, welche das Königthum verstärken wollten, während Barnave, Lameth, Duport auf der Bahn der Folgerungen der Revolution vorschritten. Die stationairen Deputirten bildeten die patriotische Gesellschaft von 1789, im Gegensatz mit der der Jakobiner, deren Sitzungen sie doch von Zeit zu Zeit noch besuchten. Endlich und bald gingen die Lameth, die Barnave und die Duport auf die Seite des Hofes über, und gründeten mit Sieyes, Chapellier, Talleyrand, Rabaut St. Etienne den Klub der Feuillants, einem entschiedenen Rivalen der Jakobiner, wo damals die Orleans, Röderer, Grégoire, Pétion, Robespierre und endlich Hr. v. Chartres glänzten. Sieyes theilte noch nach der Flucht von Varennes die Ansichten seiner Freunde über die Möglichkeit der Monarchie. Man hatte den Prospektus eines republikanischen Journals verbreitet, worin folgende, den König betreffende Stelle vorkam: „Wir erkennen ihn nur als ein Individuum in der Masse, als Hrn. Louis von Bourbon an." Man führte auf den Theatern „den Tag von Varennes" oder „den Postmeister von St. Menehould" auf, und Sieyes hielt es noch für möglich, ein monarchisches Glaubensbekenntniß abzulegen! „Nicht, so schrieb er in den Moniteur, um alten Gewohnheiten zu schmeicheln, noch wegen eines abergläubischen Gefühls des Royalismus, ziehe ich die Monarchie vor, sondern weil mir vollkommen klar ist, daß in der Monarchie mehr Freiheit für den Bürger vorhanden ist, als in der Republik." Nur sagte Sieyes nicht zugleich, was man thun müsse, um das herabgewürdigte Königthum wieder aufzurichten, und die Monarchie mit der Revolution in Einklang zu bringen. Darin lag damals, und noch später, die ganze Frage. Nach der konstituirenden und während der legislativen Versammlung zog sich Sieyes auf das Land zurück, und blieb den Staatsangelegenheiten fremd. Durch drei Departemente, der Orne, der Sarthe und der Gironde, in den Konvent ernannt, nahm Sieyes keinen Theil an dem Kampfe des Bergs und der Girondisten. Er saß, wie sein Kollege Cambacérès, in der Ebene, und suchte stürmischen Sizungen so viel wie möglich auszuweichen. Er stimmte für den Tod des Königs. In der Schreckenszeit lief er keine Gefahr; allen Parteien, die sich im Konvente bekämpften, fremd, gebot er ihnen eine Art von Achtung durch das Andenken an seine Arbeiten und die alten Dienste, welche er der Revolution geleistet hatte. Man behauptete, er habe einen geheimen Einfluß auf den Wohlfahrtsausschuß geübt, weil er sich damals, wie zu allen Zeiten der Revolution, wenig hervorstellte, und sich in die Zurückhaltung eines geheimnißvollen Betragens hüllte. Er übte weit weniger Einfluß aus als andere Repräsentanten, die weder seine Fähigkeiten, noch besonders seine Klugheit besaßen. Nach dem neunten Thermidor wurde Sieyes in die Kommision der Eilfer ernannt, die eingesetzt wurde, die organischen Gesetze der Konstitution von 1793 zu verfassen. Vom Wohlfahrtsausschusse war er bereits Mitglied. Der Konvent hatte befohlen, die Repräsentanten, die zugleich Mitglieder der Regierungskomités und

Digitized by Google

des Eilferausschusses seyen, sollten optiren, und Sieyes entschied sich für den Wohlfahrtsausschuß. Er war nach der Meynung Frankreichs und Europa's, der fähigste Mann, eine Nation zu konstituiren; man betrachtete ihn als den ersten politischen Architekten.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Louis Napoleon's, vormaligen Königs von Holland, Charakteristik.

Das Schicksal kann einen Sterblichen auf keine größere Probe stellen, als wenn es ihn in eine Lage versetzt, wo er, ohne Verantwortlichkeit fürchten zu dürfen, von einer unumschränkten Macht Gebrauch machen kann. Die Süßigkeit der Rache ist tief in der thierischen Natur, die auch dem Menschen, neben seiner geistigen, wahrlich nicht fehlt, begründet. Da muß das edlere Ich ein entschiedenes Uebergewicht über das inwohnende Thier erlangt haben, wo der Fluch mit Segen vergolten wird. Ein Mensch, der es bis dahin gebracht hat, scheint mir auf dem Gipfel menschlicher Hoheit zu stehen. Zu diesem höchsten Standpunkte menschlichen Adels war Ludwig Napoleon bereits gelangt, als er noch König war, und gewiß, vernimmt man aus seinem Munde die Milde seiner Gesinnungen, ist er seit dieser Zeit nicht zurückgeschritten. — Wie er in der gedachten Beziehung als König handelte, möge folgende Anekdote beweisen, die er im dritten Bande (Seite 33.) seiner Documents historiques sur la Hollande nicht selbst berichten würde, wenn sie nicht vollkommen in der Wahrheit gegründet wäre.

„Hollands Lage war die traurigste. Der König glaubte, daß eben aus dem Uebermaß des Elends ein Hülfsmittel hervorgehen würde. Niemand litt durch diesen Zustand der Dinge mehr als er selbst, und Jeder, sowohl im Inlande als im Auslande, hatte die Ueberzeugung hiervon; dessen ungeachtet aber erlaubte sich ein zu Wilpen, einem in Nordholland, nicht fern von der Hauptstadt belegenen Dorfe, neu angestellter Prediger einen äußerst heftigen Ausfall. In dem Dorfe selbst und in seiner Nachbarschaft wohnte eine große Anzahl von Gutsbesitzern, die am Hofe angestellt und dem Könige sehr zugethan waren. Der Unwille dieser war allgemein, und die Mehrzahl der Zuhörer äußerte sich in dieser Beziehung laut: Jeder verlangte die Bestrafung eines Geistlichen, der sich auf eine so boshafte und verläumderische Art gegen die Regierung geäußert, und dem Zwecke so wenig entsprochen, den diese bei der Anordnung des Buß- und Bettages gehabt hatte.

Der Geistliche wurde von dem Minister und der Polizei und des Innern zur Hauptstadt beschieden. Der König verlangte ihn zu sehen. — Er war noch sehr jung und erschien in einer bedeutenden Gemüthsbewegung. — Gewiß war er strafbar, und schon des Beispiels wegen, verlangte man seine Bestrafung. Die Absicht des Königs war nun, diese auf seine eigene Art zu vollziehen. — Er empfing ihn kalt, aber höflich, stellte ihn zur Rede und ließ sich von ihm die Ausdrücke wiederholen, deren er sich bedient hatte. Nun schilderte der König ihm die Lage des Reichs und seine (des Königs) eigene, und zwang ihn durch diese Darstellungen, selbst zu bekennen, daß er eben so grausam als ungerecht (aussi cruel qu'injust) gehandelt hätte, die Regierung zu beschuldigen. Der junge Mann wurde von der Ungerechtigkeit seines Betragens überzeugt, versprach, dieses vollkommen zu ändern, und wir schieden als gute Freunde. — In der That widerrief er unaufgefordert in der Kirche und betrug sich späterhin auf das Musterhafteste.

Als man dem Könige den Vorschlag machte, ihn hart bestrafen zu lassen, antwortete dieser: „Es liegt mir mehr daran, ihn zu überzeugen, als ihn zu bestrafen."

Eine solche Art zu handeln ist wahrhaft Königlich.

Die Uhr.

Ich weiß eine Uhr, die hat ein großer Meister gemacht. Sie braucht niemals aufgezogen zu werden, denn wenn sie stille steht, dann ist sie zerbrochen, und Niemand außer dem, der sie gemacht hat, versteht das Räderwerk und die Federn wieder ganz zu machen und in Gang zu bringen. Diese Uhr ist die kunstvollste und wunderbarste auf der Erde. Sie zeigt Sonnenschein, Sturm und Regen an; Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Sie ist ein Kalender, der zugleich die Feste und Festtage des Jahres bezeichnet. Denn haben wir Charfreitag oder Aschermittwoch, dann hat sie einen gar traurigen Takt und Schlag; aber wann wir Ostern feiern, wann unser Heiland geboren worden, wann wir Kirchweih halten, oder Carneval haben, dann repetirt ihr Glockenspiel zu jeder Stunde des Tages die lustigsten Stücke und Tänze.

Diese Uhr ist dennoch oft sehr trügerisch. Ihr Zifferblatt deutet oft auf zwei und es hat lange noch nicht zwölfe geschlagen; oder auch umgekehrt, wenn wir auf sie sehen, dann steht der Zeiger auf zwölf, jener Zauberstunde für Mund und Magen, aber es ist lange noch nicht an der Zeit und ihr Glöcklein schlägt erst zehn.

Oftmals ist daher etwas an ihr verrückt, woran der Meister freilich keine Schuld hat, wohl aber die Pfuscher, die sich unterstehen, an ihr zu richten oder zu bessern, und das merkt man denn auch gleich an ihrer Unruh. Denn diese Perpendikel geht, nach jedesmaligen Umständen, bald geschwind, bald langsam; bald laut, bald leis.

Der Eigenthümer dieser Uhr hatte gar oft schon die Caprice, sie wegschenken zu wollen. Unter tausenderlei Versicherungen und Betheuerungen bot er sie an und schwur, sie niemals zurück zu verlangen, oder zu nehmen. Aber — so sind die Menschen! dabei blieb es denn auch; höchstens, daß er sie auf einige Stunden weglieh; er behielt sie immer für sich und oftmals war er dann eigensinnig oder unmenschenfreundlich genug, dem, der ihn um die Zeit fragte, zu sagen, er wisse es nicht, so, daß dieser glauben mußte, er hätte wohl keine Uhr. Obwol unsere Stutzer gleich bei der Hand sind, ihre Taschen-Uhren zu zeigen oder repetiren zu lassen.

Diese Uhr ist nicht von Gold, nicht von Silber, noch von einem andern Metall. Sie ist keine Taschenuhr und auch keine Damenuhr, obwohl ich Damen kenne, die sie eine zeitlang zur Schau trugen. Sie ist keine Schwarzwälder, keine Genfer und keine englische Uhr; aber sie ist eine göttliche Uhr und sie schlägt — in des Menschen Brust.

Pot-Pourri.

Erfindungen.

Vivat hoch! wieder eine neue Erfindung! Etwas Nagelneues! Einen Uebersetzungsdampfwagen! oder weil's französisch besser klingt: voiture de traduction à vapeur! Die Einrichtung ist folgende: Der Wagen ist geräumig, auf vier Rädern stehen Setzkasten und Presse, daneben ein bequemer Sitz mit Lehne für den Redacteur oder Uebersetzer, der dictirt — nicht aber etwa in die Feder — nein, dem neben ihm stehenden Setzer — wie soll ich sagen — in den Winkelhaken. Die gesetzten Columnen werden von dem metteur en pages sogleich geordnet, und nun arbeiten die Pressen, von einem Knaben beschickt, unaufhörlich fort. Der Uebersetzungswagen mit seiner fliegenden Druckerei rastet nirgends, die fertigen Bogen werden zu den Wagenfenstern hinausspedirt, und das Fahrzeug geht durch aller Herren Länder.

Apropos! weil wir einmal im Zuge mit Erfinden sind, so wollen wir gleich noch über eine ganze Parthie neuer Erfindungen

Digitized by Google

berichten. Nummer Eins: Blankscheite für Damen von Kautschuk (Gummi elasticum), die nicht drücken, nicht zerreißen, immer fest anliegen; ob auch die Herzen unter solchen Blankscheiten sich nie gedrückt, nie zerrissen, nie beunruhigt fühlen, hat der Erfinder nicht bemerkt. — Dazu hat ein Nordamerikaner einen Einschnürungs-Messer erfunden. Mittelst dieses Instruments mißt man, wie enge die Taille einer Dame eingeschnürt werden kann, ohne daß daraus Schaden entsteht. Es ist die Pflicht eines jeden Mannes — schreibt er — darauf zu sehen, daß die Damen sich nicht zu Tode pressen. Sehr wahr! Ganz wie bei uns; hier sieht man auch nicht selten Frauen, die sich zu Skeletten schnüren und geistlos genug sind, dies für schön zu halten, kein Wunder, daß sie da auch meistens so herzlos erscheinen, denn wo soll in solchem engen Raume noch für's Herz Platz bleiben! Fort also mit dieser modisch-argen Preßfreiheit.

Ein Hr Hughes hat eine neue Art von Höllenmaschine erfunden, die in Zeit von einer Minute 90 Kugeln schießt; wer nicht lange Zeit hat, aus der Welt zu geh'n, darf nur vor die Mündung dieser Maschine treten, in einer Minute 90 Schüsse, lange kann's da nicht dauern!

Tragischer Vorfall.

Zu St. Chamand, im französischen Departement Cantal, sollte am 15. Juni die Gattin des Dr. L. beerdigt werden. Die Verwandten und Nachbarn waren versammelt, als man in dem Augenblick, wo der Körper in den Sarg gelegt werden sollte, eine Bewegung, und eine Art Wärme an demselben wahrnahm. Man überzeugte sich alsbald, daß Mad. L. Lebenszeichen von sich gab. Ihre Hände sollen sogar Spuren von Verwundung gezeigt, und ihr Herz noch geschlagen haben. Schon gab man sich der Hoffnung hin, sie ins Leben zurückzurufen, als plötzlich ein heftiges Gewitter losbrach und in das Haus schlug. Mehrere Frauen fielen, vom Blitze getroffen, zu Boden. Die Schwester und die Magd des Dr. L. blieben, aller Belebungsversuche ungeachtet, todt; die andern kamen mit Quetschungen davon. Ueberdieß hatte der Blitz im obern Theile des Hauses gezündet; doch wurde das Feuer bald gelöscht. Die übrigens schwachen Hoffnungen, die man für Mad. L. hegte, verschwanden; ihre Beerdigung fand am folgenden Tage Statt, und statt einer Leiche zählte man deren drei!

Merkwürdige Mißgeburten.

Das anatomische Museum der Rhein-Universität zu Bonn hat in diesem Frühjahre unter andern Geschenken auch folgende zwei äusserst merkwürdige menschliche Mißbildungen erhalten. Die eine, welche das Museum der Vermittlung des Herrn Dr. Jung zu Kirchen verdankt, ist eine doppelte Mißbildung mit zwei Köpfen, vier Armen, einer etwas getheilten Brust, einem einfachen Unterleibe und zweien untern Extremitäten, welche 4 Tage 14 Stunden nach der Geburt am Leben blieb. Die andere Mißbildung gehört zu den seltensten Fällen, welche je beobachtet worden sind. An derselben sitzt nemlich auf der Herzgrube eines größtentheils wohlgestalteten Kindes ein zweiter Kopf mit ganz kurzem Halse auf. Diese Mißgeburt, welche Herr Dr. Nocher in Siegburg einschickte, kam todt zur Welt.

Auch ich war in Arkadien geboren!

Wie alt ist wohl diese Redensart? Poussin, der schon 1665 gestorben ist, hat sie bereits in seinem berühmten, von ihm selbst mehrmals wiederholten Landschaftsgemälde: Arkadien. Es stellt dasselbe eine heitere, lachende Gegend dar, in deren Mitte das Grab eines in der Blüthe ihrer Jahre verstorbenen Mädchens ist. Daß die Hülle desselben hier ruht, zeigt die auf dem Leichensteine liegende Gestalt, und daß der Beschauer in Arkadien sey, die schöne lakonische Inschrift: „Et in Arcadia ego.“ Zwei Jünglinge mit ihren Geliebten, mit Blumen geschmückt, stehen sinnend am Grabmale, und einer zeigt auf die Schrift, die sie mit allem jenen Ernst zu erfüllen scheint, welcher einzutreten pflegt, wenn er uns plötzlich aus der Freude aufscheucht.

Muster für Versemacher.

Des Geschmacklosen gibt es viel und aller Orten, doch auf dem Felde der Poesie könnte man es in Haufen zusammen treiben, hauptsächlich aber auf dem Schulmeisterfelde der didaktischen Poesie, die einmal bei uns sehr im Flor war. Doch dürfte schwerlich folgender Vers, den ein Danziger in die Welt schickte, bekannt genug und nach Verdienst gewürdigt worden seyn. Der Dichter warnt die Kinder vor dem Klettern, und ruft begeistert aus:

„Die, die wie die Ziegen klettern,
Haben oft nichts Gut's gethan;
Denn leicht können sie zerschmettern
Sich Hand, Kopf, Fuß, Nas', Bein, Zahn!“

Es fragt sich, ob auf Gottes Erdboden diesen Versen ein Paar gleiche zur Seite gestellt werden können? Zum Glück denkt der Dichter noch einen zweiten Band folgen zu lassen, und da liefert er vielleicht selbst ein Seitenstück.

Anekdoten-Gallerie.

Der Schauspieler Gödemann legte neulich in die Posse „Paris in Pommern“ folgende Anekdote ein, die große Heiterkeit veranlaßte. „Ich war krank“, erzählte er, „freute mich sehr auf's Wiedergesundwerden und dachte gar nicht daran, daß dieß mit schweren Ausgaben verknüpft ist. Zu meinem Schrecken wurde ich daran erinnert. Kaum hatte ich das Bett verlassen, so bekam ich von dem Arzte die Rechnung: Sechs Mark acht Schilling für Medizin und zwei und zwanzig Mark für Besuche. Ich schickte die sechs Mark und acht Schilling für die Medicin sogleich zu ihm und ließ ihm sagen, was die Besuche anlangte, so würde ich nicht ermangeln, ihm meine Gegen-Visiten zu machen.“

Ein anderer Schauspieler hatte in Kotzebue's „kleinem Deklamator“ den Fremden darzustellen, der bekanntlich bei seinem Auftreten die Thore seiner Vaterstadt apostrophirt. Statt sich mit seiner Anrede gegen die Thürflügel, die groß und breit vor ihm standen, zu wenden, machte der gute Mann Front gegen das Publikum und sprach mit halbbegrüßender Hand-Bewegung: „So sich ich wieder vor diesen Thoren!“ Man sollte glauben, der Schalk habe aus ihm geredet!

Ein englischer Banquier, Namens Sair, wird angeklagt, daß er die Absicht gehabt habe, sich des Königs Georg III. zu bemächtigen, und ihn nach Philadelphia zu schaffen. Vor die Schranken des Gerichts gestellt, entgegnete er: „Die Beschuldigung, meine Herren, ist in der That sehr lächerlich, ich weiß wohl, wozu ein König einen Banquier gebrauchen kann, aber ich weiß wahrlich nicht, was ein Banquier mit einem König anfangen sollte.“

Distichon.

„Wandl' auf Rosen!“ war sonst der Alltagsspruch, den das Stammbuch
Zeigte; — die heutige Welt wünscht nur auf Eisen die Fahrt.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro 29. (Fünfter Jahrgang.) 1830.

Die Pinakothek in München.

Das Gebäude, welches den herrlichen Bilderschatz aufnehmen soll, der auf der ganzen Erde jetzt als einzig dasteht, gleich einer wunderbaren tausendfachen Blüthenblume, ist vollendet in seinen heiteren Räumen, und was Jahrhunderte langsam zusammengetragen, was schon einzeln kunstliebende Fürsten erfreute, Kunstjünger zu neuen Schöpfungen begeisterte und die Kenner entzückte: das wird nun unserer Zeit im vollen Maaße mit einander als ein wahres Göttermahl zum geistigen Genusse geboten. Und wie ein Mann den rein erworbenen Schatz seiner Vorältern, den er selbst mit klugem eifrigen Sinne vermehrt, gern aller Welt vor Augen legt, daß sie sich daran erfreuen; so sehen wir es jetzt, da ein kunstsinniger König die Meisterschöpfungen des Pinsels der verschiedenen Völker und Zeiten in den schönsten und heitersten Räumen aufstellt, daß Ferne und Nahe von den köstlichen milden Sternblumen angezogen kommen, staunen und schweigen, und, wie vom Borne der Kunst trunken, fortan für sie leben und ihre Schöpfungen fördern helfen. Wahrlich, es reiht sich hier Palast an Palast in den schönsten Verhältnissen; wie unter den Zauberklängen des Orpheus scheint sich Stein an Stein gefügt zu haben im lieblichen Rhythmus des Liedes, und so muß denn wohl der Sinn für Schönheit, Verhältniß und Maß geweckt werden; diese Umgebung kann nicht anders als vortheilhaft, Bildung fördernd auf die Beschauer, zumal die Bewohner Münchens wirken, und es trifft bei ihnen ganz ein, was Göthe sagt: „Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodieen, der Geist kann nicht sinken, die Thätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustande; ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprunge zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses theilhaftig.“

Wie aber dieser Schatz zusammenkam? Durch die Lust zu sammeln, die, wenn sie einmal erwacht ist, kaum wieder mit dem bloßen Besitze sich begnügt, sondern das Schöne zu dem Schönen, das Neue zu dem Alten fügt, und allmälig an dem herrlichen Kranze flicht, der endlich in voller unverwelklicher Farbenpracht auf dem Haupte des fürstlichen Geschlechtes und selbst des Volkes ruht, und wie ein Talisman die gemeine Begierde fern hält und Blüthen aus Blüthen lockt. Die Gelegenheit, die mächtige Göttin des Tages, trug sehr viel bei, den Schatz nach und nach aufzuhäufen. Das Wittelsbacher Geschlecht thronte wie in Bayern, so am Rheine, wo sich die Blume der Kunst in schönem Glanze frühzeitig erschlossen, wo ein Künstlergeschlecht das andere zeugte und seine Schöpfungen in die Burgen der Fürsten, wie in die Häuser der wohlhabenden Bürger der vielen Städte wanderten, und wie Kinder einer Welt der Phantasie begrüßt und geehrt wurden. In Cöln lebte und wirkte ein weit verzweigtes Künstlergeschlecht, das sich in den Niederlanden, den reichen gesegneten Ländern ausbreitete, und in den Städten am Rheine war mit der bürgerlichen Freiheit auch die Kunst erwacht und half das Leben verschönern und veredeln; um so mehr strebten die Fürsten, welche stets das Köstlichste gern in den Kranz ihres Lebens zum Genusse flechten, mit schönen Kunstgebilden sich zu umgeben, und die Künstler durch Aufträge zu neuen Schöpfungen anzuregen; schon frühzeitig finden sich an den Höfen Maler und Bildhauer, Stempelschneider und Musiker; damit das Handwerk der Kunst, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht verloren gehe, und der schöpferische Geist sich leicht in Formen ausdrücken könne, gründeten die Fürsten eigene Kunstschulen und Sammlungen, welche Geschmack, Blick und Phantasie immer rein erhalten und beleben könnten.

Die Kurfürsten der Pfalz, das weitverzweigte Geschlecht der Wittelsbacher am Rheine, sammelte und weckte auf jede Weise; Maximilian Emanuel, Kurfürst von Bayern, der am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Brüssel residirte, weil sein Sohn zum Nachfolger Carls II. im reichen Spanien ernannt war, sammelte aus der niederländischen Schule um Bayerisches Geld, denn als Statthalter in den Niederlanden erhielt er selten die ihm bestimmte Summe, sehr Vieles mit Kennersinn, und brachte diese Erwerbungen nach dem unglücklichen Spanischen Erbfolgekrieg in sein Bayern zurück. Am Bedeutendsten aber erhob sich Düsseldorf, die Hauptstadt des Herzogthums Berg. Als dieses an das Geschlecht der Schyren kam, wurde es der Mittelpunkt der Kunst für die ganze Rheingegend. Kurfürst Johann Wilhelm erbaute die Neustadt; die neuen Gebäude erhoben sich palastähnlich, und ein reges Kunstleben entfaltete sich; Carl Theodor, der kunstliebende, feingebildete, der als Regent der Rheinpfalz für Verschönerungen, Kunst und Wissenschaft mehr als 25 Millionen Gulden verwendete, erbaute dort die Carlsstadt, gründete die Maler-Academie, und lebte, da er in seinen häuslichen Verhältnissen wenig froh ward, vorzüglich der Kunst. Das Meiste, was an Gemälden dort aufgehäuft wurde, kam in der Folge als er das Erbe von Bayern angetreten, nach München oder Schleisheim. Hier hatten unterdessen die Fürsten auch das Ihrige für die Kunst gethan; schon Albrecht IV., Wilhelm V., am meisten aber Maximilian I., förderten sie, und hatten berühmte Künstler an ihrem Hofe; der dreißigjährige Krieg hemmte und vernichtete zwar Manches, und die Kunst war in jener trauervollen Zeit verscheucht: aber sogleich nach hergestelltem Frieden erschien sie wie ein Phönix wieder, selbst ewig jung zu begeistigen und zu erfreuen. Die Nähe Italiens, Vermählungen der Fürsten mit Prinzessinnen Italischer Geschlechter, wie des Ferdinand Maria mit Adelheide von Savoyen, lockte auch die Künstler von dort an den Bayerschen Hof. Als aber der Reichsabschluß von Regensburg die Güter der reichen Abteyen und Klöster als Entschädigung für ihre verlorenen Länder jenseits des Rheines anwies; als die lange blühenden Anstalten der Zeit weichen mußten und

Digitized by Google

als Fürstengut erklärt wurden: da kamen auch die durch das ganze Land zerstreuten Gemälde aus den Klöstern als Eigenthum an die Bayerische Krone; eben so auch die in den Reichsstädten und in Aschaffenburg gesammelten Kunstschätze, als Land und Gut an Bayern kam. Maximilian Joseph, der geliebte König, vereinte sie mit dem schon vorhandenen Bilderschatze, und erklärte in der Constitution, wie alle Sammlungen, so auch diese, als Staatsgut, als wahres Gemeingut der Nation, welches König Ludwig mit allgemein bekannter und gerühmter Kennerschaft vermehrte, zumal durch die ausgezeichnete Boisserée'sche Sammlung und mehrere herrliche Bilder aus der italienischen Schule.

Der von so verschiedenen Ländern und Fürsten zu verschiedenen Zeiten erworbene Schatz zählte im Jahre 1821 schon über 9000 Werke, die bei solcher Menge weder nach kunstgerechter Ordnung und innerem Werthe, noch in einem Gebäude vereint, sondern je nach den verfügbaren Räumen in München und Schleisheim, oder in den Provinzialstädten, wie in Augsburg, Aschaffenburg u. a. untergebracht waren, und es zeigte sich das dringende Bedürfniß, das wahrhaft Classische an Einem Orte wie in einem Brennpunkte zu sammeln, daß es wie eine Sonne kunstbelebend und herzerwärmend über das ganze Land strahle, während die noch übrigen vorhandenen Gemälde in den Kreishauptstädten, wie in Töchterschulen, gesammelt als öffentliches Gemeingut zur Kunstanschauung und Benutzung aufgestellt würden.

(Schluß folgt.)

Paul Ludwig Courier

über den Herzog von Orleans, jetzt König Ludwig Philipp, geschrieben im Jahr 1822.

P. L. Courier ist als geistvoller und kenntnißreicher Humanist (einer der Wenigen, welche Frankreich in der neuesten Zeit gelehrt machen kann) hinreichend bekannt, seine große Rechtlichkeit auch von seinem ganzen Vaterlande anerkannt. Er starb, meuchelmörderisch von drei Kugeln durchbohrt, den 10. März 1825. In einer Antwort auf ihm zugesandte namenlose Briefe drückt er sich in einem öffentlichen Blatte also aus: „Sie glauben, daß ich weder den Herzog von Orleans noch irgend einen Fürsten liebe. Im Gegentheil, ich liebe alle Fürsten — überhaupt die ganze Menschheit; vor allen andern aber den Herzog von Orleans, weil dieser Fürst es der Mühe werth hält, ein rechtschaffener Mann zu seyn. Ich höre nicht, daß er die Leute hintergeht. Wir haben nichts mit einander zu schaffen, er hat mir nichts versprochen, nichts vor Gott beschworen, aber ich würde mich ihm anvertrauen in dringender Noth, er und ich würden uns verständigen, er würde, ohne Falsch, Das halten, was er versprochen, ohne mit Nachbarn zu berathschlagen, und ohne die Jesuiten darum zu befragen. Er gehört unserer Zeit an, nicht dem letzten Jahrhundert. Er hat mit uns im Kriege gefochten, darum hat er keine Furcht vor Unteroffizieren; und als er seitdem auswandern mußte, hat er nie die Waffen gegen uns getragen, zu gut wissend, was er seinem Vaterlande schuldig ist. Er weiß gar Vieles, was sich in den höhern Ständen schwer erlernen läßt. Sein Glück hat gewollt, daß er von der Höhe herabsteigen konnte, und als Jüngling wie wir lebte. Der Prinz ist Mensch geworden. In Frankreich bekämpfte er unsere Feinde, außerhalb lebte er den Wissenschaften. Die Ausländer haben gesehen, wie er sich bildete und unterrichtete, nicht wie er bettelte. Er hat Pitt nicht gebeten, Koburg nicht aufgefordert, unsere Dörfer zu verbrennen, um die Schlösser zu rächen. Zurückgekehret, hat er auf unsere Kosten keine Messen u. dergl. gestiftet; unsträflich in seinem Leben und in seinen Sitten, gibt er ein Beispiel, das besser predigt, als die Missionarien. Kurz, er ist ein rechtlicher Mann; ich wünsche, daß alle Fürsten ihm ähnlich wären, keiner derselben würde dabei verlieren, aber die Menschheit gewinnen; oder ich wünschte, daß er Maire der Gemeinde wäre; er würde Alles in Ordnung bringen, nicht blos durch die Weisheit, die Gott ihm verliehen hat, sondern durch seine Tugend, die nicht weniger achtbar und viel zu wenig gefeiert ist, durch seine Haltungskunst, eine, wenn man will, bürgerliche Eigenschaft, welche der Hof an einem Fürsten gering schätzt, und die keinen Stoff zu einer akademischen Lobrede gibt, die aber für uns, die wir verwaltet werden, so unschätzbar ist — so preiswürdig an einem Maire und ——— an einem König. Ich habe ihn in meinem Leben nie gesehen; es geht mich nichts an, was man von ihm sagt; aber das Publikum ist kein Dummkopf, und kann Fürsten wohl beurtheilen. Eben so wenig ist mir darum zu thun, daß ich sein Feldschütz werden will, wenn er Maire wird; denn ich tauge zu keinem Amte, höchstens zur Bearbeitung meines Weinberges, wenn ich nicht im Gefängniß sitze, darin aber, glaube ich, würde ich dann nicht so oft seyn. Somit, mein Herr, gegen Ihre Meinung liebe ich den Herzog von Orleans, aber sein Freund bin ich nicht, so viel Ehre gebührt mir nicht; man hat bisweilen bezweifelt, ob die Fürsten Freunde haben; vielleicht, weniger Fürst als ein anderer, macht er eine Ausnahme; noch weniger gehöre ich zu seiner Partei, denn er hat keine Partei.

Ein englisches Mittagsmahl.

Ein ächt englisches Diner dauert sechs bis acht Stunden. Beim Eintritt ins Haus giebt man den Hut ab, behält aber die Handschuhe an, und verfügt sich nun in den ersten Stock, in das sogenannte Drawing room. Hier reicht man allen bekannten Damen die Hand, welche schöne Sitte eine gewisse Kordialität in die Versammlung bringt, die den vorherrschenden Zug jeder englischen Zusammenkunft ausmacht. Man steigt nun in das Rez de Chaussée, das sogenannte Dining room, herab, und setzt sich zu Tische. Die eigentlichen Wohnzimmer, oder Bed rooms, der Familie sind nemlich in allen englischen Häusern im zweiten Stockwerk, und für Fremde unzugänglich; Küche und Domestiken in Souterrains. Wenn Alles sitzt, legt die Frau vom Hause vor, und sendet jedem Gaste seinen Teller. Die Mahlzeit fängt gewöhnlich mit Fisch an; Suppe wird in den wenigsten Häusern aufgetragen. So groß nun auch die Gesellschaft ist, so darf doch Niemand zu essen anfangen, bis nicht Jedermann servirt ist. Man würde das Zuwiderhandeln für eine Unart ansehen. Die Damen dürfen nie unaufgefordert trinken, und dies geschieht, indem einer der Herren sie um die Erlaubniß bittet, ein Glas Wein auf ihr Wohl zu trinken, worauf der Nachbar der aufgeforderten Dame ihr von demselben Wein einschenkt, mit dem der Toast angeboten wurde, und sie nun mit dem Glase dem Grüßenden zunickt. Dasselbe wird selbst unter den Männern beobachtet, und man muß beständig mit demselben Wein antworten. Die Bedienten sind sehr aufmerksam, die Gläser stets mit dem genannten Weine zu füllen. Angestoßen wird niemals; auch trinken selbst die Männer nie, ohne aufzufordern oder aufgefordert zu seyn. Dieses Zutrinken bringt viel Leben in die Gesellschaft, und erfordert Achtsamkeit, um Niemanden zu übersehen. Die englische Küche ist gut, aber durch vieles Gewürz zu stark, daher auch die Sitte, die feurigen spanischen und portugiesischen Weine dazu zu trinken, selbst bei den Damen allgemein ist. Port und Xeres sind die Tischweine, Champagner, Rheinweine und Bordeaux werden gewöhnlich erst später gegeben, doch kann man sie jeden Augenblick bekommen, sobald man sie im Toast ausspricht. Jeder Gast hat in der Regel seinen eigenen Diener hinter sich stehen, und die Bedienung ist daher die ausgezeichnetste, die man sich denken kann. Die Tafelservice sind kostbar und elegant, besonders schön aber die Gläser,

Digitized by Google

und namentlich die Bouteillen, meistens von antiker Form nach pompejanischen Mustern gegossen. Der Wein kommt nie in Kellerflaschen auf den Tisch, und die schönen Decantees sind eine besondere Zierde der Tafel. Champagner wird nur von Dienern und zwar unausgesetzt eingeschenkt. Der Engländer kann nicht pikant genug essen, daher zum Beispiel das Geflügel stets mit geräucherten Zungen oder andern scharfen Speisen servirt wird. Die Tischzeit selbst ist aber offenbar zu lang, weshalb häufige Pausen entstehen, wenn die Personen nicht alle sehr bekannt sind — ein Fall, der sich in dem riesigen London freilich selten trifft. Ich habe vier Diners beigewohnt, wo Leute aus Lissabon, Holland, Frankreich, Amerika, Deutschland, Italien, Ostindien beisammen waren, was oft eine babylonische und höchst ergötzliche Sprachverwirrung erzeugt. Die Stunde des Anfangs ist gewöhnlich 7 Uhr. Gegen 10 Uhr verlassen die Damen das Dining room, und ziehen sich ohne Ceremonie in das Drawing room zurück, worauf die Männer zusammenrücken, der Tisch ganz abgeräumt wird, und nun frische Bouteillen auf den schön polirten, spiegelglatten Mahagoni-Tisch gesetzt werden. Die Unterhaltung wird nun lauter und ungezwungener, und es beginnen die langen Toaste, worin die bessern Sprecher excelliren. Das neunmalige donnernde Hurrah auf den König und die Damen der Gesellschaft darf nicht fehlen; doch fand ich die frühere üble Gewohnheit des starken Trinkens durchaus verbannt. Nach einer oder anderthalb Stunden erscheint die Frau vom Hause, und kündigt an, daß der Kaffee eben bereit stehe, worauf sich dann Alles in die Gesellschaftssäle verfügt, in denen die Frauen die ganze Zeit unter sich gesessen haben. So gut es nun auch seyn mag, daß man ihnen einen Ruhepunkt und Absonderung bei so lange währenden Gastmählern gestattet, so scheint mir die Zeit hiezu doch zu lange, und muß den Frauen selbst lästig werden. Der Kaffee absorbirt wieder eine hübsche Weile, und wenn man nun glaubt, es wäre des Guten genug, so kommen erst neue flimmernde silberne Kannen, und eine neue Tracht prächtiger Tassen und Vasen dient zur Servirung des Thees, ohne den der Engländer nicht zu Bette gehen kann. So wird es Mitternacht und auch ein oder zwei Uhr, bis man ein veritables englisches Diner, gewiß ohne alle Uebereilung und mit allen Chancen der Verdauung durchgearbeitet hat.

Pot-Pourri.

Die große Feuersbrunst zu Großwardein.

Ein schweres Unglück hat die Stadt Großwardein getroffen. Eine fürchterliche Feuersbrunst, welche am 19. Juni Nachmittags um 5 Uhr hier ausbrach und 100 Häuser einäscherte, wiederholte sich am 21. Juni Nachmittags um 2 Uhr mit verdoppelter Wuth, und verzehrte mit unglaublicher Schnelligkeit im Verlaufe von wenigen Stunden nochmal 532 Wohngebäude. Also waren 632 Gebäude mit den damit vereinigten Nebengebäuden, Stallungen und Waarenmagazinen, letztere mit ihren Waarenvorräthen ein Opfer der verderblichen Flamme. In vielen dieser Magazine waren Pulvervorräthe vorhanden, die die Wuth der Flammen noch mehr befeuerten und ihre Wirkungen noch furchtbarer machten. Unter den vorzüglichsten Gebäuden, welche das Opfer der Flammen wurden, befindet sich: die Kirche der Capuziner sammt dem Kloster, die wallachische, die Festungs- und die griechische Kirche, das k. k. Salzamt sammt Stadel, die Festung, das Stadthaus. — Nur die Varadolaszp (untere Stadt) ist glücklicher Weise von diesem Jammervorfalle befreit geblieben. Die Wirkung dieses Unglückes ist um so tragischer, als dabei eine bedeutende Zahl von Einwohnern, theils von der Schnelligkeit der Flamme überrascht, theils im Eifer ihrer Rettungsversuche den Flammentod fanden. Der Schaden, den dieses Feuer an verbrannten Waaren, Vieh und andern Gütern anrichtete, ist unberechenbar. Bedauerungswürdig ist die Lage vieler Tausende von verunglückten Einwohnern, die nun ohne Obdach und von den unentbehrlichsten Erhaltungsmitteln entblößt, hülflos umherirren. —

Schifffahrts-Scene.

Ein Schiffsbericht aus Christiania erzählt eine schauerliche Geschichte von einem Schiffe, welches am 14. März d. J. mit einer Ladung Knochen von Bergen nach England unter Segel ging. Die ersten Tage waren so stürmisch, daß die Wellen über das Verdeck schlugen und man die Lucken nicht öffnen konnte, dadurch entwickelte sich aber in dem Schiffsraume aus den Knochen ein solcher Dunst und Gestank, daß Niemand in demselben aushalten konnte, und selbst in der Kajüte kein Licht mehr brennen wollte. Man nahm die Verdachung der Kajüte herunter, aber es half nichts, und die überstürzenden Wellen richteten nur neuen Schaden an. Die ganze Mannschaft erkrankte und war so matt, daß es ihr unmöglich wurde, das Schiff weiter zu führen; dabei konnte man vor dem Gestank nicht von dem Verdeck herunter, und eben so war es unmöglich, dem Scheusal, an welches man gebannt war, zu entfliehen. Ein Sturm beraubte das Schiff zuletzt noch seiner Masten. Mehrere Schiffe segelten in großer Entfernung vorüber und es gelang nicht, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, bis endlich in der Nähe von Flamborough Head eine engl. Brigg die halbtodte Mannschaft von dem verpesteten und dem Sinken nahen Wrack rettete. Dies war am 2. April, nachdem die Mannschaft 14 Tage in dieser entsetzlichen Lage gewesen war. Das Schiff war nicht versichert und der Capitän selbst der Eigenthümer, aber er machte zuletzt keinen Versuch dasselbe zu retten, und war nur froh, dem unerträglichen Dunst, sobald als möglich, zu entkommen.

Galläpfelsäure als Färbestoff.

Das „Marseiller Handelsblatt" berichtet Folgendes: „Herr Ropiquet hat sich längere Zeit mit der Untersuchung dieser Säure beschäftigt, und namentlich, um die färbende Kraft derselben kennen zu lernen, zweierlei Proben auf Leinwand angestellt, wobei er ungefähr dieselben Farben erhielt, wie beim Krapfärben; nemlich, mit bindender Eisensäure (in verschiedenen Graden) gekocht, alle Nuancen von Hellviolett bis Schwarz, und mit Alaunerdesäure, alle Nuancen von Roth. Die Farbe hielt sich in kochendem Seifenwasser, war aber mittelst Chlor leicht zu verwaschen. Durch diese merkwürdige Erfahrung wird sich's wohl herausstellen, wiefern die Galläpfel beim Türkischrothfärben wirksam sind. Herr Chevreul hat schon längst die Bemerkung gemacht, daß ein rothfärbender Stoff einen wesentlichen Bestandtheil des Gallapfels bilde; vielleicht wird während des Färbeprozesses die erwähnte Säure erzeugt. Gewiß ist es, daß das Türkischroth durch Zusatz von Galläpfeln wesentlich gewinnt, und die Ursache dieser Wirkung ist bis jetzt noch nicht genügend erklärt worden.

Erfindung.

In Triest hat ein Hr. Snider einen Beleuchtungsapparat erfunden, der nach Versuchen in Venedig sehr zu empfehlen ist. Man sieht das Licht 12 geographische Meilen weit, und kann in einer Entfernung von 300 Schritten ohne Anstrengung lesen. Dennoch bedarf es nur eines Pfundes Oel, um die Flamme eine ganze Nacht zu erhalten. Diese Erfindung ist schon wegen der Ersparung an Brennmaterial für die Schifffahrt von großer Wichtigkeit. — In London sieht man neuerlich in vielen Kaufläden eine neue Art Lampen aus Blech oder in Oel getränkter Leinewand, die nicht mehr als 2 bis 3 Preuss. Thaler kosten, und große Räume vortrefflich erhellen. Der Brennstoff ist eine Art

Digitized by Google

Naphta-Oel, das hell wie Wasser aussieht, sehr angenehm riecht, keinen Dunst entwickelt, und überdieß billig seyn soll. Wenn sich diese Angaben bewähren, wird es ohne Zweifel bald in den Handel kommen und ausgeführt werden.

(Erfindung.) Der Hof-Schlossermeister Hufnagel in Güstrow hat vor Kurzem eine Wollspritze erfunden. Sie ist schon vielfältig gebraucht, ihr Werth allgemein anerkannt, und die Wäsche mit derselben wird in jeder Hinsicht der Schwemme und aller andern Wäsche vorgezogen. Natürlich hat die erste Zustandebringung dieser Maschine und deren fortwährende Abänderung und Verbesserung dem Erfinder ein Bedeutendes gekostet. Der Preis ist nach dem Verhältnisse der Arbeit und des Nutzens nicht übermäßig, und bemerkenswerth ist es noch, daß diese Wollspritze auch als Feuerspritze gebraucht werden kann.

Blumen-Ausstellung.

Am 29. Jun. wurde in Hamburg in 5 Sälen und Zimmern des Schauspielhauses die erste Pflanzen- und Blumenausstellung eröffnet; sie war zahlreich, und enthielt viele seltene Gewächse, Eriken, Cactus, darunter den C. senilis (in der Gestalt eines alten Mannskopfes), eine glänzende Sammlung Stiefmütterchen, den Fliegenfänger, Dionaea muscipula, und die größte Blume der Welt, die Rafflesia, die letztere aber nur in einem Modell.

Anekdoten-Gallerie.

Man erzählte in einer Gesellschaft: die Sängerin Mara habe ihren Mann aus dem Kerker losgesungen. Bald nachher stimmte eine der anwesenden Damen ein Liedchen an. „O sey still, Kind!" rief ihr Mann, „sonst werd' ich arretirt!"

Jüngst war auf dem Anschlagzettel eines Concerts eine Ouvertüre aus C – Moll mit den Buchstaben C. M. angekündigt. Ein Negotiant sagte: „Nun vor der Ouvertüre hab' ich Respekt, die ist in Conventions-Münze."

Die Schuldige.

Im Städtchen N . . . trug sich ein Vorfall zu, bei welchem die Prima Donna einer ambulanten Bühne auf eine drollige Art kompromittirt wurde. Dort wurde die „Zauberin Sidonia" aufgeführt. Als nun Sidonia, vom Abt Gregorius der Zauberei und Giftmischerei beschuldigt, vor dem geistlichen Gericht steht, und der Präsident nebst den Mitgliedern das furchtbare: „Sie ist schuldig!" aussprechen, befindet sich auch ein Kuchenbäcker als Zuschauer im Parterre, der auf einmal laut ausrief: „Ja, meine Herren, sie ist viel schuldig! Ich bekomme von ihr allein einen Thaler vier gute Groschen für Aepfelkuchen."

Erste Liebe und letzte Liebe.

An Sie.

Von M. G. Saphir.

Die erste Liebe ist die erste Rose
Gepflückt als unsers Herzens Frühlingsbote,
Ein Freiloos, nicht wie and're Liebesloose,
Gewinnst ist sicher, sagt das Blatt, das rothe,
Damit dir sicher auch dein Herz stets bliebe,
Das du hast eingesetzt im Spiel der Liebe.

Und fällt dir eine Rose von dem Stengel,
So schwellen frische Knospen dir am Strauche;
Die Jugend ist der Liebe Rosen-Engel,
Sie wimmeln aus der Brust von ihrem Hauche;
Der junge Strauch muß neue Rosen bringen,
In's junge Herz muß neue Liebe dringen.

Die erste Lieb' ist Frühling der Gefühle,
Es liegt dem Herzen noch ein Sommer offen;
Kränkt die Geliebte dich durch ihre Kühle,
Du darfst dann auf die spät're Gluth doch hoffen;
Wenn sie als Blüthe streng sich dir entzogen,
Vielleicht wird sie als Frucht dir einst gewogen.

Die erste Liebe ist die Morgenstunde,
In der das Herz erwacht aus seinem Schlummer;
Das Gold der Hoffnung bringet sie im Munde,
Sie fühlt gerüstet sich zu Streit und Kummer;
Sie fühlt gerüstet sich zu Ungewittern,
Ein Herz, das liebt, das lebt ja stets in Zittern!

Die erste Liebe ist die erste Frage
Des Herzens an den Inhalt dieses Lebens;
Und ob es werth der Freuden und der Klagen,
Und ob es werth des Duldens und des Strebens,
Und nur das Herz, das wir in Lieb' umfahen,
Kann diese Frag' verneinen und bejahen.

Die erste Lieb' ist reich an Wort' und Zeichen
Zum Austausch der Empfindung und Verständniß;
Dem frohen Hoffen muß das Zagen weichen,
Dem Eindruck folget muthig das Geständniß;
Ein Blick, ein Wort, ein kleiner Strich im Sande,
Es wird zur Sprache in dem Liebeslande.

Doch letzte Liebe ist die Spätherbstblume,
Erglüht in Lebens höchsten Sonnenstrahlen,
In der sich, zu des Herbstes Preis und Ruhme,
Der Farben allergluthenreichste malen;
D'rum letzte Lieb', des Herzens Letztgeborne,
Bleibt liebste Lieb' und Lieb' die Auserkorne!

Die letzte Liebe ist der Perlen letzte,
Die unser Herz bewohnt auf seinem Grunde;
Weil es zu leicht die andern alle schätzte,
So geizt es nun mit diesem letzten Funde;
Schließt über diesen letzten Schatz der Liebe
Die Lippen zu, daß unentdeckt er bliebe!

Die letzte Lieb' ist schweigsam und verschlossen,
Daß die Erwählte nimmer sie errathe;
Vertraut ihr Leid' und Weh nicht den Genossen,
Geht sinnend mit dem eig'nen Schmerz zu Rathe;
Und den Gedanken selbst will sie verargen,
Daß sie den Herzenswunsch ihr nicht verbargen.

Und letzte Lieb' ist arm an Wort und Zeichen
Zum Austausch der Empfindung und Geständniß;
Und Wunsch und Hoffnung nöthigt sie zu weichen,
Sich selber nicht gesteht sie das Geständniß,
Kein Blick, kein Blatt, kein kleiner Strich im Sande,
Wagt Sprache in dem Letzten-Liebes-Lande!

Weil letzte Liebe lebet so bescheiden,
Weil letzte Liebe lebet so voll Demuth,
Weil letzte Liebe still in ihren Leiden,
Weil letzte Liebe fromm in ihrer Wehmuth,
Weil letzte Lieb' nicht Liebe heischt entgegen,
D'rum dulde letzte Lieb' auf deinen Wegen!

D'rum dulde letzte Lieb' auf deinen Wegen
Bis erste Liebe hat dein Herz empfunden,
Dann fühle selbst das wonnigsüße Regen,
Wenn du im Siege selbst wirst überwunden;
Und erster Liebe Lust wird dir erzählen,
Wie letzter Liebe Leid das Herz kann quälen!

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro 30. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die Pinakothek in München.

(Schluß.)

Leo v. Klenze, durch seine ganz im Geiste der größern Alten und in rhythmischer Harmonie aufgefaßten, durchdachten und ausgeführten Bauwerke geehrt und berühmt, erhielt am 20. April 1822 von dem Könige Max Joseph den Auftrag, Entwürfe zu einer neuen Gemäldegallerie vorzulegen, nachdem vorher die Unmöglichkeit erwiesen war, die bisherige durch Vergrößerung oder Veränderung zu dem beabsichtigten Zwecke herzustellen. Dabei war der Plan, von der ganzen großen Sammlung nur etwa 1500 Bilder, als die auserlesensten in die neue Gallerie aufzunehmen und danach deren Größe zu bestimmen. Im März 1823 übergab Klenze den Entwurf, der schon am 12. Juni darauf genehmigt und demnach auch der Bau beschlossen wurde. Mancherlei Anstände erhoben sich aber, als derselbe wirklich beginnen sollte, über den Ankauf des schicklichen Platzes u. a.; am 10. Juni 1824 ward endlich die Ausführung des Planes in allen seinen Theilen beschlossen und der 27. Mai 1825 als der Tag zur Grundsteinlegung des Baues bestimmt, als abermals Hindernisse eintraten und der Tod Maximilians den Ruhm der Ausführung des schön gedachten Werkes auf den König Ludwig brachte; am 7. April 1826, dem Geburtstage des Raphael von Sanzio, des Meisters aller Maler, wurde der Grundstein wirklich gelegt.

Diese Angaben sind ganz den Beilagen entnommen, welche Klenze zu den großartigen Bauten gab, die er, sich selbst zum langdauernden Ruhme, unter dem kunstliebenden König Ludwig ausführen konnte, und die er in Steindruck mit Durchschnitt, den Einzelnheiten des Aeußeren, und einer perspectivischen Ansicht jedes Gebäudes bei Cotta für ein gebildetes Publicum der Gegenwart und Nachwelt herausgab, und wir glauben ganz zum Ruhme des geistreichen Künstlers durch gegenwärtige Darstellung nach seinen eigenen Angaben zu wirken, indem, wie in das Einzelne des schönen Baues eingehen.

Mit weiser Umsicht wählte er den für ein solches Gebäude geeignetsten Platz, so wie sich, nach seinen Worten, das Aeußere desselben gleichsam von selbst nach der einmal durchdachten inneren Einrichtung gestaltete. Das Gebäude ist fern von dem Getäusche der lauten Volksmenge frei hingestellt, ringsum mit Gartenanlagen umgeben, als sollte der Geist des Beschauers, wenn er aus den Zauberhallen tritt, noch einige Zeit in sich gesammelt bleiben, und in den schattigen Hainen, wie in einem wahren Museum, die Betrachtung fortsetzen, die Bilder noch einmal vor seiner Seele vorüberziehen lassen und seine Phantasie mit ihnen beleben, daß sie nicht mehr daraus entfliehen können. Das Gebäude ist durch diese Freistellung, so wie durch die massive Bauart gegen Feuersgefahr, durch die Entfernung von dem lauten bewegten Treiben und Drängen der bevölkerten und befahrenen Straßen vor Staub gesichert, der wie eine Kruste nach und nach die herrlichen Gemälde umlagert und verdüstert. Aber am schönsten zeigt sich des Künstlers Geist durch die Ausführung des Gebäudes selbst, wie er das Ganze majestätisch, imposant, in den schönsten Verhältnissen hinstellte, die einzelnen Säle darin, in welche die Bilder nach dem einzigen geschichtlich begründeten Systeme der Schulen kommen, anordnete und die Beleuchtung andrachte, daß das Reflexlicht vermieden würde. In dieser Rücksicht betrachte der Beschauer das großr, schöne, stolz aus dem Boden aufsteigende Gebäude: die Richtung desselben geht von Aufgang nach Untergang, die eine Hauptlängenfaçade ist gegen Mittag, die andere gegen Mitternacht gerichtet; in den unterirdischen Gewölben sind vierzehn zur Beheizung des Ganzen durch erwärmte Luft dienende Oefen. Dazu die Holzniederlagen.

Im Erdgeschosse aber sind nach schöner Anordnung die einzelnen Räume nach ihrer besondern Bestimmung vertheilt, und man erblickt in das kleinere Vestibul eintretend links die Haupttreppe von Marmor, welche sich in zwei Aufgängen erhebend oben in einem breiten Flügel vereinigt. Das Stiegenhaus einfach würdig geschmückt, die Beleuchtung freundlich. Durch die einzelnen Säle werden vertheilt die Sammlung antiker Malereien auf Gefäßen, Mosaiken und Wandgemälden; die Sammlung der Handzeichnungen, Holz und Kupferstiche, die Bibliothek und Registratur; ein Saal ist bestimmt, darin etwa neu erworbene antike Malereien aufstellen zu können; auch ist in diesem Erdgeschosse die Wohnung des Thürstehers.

Im ersten Stocke aber, ehe man in die eigentliche Gallerie trifft, nimmt den staunenden Fremden ein großer Gang auf, durch welchen man unmittelbar zu jeder Abtheilung der Sammlung gelangen kann. Dieser Bogengang, Loggien, gewährt nach der linken Seite zu durch die hohen Bogenfenster eine freundliche Aussicht über die nahelirgenden Gärten und Häuser, nach der Glyptothek, der Bonifaciuskirche und dem neuen Gebäude, welches für Kunst- und Industrie-Ausstellungen bestimmt, sich bald der Glyptothek gegenüber erheben wird, und so übersieht man mit einem Blicke gerade den wichtigsten Theil der königlichen Bauten, in welchen jetzt die Kunstschätze aufbewahrt werden. Die Decke des Ganges ist mit sinnigen Bildern geschmückt, welche nach den Entwürfen des Ritters Cornelius durch Zimmermann trefflich ausgeführt sind und die wichtigsten Perioden der Kunstentwicklung in den verschiedenen Schulen vergegenwärtigen.

Der großen Treppe zunächst ist der Vorplatz, wo sich die Galleriediener aufhalten, von da teilt man in das große Vestibul, das reich geschmückt und mit rothem Damast bespannt die Bildnisse der Stifter dieser Sammlung enthält: Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz, gest. 1716; Maximilian Emanuel, Kurf. von Bayern, gest. 1725; Carl, Herzog von Zweibrücken, gest. 1795; Carl Theodor, Kurf. von der Pfalz, gest. 1799; Maximilian Joseph, König von Bayern, gest. 1825; Ludwig I., König von Bayern.

An diese Vorhalle reiht sich Saal an Saal in den schönsten Verhältnissen, in welchen die Sammlung der Bilder selbst aufgestellt ist. Die Säle sind von verschiedener Größe, 50—80

Digitized by Google

Fuß lang, alle von gleicher Breite (40 Fuß) und Höhe (50 Fuß); Gesimse und Decken erheben sich wie Klostergewölbe nach vollem Ziekel geformt und mit Stuccatur-Arbeiten und Vergoldungen geziert; das Licht fällt von Oben herab, daß kein Wiederschein, kein Spiegellicht auf den glänzenden Gemäldeflächen erzeugt werde, so zwar, daß die Laternen, durch welche das Licht einfällt, mit schrägen und durch Spiegelglas verschlossenen Seitenwänden versehen, das obere Dach aber von Kupferblech gemacht sind; zudem kann das Licht nöthigenfalls noch durch Gardinen gemäßigt werden. Thürgewände und Getäfel sind von schönem grauen Muschelmarmor, die Wände mit purpurrothen und grünen gewässerten Damasten bespannt.

An die großen Säle, welche die Hauptbilder der verschiedenen Schulen aufzunehmen bestimmt sind, reihen sich gegen die Nordseite 23 kleinere Zimmer, in welche die Bilder von kleinerm Umfange: Cabinetsstücke, Landschaften, Genrebilder u. s. w. kommen sollen. Die Zimmer sind durch das reinste Nordlicht erhellt, welches in jedes derselben durch Fenster einströmt, welche eilf Fuß Höhe und beinahe sechs Fuß Breite haben. Die Anordnung ist weise so getroffen, daß man zu jeder Bilderabtheilung unmittelbar gelangen könne, ohne vorher durch den Anblick der Bilder aus ganz verschiedenen Schulen gestört zu werden, auch deßwegen, daß die kleineren Bilder freundlich in kleinere Räume vertheilt den Beschauer ansprechen und nicht durch die Umgebung und die Nähe der größeren gleichsam erdrückt werden. Außerdem ist auf passende Weise die Wohnung des diensthuenden Inspectors, sowie des Direktors der Sammlungen angebracht, und über den kleineren Cabineten Zimmer für die bei der Gallerie angestellten Künstler u. s. w.

Bereits sind drei Säle und mehrere Cabinete vollständig eingerichtet; von der neueren so rüstig schaffenden und sich immer großartiger entwickelnden Schule ist und wird nichts in die Räume der Pinakothek aufgenommen, sie sind den großen Dahingeschiedenen geweiht, die einst in ihrer Zeit glänzten, und deren ewige Geistesblätter in wunderbarer Schönheit fortblühen. Die Bilder der neuen Schule, der Lebenden, werden in Schleißheim aufgestellt, wodurch dieses ehemahlige Lustschloß eine ganz eigene Bedeutung erhält, und zu den am meisten besuchten Punkten der Umgegend Münchens gehört.

Zuerst war der große Saal, welcher die Bilder von Rubens enthält, vollständig eingerichtet, und wer je Zutritt fand, blieb überrascht und wie von einem Zauber gefesselt am Eingange stehen, geblendet von der Herrlichkeit, die sich plötzlich vor den Augen aufthat. Jeder Eintretende wird zuerst angenehm überrascht durch die symmetrische Aufstellung und Zusammenreihung der Bilder, zwischen welchen leere Räume gelassen sind, damit das Auge etwas ausruhen kann. Das Verdienst dieser Anordnung gebührt dem Direktor v. Dillis, der mit jugendlicher Thätigkeit und Liebe und mit umsichtigem Scharfblicke den Bildern den Platz anweiset, von wo aus sie dem Beschauer im günstigen Lichte erscheinen.

Dieser große Rubenssaal ist ganz mit historischen Bildern geschmückt. Aber was ist denn historisches Bild, Historien-Malerei, von deren früherer Vernachlässigung und neuer Wiedererweckung jetzt so viel gesprochen wird, welche Kunst gerade jetzt in München so herrlich gepflegt wird durch den großen Meister Cornelius, Schnorr, Heß und Andere? Historische Malerei ist mir die Darstellung einer bedeutsamen Handlung aus dem menschlichen Leben, alter oder neuerer Zeit, ferner oder naher Völker, berühmter oder unberühmter Personen, wirklich gewesener oder erdichteter Zustände, wenn sie nur der Natur und Kunst gemäß sind. Eine bedeutsame Handlung aber ist diejenige, welche irgend eine Regung des Geistes, Leidenschaft oder Tugend, im Augenblicke ihrer höchsten Offenbarung gleichsam in ihrem Blüthenpuncte offenbart.

Alle Bilder, die von Rubens in dem großen Saale aufgehängt sind, gehören zu den Historienbildern, stellen wichtige Lebensmomente im Blüthenpunkte ihrer Entwicklung dar, und der große Meister zeigt sich in unerschöpflicher Fülle und Kraft, immer neu, nur das Bedeutsame erfassend und schön darstellend.

Napoleon.

Nachdem man bereits Bibliothek-Säle mit den Details aus dem Leben Napoleons, mit seinen echten Dictaten und den Zusätzen seiner Umgebung, mit den Memoiren seiner hohen Offiziere, und mit den, bis auf Stiefelwichse und Rockknöpfe in das Einzelne ausgedehnten Erzählungen seiner Diener hätte füllen können, nachdem Napoleons Zeitverwendung seit seiner frühesten Jugend bis zu seinem Tode so genau erörtert worden ist, daß man mit leichter Mühe hätte nachweisen können, es bleibe keine Minute mehr zum Einschieben einer Anekdote übrig, erscheinen immer noch neue Mittheilungen, die mit den alten offenbar in Conflikt treten müssen, wenn Napoleon nicht ein Doppelgänger gewesen ist. Wir haben von der Pariser Literatur die letzten Augenblicke, das Testament u. s. w. wieder specialisirt erhalten, und in allerjüngster Zeit geben der Herzog von Bassano, Amédée Jaubert und General Merlin Notizen über Napoleons Neigung für das Schachspiel. In Egypten, sagen sie, spielte Napoleon Schach mit Poussielgue, einem Ordonnateur der Orientarmee. Poussielgue war stärker in diesem Spiele und schlug oft den Sieger der Pyramiden. — Während des polnischen Feldzugs wurde der persische Gesandte vor den Kaiser geführt, der eben Schachpartie mit Berthier engagirt hatte. Napoleon ließ sich nicht stören und ertheilte seine Audienz. Während er seine Figuren rückte, richtete er viele Fragen an den Gesandten über Persien, den Orient, die Civil- und Militärorganisation des Landes. Der Perser pries sein Vaterland, und überhäufte die Cavallerie von Ispahan mit den größten Lobeserhebungen. Napoleon unterbrach ihn zuweilen, aber der Perser kam immer wieder auf seine Reiterei zurück, die er über alle Cavallerien der Welt erhob. Der Kaiser wandte sich plötzlich vom Schachbrete ab, und sprach zu dem Dolmetscher: „Sagen Sie ihm, daß ich ihm morgen ein wenig Cavallerie zeigen werde.“ Damit endigte die Audienz. Ohne die Partie abzubrechen, befahl Napoleon, die in den benachbarten Cantonirungen zerstreut liegenden Corps um sein Hauptquartier zu versammeln. Er hatte sie unter der Hand, wie die Reiter seines Spielbretes, und am andern Morgen sah der Gesandte vierzigtausend Mann zu Pferde defiliren, wie er sie nie in Ispahan gesehen hatte. — In demselben Feldzuge spielte der Kaiser Schach mit Berthier, Murat, Bourrienne und Maret. Zuweilen beliebte es ihm, seiner gewöhnlichen Unterhaltung durch ein Schachbret aus Rosenholz Abwechslung zu geben, welches mit Figuren bedeckt war, die nicht zu den vier und sechszig Feldern gehören; das war das Kriegesspiel, in Deutschland von einem müssigen Ingenieur erfunden; man sah hier Bataillons, Escadrons, Redouten, Pontons u. s. w. figuriren. Während des Waffenstillstandes hat der Kaiser oft mit dem Herzog von Bassano gespielt. Der Kaiser begann die Partie nicht sehr geschickt. Am Anfang, sagt der Herzog von Bassano, verlor er oft Bauern und Steine, seine Gegner wagten aber selten die Vortheile zu benutzen. Erst in der Mitte der Partie kam die Begeisterung, das Gemenge der Steine entzündete seinen Verstand; er führte schöne, geistreiche Combinationen aus. Der König von Neapel, Joachim Murat, hatte eine wahre Leidenschaft für das Schach. Napoleon verbannte die Langeweile vom Bord des Northumberland durch das Schachbret, und noch an den Felsen von St. Helena fand er seine tägliche Unterhaltung in diesem Spiele.

Digitized by Google

In der neuen Minerva, einem Pariser Blatt, erzählt Charlotte v. Cor Folgendes: Einst sah Napoleon, der sich auch nicht selten, wenn er übler Laune war, in kleinliche Toiletten-Angelegenheiten mischte, die Frau eines Generals in einem etwas abgetragenen Kleide. Er näherte sich ihr und rief ihr vor dem versammelten Hof mit seiner bekannten barschen Stimme zu: „Madame, wenn man einen Mann hat, der 100,000 Fr. jährlich erhält, so sollte man wohl jedesmal die Kosten eines neuen Kleides bestreiten können, wenn man die Ehre hat, der Kaiserin aufzuwarten. Die Dotationen, Madame, sind Gunstbezeugungen .... ich bin sie nicht schuldig .... und wenn ich sie ertheile, so geschieht es in der Absicht, den Luxus zu befördern, ohne den es keinen Handel gibt.“ Man kann denken, wie der armen Frau zu Muthe war, die sich stillschweigend zurückzog.

Man liest in einem französischen Blatte: Der Name „Napoleon“ ist aus zwei griechischen Wörtern zusammengesetzt, welche „Löwe der Wüste“ bedeuten. Derselbe Name, künstlich combinirt, gibt einen Satz, welcher mit dem Charakter dieses außerordentlichen Mannes eine besondere Analogie hat:

1. Napoleon
6. apoleôn
7. poleon
3. oleôn
4. leôn
5. eon
2. ôn

Nimmt man nämlich den ersten Buchstaben aus diesem Worte, und dann jenen aus allen so erübrigenden Wörtern, der Reihe nach, weg, so entstehen daraus sechs griechische Wörter, welche in der obbezeichneten Zahlenordnung aufeinander folgend, den Satz bilden:

Napoleon, ôn oleôn leôn, eon apoleôn poleon
Ναπολεον, ων ολεων λεων, εον απολεων πολεον
(Napoléon, étant le lion des peuples, allait détruisant les cités)
Napoleon, welcher der Löwe der Völker war, zerstörte nacheinander die Staaten.

Lord Melbourne.

Lord Melbourne hat jetzt das 57ste Jahr erreicht, ist stark von Körperbau und scheint großen Anstrengungen, geistigen und körperlichen, gewachsen zu seyn. Sein Aeußeres ist offen und freundlich, und man sollte nicht glauben, er habe je die Luft des Hofes eingeathmet oder sich in den steifen Formen der Hofsitte bewegt. Sein Gesicht ist rund und seine Züge sind scharf und breit, und ein dunkelbraunes Haar umschattet seine freie Stirne. Entschlossenheit und Kraft sprechen aus seinen Augen. Seine Stimme ist nicht schön, ihr fehlt Biegsamkeit, und er hat sie wenig oder gar nicht in seiner Gewalt. Seine Bewegungen sind gewöhnlich einfach und anspruchlos; in denselben eben so wenig wie in seiner Sprache zeigt er theatrischen Effekt. In gewöhnlichen Fällen bewegt er seinen rechten Arm mäßig, während er mit der linken seinen Hut und Spazierstock hält; wird jedoch ein Gegenstand von Wichtigkeit verhandelt, oder gedenkt er eine lange Rede zu halten, so legt er Hut und Stock auf die Bank, bevor er aufsteht. Ist er aber Willens nur einige kurze Erwiederungen zu machen, so erhebt er sich mit Stock und Hut in der Hand; wird er aber wärmer oder sieht er sich wider Willen in dem Strome seiner Rede oder seiner Bemerkungen fortgerissen, dann hält er für einen Augenblick inne, befreit seine Hand von Stock und Hut, und wird heftig in seinen Bewegungen. Sein Gesicht röthet sich, seine Sprache wird undeutlich, er stottert häufig und so anhaltend, daß es den Anwesenden peinlich fällt. In kurzen Zwischenpausen klopft er heftig auf den Tisch und man bemerkt eine Aufregung in seinem ganzen Wesen, er zieht sich hastig nach der Bank zurück, und stürzt dann plötzlich wieder hervor bis ihn der Tisch des Hauses hindert weiter vorzurücken. Seine Rede wird immer undeutlicher und verhallt beinahe gänzlich bis er endlich erschöpft auf die Bank zurück sinkt und schweigt. v. Clermont.

Pot-Pourri.

Edle Aufopferung.

Aus Reichenbach wird unterm 12. Juli gemeldet: Bei dem in voriger Woche hierselbst stattgehabten Brande des Maurer Klosescheu Hauses vermißte der Eigenthümer sein sechsjähriges Töchterchen und suchte sich durch die Flammen Bahn zu machen, um das Kind zu retten. Er mußte, vom Feuer sehr verletzt, betrübt davon abstehen; aber statt seiner schwang sich der 24 Jahr alte Gehülfe des Seifensiedees Herrn Seifert, mit Namen Joh. Joseph Franz Wagner aus Beilau bei Neisse, durch die Gluth, fand die Kleine nackend unter dem brennenden Dache in einer Ecke niedergekauert, ergriff sie und kehrte mit ihr durch Rauch und herabfallendes Feuer sich durchkämpfend, an den Rand der Mauer zurück. Doch mit dem Kinde glaubte er den Sprung herab nicht wagen zu können, er lief deshalb dem unterstehenden Barbier Herrn Westphal zu, ließ das Mädchen in dessen Arme gleiten, sprang nun beherzt nach und überlieferte, obwohl ganz erschöpft, die Gerettete einer Frau, welche sie den fast verzweifelten Aeltern übergab. Der rc. Wagner wurde mehrfach vom Feuer verletzt und seine Kleidungsstücke beschädigt. Er fühlte sich aber glücklich in dem frohen Bewußtseyn, mit Gefahr seines eigenen Lebens ein Menschenleben gerettet zu haben. (Pr. St. Z.)

Brieftauben.

Die schätzbarsten sind die holländischen; ein wohlabgerichtetes Paar dieser Race wird mit 7 bis 8 Pfd. Sterl. bezahlt. Sie sind viel leichter als die englischen und fliegen beinahe noch einmal so schnell, nämlich 60 englische oder 13 bis 14 deutsche Meilen in der Stunde. Man hat Beispiele, daß eine solche Taube in einem Tag 800 englische Meilen zurückgelegt hat, doch glaubt man, daß sie während einer so langen Reise von Zeit zu Zeit ausruhen. Wenn die Taube 8 bis 10 Wochen alt ist, fängt sie nach dem Kunstausdruck an „zu laufen,“ das heißt, sie fliegt 4 bis 5 Stunden lang. Nun beginnt man ihre Abrichtung. Zum ersten Mal wird sie eine Meile weit gebracht, um sie nach Hause fliegen zu lassen. Nachdem man dieses Manöuvre eine Woche lang wiederholt hat, geht man jeden Tag eine Meile weiter, bis sie vollkommen abgerichtet ist. Die Taube lernt nur einen Weg machen, z. B. von Paris nach Antwerpen. Sie findet den Weg vermittelst des Auges. Wird sie losgelassen, so steigt sie in spiralförmigen Kreisen in die Höhe, fixirt ihre Route und schießt fort. Bei Nacht fliegt sie nicht; durch Nebel wird sie aufgehalten oder auch von ihrem Wege ganz abgebracht.

Erfindungen.

In Stralsund hat der Kaufmann Kirchhof ein sogenanntes Schulpapier erfunden, das sich mehr als ein Mal vollschreiben läßt. Man bedient sich einer bestimmten Dinte und kann das Geschriebene alsdann mit einem nassen Schwamme auslöschen. Man empfiehlt es mit Recht zum Schulgebrauch.

In Rußland läßt man Milch auf gelindem Feuer verdampfen, bis ein Pulver übrig bleibt, das man aufbewahrt, und wenn man es benützen will, mit Wasser auflöset. — Dies Getränk soll dann nichts von dem Wohlgeschmack der Milch verloren

Digitized by Google

haben. Auf Reisen dürfte dieses Milchpulver besonders gute Dienste leisten, und manche Dame wäre somit in den Stand gesetzt, sogar in einer Wüstenei sich einen wohlschmeckenden Kaffee zu bereiten.

Für Theetrinker.

Amerika. Ein Herr John Platt in Marietta im Staate Ohio macht in einem dortigen Blatte bekannt, daß ihm der Anbau der ächten chinesischen Theepflanze gelungen sey. Er habe, sagt er, seit 10 Jahren eine Reihe kostspieliger Versuche gemacht, bis er endlich so glücklich gewesen, die richtige Behandlung der Blätter zu entdecken, wodurch er nun in den Stand gesetzt sey, einen Thee zu liefern, der dem eingeführten Heysan-Thee vollkommen gleich stehe.

Ein Mittel, Getreide vor Mäusen zu sichern.

Auf den Boden, in die Mitte und auf die Oberfläche wird ein Stängel Krause- oder Pfeffermünze gelegt, deren Geruch den Mäusen zuwider ist.

Die seidene Schnur.

Die berüchtigte seidene Schnur der Türken ist nichts anderes, als eine Sehne, die aus ungesponnener, gewöhnlich weißer Seide besteht, welche mit Zwirnfäden von verschiedener Farbe zusammengehalten wird. An jedem Ende ist ein weiter Ring angebracht, der vermittelst eines höchst merkwürdigen verworrenen Knotens mit dem Mittelpuncte der Sehne zusammenhängt. Durch diese Ringe stecken die Nachrichter ihre Hände, und nachdem sie die seidene Schnur ein Mal rings um den über ihre Knie hingestreckten Nacken des armen Sünders gewunden, ziehen sie dieselbe aus allen Kräften nach den beiden entgegengesetzten Seiten zusammen, und auf diese Weise wird der zum Tode verurtheilte strangulirt. Seitdem das Bogenschießen unter den Türken allmählig in Verfall gerathen, ist auch die seidene Schnur aus der Mode gekommen. Sie verdankte ihren Ursprung als Executions-Werkzeug lediglich der Leichtigkeit, mit der sie stets und überall bei der Hand war, da noch ein Jeder an seiner Schulter die Waffe trug, von der sie einen Theil ausmachte.

Die Bastonnade.

Zu der Nachricht, daß die türkischen Unter-Beamten, welche den Engländer Churchill in Konstantinopel mißhandelten, die Bastonnade erhalten würden, macht die „Weimarer Zeitung" folgende Bemerkung: „Bei dieser Gelegenheit könnte man auf den wenig bekannten Umstand aufmerksam machen, daß es in der Türkei eine Masse Stellvertreter — arme Leute, Taglöhner ꝛc. — für die Bastonnade giebt, mit welchen man über den Preis derselben, der sich nach der Anzahl der Hiebe richtet, einig wird, und welche nun die Bastonnade für denjenigen empfangen, dem sie zugesprochen ist. Für 50 Piaster (etwa $4^1/_2$ Rthlr.) findet man immer Stellvertreter für die Bastonnade, und es sollen in jedem großen Orte der Türkei gemeine Türken förmlich von dieser Stellvertretung leben; die Strafe der Bastonnade verliert also an ihrer Schrecklichkeit, weil der zu derselben Verdammte sie gar nicht empfängt, wenn er einen Stellvertreter bezahlen kann. (In Deutschland hat sich noch Niemand auf diesen Industriezweig verlegt.)

Musikalische Notiz.

Nach Inhalt der englischen Blätter Morning-Herald und Morning-Post ließ sich unser allbekannter, ausgezeichneter Landsmann, der königl. bayer. Hofmusikus Boehm, am 17. Juni in London, in dem großen Concert, das zum Besten des Choralfund im italienischen Opernhause gegeben wurde — auf seiner neu konstruirten Flöte hören. Jede Variation wurde stürmend applaudirt, und das Ganze mit dem ehrendsten Beifall gekrönt. So eilt dieser seltene Geist von den funkensprühenden, dampfenden Gemächern der Cyclopen in die elegante Halle Apollo's, und einet auf eine wunderbare Weise rastlos Nützliches und Schönes; den Seinen zum Wohl, dem Vaterland zur Ehre.

Alles erreicht sein Ende.

Das Sprichwort: „Sie leben zusammen wie Hund und Katze", was bisher die Unverträglichkeit so schön bezeichnete, hat seine Endschaft erreicht. Die „Hannoversche Zeitung" berichtet aus dem Lüneburgischen vom 16. Juli: In dem Dorfe Emmendorff, Amts Medingen, sieht man in einer Köthner-Wohnung, eine Katze und eine Spitzhündin, beide mit Jungen, friedlich in einem Korbe beisammen liegen. Nach der Versicherung des Hausherrn haben diese beiden Thiere an verschiedenen Stellen geworfen, aber bald darauf ihre junge Nachkommenschaft nach ihrer jetzigen gemeinschaftlichen Ruhestätte gebracht. Einsender dieses war aber auch Augenzeuge, daß die Katze die Mutterpflicht der Hündin übernahm, während diese die kleinen Katzen säugte.

Noah's Testament.

Mitgetheilt von N. Vinc. Martinsen.

Als es mit Noah ging zu End',
Gedacht er an sein Testament,
Berechnete die Güter sein,
An Ochsen, Esel, Ziegelein,
An Schaf, Kameel und sonst'gem Vieh,
Das er geschafft mit Sorg' und Müh'.

Wie nun die Theilung war gemacht,
Und Alles zu Papier gebracht,
Da frug bedächtig der Notar,
Der gar ein flotter Zecher war:
„Wer aber soll von Deinem Wein,
Du lieber Herr, der Erbe seyn?"

Der Noah sprach: „Dies können wir
„Bei Tageslicht nicht sprechen hier,
„Wir müssen in den Keller geh'n
„Und seh'n, wie da die Sachen steh'n,
„Laßt Euch den Weg verdrießen nicht." —
„„O nein, ich kenne meine Pflicht.""

Sie saßen lange dort allein
Und schenkten sich manch' Gläschen ein;
Sie inventirten Faß um Faß,
Und probten dies und probten das,
Und fingen, wenn's zu Ende kam,
Die Inventur von Neuem an.

Drob wurde Noah froh gesinnt,
Gedacht nicht mehr an Weib und Kind,
Und sprach: Amico, schreibet frisch
Mir mit Fractura in den Wisch:
„Es soll von allem meinem Wein
Die ganze Welt mein Erbe seyn."

„Mein Sterbeglöcklein — Becherklang,
Mein Requiem — ein froher Sang,
Mein Monument — ein jedes Faß,
Darin ein köstlich Traubennaß.
Dies, Herr Notar, dies schreibt hinein,
So werd' ich nie vergessen seyn."

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro 31. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die Armen in Paris.

Man zählt in Paris 62,539 Arme; das ist etwas mehr als der zwölfte Theil der ganzen Bevölkerung. Hierunter sind nur diejenigen gerechnet, welche öffentliche Almosen empfangen. Unter diesen Armen sind: 25,361 männlichen Geschlechts, darunter 10,862 Knaben, und 37,178 weiblichen Geschlechts, darunter 11,430 Mädchen. Die Zahl der weiblichen Armen übersteigt also die der männlichen um ein Drittheil; man rechnet drei arme Weiber auf zwei Männer.

Einstiger Stand der Armen. Unter dem männlichen Theile derselben findet man 5880 Taglöhner, 1743 Handlanger bey Bauten, 1433 Portiers, 1028 Lohnbediente, 763 Schuhmacher, 418 Schneider, 238 Wasserträger, 213 ehemalige Beamte und Schreiber, 194 Kutscher, 156 Lumpensammler, 148 Schuhflicker, 120 alte Dienstboten und 1338 Individuen ohne bestimmtes Gewerbe. Unter dem weiblichen Theil findet man 4086 Taglöhnerinnen verschiedener Art, 2175 Näherinnen, 1351 Hökerinnen, 926 Haushälterinnen, 790 Thürsteherinnen, 703 Wäscherinnen, 229 Kindermädchen, 173 Krankenwärterinnen, 142 alte Dienstboten und 3720 Weiber ohne bestimmtes Gewerbe.

Charakteristik der Armen. Unter diesen zahlreichen Haufen von Hülflosen gewahrt man Faullenzer, Trunkenbolde, Bankerottirer, Diebe, Dummköpfe, in Elend Geborne, Unvorsichtige, mit zahlreicher Familie belastete Arbeiter, die auch selbst derjenigen Arbeit entbehren, die den geringsten Lohn trägt, Handelsleute, ruinirte Spekulanten, Notarien, die den Ehrgeiz hatten, andere als ihre Notariats-Geschäfte zu treiben, Professoren, alte Aerzte, vergessene Advokaten, Militairs ohne Pension, Wittwen, von ihren Vormündern geplünderte Waisen, Unglückliche, die das Mißgeschick unablässig verfolgte, geordnete, mäßige Leute, die niemals so viel verdienten, um sich häuslich einrichten zu können, und die, wenn ihnen ein solcher Erwerb gelang, diesen in betrügerische Hände niederlegten. Das ist eine äußere Charakteristik dieser Armen. Ich habe auf dieser Armenliste frühere Präsidenten von Wohlthätigkeits-Büreau's, einflußreiche Mitglieder der Revolutions-Tribunale und ihrer Würde entsetzte Priester gesehen. Ich fand darauf einen edlen Ludwigsritter, der zum Schwefelholzmacher herabgesunken war, sich am äußersten Ende des Faubourg St. Marçeau verheirathet hatte, und an den Folgen eines schwelgerischen Saufgelages starb; es befand sich ein Abkömmling der alten Könige von Jerusalem und die Erbin eines der ersten Throne von Europa (?) darunter.

Einige dieser Leute sind mit einem groben Kittel bedeckt und mit einem Strick umgürtet, wilde verwegene Gesichter, die erst eben aus dem Bagno gekommen sind, und die nur an den Tagen einer allgemeinen Plünderung das Sonnenlicht nicht scheuen; Andere dagegen erscheinen äußerst reinlich, sie sprechen Niemanden an, aber sie danken dem gerührt, der ihnen etwas giebt; sie sind beschämt, nicht um ihres Unglücks willen, sondern weil dieses sie nöthigt, ihres Gleichen um Hülfe anzusprechen. Der größte Theil nimmt gleichgültig hin, was ihm die öffentliche Wohlthätigkeit bietet, zufrieden, wenn er seinen Hunger stillen kann. Es sind unglückliche Menschen, die am Nothwendigsten Mangel leidend, das leidvolle Gestern vergessen und sich um das ungewisse Morgen nicht kümmern; gutgeartete Naturen, die sich gewiß in besseren Verhältnissen zu erhalten wüßten, wären sie einmal darin geboren, die aber nicht festen Willen und Verstand genug haben, um sich aus ihrer gedrückten Lage zu erheben; sie sind fremd in der menschlichen Gesellschaft. Von den Gesetzen kennen sie nur den Willen des Polizei-Kommissarius, von der göttlichen Vorsehung nichts als das Armenhaus.

Charaktere und Gewohnheiten. Eines Tages hatte ich mehrere Arme zu mir beschieden, um sie im vertraulichen Gespräch auszuforschen; ich wollte wissen, woher sie kämen, wovon sie lebten, ob sie etwas taugten, und ob irgend etwas von ihnen zu hoffen sey? Es waren ihrer fünf: eine Aschenverkäuferin, zwei Lumpensammler, ein Senfhändler und ein Laternenanzünder. Zwei meiner Freunde saßen hinter einem Schreibtisch und schrieben, ohne daß sie auf uns zu achten schienen, die verschiedenen Aussagen nieder. Ich setzte mich mit meinen Gästen an einen Tisch, ich gab ihnen zu trinken und machte sie gesprächig.

Die Frau war ungefähr 49 Jahr alt; sie war mager, ihr Gesicht bleich, ihr Auge blickte gleisnerisch, ihre Stimme war rauh, ihre eine Seite war verzogen. Ihre Kindheit hatte sie in einem Armenhause verlebt; von dem Augenblicke an, da sie arbeiten konnte, hatte sie Hüte genäht. Sie hatte eilf Kinder geboren. Schwach und hinfällig, sah sie sich außer Stande, ihr erlerntes Gewerbe fortzusetzen; um leben zu können, sammelte sie die Asche, welche man auf die Straße warf, um sie in Baurigard zu verkaufen. Hiermit gewann sie nach ihrer Aussage 6 bis 8 Sous täglich. Auf allen Märkten verkauft man die Brocken und Rinden von Brod, die in den herrschaftlichen Häusern abfallen; das Pfund kostet fünf Liard; mit diesen Brocken, einigen Stücken verdorbenen Fleisches, die sie im Küchenschmutz findet, mit Kohlstrünken und welken Salatblättern, und einigen Kartoffeln, alles Gegenstände, die sie zusammenrafft, wo sie sie findet, fristet sie ihr Leben. Sie trinke nie Branntwein, versicherte sie heilig. Ich wußte wohl, daß sie log. Ich goß ihr etwas Liqueur ein, sie trank ihn aus. Ich gab ihr darauf ein großes Glas Branntwein, sie trank gleichfalls davon. Es blieb noch etwas im Glase. Ein Lumpensammler, den sie ihren Mann nannte, hielt ihre Hand, um sich des Restes zu bemächtigen, aber sie gab es nicht zu. Seine Kleidung bestand aus Lumpen, die man ihm entweder geschenkt, oder die er zusammengerafft hatte. Als ich ihn sah, hatte er schon seit langer Zeit kein Hemd mehr besessen. Zum Bette diente etwas Stroh, und die Ueberreste einer groben Decke hüllten ihn ein. Außer diesen Gegenständen ist in seiner Kammer nichts zu finden. Religiöse Gesinnungen, Moral, gesunde Vernunft, haben nie in ihm gewohnt und werden nicht in ihm wohnen.

Digitized by Google

Der Kerl, welcher für den Mann dieser Frau galt, war eine der scheußlichsten Figuren, die mir jemals vorgekommen sind; auf seinen aufgeschwemmten Beinen schwankte ein asthenischer Körper, von diesem hingen ein Paar krumme eingetrocknete Arme herab, aus einem weitaufgerissenen Munde erscholl eine heisere und rauhe Stimme, er hatte eine lange und breite Nase, kleine, scharfblickende, von einem rothen Kreis umgebene Augen, deren Wimpern sich niemals schlossen, das Haupt bedeckte ein Haarwulst von schwarzgrauer Farbe, und dieser war in ein Chaos von Lumpen gehüllt, die aus der Gosse aufgefischt und mit Bindfaden an einander geheftet wurden. Sein Vater war Tagelöhner gewesen; in seiner Jugend hatte er sich auf gleiche Weise genährt; darauf hat er in Aegypten und Deutschland in der Kaiserlichen Armee gedient und ist bei Austerlitz verwundet worden. Als er im Jahre 1814 abgedankt wurde, trat er als Arbeiter in eine Zuckerfabrik ein. Vor vier Jahren zerschmetterte ihm ein Pferd den Brustknochen, und er war zur Fortsetzung seines Gewerbes untüchtig gemacht. Er ward Lumpensammler.

Nach seiner militairischen Laufbahn empfing er von der Regierung eine Summe von 80 Franken, eine zweite von 60 und eine dritte von 45; es hat ihm niemals gelingen wollen, Vortheil daraus zu ziehen. Als Zuckersieder war sein größter Erwerb 40 Sous täglich, weil er kein flinker Arbeiter war. Die Gicht hinderte ihn, so angestrengt zu arbeiten als die andern. Die Gebrechlichkeit seines Körpers hindert ihn ebenfalls, so viel zu gewinnen, als ein gesunder Lumpensammler; er verdient nach seiner Aussage täglich 12, höchstens 15 Sous. Der Preis der von ihm zusammengesuchten Waaren ist folgender: für Lumpen 2 Liards bis 2 Sous das Pfund, für Papier 2 Liards das Pfund, für weißes Glas 1 Sous bis 3 Liards das Pfund, für grünes Glas 12 Sous die hundert Pfund. Nur selten findet man einen werthvollen Gegenstand; in dem Zeitraum von vier Jahren fand er nur einen silbernen Löffel, den er zurückgegeben hat. Der Verkauf von Katzen und Hunden trägt auch einiges Geld ein. Die Speisewirthe vor den Barrièren zahlen für eine Katze den festen Preis von 4 Sous; todte Hunde werden für die Haut verkauft, lebendige Hunde werden verschieden bezahlt.

„Es ist aber doch nicht möglich, daß ihr von 15 Sous täglich leben könnt."

„Ich bin wohl dazu gezwungen."

„Ihr irrt euch; die Lumpensammler verdienen mehr, als ihr mir sagt. Ich kenne einen Mechaniker, der fünf Franken täglich verdiente und dennoch seine Werkstatt verließ und den Lumpenkorb auf den Rücken nahm."

„Ich bestreite das nicht. Der Stand eines Lumpensammlers ist darum beneidenswerth, weil man seine Freiheit hat; man ist von Niemanden abhängig und kann thun, was man will."

„Aber wenn man so wenig verdient?"

„Ei, nun! Manche verdienen wohl mehr. Das sind diejenigen, die sich besser rühren können als ich; aber über 40 Sous bringen sie es auch nicht."

„Ich weiß einige, die vier Franken verdienen."

„Ja, mit Stehlen!

„So giebt es auch Diebe unter den Lumpensammlern?"

„Ob es Diebe darunter giebt? Drei Viertheile unter ihnen sind Diebe, und auch noch mehrere vom vierten Viertel."

„Giebt es viele Lumpensammler in Paris?"

„Sehr viele. Nicht einmal die Aufkäufer, die Lumpenreiniger und dergl. zu rechnen."

„Ihr seyd wohl einige Hundert; nicht wahr?"

„Es giebt mehr als 12, ja wohl 1500. Sonst mußte man, um Lumpensammler werden zu können, eine Medaille lösen, die 40 Sous kostete; ich hatte die Nummer 1176 und meine Frau die Nummer 1177. Jetzt kann ja Jeder Lumpensammler werden, wer will."

„Und die Aufkäufer? Giebt es deren viele?"

„Mehr als 300. Sie verdienen sehr viel. Was sie von uns für einen Sou einhandeln, verkaufen sie wieder für vier."

„Dieser Mensch hatte mehrere Kinder gezeugt, wenigstens sechs; aber er hatte nicht ein einziges davon aufgezogen. Er konnte nicht lesen. Ich zog Erkundigungen über seinen moralischen Werth ein; es war nichts Gutes an ihm.

(Schluß folgt.)

Das große Liederfest in Ulm am 25. Juli. 1836.

(Aus der Ulmer Chronik.)

Ulm bot, zur Feier eines der herrlichsten Feste bestimmt, gestern und heute den schönsten Anblick der Fröhlichkeit dar. Schon am Vorabende strömten Schaaren von Fremden und Sängern von entlegenen vaterländischen Städten ein, sowie auch aus dem benachbarten Bayern schlossen sie sich brüderlich an, und man sah, wie Gesang die Herzen einet. Regenschwere Wolken, das schöne Himmelsblau verdunkelnd, entleerten sich von Zeit zu Zeit, nicht genügend mit ihrem Reichthum. Am Morgen des Festes floß der Regen in Strömen herab, dennoch wogte die Menge zu allen Thoren herein; es füllten sich die Straßen der Stadt und viele alte Bekannte trafen sich hier an, aus deren Gesichtszügen so deutlich zu lesen war: wir sind dem Feste hold!" — Mehrere Bewohner und Wirthe hatten ihre Häuser mit Blumen und Kränzen geschmükt, die kommenden Sänger und Festesfreunde gastlich aufzunehmen. An dem so schönen Festestage waren alle Berufsarbeiten der gewerbsamen Stadt unterbrochen, denn Alles — Alles, Alt und Jung widmete sich der Freude. Morgens 8 Uhr ertönte vor dem Rathhause — den Regen nicht achtend — türkische Musik, und die Singvereine zogen aus ihren Gasthöfen geführt von den ihnen beigegebenen, hiesigen Sängern, zum Sammelplatze. Der Regen ließ endlich etwas nach; mit 9 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, geführt von der bürgerlichen Ehrengarde zu Pferd und dem Jäger-Corps und den Musiken der beiden Corps; hierauf kam türkische Musik, an welche sich die Sänger in geschlossenen Reihen mit ihren flatternden Fahnen anschlossen. Außer den sieben Liederkränzen Ulms und 100 Knaben, welche dem Zug vorangingen, weil auch sie bei dem Feste als Sänger activ waren, und den Meistersängern, welche vorausgingen, sah man die Abzeichen der verschiedenen Sängkränze, so daß je nach einem Ulmerverein ein bayerischer und dann wieder zwei würtembergische Vereine kamen. Von Memmingen, Söflingen, Biberach, Augsburg, Aalen, Ehningen, Geislingen, Heidenheim, Günzburg, Tübingen, Reutlingen, Göppingen, Schorndorf, Blaubeuren, Weissenhorn, Schelklingen, Zwiefalten ꝛc. waren die Vereine da, an welche sich noch viele Sänger und Festesfreunde aus allen Theilen des Landes und dem benachbarten Bayern anschlossen. So ging der wahrhaft festlich schöne Zug, von dem Himmel begünstigt, (?) langsam durch die Straßen der Stadt, und an dem Palais des so innigst und hochverehrten Fürsten, Sr. K. Hoh. des Herzogs Heinrich von Würtemberg, vorbei. Mit sichtlichem Wohlgefallen sah der in Ulms Mauern so hochverehrte deutsche Fürst auf die Sängerkränze mit ihren fliegenden Panieren herab; bei dem festlich gezierten Portale des Münsters angekommen, zogen die Sängerchöre mit ernster Miene in feierlich stiller Ruhe und Andacht durch die heiligen Hallen, welche bereits von Tausenden angefüllt waren, worunter namentlich Se. Hoheit der Herr Herzog Heinrich, und viele hochverehrliche Personen aus allen Ständen bemerkt wurden, in den zum Singen bestimmten Chor. Die Eröffnungsrede nach einem tausendstimmigen Chor hielt Herr Professor Dr. Haßler; mit

Digitized by Google

großer Präzision wurden die Gesänge, unter Leitung des Heren Fuchs, durchgeführt.

Die Schlußrede hielt Herr Diac. Moser. Hierauf zogen die Sänger in der nämlichen Ordnung wieder aus dem Tempel des Heren heraus, — die Ehrengarde und das Jäger-Corps stellten sich auf dem Münsterplatze en Fronte auf, — die Sängerkränze umzogen diese schönen Büegergarden und nachdem ihnen vom Vorstande des Liederkranzes, Hr. Dr. Müdel, für die geleistete Beihülfe öffentlich gedankt war, zogen sie mit ihren wehenden Fahnen in die verschiedenen Gasthöfe zurück.

Der Regen floß abermals in Strömen herab; doch gegen zwei Uhr zeigte sich eine lichte Helle — und unsere jungen Schiffer rüsteten sich zum Wassertourniere, welches unterhalb der Wilhelms-Höhe statt hatte; wohl mehr denn 12,000 Menschen von allen Ständen wohnten diesem Feste bei. Der Anblick war wirklich imposant; als während dem Kampfe ein starker Regen kam, der aber den Fortgang des Ganzen nicht störte, und tausende von den verschiedenfarbigsten Regenschirmen, sich öffneten.

Nach geendigtem Kampfe zogen die Sänger in die bestimmten Gärten, aber auch hier wurde die Freude durch wiederholten Regen gestört. Aber wie den ganzen Tag, so war auch hier Haemonie und bis in die späte Nacht blieb man, als der ganze Garten illuminirt war, noch traulich beisammen. Selbst Se. K. Hoheit der Herzog Heinrich verweilte mehrere Stunden im Garten, und wie man bemerkte, sehr gerne. — Lange noch wird dieser Tag ein Tag der süßen Erinnerung für Ulms Inwohner seyn. Möge bald dieses Fest sich erneuen! — so hörte man aus jedem Munde.

Seltene Geschicklichkeit eines Kanarienvogels.

In einem Wirthshause in Cleve trat eines Tages, als grade viele Gäste versammelt waren, ein Vogelsteller mit einem Kanarienvogel herein, dessen Kunststücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt, und bewundert wurden. Der Vogelsteller nahm den Vogel heraus, setzte ihn auf seinen Zeigefinger, und redete ihn folgendermaßen an: „Du erscheinst hier, mein lieber Bijou, (so hieß der Kanarienvogel) vor sehr vornehmen und verständigen Leuten, nimm dich also in Acht, daß du die Erwartung, die man sich von dir macht, nicht täuschest. Du hast Lorbeeren eingesammelt; sorge dafür, daß sie nicht verwelken, kurz, betrage dich, wie es dem Bijou (Juwel) unter den Kanarienvögeln (denn der bist du) geziemt.

Diese ganze Zeit über schien der Vogel zuzuhören, und nahm dabei eine aufmerksame Stellung an, indem er sein Ohr dem Munde des Mannes entgegenbog. Als dieser zu reden aufhörte, nickte er zweimal ganz deutlich mit dem Kopfe. War aber je ein Nicken verständlich und vielsprechend, so war es dieses.

„Gut, sagte nunmehr der Vogelsteller, indem er seinen Hut gegen den Kanarienvogel abnahm, laß uns denn sehen, ob du ein Kanarienvogel von Ehre bist. Stimm' einmol ein Liedchen an!" — Der Vogel sang. „Pfui, das ist zu hart: das klingt als wenn ein heiserer Rabe krächzete! Etwas Rührendes!" — Der Vogel pfiff nun, als ob seine Kehle in eine Laute umgewandelt wäre. — Rascher, sagte der Mann — langsamer — so ist's recht!"

„Aber, was zum Henker, hast du mit deinen Füßchen und mit deinem Köpfchen vor? — Kein Wunder, daß du heraus kömmst, Monsieur Bijou, wenn du es vergissest, den Takt zu schlagen. — Nun, das ist ein lieber Bijou. — Bravo, bravo, Männchen!" Alles, was ihm geheißen, oder worauf er erinnert wurde, that er mit bewundrungswürdiger Pünktlichkeit. Sein Kopf und sein Fuß schlugen den Takt, und beide drückten sowohl die Abwechslung des Tons als der Bewegung aus. Der Ton selbst war ein treuer Wiederhall des Sinnes, und zwar nach den strengen Regeln der poetischen und musikalischen Komposition. Bravo, bravo, hallte es von allen Seiten des Zimmers wider, in welchem sich auch Prager Musikanten befanden, welche schwuren, der Kanarienvogel sey ein größerer Künstler, als irgend einer aus ihrer Mitte.

„Und du bezeugst deine Dankbarkeit nicht für dieses Lob?" rief der Vogelsteller unwillig aus. „Das ist ja höchst unartig!" — Der Vogel verbeugte sich vor der ganzen Gesellschaft aufs Ehrerbietigste.

Das nächste Stück, das der Kanarienvogel machte, bestand darin, daß er mit einer aus Strohhalmen gemachten Flinte das Soldatenspiel mit bewundrungswürdiger Gewandtheit spielte. Du hast ein saures Stück Arbeit gehabt, mein armer Bijou! sagte der Vogelsteller, als er fertig war, und mußt wohl etwas müde seyn; nur noch ein Paar Stückchen, und dann sollst du ausruhen. Zeig' einmal den Damen, wie man einen Knix macht." — Der Vogel zog nun ein Füßchen hinter das andere, und sank und hob sich mit einer Ungezwungenheit und Grazie, welche die Hälfte unserer Assemblee-Schönen beschämt haben würde. — „Das ist mein liebes Männchen! und nun einen Bückling!" Er machte ihn mit der genauesten Uebereinstimmung von Kopf und Fuß.

„Nun laß uns mit einem Walzer schließen, mein Schatz! — Getroffen, recht so lustig!" Die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Genauigkeit, womit dieser letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beifall der ganzen Gesellschaft bis zur höchsten Bewunderung. Bijou selbst schien den Durst nach Ruhm zu fühlen, schüttelte seine kleinen Federn, und jubelte ein Jo Päan, in welchem man das stolze Selbstbewußtseyn des Sängers zu hören glaubte.

„Du hast es brav gemacht, was ich dir geheißen habe, sagte der Vogelsteller, indem er seinen gefiederten Liebling liebkosete, mache also jetzt ein Schläfchen, während ich deinen Platz einnehme." Der Kanarienvogel fiel nun in einen verstellten Schlummer, und zwar so täuschend, als ob Morpheus alle seine Kräfte an ihm versucht hätte. Erst schloß er das eine Auge, dann das andere, dann nickte er, dann sank er so sehr auf die eine Seite, daß verschiedene von der Gesellschaft ihre Hände ausstreckten, um ihn vom Falle abzuhalten; und grade wann diese ihn zu berühren im Begriffe waren, faßte er sich wieder, und sank dann eben so tief auf die andere Seite. Endlich schien ihn der Schlaf in einer festen Stellung zu halten, worauf ihn der Mann vom Finger wegnahm, und ihn auf den Tisch legte, wo er, wie der Vogelsteller versicherte, so lange fest und ruhig schlafen werde, als er seine Kunststücke mache. Allein kaum hatte er diese angefangen, als eine ungeheuer große schwarze Katze auf den Tisch sprang, den Kanarienvogel mit den Zähnen ergriff, und alles Widerstandes ungeachtet, mit ihm zum Fenster hinausstürzte. Der Vogelsteller war über seinen Verlust untröstlich, indem er mit dem Vogel jahrelang sein Brod verdient hatte.

Pot-Pourri.

Erfindungen.

Unter den Industrie-Produkten, welche gegenwärtig ausgestellt sind, hörten und sahen wir — berichtet ein Pariser Journal — mit einem neuen, sehr sinnreichen Mechanismus versehene Pianos; — nämlich mit andeutenden Glöckchen für verständige Diener, welche lesen können. Mit Hülfe eines angebrachten Quadranten zeigt ein einziges dieser Glöckchen an, ob der Herr oder die Frau geschellt habe, ob man serviren oder den Tisch abdecken müsse, ob man Wein oder Brod, Licht oder Feuer verlange ꝛc.

Digitized by Google

Bibliotheks-Maschine.

In der Pariser Königl. Bibliothek ist seit einiger Zeit eine sehr sinnreiche Maschine zur Herunterspedirung und Hinaufbeförderung von Büchern, die in den oberen Etagen aufgestellt sind, in Thätigkeit. Wenn ein Leseluſtiger jetzt ein solches Buch verlangt, so wirft der Kustos, an den er sich wendet, ein Blättchen Papier, auf welchem der Titel des Buches geschrieben ist, in die Maschine, und diese befördert den Zettel sofort nach der betreffenden Etage. Hier nimmt ein Bibliothek-Diener den Zettel in Empfang, sucht das Buch und verreicht es dann der Maschine an, die es blitzschnell, ohne daß der Untenstehende weiß woher und wie, an den bezeichneten Ort bringt. Der Apparat der Maschine befindet sich in einem Schranke verborgen, der neben dem Büreau des Kustoden steht, so daß die ganze Prozedur in der That etwas Geheimnißvolles hat. Es gewähret diese Erfindung neben dem großen Vortheil der Zeit-Ersparniß auch den, daß den Kustoden und Bibliothek-Dienern die Mühe erspart wird, die das ewige Laufen und Hinauf- und Herunterklettern sonst erfordert haben.

Ein Chemiker in Boston hat ein sogenanntes Spiegelpapier erfunden, mittelst welchem sich jeder Mensch ohne die geringste Anleitung augenblicklich zu einem Meister in der Zeichnen- und Malerkunst stempeln kann. Dieses Papier besitzt die Eigenschaft, daß es, wie ein Glasspiegel alle Gegenstände reflektirt, aber in einem verhältnißmäßig kleineren Maaßstabe. Da nun dieses Fabrikat auch wie gewöhnliches Papier die Abfärbungen des Pinsels und Bleistiftes annimmt, so dürfen die Spiegelwiederscheine, nemlich Porträte, Landschaften, Blumen und andere Gegenstände, entweder in den Conturen nachgezeichnet oder mit den entsprechenden Farben belebt werden. Wenn dieses Spiegelpapier einmal Verbreitung gewonnen hat, so wird wahrscheinlich jede andere Gattung Schnell-Malerei in den Hintergrund treten müssen.

Der Engländer Murray behauptet, die nach folgendem Recept gefertigte Tinte widerstehe allen chemischen Reagentien. Ein halb Loth Höllenstein-Auflösung (aus salpetersaurem Silber erzeugt); zwei Loth Auflösung von salpetersaurem Eisen; ein halb Loth Auflösung von blausaurem Ammonium; ein Loth Galläpfel-Tinktur. Dieser Mischung wird etwas fein abgeriebene Tusche und arabischer Gummi zugesetzt.

Eine Gesellschaft zum Einbalsamiren der Leichname hat sich zu Paris nun auch, in dieser Zeit der Gesellschaften und Aktien-Vereine, gebildet. Der Preis ist, gegen früher, sehr vermindert, und beträgt nur 600 Fr. für erwachsene Personen und 500 für Kinder unter acht Jahren. Einzelne Theile, wie das Herz oder das Gehirn, werden für ein Billiges einbalsamirt. Dieß ist nun ein Luxus, dessen sich jetzt alle bemittelten Stände bemächtigen werden.

Der König der Ashantees.

Dieser König beherrscht einen der mächtigsten Neger-Stämme Afrika's und ist von einer wahrhaft barbarischen Würde stets umgeben. Zu den Emblemen, die über seinem Throne aufgehängt sind, gehört unter Anderem auch ein Menschen-Schädel. Er darf gesetzlich 3333 Weiber besitzen, eine mysteriöse Zahl, auf der seine eigene so wie die Wohlfahrt seiner Unterthanen beruht. Bei seinem Tode werden seine Diener, über hundert an der Zahl, auf seinem Grabe geschlachtet, damit er in der andern Welt mit einem seinem Range entsprechenden Gefolge ankomme.

Anekdoten-Gallerie.

Welche ist die Braut?

Ein Schotte nahm vor vielen Jahren von seiner jungen Braut Abschied, um sein Glück in Ostindien zu versuchen, und lange Zeit verging, bevor er es für gerathen hielt, seine Verlobte nachkommen zu lassen, um in den Stand der Ehe mit ihr zu treten. Als ein ächter Nordbritte blieb er jedoch seiner Geliebten treu, bewahrte ihr Bild in seinem Herzen, und fand dieses Bild unvergleichlich. Mit seiner Beförderung wollte es zwar nicht rasch gehen; es ging aber desto sicherer; er wurde in langen Zwischenräumen Kapitän, Major und endlich Oberstlieutenant. Freilich hatte der gute Mann, als er die letzte Staffel erklimmte die goldene Mitte des Lebens bereits überschritten. An die graduelle Abnahme seines jugendlichen Aeußern gewöhnt, vergaß er, daß die Schwingen der Zeit auch seine Jugendgeliebte berührt haben könnten, und erwartete, in ihr noch ganz dasselbe Wesen zu finden, das ihn einst begeisterte. Vor Kurzem endlich kam sie, seiner Aufforderung gemäß, nach Kalkutta, begleitet von einer Nichte, die gerade so aussah, wie ihre Tante vor Zeiten einmal ausgesehen hatte. Der Offizier eilte an Bord des Schiffes, und erkannte sogleich das blühende Mädchen wieder, das so lebendig in seinem Gedächtniß geblieben war. „O, meine theure, meine einzige Maggie!" — Mit diesem Rufe drückte er sie brünstig an sein Herz. — „Halt! Heda! Landsmann", schrie eine verwitterte Person, die daneben stand; „diese hier ist nicht Euer Maggie, ich bin Eure Maggie, und wahrhaftig noch gut genug für ein so graubärtiges altes Pergamentgesicht wie Ihr!" Der Oberstlieutenant hatte sich wirklich vergriffen, und mußte nun, gern oder ungern, die ächte Maggie zur Frau Oberstlieutenantin machen.

Die „Aurora" erzählt folgendes mit der Ueberschrift: Wahre Begebenheit. Ein vor Kurzem in Condition gekommener Friseur suchte sich auf einem Tanzsalon in Bremen etwas zu divertiren; er nahm an dem stattfindenden Tanz deßhalb Antheil und zu diesem Behufe ein kerniges Mädchen als Gefährtin. — Ein Walzer mit dieser steigerte seine Lieblingsneigung. Ein anderer folgte; aber schon in Mitte des Walzers stürzte der Friseur gleichsam zusammen; er erhebt die ergreifendsten Klagetöne; denn — man glaubt es kaum und dennoch ist es die volle Wahrheit — das Mädchen hatte ihm beim Umfangen und Herumdrehen den Arm gebrochen —.

Kürzlich standen mehrere Studenten beisammen. Einer derselben fragte seinen Kameraden, wie viel Uhr es wäre? worauf ihm selber, nachdem er auf seine Uhr gesehen hatte, entgegnete: „Drei viertel auf drei." Um sich ganz zu überzeugen, fragte Jener einen andern mit den Worten: „Wie viel hast denn du auf deiner Uhr?" — Dieser sah den Andern ganz verblüfft an, antwortete aber sehr gelassen: „drei Gulden! Mehr wollte mir der Jude nicht leihen."

Kuriosum.

An Karoline Bauer.

(Bei Gelegenheit ihrer Gastdarstellungen auf dem Breslauer Theater.)

Mir scheint Der ein waldentlaufner Auer,
Ein Eber, der nur wetzet seinen Hauer,
Ein Ding, so fühllos wie die todte Mauer,
Ein Wesen, das an Leib und Seele sauer,
Ein für der Künste göttlich Streben Bauer,
Ein an Geschmack und Bildung gräßlich Rauher,
Der nicht in aller Zeiten ew'ge Dauer
Begeistert ist für Karoline Bauer.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 32. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die Armen in Paris.

(Schluß.)

Mein dritter Gast war ein Greis von 76 Jahren; früher war er Kastenmacher und gewann mit seiner Arbeit täglich gegen 40 Sous; mit den Jahren ward er schwach und hinfällig; er konnte sein Gewerbe nicht länger fortsetzen und ward Lumpensammler. Seine Frau, die noch lebte, zählte 77 Jahre. Er hat zwölf Kinder gehabt, von denen keines im Armenhause Aufnahme fand; trotz aller Sorgfalt hat er nur zwei davon erhalten können. Bei einem so geringen Verdienst und einer so großen Anzahl von Kindern war es ihm nicht wohl möglich, irgend etwas zu erübrigen. Sein Lumpenkorb brachte ihm täglich zwischen 8 bis 10 Sous ein. Seine Frau wartet ein kleines Kind; sie empfängt dafür einige Sous. Die Unterstützungen des Wohlthätigkeits-Vereins müssen zum Lebensunterhalt beitragen. Er hat niemals lesen gelernt; seine Jugend verbrachte er in einem Armenhause.

Ich weiß eine achtenswerthe That von ihm, die ich erzählen will. Er fand einen Mann, der eben so alt, aber ärmer als er selbst war; dieser irrte ohne Obdach und ohne Brod umher, er hat ihn aufgenommen. Der Gast, der Mann und die Frau haben das eine schlechte Lager getheilt und von demselben Brode gegessen. Von der Zeit ab hat man von dem alten mitleidigen Lumpensamler gesprochen, und die Vorsehung hat sich seiner erbarmt.

Der Vierte meiner Gäste war von einer ziemlichen Höhe herabgestürzt; er war ein sehr beliebter Friseur während des sogenanten ancien régime gewesen. Die Revolution hatte ihn ruinirt. Er begab sich nach Burgund, seinem Geburtslande, ward Faßbinder und darauf Weinhändler. Seine Geschäfte gingen gut, und schon hatte er ein Sümmchen Geld zusammen gebracht, als er von einem Handwerksgenossen um das Seinige betrogen wurde. Er trat darauf in die Dienste eines Essighändlers, und es gelang ihm zum dritten Male, eine Summe aufzubringen und sich zu etabliren. Die unglücklichen Ereignisse von 1814 ruinirten ihn aufs Neue. Von dieser Zeit an beschäftigt er sich damit, sobald der Wein theuer ist, Cider zu machen, ist der Wein wohlfeil, bereitet und verkauft er Senf, eine Beschäftigung, die ihm wöchentlich 3 bis 4 Franken einträgt. — Es ist ein anstelliger, geebneter und moralischer Mensch. Man weiß nur Gutes von ihm, und doch leidet er Noth, denn er kann nicht immer arbeiten, er zählt 75 Jahre; außerdem findet auch der Senf nicht zu allen Zeiten gleich bereitwillige Abnehmer. Er würde also, ohne das Wohlthätigkeits-Büreau, trotz aller seiner guten Eigenschaften, Hungers sterben.

So unterrichtete ich mich von dem Unglücke der Armen und den Motiven derselben, damit ich wisse, wer des Mitleidens und der Hülfe werth ist. Es sind unsere unglücklichen Brüder, und wer steht uns dafür, daß wir ihnen nicht eines Tages gleichen?

Der Fünfte meiner Gäste war Lampenanzünder in der rue de l'Oursine. Von seiner Geburt an hat er mit mehreren seiner Brüder und Schwestern im Hospital gelebt. Lesen hat er nicht gelernt. Er erlernte das Schuhmacher-Handwerk, aber er hat so viele Unglücksfälle gehabt, daß er es nicht fortsetzen kann. Seine Lampen tragen ihm täglich 33 Sous ein, das macht monatlich 49 Fr. 60 Cent. Von dieser Summe muß er einem Gehülfen 6 Fr. abgeben. Da dies Amt ihn nicht den ganzen Tag beschäftigt, findet er manchmal Gelegenheit, kleine Aufträge zu besorgen. Er ist ein braver Mann, aber nicht anstellig, bizarr in seinem Wesen und ohne Energie. Er ist verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Einer seiner Oheime hat eine Anstellung mit 1800 Fr.; er kümmert sich nicht um ihn.

Hemmnisse, die dem Armen entgegentreten, die sich ihrer Lage entreißen wollen. Ich habe eine große Menge von Armen ausgeforscht, und während mehrerer Jahre, da ich ihnen meine vollste Aufmerksamkeit widme, da ich, so zu sagen, mit ihnen lebte, habe ich gesehen, daß es ihnen fast immer unmöglich ist, sich ihrer traurigen Lage zu entreißen. Ein Mann, der während dreißig Jahren im Stadtviertel St. Marcal wohnt, und dessen Wohlthätigkeitssinn ihn in ununterbrochener Verbindung mit den Armen erhält, hat mir erzählt, daß er auch nicht Einen kennen gelernt habe, der sich irgendwie über sein Geschick erhoben hätte. Als Kinder erscheinen sie lebhaft und anstellig; dieser Zustand dauert bis zu ihrer Mannbarkeit fort, dann werden sie von einer unglaublichen Trägheit befallen, die während ihres ganzen Lebens anhält. Die schlechten Beispiele, die sie täglich vor Augen sehen, und sie nur allzuleicht nachahmen, machen sie schon frühzeitig mit allen entnervenden Lastern vertraut. Sobald die Kinder nur irgend stark genug sind, müssen sie arbeiten, anstatt in die Schule geschickt zu werden; und wenn man sie ja einmal hinein schickt, werden sie wieder so frühzeitig aus derselben entfernt, daß sie durchaus nicht Zeit genug haben, um irgend etwas zu lernen. Was aber das Traurigste ist, diese armen Aeltern haben mächtige Beweggründe, so zu handeln. Die Kinder wachsen heran und müssen den Verdienst mehren helfen. Aber die Anhänglichkeit an ihre Familie ist selten, sie sagen sich bald von ihr los, um das Gewerbe eines Lumpensammlers für sich allein zu betreiben. Und wenn sie nun lasterhaft und verbrecherisch werden, wer will sie deshalb verdammen! Ihre Unwissenheit ist groß, Rechtschaffenheit haben sie nie gesehen. Ihnen ist nichts zugänglich als die Straßen und die öffentlichen Plätze, die Armenhäuser und die Gefängnisse: was soll sie aufhalten, ihre Bestimmung zu erfüllen?

Wenn die Armen neue Leute wären, die aus bessern Verhältnissen allmählig zu dieser trostlosen Lage herabgesunken sind, wenn sie dann durch Fleiß und gute Aufführung dahin gelangten, sich wiederum in eine Art Wohlstand zu versetzen, oder doch mindestens ihren Lebensunterhalt verdienten, dann dürfte man annehmen, daß ihr Unglück mit den Zeitverhältnissen in Zusammenhang stehe, daß es von zerrütteten Geschäften herrühre, oder die Folge langwieriger Krankheit sey; daß es durch unvermuthete

Digitized by Google

Ereignisse, zu deren Beseitigung menschliche Klugheit nichts zu thun vermochte, herbeigeführt worden. Aber dem ist nicht so. Der größere Theil wird bereits im Elende geboren, lebt von öffentlichen Wohlthaten und stirbt vor der Zeit. Dies traurige Schauspiel vererbt sich von Generationen zu Generationen.

Edler Zug eines Armen. Eine Frau, die ich gewöhnlich die gute Mutter zu nennen pflege (diese Benennung wird hinreichend seyn), ist in größter Armuth geboren, denn sie ward im Findelhause erzogen; sie hat sich mit einem Manne verheirathet, der eben so wenig besitzt, als sie. Sie ist Mutter von sieben Kindern. Eine ihrer Nachbarinnen ward von dem furchtbarsten Elende heimgesucht, war dabei schwanger und hat außerdem drei lebendige Kinder. Die menschenfreundliche Arme nimmt die drei Kinder zu sich, sie sorgt für die Mutter, und als das vierte Kind das Tageslicht erblickt, bringt sie es dahin, dem Säugling eine Amme zu verschaffen. Vor ungefähr acht Jahren übergab man ihr ein kleines Mädchen für geringe Vergütung in Wartung und Pflege. Sie nahm es auf. Nach zwei Jahren forderte man es zurück, um es den Aeltern wiederzubringen. Die arme Frau war genöthigt, das Kind zurückzugeben, als sie aber erfuhr, daß man es im Armenhause untergebracht hatte, ruhte sie nicht, bis sie dort Zutritt gefunden. Hier erfährt sie, daß das arme Kind mit lautem Weinen nach ihrer Pflegemutter verlangt habe. Sie läuft zu der Behörde, sie bittet und fleht, daß man ihr das Kind zurückgeben möge, sie verzichtet auf die Pension, begehrt auch keine Unterstützung und ist bereit, daß Kind, so oft man es verlangt, vorzuzeigen, damit jeder sich überzeugen könne, daß sie es gut halte. Sie bittet nur um die Gunst, daß es ihr zurückgegeben werde, es würde ihr Tod seyn, wenn sie es entbehren solle. Man hat mit ihr und dem Kinde Mitleiden gehabt, es ist ihr wiedergegeben worden.

Diejenige, welche diesem Kinde das Leben gab, ist eine reiche, hochgeehrte und vornehme Dame .... die Kinder der guten Muter sind um eine Schwester reicher.

Edle Handlungen.

Die Frankfurter „Didaskalia" berichtet aus Karlsruhe: Es war am 30. Juni d. J., als der Großherzog den Befehl ertheilte, den im 1sten Infanterieregiment als Gefreiter dienenden Soldat Michael Etzkorn, von Stettfeld, im Oberamt Bruchsal, ihm vorzuführen. Dieß geschah am folgenden Morgen durch einen Stabsoffizier. Niemand konnte sich eine Veranlassung zu diesem Befehl denken, und mit gespannter Erwartung näherten sich beide dem Schlosse. Hier wurde zuerst der Offizier zu dem Großherzog gerufen und wegen der Aufführung des Soldaten in militärischer Hinsicht befragt. Das demselben ertheilte beste Zeugniß vernahm der edle Fürst mit sichtbarer Freude und sagte: „Es ist mir sehr lieb, dies zu hören; ich habe mir es aber wohl gedacht, daß ein ausgezeichnet braver Sohn auch ein braver Soldat seyn werde, und als ein solcher Sohn, als ein rührendes Beispiel kindlicher Liebe und Treue, ist er mir bekannt geworden. Es übergab mir nämlich am letzten Audienztag der 70jährige Vater dieses Soldaten eine Vorstellung, worin derselbe für sich und seine gleichfalls hochbetagte Frau um Zuweisung einer Unterstützung bat, indem sie ganz arm und wegen ihres hohen Alters auch zu kraftlos seyen, um durch ihrer Hände Arbeit noch Etwas verdienen zu können. Sie hätten — das war weiter in der Bittschrift gesagt — schon bisher im Elend verkümmern müssen, wenn nicht ihr seit 8 Jahren im 1sten Infanterieregiment als Einsteher dienender Sohn ihrer Noth durch eigene Entbehrung zu steuern gesucht hätte. Der gute Sohn habe von seinem Einstandskapital ihnen zwei Grundstücke gekauft, aus welchen sie für einige Zeit des Jahres Lebensmittel gewonnen hätten. Ja er habe noch mehr gethan; denn er habe ihnen von seiner in 7 Kreuzer bestehenden Löhnung täglich 1½ Kreuzer verabreicht. Es sey ihnen aber zu drückend und thue ihrem Herzen zu wehe, von ihrem Sohne annehmen zu sollen, was ihm doch selbst so unentbehrlich sey. „Ich war", setzte der Großherzog hinzu, „innigst gerührt von diesem schönen Zuge kindlicher Liebe und habe einen wahren Drang empfunden, diesen guten, höchst achtungswerthen Menschen persönlich kennen zu lernen." — Dieser wurde nun vorgerufen, bei seinem Eintreten höchst freundlich empfangen und angeredet: „Ich habe gehört, wie schön Du gegen Deine armen Eltern gehandelt, wie Du von Deinem Wenigen ihre kummervollen Tage erleichtert hast, das macht Dir Ehre und wird Dir Segen beingen. Auch freut es mich, daß Du auch das Zeugniß eines braven Soldaten dir erworben hast. Da Du nun bei Deinem kleinen Einkommen bisher Deine Eltern mit eigener Entbehrung unterstützt hast, so halte ich mich verpflichtet, für die denselben von Dir gebrachten Opfer Dich einigermaßen zu entschädigen." Hierbei überreichte ihm der gnädige Fürst mit sichtbarer Rührung ein Paket mit Geld und versprach, auch fernerhin an ihn zu denken und für ihn zu sorgen. Der beglückte Mann war tief bewegt. Er konnte kein Wort hervorbringen. Nur seine Thränen sprachen. Er wurde huldvoll entlassen. Der einige Minuten später sich entfernende Stabsoffizier eilte demselben nach und traf ihn noch in Thränen, die über die braunen Wangen herabrollten. Das empfangene Paket war noch uneeöffnet, fest in seiner Hand umschlossen, und diese nur emporhebend, brachte er mit zitternder Stimme kaum die Worte heraus: „Das soll meinen alten Eltern wohlthun." Er hat Wort gehalten; aber vorher schon hatte der menschenfreundliche Fürst für die armen Eltern, durch Verwilligung einer angemessenen lebenslänglichen Pension, gesorgt.

Der am 29. Juli zu Paris eröffnete neue Triumphbogen

wurde von Napoleon begonnen und erst jetzt beendigt; seine Erbauung kostete neun Millionen Francs. Man erblickt daran vor Allem Basreliefs und eingegrabene Namen. An den Grundmauern, nach den Hauptfronten (gegen die Tuillerien und die Brücke von Neuilly) zu, sind sinnbildliche Darstellungen angebracht. 1) Der Aufbruch 1792; er soll an die Begeisterung erinnern, die bei den ersten Feldzügen in der Revolutions-Zeit sichtbar wurde. Der Genius des Krieges ruft zu den Waffen und zeigt nach der Gegend, wo der Feind eindringen will; in der Mitte der Gruppe sieht man einen Krieger, den Helm bewegend, Mitstreiter auffordernd, ihm zu folgen; ein Jüngling schließt sich ihm an; ein anderer, schon reiferen Alters, wirft den Mantel ab und zieht das Schwert; unfern davon zäumt ein Reiter sein Pferd; über der Gruppe weht die National-Fahne. 2) Der Triumph 1810. Napoleon von der Siegesgöttin gekrönt. Fama verkündet seine Großthaten, Clio schreibt sie nieder. Eroberte Städte, die Stirnen mit Mauerkronen geschmückt, kommen, sich zu beugen vor dem Helden; die Waffen überwundener Feinde hängen an einem Palmbaum. Von fern steht ein Gefangener in Banden. 3) Widerstand 1814. Ein junger Krieger vertheidigt den Boden des Vaterlandes gegen den sich nähernden Feind; der Vater umschlingt ihm die Knie, die Gattin, ein Kind im Arme, sucht ihn zurückzuhalten; hinter der Gruppe ein Reiter, tödtlich getroffen vom Pferde sinkend; eben schwebt der Genius der Zukunft. 4) Friede 1815. Ein Krieger steckt das Schwert in die Scheide; ein Weib schmeichelt dem Kinde, das sie auf dem Schooße hält; ein Mann beschäftigt sich den Pflug zuzurichten; ein anderer, mit dem Ochsengespann auf das Feld zu fahren; über der Gruppe, Minerva, die Beschützerin des Friedens und der Künste, die er erzeugt. Die Seiten-Basreliefe wollen wir nur kurz berühren. 5) Leichen-Begängniß des Generals Marceau, 1796. 6) Schlacht bei Abukir, 25.

Digitized by Google

Juli 1799. Ein Adjutant Bonaparte's führt Murats Gefangenen, den Osmanischen Feldherrn Mustapha Pascha, herbei 7) Die Brücke von Arcole, 15. Nov. 1796. 8) Wegnahme von Alexandrien, 2. Juli 1798. Man sieht Kleber, wie er bei Erstürmung der Wälle verwundet wird; ein Soldat will den Türken, der den Streich geführt hat, mit dem Bajonnet durchbohren. 9) Die Schlacht von Austerlitz, 2. Dec. 1805. 10) Die Schlacht von Jemappe, 5. Nov. 1792. Dumouriez, mit seinem Stab, ermuthigt die Truppen; man bemerkt die Generale Thouvenot und Drouet, so wie auch den Herzog von Chartres (der jetzt König ist), dem der Oberfeldherr das Kommando des Centrums anvertraut hat. Auf den Schilden an dem Pfeilergeschoß sind folgende dreißig Namen von Siegen angebracht: Valmy, Jemappe, Fleurus, Montenotte, Lodi, Castiglione, Arcole, Rivoli, Pyramiden, Abukier, Alkmaar, Zürich, Heliopolis, Marengo, Hohenlinden, Ulm, Austerlitz, Jena, Friedland, Somosierra, Eßlingen, Wagram, Moscowa, Lützen, Bautzen, Dresden, Hanau, Montmirail, Ligny. Die Namen der Orte, wo minder bedeutende Treffen vorgefallen sind, stehen unter den Wölbungen des großen Bogens. Es sind deren 96, nach den vier Weltgegenden gleich getheilt. Man bemerkt darunter: Rastadt, Neresheim, Kehl, Biberach, Wertingen, Günzburg, Elchingen, Regensburg, Saalfeld, Halle, Lübeck, Pultusk, Eylau, Ostrolenka, Danzig, Raab, Smolensk, Krasnoe, Millesimo, Dego, Mondovi, Caldiero, Genua, Espinosa, Tudela, Saragossa, Corunna, Sagunt, Valencia. Die Namen der Anführer sind an den Seiten-Grundmauern des Triumph-Bogens in 24 Reihen zu lesen. Es sind deren 384. Wir nennen nur die berühmtesten: Lafayette, Dumouriez, Kellermann, Dampierre, Custines, Pichegru, Jourdan, Hoche, Bernadotte, Championnet, Souham, Friant, Cambronne, Moreau, Ney, Macdonald, Oudinot, Davoust, Lannes, Mortier, Bessieres, Poniatowsky, Lauriston, Molitor, Gerard, Maison, Rapp, Savary, Drouet, Bertrand, Compans, Gudin, Morand, Duroc, Sorbier, Dumas, Ransouty, Klein, Massena, Berthier, Augereau, Kleber, Jaubert, Brueys, Desaix, Brune, Murat, Marmont, Serrurier, Menou, Reynier, Belliard, Dügommier, Scherer, Victor, Soult, Moncey, Suchet, Junot, Clausel, Sebastiani, Haxo, Canclaux, Travot.

Die Colonie Botany-Bay.

Ein Herr de la Pilorgerie behandelt in einem mit nächstem erscheinenden Werke die Geschichte Botany-Bays, namentlich von dem Gesichtspunkte der Deportation als Strafe und als Civilisationsmittel. Wir heben, bis das Werk selbst erscheint, nachstehendes in einer Zeitschrift mitgetheiltes Bruchstück aus:

Eine physische Unmöglichkeit stellt sich der Gründung einer ganz aus Deportirten bestehenden Colonie entgegen. Man rechnet nemlich im Allgemeinen auf hundert Verbrecher nur zwölf bis sechzehn Frauen, und kann dreist behaupten, daß blos die Hälfte dieser Verbrecherinnen nicht verheirathet, oder noch in einem heirathsfähigen Alter stehende Frauen sind. Sonach stünden, wenn das Mutterland nicht Sorge trüge, durch andere Mittel ihre Strafcolonie damit zu versehen, und dadurch ein zur Fortpflanzung der Art eben so nothwendiges, als zur Handhabung nicht sowohl der Ordnung, als vielmehr nur einiges Disciplin unumgängliches Gleichgewicht herzustellen, die beiden Geschlechter zu einander in dem mittlern Verhältniß Einer heirathsfähigen Frau auf zwölf Männer. Dieses gilt indessen nicht für Neu-Süd-Wales. Die Erleichterungen, die man den Familien der Verurtheilten bietet, um sie zu vermögen, sich dem Familienvater anzuschließen, verminderten sie um ungefähr ein Drittel, d. h. man rechnet Eine Frau auf acht Bewohner. Unterstützt von den, von einem religiösen Geiste beseelten Gesellschaften, bemüht sich jetzt die Regierung, ein Gleichgewicht zu bringen, das sich durch sich selbst nur nach langen Jahren herstellen könnte. Agenten, eigens zu diesem Zwecke aufgestellt, bereden auf den öffentlichen Plätzen der Manufacturstädte Englands Mädchen von 15 bis 30 Jahren, denen man eine Prämie von 12 Pfund Sterling per Kopf anbietet, um sich als Gattinnen für Diebe in die andere Hatbkugel zu begeben. Man versammelt sie zu Liverpool, wo sie auf einem besondern Fahrzeug eingeschifft, und unter die Aufsicht einer betagten Frau gestellt werden, die sie zu begleiten hat. Auf diese Weise wird ein Theil der zur Aufmunterung der Auswanderung bestimmten Fonds verwendet. Mehrere van den englischen Jouenalen bekannt gemachte Berichte machen betrübende Schilderungen von der Unsittlichkeit, die an Bord der Transportfahrzeuge während einer 4 bis 5 Monate dauernden Ueberfahrt herrscht. Zweihundert so versammelte, und auf der „Kronprinzessin" eingeschiffte Weiber verhöhnten bei ihrer Ankunft zu Hobart-Town öffentlich eine Gesellschaft achtungswürdiger Damen, die zusammengetreten waren, ihnen ein ehrenhaftes Auskommen zu verschaffen und für ihre ersten Bedürfnisse zu sorgen. Wir müssen indeß beifügen, daß trotz der mittelmäßigen Beschaffenheit dieser Waare der Begehr das Anbot dergestalt übersteigt, daß das Unterkommen schnell und leicht war.

Ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung der australischen Colonien besteht heutzutage aus Creolen. Man bezeichnet sie mit einem sonderbaren Beinamen, dessen Ursprung folgender ist. Vor einigen Jahren kam ein Zahlmeister des 73sten Regiments, ein sehr aufgeräumter Mann, auf den Einfall, die in England gebornen Soldaten seines Corps Steelings, und die in der Colonie gebornen Currencys, Pf. St. Papiergeld, das damals niedrig stand, zu nennen. Nie hatte ein Wort einen größern Erfolg. Diese Benennungen wurden bald auf alle Engländer und Creolen, ohne Unterscheidung des Standes oder des Gewerbes, angewendet; sie sind noch immer allgemein angenommen, ohne jedoch irgend eine beleidigende Beziehung für die einen, oder einen Ehrentitel für die andern daran zu knüpfen. Die Currencys — weil man sie nun einmal so nennen muß — bilden einen ihrer besondern Eigenschaften wegen merkwürdigen Menschenschlag, der sich in gewissen Beziehungen von seinen europäischen Vorältern unterscheidet. Ihres hohen und schlanken Wuchses und der Schnelligkeit ihres Wachsthums wegen verglich man sie mit einem Getreidehalm. Sie haben, wie die alten Deutschen, ein blondes Haar, blaue Augen, eine weiße und etwas blasse Hautfarbe. Sie verrachten insgemein die Ackerbauarbeiten, wohl ohne Zweifel, weil sie in ihrer Kindheit die Bemerkung machen konnten, daß dieß das Loos des minder geehrten Theils der Gesellschaft war. Das einzige Gewerbe, für das sie einen ausgesprochenen Geschmack besitzen, ist das Seewesen. Die Mannschaft der zum Wallfischfang verwendeten Colonialschiffe besteht beinahe ganz aus Creolen. Nicht selten trifft man sie in den englischen Häfen, wo man sie an der Höhe ihres Wuchses, an der Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge und an der Anmuth ihrer Bewegungen leicht erkennt. Sie zeigen eine ausserordentliche Anhänglichkeit an ihr Geburtsland, so zwar, daß diejenigen, welche Gelegenheit haben, nach Europa zu kommen, den Tag ihrer Abfahrt zur Rückkehr in ihr Land als einen glücklichen ansehen. Besonders können sie, gewöhnt wie sie sind an den Glanz eines wolkenlosen Himmels und an die reinste Atmosphäre, die dicke und rauchige Luft Londons nicht ertragen. Als man eine junge Creolin, deren Neugierde durch eine Beschreibung der Hauptstadt Großbritanniens rege gemacht worden, fragte, ob sie eine Reise in das Land machen möchte, wo man so schöne Sachen sehen könne, sagte sie ganz naiv: „O nein, es giebt da zu viele Diebe." Sie schloß dieß aus der Zahl der Deportirten, die jährlich in Sydney ankamen. Man machte die Bemerkung, daß sich die neue Generation vor ihren Vätern durch Mäßigkeit auszeichne. Ohne Zweifel verdankt sie diese Tugend dem Einflusse des Klimas und nicht ihrer Erziehung. Dagegen herrscht allgemein Regellosigkeit der Sitten

bei den jungen creolischen Mädchen. Könnte es auch anders seyn in einer Gesellschaft, wo, nach dem Geständniß ihrer wärmsten Vertheidiger, die Fehler, welche die öffentliche Meinung in Europa mit so vieler Strenge bestraft, in keiner Weise die Zukunft eines jungen Mädchens blosstellen? (Ausland.)

Das Budget von Frankreich.

Wenn man das französische Budget nur zu einer Millard Franken anschlägt, so würde diese Summe in Fünf-Franken-Thalern ein Gewicht von 10,000,000 Pfund haben.

In Banknoten eingebunden, würde das Budget 1,000,000 Ellen Seidenstoffe erfordern und das Gewicht haben von 2000 Bänden, jeder zu 500 Seiten, — wahrlich eine werthvolle Bibliothek.

Nehmen Sie nun ein Bankbillet für jeden Buchstaben der fünf Gesetzbücher, von dem ersten bis zum letzten, und rechnen Sie noch die leeren Stellen und die Anfangslücken als ausgefüllt hinzu, so fehlen nur noch einige Millionen, bis Sie die Zahl des Budgets erreichen.

Und nun reduziren Sie das Budget in einfache Frankenstücke, so werden Sie daraus, eins an das andere gelegt, ein zierliches Silberband fertigen können, das Europa, Asia, Afrika und einen großen Theil Amerika's umschlingt, — eine kurze Strecke von mehr als 6000 Stunden.

Wollen Sie sich das Vergnügen machen, das Budget in Zweisousstücke zu seziren, so erhalten Sie fürs Erste zehn Millarden Dezimen. Jeder Dezime ist ohngefähr etwas über einen Zoll breit; nehmen wir zehn Dezime für einen Fuß, so erhalten wir sechzig Dezime für ein Klafter und 144,000 Dezime für die Stunde. Die Erde hat 9,800 Stunden im Umfange. Mit einer Millard Dezimen könnte man daher hundertmal die Erde umlegen, und als Reisegeld blieben uns noch 928,000,000 übrig.

Gedenken Sie sich nun wieder das französische Budget in seiner ersten Form, nemlich in harten Fünf-Franken-Thalern und lassen Sie uns untersuchen, was wir alles für Leute, für Zeit, für Pferde und Wägen brauchten, um es zu zählen, zu laden und es von Paris nach Fontainebleau zu transportiren.

Ein gewandter Bankbeamte, der in drei Minuten 1000 Franken zählt, der fleißig und ohne Unterbrechung zehn Stunden täglich arbeitet, braucht nicht weniger als 14 Jahre, 10 Monate, um das Budget zu zählen.

Ist das Budget nun gezählt, so haben Sie die Güte, 2000 Wagen, jeder mit drei Pferden bespannt, anzuschaffen. Diese nützliche Vorsorge wird nun auch zweitausend Schenkwirthe in Nahrung setzen.

Außerdem bedürfen Sie aber eine Million Säcke und 250,000 Ellen Bindfaden zum Zumachen. Wenn alsdann die 2000 Fuhrleute die Million Säcke auf die 2000 Wagen geladen und den Pferden wenigstens 12,000 Peitschenhiebe gegeben haben, dann wird sich der Convoi in Bewegung setzen und nur den kleinen Raum von 8 Stunden einnehmen.

Pot-Pourri.

Stündliche Variation der Magnetnadel.

Um korrespondirende Beobachtungen zu erhalten mit Island, eile ich anzuzeigen, daß, nach einem, mir jetzt erst zugekommenen Briefe von Hrn. Gaimard, Naturforscher der französischen wissenschaftlichen Kommission in Island und Grönland, Hr. Cottin, der Astronom der Korvette la Recherche, in Reykiavik, von Mittwoch 10. Aug. 7 Uhr Morgens bis Donnerstag 18. Aug. 10 Uhr Morgens, von 15 zu 15 Minuten (alles in wahrer Zeit von Reykiavik) die Variation der Mangnetnadel beobachten wird. Hr. Cottin bedient sich des Gambey'schen Apparats, den, auf meine Bitte, der französische Seeminister, Hr Admiral Duperé, permanent in Island hat aufstellen lassen, um die von Peking anfangende Linie der magnetischen Stationen gegen Nordwest zu verlängern. Diese Aufforderung zu Mitwirkung für einige Tage der angegebenen achttägigen Beobachtungszeit ist an die Physiker gerichtet, welche sich desselben Gambey'schen Apparats, oder der neuern Methode des Hr. Hofrath Gaus bedienen. Töplitz, den 25. Julius 1836.

Alexander v. Humboldt.

Mittel gegen den Stein.

Französische Blätter enthalten, jedoch ohne Angabe der Quelle, Folgendes: „Man soll die wichtige Entdeckung gemacht haben, daß eine Mineralquelle in der Nähe von Recoaro, einem Flecken einige Meilen von Vicenza entfernt, den Stein zerstöre. Wenn der Kranke eine Zeit lang das Wasser dieser Quelle trinkt, so löst sich der Stein von selbst auf, ohne daß eine weitere Operation nöthig wäre. Ein fast siebzigjähriger Mann aus dem italienischen Tyrol wurde im vorigen Jahre von dem Stein geheilt, indem er eine Zeit lang dieß Wasser trank: der Stein gieng in kleinen Stücken ab. Ein geschickter Arzt, Dr. Brera, hat ein Memoire über diese außerordentliche Kur bekannt gemacht, wonach an der Wirklichkeit der Heilung und der Heilkraft kein Zweifel mehr bestehen könne."

Erprobte Art, die Ameisen zu vertreiben.

Wie lästig und schädlich diese Thiere besonders den Obstbäumen sind, weiß jeder Gärtner und Landwirth. Nachstehendes Gegenmittel hat sich als sicher erprobt. Man bestreue den Ameisenhaufen mit einer genauen Vermischung von 1 Theil gestoßenem Schwefel mit 8 bis 10 Theilen frischgebrannter Holzasche und in zwei Tagen sind alle Ameisen verschwunden.

Außerordentliche Stärke.

Die Gemeinde Riom-les-Montagues (Cantal) besitzt in ihrer Mitte einen Herkules von außerordentlicher Stärke, der alle Herkulesse aus dem Norden oder aus dem Süden, von denen man hat sprechen hören, weit hinter sich zurückzulassen scheint. Dieser Wundermann, der 29 Jahre alt, und 5 Fuß 3 Zoll groß ist, heißt Basilet; vor Kurzem hat er öffentliche Proben seiner Kraft abgelegt, und eine Last von 2000 (?!) Pfund in die Höhe gehoben. Mit dem dritten Finger der rechten Hand hebt er ohne Anstrengung ein Gewicht von 200 Pfund in die Höhe. Sein 23jähriger Bruder ist fast eben so stark wie er, und auch seine Schwester, die 25 Jahre alt ist, verläugnet ihren kräftigen Ursprung nicht. Sie haben alle einen sanften und stillen Charakter, und beschäftigen sich mit Feldarbeiten.

Anekdoten-Gallerie.

In einer Restauration studirte Jemand den Speisezettel und fragte: „Marqueur, was kostet die Sauce?" „„Ach," erwiederte dieser, „„die kriegen sie zu."" — „Und was kostet das Brod?" „„Das kriegen Sie auch zu."" — „Nun wohl, so geben sie mir Brod mit etwas Sauce."

Ein Stullehrer fragte einen Schüler, in welchem Lande die schönsten Esel zu finden seyen. Der Knabe, der nicht sonderlich die Naturgeschichte im Kopfe hatte, schlug verlegen die Augen zu Boden. Der Lehrer fuhr ihn zornig an: Was blickst du zur Erde, sieh auf mich!

Palindrom.

Es naht ein Wort euch viel zu spät,
Sitzt ihr im Höllenfeuer;
Und wenn das Wörtchen ihr verdreht,
Dann ist die Loosung euer.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 33. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Krönungsgebräuche in Böhmen.

Erster Artikel.

Sieh! auf dem Schloß erglänzet eine Krone,
Und wie ein Königsmantel weit ergießt
Die goldne Stadt sich von des Berges Throne;
Um ihn, als ein gestirnter Gürtel, fließt
Die Moldau ernst; und Heil der Nachwelt Sohne!
Der mit der Brücke Demantschloß ihn schließt.
Durch Siegesbogen lobsingt laut die Welle:
Prag, Prag, Du meines Herzens umpalmte Schwelle!

Aus uralter Zeit, von dem Borne her, dem die Reiche der Menschen entquellen, tönt es von Krokus und Libussa, von dem Slaven Primislaus und der Zauberin Zwratka, von dem Fürsten der Tschechen und dem Mägdekrieg zu Dewin. Clemens Brentano hat die Sagen sinnreich verflochten und entwiret, Musäus ein liebliches Mährchen daraus gedichtet. Das Land Böheim ist ein zwischen Sachsen, Thüringen, Franken, Bayern, Oestreich, Mähren und Schlesien durch Berge eingeschlossenes Thal. Den Slavenstamm, der den Boden zuerst anbaute, hat bald deutsche Civilisation ergriffen. Gegen Ende des neunten Jahrhunderts war das Christenthum nach Böhmen verpflanzt. Um das Jahr 972 entstand zu Prag ein Bisthum. Von 722 an regierten durch 584 Jahre drei und zwanzig Herzoge und sieben Könige im Lande. Ihre Gewalt blieb beschränkt durch Rechte der Stände. Der Bauer, Handwerker, Künstler, war leibeigen. Nachdem mit Wenzeslaus III., den Conrad von Portenstein am 4. August 1306 zu Olmütz ermordet hat, der alte Mannsstamm der Slavenfürsten erloschen war, kam das Reich durch Kaiser Heinrich's VII. Belehnung an das Haus Luxemburg. Vier Könige aus demselben haben über Böhmen geherrscht. Johann, der blinde Ritter, der bei Cressy erschlagen wurde; Karl I., als deutscher Kaiser Karl IV., der die goldne Bulle gegeben und von dem gesagt wurde, er sey ein Vater seines Erbstaats, aber ein Stiefvater des deutschen Reichs; Wenzel, der sich an Nepomuk versündigte, von seinem Adel gefangen gesetzt wurde, mancherlei Fata zu bestehen hatte, und, als er 1419 starb, drei Wochen lang nicht beerdigt werden konnte, weil Aufruhr herrschte zu Prag; — Siegmund, der durch den Frevel an Huß die Reihe von Kämpfen und Unruhen eröffnete, die das Land unsäglich zerrütteten. Wer weiß nicht von Zitka und Procop, von Calixtinern und Taboriten! — Es war der erste dreißigjährige Krieg für Böhmen. Nach den Luxemburgern kamen die Habsburg-Oestreicher. (Georg von Podiebrad, Wladislaw und Ludwig fallen von 1458 bis 1527 dazwischen.) Unter ihnen theilte Böhmen die Geschicke des deutschen Reiches. Die innere Verfassung ward durch die Stürme des Kriegs, den die Ferdinande zu bestehen hatten, stark erschüttert. Grundbestimmungen, die das Staatsrechtliche Verhältniß zwischen dem König und den Ständen regeln, sind in Ferdinand's II. erneuerter Landesordnung von 1627 und in Ferdinand's III. Declaratorien von 1640 enthalten. Die Krönung der Könige wird unter Beobachtung vieler alten Gebräuche zu Prag vollzogen. Wir werden darüber Notizen aus der Vorzeit und Gegenwart zusammenstellen. Seit der letzten Krönung, die das Haupt des jugendlichen Königs Franz am 9. August 1792 mit dem Diadem schmückte, sind nun vier und zwanzig Jahre verflossen. (Am 14. Juli 1792, dem Jahrestag der französischen Revolution von 1789, war Franz II. zu Frankfurt als Kaiser der Deutschen gekrönt worden; vier Wochen später fand die Feierlichkeit zu Prag statt.) Jetzt nähert sich der Tag, wo des unvergessenen Vaters Franz würdiger Sohn, Kaiser Ferdinand I. von Oestreich, als König von Böhmen Krönung und Huldigung empfangen soll. Vorbereiten zu den Eindrücken des auch politisch bedeutenden Acts — denn in Zeiten, wo alte Bande locker werden, ist es weise, sie zu festigen! — mag ein Rückblick auf frühere Krönungen. Zu dem weltlichen Gepränge bei der Thronbesteigung böhmischer Könige haben wohl die Luxemburger den bleibenden Grund gelegt. Aber auch in der Zeit vor ihnen führt die Geschichte eine Krönung an, so prachtvoll, wie nur wenige jemals seyn mochten. Im Jahr 1297, als sich König Wenzeslaus II., Ottokar's Sohn, am Pfingstfest zu Prag durch die Hand des Erzbischofs von Mainz die böhmische Krone aufsetzen ließ, hatten sich nicht weniger als 38 Reichsfürsten (unter ihnen Herzog Albrecht von Oestreich, der im Jahr darauf, nachdem Adolf von Nassau erschlagen worden, König wurde, und 1308, unten an den Hügeln, wo Habsburg ist, von dem eigenen Neffen den Tod leiden mußte;) und 11,400 Ritter und Reisige eingefunden, die der reiche Fürst (die böhmischen Silberbergwerke waren damals ergiebig) insgesammt anständig bewirthen und unterbringen konnte. Prag war jedoch zu klein, um alle Gäste aufnehmen zu können. Es mußten für die Dauer der Krönung einige Häuser aus Holz errichtet werden, deren größtes vom Fuße des Lorenzberges bis zum Ufer der Moldau reichte. Sie waren nicht nur bequem angelegt, sondern auch nach der Mode des Tages geschmackvoll eingerichtet und zum Theil mit Goldstoffen ausgeschmückt. Es sollen bei dieser Krönung täglich 19,000 Pferderationen verabreicht worden seyn. Aus einem Springbrunnen ergoß sich für Jedermann ein reichlicher Strahl guten Weines. Aus den Fenstern und von den Balkonen der Hauptstraßen hingen purpurfarbene Teppiche herab. Gegen dreihundert Herren vom Adel wurden zu Rittern geschlagen. — Eben der König Wenzeslaus II., bei dessen Krönung (die etwas spät geschah, denn er war schon 1278 als siebenjähriger Knabe zur Regierung gekommen und stand bis 1286 unter Vormundschaft;) es so fröhlich zuging, kam im Jahr darauf in seiner Eigenschaft als deutscher Churfürst nach Nürnberg, woselbst König Albrecht seine geliebte Elisabeth krönen ließ. Bei dem feierlichen Mahl, das am 17. November statt fand, hatten die weltlichen Churfürsten ihre Erzämter zu verrichten; Brandenburg, Pfalz und Sachsen machten keine Umstände; als aber Wenzeslaus von Böhmen den Becher reichen sollte, fehlte er, und statt seiner erschienen vier böhmische Magnaten, mit der Bitte, ihnen den Dienst ihres Herrn zu übertragen. Aber Albrecht gebot mit großem Ernst, der König selbst solle kommen und sei-

Digitized by Google

nes Amtes pflegen. Da unterwand sich der stolze Wenzeslaus des Dienstes, der ihm entwürdigend schien, und ritt, die Krone auf dem Haupt, von seinen Rittern begleitet, zu dem Mahle des Königs der Deutschen, nahm den Kämmerer die goldne Kufe ab, ließ sie mit Wein füllen, und reichte sie kniend dem Könige und der Königin. Nach dem Trunke hieß Albrecht ihn aufstehen und neben sich niedersitzen; aber Wenzeslaus verweilte nicht lange und ritt mit seinen Großen weg. Er starb 1305. Mit seinem Sohne, dem im Jahr darauf ermordeten König Wenzeslaus III., gieng, wie oben bemerkt, das uralte Fürstenhaus der Premysliden in seiner männlichen Nachkommenschaft unter. Johann von Luxemburg vermählte sich mit der Erbtochter Elisabeth und brachte nun ein neues Geschlecht auf Böhmen's Thron. Er und seine Gemahlin wurden 1311 am Sonntag nach Lichtmesse in der Veitskirche vom Erzbischof von Mainz gekrönt.

(Fortsetzung folgt.)

Leben, Thaten und Abenteuer des schachspielenden Automaten.

Nie vielleicht erregte die Erscheinung des glänzendsten Phänomens ein größeres Aufsehen, als die des schachspielenden Automaten des Freiherrn v. Kampelen. Dieser Automat erblickte 1770 zu Preßburg das Licht der Welt. Er forderte die stärksten Schachspieler zu einem Kampfe heraus, worin er im Voraus gewiß war, obsiegend zu bleiben.

Man kann sich keinen Begriff machen von dem Eifer, womit alle Zeitungen die von dieser wunderbaren Maschine gewonnenen Partieen schilderten, eben so wenig, als von den Lobes-Erhebungen, womit sie ihren Erfinder überhäuften, der ihnen zufolge ein zweiter Prometheus war, welcher das himmlische Feuer geraubt, um sein Werk damit zu beseelen. Alle nur erdenklichen Kombinationen des Schachspiels schienen von seinem Genie vorausgesehen, so überraschend und schnell waren alle Bewegungen des Automaten, unmittelbar nach den Zügen seiner Gegner.

Pomphafte Anzeigen zogen bald eine Menge Schachspieler, Mechaniker und Künstler nach Preßburg. Kampelens Gesellschaftssaal war beständig voll von ihnen. Der mit einem prächtigen Turban und dem reichen Gewande eines asiatischen Sultans bekleidete Automat saß hinter einem vollständig besetzten Schachbrett, das auf einem drei Fuß hohen, zwei Fuß breiten und vier Fuß langen Pulte stand, der durch Rollen in Bewegung gesetzt werden konnte.

In dem eben bezeichneten Pulte waren die Federn, die Walze, die Hebel angebracht, wodurch die Maschine in Bewegung gesetzt wurde. Bevor der Erfinder sie spielen ließ, öffnete er jedesmal die Klappen, um sorgsam zu untersuchen, ob das Räderwerk noch in vollkommner Ordnung sich befinde, und nicht durch irgend einen fremden Körper gehemmt oder verrückt werden könne. Sobald ein Liebhaber auftrat, um mit dem Automaten zu spielen, ergriff der Erklärer einen langen eisernen Schlüssel und zog seine Maschine mit studiertem Ernst auf. Man vernahm sehr deutlich das Geräusch in einander greifender Räder und sich spannender Federn, wie in einer Schlaguhr.

Des Automaten Augen senkten sich nun gegen das Schachbrett, und nach einigen Momenten scheinbaren Nachsinnens hob er langsam den Arm, richtete ihn gegen die Figur, die er nehmen wollte, ergriff sie mit seinen Fingern, hob sie von ihrem Platze, und versetzte sie nach einem andern.

Vergebens bemühte man sich, durch irgend einen falschen Marsch ihn außer Fassung zu bringen. Bei dem leichtesten Verstoß gegen die Regel des Spiels, schien seine Stirn sich zu verdüstern. Er schüttelte den Kopf, zum Zeichen seines Mißbehagens, und schob die übel gespielte Figur wieder auf den Punkt, zurück, wovon man sie entnommen hatte.

War es darum zu thun, Schach zu bieten, so bewegten sich die Lippen des Automaten, und es entfuhr ihnen ein rauher Ton, der Betonung der Sylbe Schet oder Sche ähnlich, der hinlänglich war, den Gegner zu unterrichten, worum es zu thun sey.

Nichts was die Täuschung vollständig machen konnte, war solchergestalt vernachläßigt. Demungeachtet war die Bezauberung des Beobachters nicht von langer Dauer. Mit um so größerer Schnelle und Leichtigkeit die Bewegungen des Automaten in Ausführung gebracht wurden, um so augenscheinlicher war es, daß sie einer leitenden Kraft untergeordnet waren. Der Erfinder selbst gestand das zu. Aber welches war diese Kraft? Welches war der geschickte, vollständige, sogar gelehrte Beweger in einem Spiele, worin man nur durch tiefes Studium und lange Uebung eine mehr als alltägliche Fertigkeit erlangen kann?

Aller Augen waren auf Kampelen gerichtet. Vergebens bemühte man sich in seinen Blicken, seiner Haltung, seinen geringsten Bewegungen irgend eine Spur der Mittel zu entdecken, deren er sich bediente. Bald drehte er dem Spielpulte den Rücken, bald entfernte er sich mehrere Schritte von ihm, und ließ den Automaten drei oder vier Züge thun, bevor er sich ihm wieder näherte. Der Pult selbst konnte auf Verlangen der Zuschauer, vermittelst seiner Rollen, hin und her geschoben werden, woraus sich ergab, daß jede Verbindung mit dem Fußboden, oder mit einem benachbarten Zimmer, durchaus unmöglich war.

Die Untersuchung, welche man gleich anfänglich mit der Maschine vorgenommen, entfernte die Voraussetzung, daß ein Kind oder ein Zwerg darin verborgen seyn könne. Wie auch hätte ein in dem auf allen Seiten dicht verschlossenen und zusammengefugten Pulte befindliches Individuum, das Spiel eines auf der obern Seite angebrachten Schachbrettes sehen und leiten können?

Das Geheimniß blieb also lange undurchdringlich. Herr desselben, besuchte Kampelen mit seinem Automaten die vorzüglichsten Städte Deutschlands, Großbritanniens und Frankreichs. Ueberall mit außerordentlicher Neugier aufgenommen, erregte seine Maschine im höchsten Grade Erstaunen und Bewunderung. Zwar erbleichte sein Stern ein wenig vor den berühmten Schachspielern des Regentschafts-Kaffeehauses in Paris; doch konnte er ohne Schande eingestehen, daß Philidor und Légal ihn besiegt, ohne seinem Rufe dadurch besonders zu schaden.

Zurückgekehrt nach Berlin, warf der Automat allen ausgezeichneten Schachspielern am Hofe Friedrichs des Großen den Handschuh hin, und hatte sogar die Ehre sich mit diesem Monarchen zu messen, der ein großer Liebhaber des Schachspiels war. In einem Augenblicke der Begeisterung kaufte der König die Maschine und ihr Geheimniß. Eine sehr umständliche Unterweisung enthüllte vor seinen Blicken alle Mittel und Wege dieser unschuldigen Zauberei. Der geistreiche Fürst begnügte sich, sie zu belachen, und der auseinander genommene Automat wurde in eine Rumpel-Kammer des königlichen Schlosses geworfen, wo er unter anderm Geräthe und Staub dreißig Jahre vergessen blieb.

Erst der Gegenwart Napoleons in Berlin verdankte er gewissermaßen seine Wieder-Auferstehung. Er wurde der Vergessenheit entrissen, erlangte seinen ehemaligen Glanz wieder, und stolz, über den Sieger von Austerlitz triumphirt zu haben, begann er abermals seine Reisen. London und Paris sahen ihn mit neuem Vergnügen.

Gehen wir rasch über einige Jahre des abenteuerlichen Lebens unsers Helden hinweg. In Begleitung eines in Kampelens Schule gebildeten Erklärers, unterstützt von jener leitenden Macht, ohne die er nicht einen Schritt hätte thun können, spähete der Automat überall nach Gelegenheit sich auszuzeichnen, und verließ das Schlachtfeld nie, ohne wie Cäsar zu sagen: „Ich komme, sehe und siege.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Taubenbotschaft.

(Aus dem Französischen.)

Die unselige Spielwuth hatte bisher sich über Länder und Meere verbreitet; der ganze Erdball war ihr zur Beute geworden und nur die Luft war noch davon frei. Nun aber drang diese Leidenschaft selbst zu den Regionen des Aethers, und man spielt gegenwärtig im eigentlichen Sinne selbst in der Luft.

Es ist bereits bekannt, daß einige erfinderische Spekulanten, welche die Ankunft der zwischen London und Paris circulirenden, und für den Börsenhandel so wichtigen fremden Nachrichten, die dazu nöthigen 24 Stunden nicht abwarten können, den poetischen Tauben-Telegraphen schufen. —

Die Vögel Amathontens, die Venus an ihren Wagen einspannt, die Boten Junos, die so poetischen Holztauben Homers und Virgils wurden in Requisition gesetzt, um unter ihren Flügeln oder um ihren Hals herum die Ereignisse der Halbinsel zu überbringen. Diese ihren zärtlichen Gefährtinnen, und ihren Moos- und Laubnestern entrissenen Geschöpfe werden als Courszettel geschwärzt, und dann mit den Bülletins Cordovas, des Generals Harispe, und der Fremdenlegion bespickt; man umwickelt sie mit Decreten der Königin, und mit Proclamationen der Junten. Es sollen uns jetzt die Dichter von der „zärtlichen Liebe unzertrennlicher Tauben" noch sprechen! Es besteht keine Liebe mehr für die Tauben. Ein hoher Taubenschlag in Dover und ein zweiter in Calais: und dazwischen die Flugbahn. Fliegt ihr reizende Börsenzettel mit euren Schwingen und Fallschirmen: man wartet sehnsüchtig auf euch!

Vor Kurzem also wurde ein über den Nebel des Manchekanals von Dover nach Calais losgelassene Taube gleich jener der Arche von einem Speculanten der spanischen Rente erwartet. Er zehrte bei seinem Taubenschlage vor Ungeduld aus, und sah keine Taube daherfliegen.

Es vergehen zwei Stunden, und drei; die Nacht bricht ein; es kommt noch immer nichts an. Nun steigt der Speculant von dem Schlage herunter, den Schaden bitter überlegend, der ihn durch die Ankunft des Postkouriers treffen würde; denn in wenigen Stunden dürfte Jederman über die spanische Frage so viel wissen, als er, und dann müßte er ohne sonstige Vortheile spielen; solch' ein Wagen war nicht für ihn.

Unser Spekulant gieng nach Calais hinein. Als er an einem Gasthause vorbei ging, bemerkte er in einem Winkel einen Haufen Taubenfedern. Ein banges Vorgefühl bemächtigte sich seiner, er schritt eiligst auf den Wirth zu, und fragte ihn: „Woher haben sie diese Taube bekommen?"

— Aus der Luft, antwortete der Wirth.

— Aus der Luft? ... fährt der betroffene Speculant fort; sie fiel also bei ihnen nieder?

— Ja wohl!

— Es war eine englische Taube, nicht wahr?

— Ich konnte es aus ihrer Sprache nicht erkennen.

— Was hat sie unter ihren Flügeln gehabt?

— Eine vortreffliche Fette.

— Unglücklicher! ... eine Taube zu tödten! und was trug sie zwischen dem Schnabel?

— Nichts; aber heut oder morgen mag sie bei Tische einen Petersilienzweig dazwischen halten.

— Herzlos! .... eine Taube zu tödten! Aber diese Taube war 100.000 Franken werth.

— Sie wird sich auch in der Pfanne goldgelb rösten.

— Was fingen sie damit an, sprechen sie?

— Ich habe sie einem nach Rouen abgegangenen Schmuggler überlassen.

— Haben sie sie ausgeweidet?

— Nein.

— Gottlob! Schnell Pferde nach Rouen, Pferde her!

Der Speculant holte sechs Meilen von Calais den Schmuggler ein, und mit der zuvorkommendsten Artigkeit brachte er ihm den Kauf der Taube in Antrag.

— Sie kommen zu spät; ich gab sie einem Zollwächter, der zwei Meilen von hier in einem Walde wohnt.

— Eine Taube dahingeben! Nichts ist den Leuten mehr heilig!

— Der Speculant kehrte schnell um, und stieg ganz athemlos bei dem Hause des Zollwächters ab.

— Ihre Taube, mein Herr; haben sie vielleicht schon gegessen?

— Wäre sie etwa vergiftet, antwortete der Mann.

— Das eben nicht; aber sie müßte etwas im Magen haben.

— Eingeschmuggelte Waren etwa?

— Ich athme frei! Da haben sie hundert Louis'dor, geben sie mir die Taube.

Sie zu nehmen, aufzumachen und ihre Gedärme aufzureißen, war die Sache eines Augenblicks für den Speculanten. Jetzt zeigte sich ein Pergamentzettel. Der Speculant fiel vor Freude auf die Knie, denn er witterte schon einen Sieg des Generals Evans. Der Zettel enthielt die Worte: „Mein Correspondent von Calais wird ersucht, der Miß Klara Puff ungesäumt anzuzeigen, daß es sich mit meiner Migraine bessert."

Der Spekulant wurde ohnmächtig.

Ein neues merkwürdiges Beispiel menschlicher Selbstentzündung und Verbrennung.

Man hat schon öfters von plötzlicher Entzündbarkeit und Selbstverätzerung des menschlichen Körpers gehört, in Folge dessen bei mehreren Personen sich ein inneres Feuer entwickelt, welches ihnen entweder zum Munde herausgebrannt und sie in kurzer Zeit gänzlich verkohlt, oder das in kleinen blauen Flammen auf einzelnen ihrer Körpertheile sich gezeigt, und dieselben mehr oder weniger stark mitgenommen.

Ein neues Beispiel dieser schrecklichen Krankheit, hat sich ganz neuerdings in der durch ihren Wein berühmten Gemeinde Annay, im Bezirk Avallon (im französischen Yonne-Departement), bei einer vierundsiebenzigjährigen Frau ereignet. Diese Person, die übermäßigen Gebrauch gemacht von dem edlen Traubenblut ihres Landes, war allmählig dahin gelangt, nur noch in Weingeist zu 27 Grad einigen Genuß zu finden. Sie war übrigens sehr fett, und in allen ihren Bewegungen äusserst langsam.

Eines Abends, im Januar d. J. bei heiterm Himmel, trockner, milder Luft und herrlichem Mondschein, kehrte die Wittwe B., um ¼ nach 5 Uhr Abends, in ihre Wohnung zurück. Sie war allein und wie gewöhnlich betrunken. Es schlug am andern Morgen sieben Uhr, ohne daß ihre Thür sich öffnete, wie es sonst immer genau um diese Zeit zu geschehen pflegte.

Ihre Nachbarn, in der Voraussetzung einer ihr zugestoßenen Unpäßlichkeit, klopften an ihr Fenster, ohne Antwort zu erhalten. Das im Innern des Hauses herrschende absolute Schweigen, und ein daraus hervordringender ausserordentlicher Geruch, beunruhigten sie. Von dem Umstand unterrichtet, ließ der Maire die Thür erbrechen. Ein entsetzlicher Anblick bot sich nun den Eintretenden dar.

Nahe am Kamin gewahrte man einen Aschen-Haufen, neben dem sich ein Kopf, ein Hals, der obere Theil eines menschlichen Rumpfes und ein Arm befanden, alles durch die Wirkung des Feuers sehr entstellt und zum Theil unkenntlich gemacht. An der entgegengesetzten Seite des Aschen-Haufen bemerkte man den Unterleib und die Beine, wovon noch eins, vom Knie bis zu den Zehen, mit einem blendendweißen Strumpfe und einem Schuh bekleidet war.

Digitized by Google

Im ganzen Gemache sah man, ausser diesen halb verkohlten menschlichen Ueberresten, nicht die mindeste Spur einer Feuersbrunst, mit Ausnahme einer kleinen bläulichten Flamme, die ohne Hitze wie ohne Bewegung einen Streich Fett bedeckte, der durch die Verbrennung des Körpers erzeugt, und der Abschüssigkeit des Fuß-Bodens nachgeflossen zu seyn schien.

Alle Mühe, welche man sich gab, die nicht weiter um sich greifende, auf einen Punkt gebannte Flamme auszulöschen, war vergebens, weshalb man sie fortbrennen ließ. Jedenfalls lud der Maire die Anwesenden ein, sich zu entfernen, befahl, alles in demselben Zustande zu lassen, wie man es gefunden, verschloß das Haus, und benachrichtigte von dem Vorfall den königlichen Prokurator, der zwei Stunden nachher, begleitet von zwei Aerzten, sich an Ort und Stelle einfand.

Nächst den bereits angedeuteten Umständen, entdeckte man noch, daß die Haube, welche die Verbrannte Tags zuvor getragen, sorgsam in der Schublade eines kleinen neben dem Bette stehenden Kastens niedergelegt war, daß ihre Schürze über einem Stuhl hing, und daß sie ihr Bett aufgedeckt, um sich zur Ruhe zu begeben. Die größte Ordnung war im ganzen Zimmer herrschend.

Die Ueberreste der Verbrannten befanden sich quer vor dem Kamin, in der Entfernung von drei Fuß von zwei erloschenen, doch nahe bei einander liegenden Feuer-Bränden, deren sich beinahe berührende Enden verkohlt waren. Man vermuthet danach, die Unglückliche habe sich bemühet, das Feuer mit dem Munde anzublasen, weshalb sie sich gebückt und den Bränden zu nahe gekommen, die den aus ihrem Munde sie berührenden Weingeistdunst entflammt, und die Entzündung des ganzen Individuums bewerkstelligt haben.

Dieser Umstand würde zur Unterstützung der von Lair, Vicq d'Azyr und Dupuytren aufgestellten Behauptung dienen, „daß jede Entzündung des menschlichen Körpers von Aussen wirkende Ursachen veranlaßt werden kann, und daß die Gegenwart eines feuereigen Körpers unumgänglich nothwendig ist, um auf ein zur Entzündung geneigtes Individuum zu wirken."

Andere Gelehrte, wie Lecat, Koppe und Marc setzen im Gegentheil eine plötzliche innere Entzündung des menschlichen Körpers voraus, die allein durch innere Ursachen, ohne Theilnahme äusserer Einwirkungen, hervorgebracht wird.

Pot-Pourri.

Kuriosum.

Der Schauspieldirektor Moog gab in Trier am 11. Februar 1811 ein von ihm verfaßtes Trauerspiel: „Rictius Varus, oder die Trierischen Märtyrer", in fünf Aufzügen, und ließ folgende Einladung an das Publikum auf die Zettel drucken: „Hohes und verehrungswürdiges Publikum! Die für mich schmeichelhafte Aufnahme dieses Produkts, welches ein übereiltes Machwerk von einigen Tagen ist (weil leider mein bisheriges Geschick mir keine längere Zeit gestattete, um etwas Vollständiges liefern zu können), berechtigt mich, Ihnen meinen innigsten Dank abzustatten. Ich bin so bescheiden, daß ich die wenige Sensation, welche dieses Stück bei der Aufführung erregte, nicht mir zuzuschreiben, sondern dem edlen Stoff, welchen mir die merkwürdige Begebenheit darbot; allein, daß es einigen Werth hat, überzeugt mich die Zufriedenheit der hiesigen bewährten Kenner. — Freilich hätte ich (als Theaterstück betrachtet) ein gelinderes Ende gewünscht; — es fällt meines Erachtens aus dem Tragischen ins Gräßliche. Die armen, armen Menschen! mich schaudert bei der Mordscene; aber ich sehe bei der Natur des Sujets kein mögliches Ende, welches nicht die Empfindung beleidigt. — Mit der Versicherung, daß wir alle Kräfte aufbieten werden uns Ihre vollkommene Zufriedenheit zuzuziehen, habe ich die Ehre, Sie ergebenst einzuladen. Dero Verb. Moog." — Der „Rictius Varus" selbst, mit dem alle Empfindung beleidigenden Salusse ist leider nur den glücklichen Trierianern und ihren damaligen französischen Besuchern bekannt geworden!

Alte Polizei-Taxen.

— Unter Ludwig X., König von Frankreich, bestanden im Jahre 1314 folgende, von der Zuchtpolizei angesetzte Geldbußen für Beschädigungen an Leib und Leben:

	Francs.	Sou.
Für einen Faustschlag	—	1
Für einen Steinwurf	—	5
Wer Einen mit einer Hand an die Gurgel gefaßt hatte	—	5
Desgleichen mit beiden Händen	—	14
Wer einem Andern ins Gesicht gespieen	—	6
Ein Schlag auf die Nase ohne Blut	—	5
Desgleichen mit Blut	—	10
Ein Fußtritt	—	10
Ein Degenhieb ohne Blut	—	10
Desgleichen mit Blut	—	15
Eine blutige Wunde oberhalb der Zähne	—	36
Desgleichen unterhalb derselben	—	52
Für gebrochene Arme und Beine	7	4
Für jeden ausgeschlagenen Zahn	7	4

Heut zu Tage sind derlei Vergnügungen etwas kostspieliger.

Ein humoristisches Briefchen.

Im Jahre 1803 war ein neuconcessionirter Schauspieldirektor, Namens Kniep, im Begriff, eine neue Schauspielergesellschaft für Breslau zusammenzubringen und hatte zur Erreichung dieses Zweckes durch deutsche Zeitungen eine Aufforderung an engagementslustige Bühnenkünstler erlassen. Unter den darauf zahlreich eingegangenen Briefen befand sich auch nachstehendes, von einem zu seiner Zeit nicht unrühmlich bekannten Heldenspieler, Namens Schmieder, verfertigtes Schreiben:

Servus! Herr Director,
Regisseur, Inspektor,
Oder was Er ist,
Ließ da in die Zeitung
Drucken eine Deutung
Jedem, dem's gelüst't,
Sich zu engagiren,
Soll sich addressiren,
Geradezu an Kniep;
Trifft Ihn nun der Bettel,
(Ich meyn' diesen Zettel)
Ei so ist's mir lieb.
Bei uns ließ sich reizen
Satan, unter'm Weizen
Unkraut auszusä'n,
Und Thaliens Priester
Packen die Tornister,
Müssen weiter geh'n.
Unter diesen Sündern
Bin mit Frau und Kindern
Leider denn ich auch.
Fehlt's an meinen Künsten,
Stehe ich zu Diensten,
Ganz mit Kopf und Bauch.
Die Woch' zwanzig Gulden,
Wenn ich frei von Schulden
Seyn soll, gibt Er mir.
Kann Er die nicht missen,
Thu' Er mir's zu wissen,
Dann so bleib' ich hier.
Hier Kar'lin zur Reise
Ist nach alter Weise
Billig und gerecht.
Ist Ihm das nun sinnig,
Gut, mein Herr, so bin ich
Sein ergeb'ner Knecht,

Schmieder,
Schauspieler der Koberwein'schen Gesellschaft.

Charade.

Das Erste eine Pflanze.
Das Zweite eine Schanze,
Zum Kleiden dient das Ganze.

Auflösung des Palindrom's in No. 32.:
Reue.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 34. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Ignaz Albert v. Riegg,
Bischof von Augsburg.

Unser hochwürdigster Bischof, Ignaz Albert v. Riegg, dessen Tod unzählige Herzen mit der tiefsten Betrübniß erfüllt, ward geboren in der Stadt Landsberg den 6. Juli 1767; seine bürgerlichen Eltern waren sehr gottesfürchtig, Er ward unter 20 Geschwistern erzogen. Nachdem er die Gymnasialklassen in München mit Auszeichnung vollendet, trat Er den 15. Oktober 1785 in das Kloster der regulirten Chorherren des heiligen Augustins zu Polling. Seine großen Talente erregten die Aufmerksamkeit seines Prälaten, des damaligen verdienstvollen Probstes Franz; seine besondere Vorliebe für Physik und Mathematik bewirkte, daß Ihm, schon bevor er Priester geworden, die Aufsicht über das physikalische Kabinet und das wohleingerichtete Observatorium des Stiftes anvertraut wurde. Am 29. September 1790 erhielt Er die Priesterweihe, widmete sich der Seelsorge, hatte von dem Kloster aus die Pfarrei Oberding zu versehen, und setzte dabei seine physikalischen und mathematischen Studien ununterbrochen fort. Den 6. November 1791 wurde Er nach München, und 1794 nach Neuburg an der Donau als Professor der Physik und Mathematik berufen; in Neuburg wurde Ihm in der Folge das Rektorat der Schulanstalt und die Direktion über das adelige Kollegium und über das Seminarium der Studierenden übertragen. Nach Auflösung der Klöster wurde Ihm den 1. Juni 1803 die Pfarrei Allersberg verliehen, mit dem Auftrage, sie durch einen Vikar versehen zu lassen, und noch ferner an seiner Stelle in Neuburg zu verbleiben. Den 25. Okt. dess. Js. ward Er zum Ober-Schul- und Studien-Kommissär der Provinz Neuburg mit dem Range eines wirklichen Kollegialraths ernannt. Am 6. December 1804 erhielt Er die Stadtpfarrei Monheim, ebenso mit dem Auftrage sie vikariren zu lassen; den 6. September 1805 bekam er bei der königlichen Landesdirektion zu Neuburg das Referat in Schulsachen. Den 30. August 1806 bezog Er, nachdem Er zum Beweise allerhöchster Zufriedenheit mit seiner bisherigen Geschäftsführung mit dem Charakter eines wirklichen königl. geistlichen Rathes beehrt worden, seine Pfarrei Monheim, und widmete sich ganz der Verwaltung seines Pfarramtes. Aber auch hier wurden Ihm, zufolge des großen, auf Ihn gesetzten Zutrauens, die wichtigsten Geschäfte übertragen, als zum Beispiele die Untersuchungskommission der geistlichen Angelegenheiten in Vorarlberg; auch wurde Er zum geistlichen Kommissariate des Iller-Kreises berufen. Im Jahr 1817 ward Er von der Pfarrei Monheim auf die erledigte Pfarrei an der Hauptkirche zu München befördert, und bei Errichtung des Erzbisthumes München-Freysing im Jahe 1821 zum Domkapitular desselben ernannt. Als Dompfarrer erwarb Er sich durch hohe Einsicht, weisen Berufseifer, und seinen in jeder Hinsicht ausgezeichneten verehrungs- und liebenswürdigen Charakter die Achtung der Großen, ganz vorzüglich aber das Wohlgefallen und die Gnade Sr. Majestät des höchstseligen Königs Maximilian Joseph. Sein würdiges, geistreiches Benehmen als Seelsorger, seine Gabe zu trösten gewann Ihm zu München am Sterbebette des Herzoges von Leuchtenberg, ehemaligen Viceköniges von Italien, das Zutrauen der königlichen Familie.

König Maximilian ernannte Ihn zum Bischof von Augsburg, zum Reichsrath und zum Kommandeur des Civilverdienst-Ordens der bayerischen Krone. Den 11. Juli 1824 zu München konsecrirt, und den 18. Juli desselben Jahres als Bischof in Augsburg feierlich eingeführt, begann Er die Führung seines hohen Hirtenamtes mit zweckmäßiger Einrichtung des Clerikalseminars zu Dillingen, überzeugt, daß die religiöse und sittliche Bildung des Volkes vorzüglich von der Bildung würdiger Geistlichen abhänge. Den sprechendsten Beweis von seiner oberhirtlichen Thätigkeit gab Er, indem er die Visitation des ganzen, weitausgedehnten Bisthumes in Person unternahm und vollendete. Es ist von einer Gränze des großen Bisthumes zur andern kein abgelegenes Walddorf, das Er nicht selbst besucht hat. Er wollte sich eine anschauende, lebendige Kenntniß seiner Diözese verschaffen. Ueberall, wo Er hinkam, brachte Er dem christlichen Volke Trost und Freude, und heilige Begeisterung für die Religion. Mit wahrhaft väterlicher Milde stand Er in Mitte der Kinder, und prüfte sie in dem Religionsunterrichte; mit der Würde eines katholischen Bischofes und mit apostolischem Eifer ermahnte Er Kinder und Eltern, die heranwachsende Jugend und das greise Alter, die geistlichen und weltlichen Vorsteher zur wahren, thätigen Liebe Gottes und der Menschen, zum Gehorsam gegen die Kirche, zur treuen Anhänglichkeit an den König.

Zufolge der Bemerkungen, die Er bei dieser Visitationsreise machte, erließ Er weiß Verordnungen, die Seelsorge, die Pastoral-Konferenzen, die Kirchenzucht u. s. w. betreffend. Am Ende der Visitation wiederholte Er in einem ausführlichen Hirtenbriefe an alle Gläubige des Bisthumes die Lehren und Ermahnungen, die Er denselben mündlich vorgetragen, welcher Hirtenbrief, nunmehr als ein theures Andenken an den verblichnen Oberhirten billig in jedem christlichen Hause des Bisthumes aufbewahrt werden sollte. — Daß Ignaz Albert ein Mann von seltenen Geistesgaben, hohen Einsichten, edlen Gesinnungen und Zuverläßigkeit des Charakters seyn mußte, ersehen wir auch daraus, daß Er die Hochachtung der ausgezeichnetsten Männer, und hoher und höchster Staatsbeamten genoß, daß, so wie der höchstselige König Maximilian, auch unser gegenwärtiger, allverehrter glorreich regierender König Ludwig, Verdienste so sicher beurtheilend, Ihn im hohen Grade Allerhöchstseines Zutrauens würdigte; daß der verewigte Kaiser Franz und Allerhöchstdessen Thronfolger Ferdinand Ihn hochachteten; daß der heilige Vater, der Papst, in mehren huldvollsten Schreiben seine hohen Verdienste, unter Anderm vorzüglich seine Vorsorge für den christlichen Unterricht anerkannte. — Welches tiefe Gefühl der Religion Er in seinem Innersten bewahrte, zeigte sich auf seinem Sterbebette im schönsten Lichte. Mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug Er die heftigsten Schmerzen ohne Klage;

Digitized by Google

mit glühender Andacht empfieng Er feyerlich die heiligen Sakramente der Sterbenden, und seine Anrede an die anwesenden hohen Mitglieder der Regierung und die Geistlichkeit, mit noch kräftiger Stimme vorgetragen, ergriff alle Herzen und wohl kein Auge blieb trocken; noch kurz vor seinem Hinscheiden ertheilte Er allen seinen Haus-Genossen und Bisthumsangehörigen den bischöflichen Segen; mit Ruhe und ohne Furcht sah Er im Vertrauen auf den göttlichen Erlöser seinem Tode entgegen. Nur die Religion konnte Ihm eine solche Geisteesstärke, eine solche Seelengröße geben. Er ruhe im Frieden! (A. P. Z.)

Krönungsgebräuche in Böhmen.

Zweiter Artikel.

Böheim nenn' ich der milden Thäter Schoos,
Von goldgeherzter Berge Kranz umfriedet;
Ich nenne Böheim, wo auf Aehrenwogen
Im goldnen Scheffel schwimmt der Siwa Segen;
Der europäischen Jungfrau Brustgeschmeid,
Das Schmuckkästlein zu ihrem Ehrenkleid,
Voll Perlen, Edelsteinen und Granaten
Den reichen Schatz voll alter Götter Gnaden.

Der zweite Luxemburger in Böhmen, König Karl, bestimmte zu seinem Krönungstag den Sonntag vor Mariä Geburt im Jahr 1347. Prag war inzwischen (1343) ein Erzbisthum geworden, und nicht mehr bedurfte man des Mainzer Kirchenfürsten. Der Erzbischof holte den König frühzeitig aus seinem Gemache ab, wo er, schon angekleidet, auf prachtvollem Ruhebette lag. Die Geistlichkeit zog voran, mit sammt den Krondeamten, welche die Reichsinsignien trugen. Die Geschichte nennt Jost von Rosenberg, den Landeskämmerer, Andreas von Duba, den Landesrichter, Heinrich von Lipa, den Landesmarschall, Heinrich von Waldstein, den Lehnrichter, und Barka von Duba, den Burggrafen. Das Krönungsceremoniel geben wir unten bei König Ferdinand II. an; es war 1347 mit wenigen Abweichungen genau so wie 1617. Karl hielt so viel auf die feierliche Einsegnung auch des designirten Königs, daß er seinen Sohn Wenzel schon in den Kinderjahren krönen ließ. Die Reichsinsignien wurden zu jener Zeit auf dem Schlosse Karlstein als ein Palladium des Reichs aufbewahrt. Jetzt sind sie in der St. Wenzelskapelle, in einem festen Behältniß, unter vielfachem Verschlusse. Der bei Uebernahme der Reichskleinodien auszustellende Revers besagt folgende Stücke: Krone, Scepter, Reichsapfel, Königsmantel, Kronhaube, Gürtel, Stola. Lange waren diese Insignien, weil in Böhmen gefahrvolle Kriege ausgefochten wurden, zu Wien in der Schatzkammer bewahrt. Leopold II. folgte sie aus, dem Wunsche der Stände zu genügen Zur Abholung ward eine eigene Deputation von Clerus, Adel und Ständen ernannt. Von der Kaiserburg bis zur Taborbrücke wurden die Reichsinsignien in einem sechsspännigen Hofwagen feierlich eskortirt; fünf Tage dauerde der Zug; am 9. August 1791 langten die Kleinodien in Prag an; die Krone wurde damals dem Volke bis zu eindrechender Dämmerung zur Schau ausgestellt. — Wir kommen auf die Luxemburger zurück und geben, von ihnen Abschied nehmend, eine kurze Charakteristik. Heinrich VII. leuchtete als ein Kaiser vollendeter Kraft und Weisheit seinem Jahrhundert voran; aus Johann, dem Böhmenkönig, war Standhaftigkeit und Biedersinn des Vaters schon entwicken; sein kühner Rittergeist warf mehr blendende, als einer Krone würdige Strahlen; Karl besaß alle andere Tugenden eher, als die kriegerischen seines Erzeugers; in Karl's Söhnen ward wiederum grade am meisten die sparsame Wirthlichkeit des Vaters vermißt; Wenzel entehrte sich überdem durch niedrige Gesinnungen und Leidenschaften; kaum, daß Siegmund's löbliche Eigenschaften und einnehmende Persönlichkeit hinreichten, den verdunkelten Glanz der Krone aufzufrischen und das Haus Luxemburg mit gutem Leumund zu schließen. — Habsburg-Oesterreich hat bis auf Maria Theresia dem Lande Böheim elf Könige gegeben: Albrecht, Ladislaus, Ferdinand I., Maximilian, Rudolf, Mathias, Ferdinand II., Ferdinand III., Leopold, Joseph, Carl. Der Winterkönig Friedrich von der Pfalz zählt nicht. Ferdinand II., zur Krone berufen, als sich schon die Wolken zusammenzogen, die mit dreißigjährigem Sturme schwanger gingen, wurde bei Lebzeiten seines kinderlosen Vorfahren Mathias, der die Thronfolge ins Reine bringen und seinem Vetter von Steyermark zuweisen wollte, auf einem im Juni 1617 in Prag versammelten Landtage den böhmischen Ständen zum Könige vorgeschlagen. Die Stände nahmen ihn an; er wurde am 9. Juni ausgerufen und am 29. gekrönt, nachdem er vorher feierlich versprochen hatte, daß er die Rechte und Freiheiten der böhmischen Nation in vollem Umfange bestätigen, auch so lange der Kaiser (Mathias) lebe, der Regierung des Königreichs sich nicht anmassen wolle. Nicht ganz ein Jahr nach dieser Wahl und Krönung, am 23. Mai 1618, geschah es, daß aus dem Schloßfenster zu Prag das Signal gegeben wurde zu der Kriegsflamme, die bald ganz Deutschland überfluthete. Um so anziehender dürfte, schon des Contrastes wegen, eine Schilderung der friedlichen Ceremonie seyn, die dem tüchtigen Ferdinand eine Krone verlieh, in deren Behauptung ihm das Leben unruhevoll hinfloß.

Nachdem auf das Postulat des Kaisers und Königs Mathias die Stände den zum Thronfolger vorgeschlagenen Erzherzog Ferdinand im Namen der heiligen Dreifaltigkeit angenommen hatten und der 29. Juni als Krönungstag bestimmt war, wurden in der Domkirche zu Prag stufenweis aufsteigende Schaugerüste und Galerien errichtet, um der möglichstgrößten Anzahl von hohen Standespersonen und vornehmen Fremden den Anblick einer bedeutungsvollen Feierlichkeit zu gewähren. Am 29. Juni bei anbrechendem Tage rückte die Bürgerschaft in vier Abtheilungen mit ihren Fahnen aus nach der Burg, wo sie sich auf den Schloßplätzen aufstellte. Die Kleinseitner nahmen den Platz vor dem Kirchthore ein, aus welchem der gekrönte König sich in feierlichem Zuge dem Volke zeigt. Gegen 7 Uhr langte der erwählte König, unter dem Vortritte der obersten Würdeträger, in der Domkirche an. Der Zug bewegte sich auf ausgebreitetem Tuche von weißer und rother Farbe gegen die St. Wenzelskapelle. König Ferdinand trug ein Gewand von Silberbrokat. Während er mit dem Mantel umkleidet wurde, begab sich der Fürst-Erzbischof von Prag, von vielen Bischöfen und Prälaten begleitet, aus der Sakristei und stellte sich, der Kapelle gegenüber, unter dem Chor auf. Als nun der König, im Krönungsmantel, unter Vortragung der Krone, des Zepters und des Reichsapfels, aus der Kapelle trat, ging der Erzbischof auf ihn zu und sprach den Segen, worauf sich der ganze Zug unter Trompeten- und Paukenschall dem Hochaltar näherte. Voraus ging die Clerisei; dann Berka von Duba mit einem versilberten, Gottlieb Berka mit einem vergoldeten Laib Brod; hierauf zwei Wartenberge mit einem versilberten und einem vergoldeten Fäßchen Wein; es folgten der Oberstlandschreiber Johann von Klenau mit dem Scepter, der Oberstlandrichter Georg von Tallenberg mit dem Reichsapfel, der Oberstburggraf Adam von Sternberg mit der Krone; — zuletzt, unmittelbar vor dem Könige, der Obersterbmarschall Berthold von Lipa mit dem entblößten Schwerte des heil. Wenceslaus († 936), der zuerst unter Böhmens christlichen Herzogen den Königstitel führte. Nach dem Oberstmarschall schritt der König, von zwei Bischöfen geführt, im gestickten Mantel, das Haupt unbedeckt, dem Hochaltar zu. Der Erzbischof sprach, während der König kniete, zwei Gebete — das Heil des Volkes, die Unverletzbarkeit des Herschers, vor Gott bezeugend. Hierauf wurde der König von den zwei Bischöfen zur Krönung vorgestellt. Es folgte die Absingung der Litanei mit besonderer Betonung der Worte: Ut famulum tuum Ferdinandum benedicere dig-

Digitized by Google

neris! — Du mögest deinen Diener Ferdinand zu segnen würdigen! — Nach dieser Ceremonie (vor welcher die Kroninsignien, jedoch ohne das Schwert, auf dem Altar niedergelegt wurden;) begann die solenne Messe. Hierauf trat Ferdinand abermals zum Altar, kniete nieder und schwur den in der Landesordnung vorgeschriebenen Königseid. Nun ward die Salbung vorgenommen, mit geweihtem Oele, zuerst auf dem rechten Arme, dann auf der Brust, dann auf dem Nacken. Dazu wurden Gebete gesprochen, besagend, wie die Krone kein leichtes Joch sey und der König eines starken von oben beschützten Armes bedürfe. Auf die Salbung folgte die Schwertumgürtung; Ring, Scepter, Reichsapfel wurden sodann dem König von dem Erzbischof unter Segnungen behändigt, worauf der Oberstburggraf, in die Mitte tretend, die Frage stellte: ob die böhmischen Stände ihrem gewählten König treu und gehorsam seyn wollten? — Auf allgemeine Zustimmung nahm sofort der Erzbischof die Krone vom Altare, segnete sie, und setzte sie dem König auf. Den mit allen Insignien erlauchter Würde geschmückten Fürsten begleitete der Erzbischof zum Throne, auf welchem sitzend der König die Huldigung der Stände empfing. Vom Eintritt in die Kirche bis zum Moment der Krönung waren zwei Stunden hingegangen. Mit einem Tedeum unter dem Geläute aller Glocken wurde die Feierlichkeit beschlossen.

Leben, Thaten und Abenteuer des schachspielenden Automaten.

(Schluß.)

Von kolossalem Rufe vorangegangen, traf der Automat endlich in München ein. Auch hier erneuerte sich das Erstaunen und die Ueberraschung, welche sein Spiel überall erregt. Dießmal selbst war der von ihm erregte Eindruck so groß, daß der ehemalige Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnais, dem Verlangen nicht widerstehen konnte, Besitzer eines solchen Meisterstücks zu werden, und sich eingeweiht zu sehen in die geheime Wissenschaft, die ein so großes Wunder erzeugte. Seinem Wunsche wurde entsprochen gegen eine Summe von 14,000 fl., die er für seine Einweihung und die Ueberlassung des Automaten zu zahlen hatte.

Der Augenblick erschien, wo der geheimnißvolle Schleier gehoben werden, wo er das unsichtbare Genie, die überlegene Verstandeskraft kennen lernen sollte, die über dem Schachbrett des Automaten schwebte. Alle verrätherischen Blicke wurden sorgsam beseitigt; der Herzog von Leuchtenberg blieb allein mit dem Erklärer. Ohne weitere Umschweife öffnete dieser nun die beiden Thüren der Maschine.

Das Räderwerk im Innern war verschwunden. Ein Mensch, ein lebendiger Schachspieler befand sich an seinem Platze. Er saß auf einem sehr niedrigen, mit Rollen versehenen Gestell, und schien sich in ziemlich unangenehmer Lage zu befinden.

Man kann sich denken, wie groß bei seinem Anblick die Enttäuschung des Käufers war. Die Lösung des hauptsächlichsten Problems beschränkte sich auf eine bloße Taschenspielerei. Die Hebel, die Walze und die zackigen Räder waren nichts als Galanterie-Arbeit von Pappe, die man mit Leichtigkeit wegnehmen und bei Seite stellen konnte.

Während der Erklärer den innern Mechanismus der Maschine oberflächlich sehen ließ, und die Thüren eine nach der andern geöffnet wurden, konnte der Spieler, der im Voraus im Innern Platz genommen, sich in den untern Theil des Automaten zurückziehen, indem er sich zusammenkauerte und die Gebeine kreuzte, wobei er durch die verschlossen bleibende Thür verborgen war. Kurze Uebung war hinlänglich, an alle diese Bewegungen ihn zu gewöhnen.

Uebrigens hatte er in seinem engen Gefängnisse ziemlich viel Beschäftigung. Er mußte die Kurbe drehen, um des Automaten Arm zu lenken, sodann die elastische Feder spielen lassen, welche seine Finger leitete, und den Strick anziehen, der mit dem Blasebalg, durch den die Silbe Schet hervorgebracht wurde, in Verbindung stand.

Der innere Spieler hatte in seinem engen Raume ein brennendes Licht, um die Bewegungen des Repositors zu erkennen, den er vor Augen hatte, und der aus einem Reise-Schachbrett bestand, worauf alle Felder numeriet waren. Ein anderes, ebenfalls mit Zahlen versehenes Schachbrett, befand sich als Decke über seinem Kopfe, und bildete den Boden dessen, worauf der Automat spielte. Die an ihrem untern Theilen stark mit Magnet bestreichenen Figuren, setzten durch ihre anziehende Kraft kleine Schwengel in Bewegung, die auf jedem Felde dieser Rückseite angebracht waren.

Der im Innern der Maschine befindliche Spieler, aufmerksam auf die Erhebung oder Senkung dieser Schwengel, erkannte sehr genau jeden von seinem Gegner gemachten Zug, den er sogleich auf seinem Schachbrette wiederholte, wonach er den seinigen machte, und von dem Automaten ihn nachahmen ließ.

Das sinnreiche Mittel, wodurch eine unfehlbare Beziehung zwischen dem Innern und dem Aeussern der Maschine bewerkstelligt wurde, nahm allein des Herzogs Aufmerksamkeit in Anspruch. Vielleicht sagte er sich selbst, daß man eine solche Kenntniß ein wenig zu hoch in Rechnung gestellt. Wie dem auch sey, äusserte er weder Zufriedenheit noch Mißstimmung darüber, und begnügte sich einige Zeit, in Gegenwart vertrauter Freunde, die Rolle des Erklärers zu spielen. Um jedoch seine Erwerbung länger benutzen zu können, hätte er eines geschickten Spielers bedurft, der sich immer hätte in seiner Nähe befinden müssen, was nur zu bald Jedermann die Augen geöffnet, und die Lösung des Räthsels dargeboten haben würde.

Der Herzog sah sich also genöthigt, entweder den bisherigen innern Spieler des Automaten bei sich zu behalten, oder den letzten, wie Friedrich der Große, in die Rumpelkammer werfen zu lassen. Er war unentschlossen, welche Partei er ergreifen sollte, als der bisherige Eigenthümer des Automaten ihm den Vorschlag machte, gegen pünktliche Zahlung der Zinsen der von dem Herzog ihm für das Geheimniß entrichteten Summe, sein Mündel ihm zu überlassen, um durch desselben Talente nach wie vor das Erstaunen der Zuschauer zu erregen.

Der Vorschlag wurde angenommen, und der Mechaniker begann abermals einen Flug durch Europa. In Frankreich und England wurde der schachspielende Automat als ein alter Bekannter aufgenommen, dessen man sich kaum noch zu erinnern vermochte. Er erschien also verjüngt, und obgleich Niemand mehr an Hexereien glaubte, bewahrte er dennoch das Vorrecht, die Augen zu blenden, was in alltäglicher Sprache heißen will, daß er ein nicht geringes Erstaunen erregte durch das Spiel seines Mechanismus, und durch das seines geheimen Bewegers.

Die innere Leitung des Automaten war immer ausgezeichneten Spielern anvertraut. B....t zu Paris, und Lwz in London, verschafften ihm ohne Mühe den Sieg über alle sich stellenden Gegner. Um jedoch andere bedeutende Städte Großbritanniens und Hollands besuchen zu können, bedurfte der Erklärer des Beistandes eines Reise-Gefährten, dessen Ueberlegenheit im Schachspiel den Erfolg des Automaten wie seinen Ruf zu sichern im Stande seyn könne. Er wendete sich zu diesem Zwecke an einen gewissen M...t, der überdem noch ein sehr liebenswürdiger und heiterer Mann war, und der unter dem Versprechen, die Hälfte aller Einnahmen zu beziehen, sich bereit zeigte, ihn zu begleiten.

Anfänglich ging alles nach Wunsch und zu beiderseitiger Befriedigung. Ueberall wo die Reisenden verweilten, eilten Schachspieler und Neugierige in Menge herbei, um Zeugen des seltenen Kampfes zwischen einem überlegenden Menschen und einer leblosen Maschine zu seyn. Der Automat bot ohne Unterschied jedem

Digitized by Google

Gegner die Spitze, und gab mehreren sogar einige Figuren und Züge vor. Demungeachtet blieb er immer obsiegend, und erlitt auf seiner langen Laufbahn nicht eine einzige Niederlage.

Die Spekulation gedieh, und die vollkommenste Uebereinstimmung herrschte lange zwischen den beiden Gefährten, deren Rechnungen auf jeder Station mit großer Genauigkeit geordnet wurden. Allmählig behauptete der Mechaniker jedoch, größere Ausgaben zu haben, als sein Bundesgenoß und bemühte sich, unter mancherlei Vorwand ihn zu übervortheilen. Der solchergestalt in Anrechnung gebrachte Rückhalt belief sich bereits auf 700 fl., als M...t eine günstige Gelegenheit fand, die ehemalige Gleichheit wieder herzustellen, und die ihm vorenthaltene Summe sich zu verschaffen.

Der Automat befand sich damals grade in Amsterdam. Der König der Niederlande hatte für sich und seinen Hof eine besondere Sitzung verlangt, wofür er eine Summe von 1500 fl. bezahlte. Der Mechaniker eilte sogleich zu seinem Genossen, um die angenehme Neuigkeit ihm zu hinterbringen. Beide frühstückten mit der heitersten Laune, und besonders schien M...t sich ein großes Vergnügen daraus zu machen, unsichtbar mit einem gekrönten Haupte spielen zu können.

Der Erklärer traf nun die erforderlichen Vorbereitungen, um der Sitzung allen möglichen Glanz zu verleihen. Sie sollte um halb ein Uhr Nachmittags beginnen. Es schlug 12 Uhr, und der Spieler, welcher sich im Innern der Maschine zu verbergen hatte, war noch nicht gekommen. Ungeduldig über solche Verspätung, erkundigte sich der Mechaniker nach derselben Ursach. Zu seinem größten Erstaunen fand er den andern im Bette liegend und mit den Zähnen zusammenschlagend.

„Was soll das bedeuten?" fragte er. „Was fehlt Ihnen, um des Himmels Willen?"

— Sie sehen, ich habe das Fieber.

„Unmöglich. Vor zwei Stunden befanden Sie sich noch vollkommen wohl...."

— Wie gesagt, ich habe das Fieber. Es hat mich plötzlich überfallen.

„Was sollen wir nun anfangen? Der König und der Hof werden bald erscheinen."

— So hinterbringen Sie Sr. Majestät, der Automat sey vom Fieber befallen worden.

„Es ist jetzt nicht Zeit zu spaßen. Wir müssen einen Entschluß fassen."

— Der meinige ist längst gefaßt.

„Ich bitte Sie um des Himmels Willen, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung."

— Ich bitte sie um des Himmels Willen, bleiben Sie den Worten der zwischen uns getroffenen Uebereinkunft getreu.

„Wenn Sie es durchaus verlangen, will ich sogleich einen Arzt holen."

— Geben Sie sich die Mühe nicht. Er würde mein Uebel doch nicht heben können.

„So sprechen Sie, gibt es denn kein Mittel, Ihr Fieber zu vertreiben."

— Ich habe es Ihnen bereits angedeutet.

„Wiederholen Sie es."

— Es besteht darin, daß Sie den Worten der zwischen uns getroffenen Uebereinkunft getreu bleiben, und mir die von Ihnen unrechtmäßigerweise zurückgehaltene Summe baar entrichten.

„Ich muß mich wohl in alle Ihre Launen fügen, und versprechе Ihnen, was sie verlangen."

— So zahlen Sie mir den Rückstand.

„Von Herzen gern. Auf wie hoch schlagen Sie ihn an?"

— Auf 700 fl.

„Etwas viel. Aber Sie sollen die Summe erhalten."

— Ich verlange sie sogleich.

„Gedulden Sie sich nur bis heute Abend."

— Nein, nein, ich kann nicht. Ich fühle schon, wie mein Fieber sich verdoppelt.

Als der Mechaniker sah, wie er mit Worten nichts ausrichten könne, eilte er schnell in sein Zimmer, und holte die geforderten 700 fl. Der andere zählte sie bedächtig, und erklärte sich vollkommen wiederhergestellt. Der Automat belebte sich unmittelbar nachher, und nie war sein Spiel glänzender gewesen, als nach diesem kurzen Fieber-Schauer.

Der König spielte mit ihm nicht unmittelbar, sondern durch seinen Kriegs-Minister, der die von dem Monarchen angerathenen Züge machte. Aller in Anwendung gebrachten Schachbrett-Strategie ungeachtet wurde die Verbündung auf's Haupt geschlagen, die Niederlage fiel jedoch allein dem verantwortlichen Minister zur Last.

Die Reisenden hatten jetzt beinahe alle bedeutenden Städte Europa's besucht, und bemerkten täglich mehr an ihren Beuteln die Verminderung der von den schachspielenden Automaten eingeflößten Theilnahme. Sie trennten sich deshalb als die besten Freunde, und der Mechaniker, der die bisher ihm so ergibig geflossene Hülfsquelle nicht gänzlich aufgeben wollte, beschloß einen Ausflug nach Amerika zu unternehmen.

Ein junger Mann, gebürtig aus Mühlhausen (im französ. Oberrhein-Departemente), und würdiger Zögling der Hauptspielers des Regentschafts-Kaffeehauses in Paris, wurde dießmal von ihm zum Vertrauten erkieset. Der Erklärer unterrichtete ihn in der Kunst, durch mancherlei Wendungen sich unsichtbar zu machen. Er empfahl ihm vorzüglich, nicht das mindeste Geräusch sich zu Schulden kommen zu lassen, damit man seine Gegenwart nicht ahne. Er beschloß seine Unterweisung mit den Worten:

„Selbst wenn Sie „Feuer" rufen hören, bleiben Sie unbeweglich. Sie können die Maschine von Innen nicht öffnen, und ich werde gewiß keinen Augenblick versäumen, Sie zu befreien."

Nachstehender Umstand war die Veranlassung, um deretwillen der Mechaniker seinen Vertrauten vor allem obige dringende Empfehlung angedeihen ließ. Auf seiner ersten Reise war er, erzählt man, in irgend einer deutschen Stadt eingetroffen, wo ein berühmter Schüler Pinettis und Philadelphias, mit andern Worten ein geschickter Taschen-Spieler, seine Vorstellungen gab, die von den Einwohnern bis zur Ankunft des Automaten immer zahlreich besucht worden. Nach derselben sah er sich jedoch gänzlich verlassen, und beschloß, entrüstet über diesen Umstand, sich zu rächen.

Die von ihm selbst in Anwendung gebrachten Mittel und Wege ließen ihn bald des Automaten Geheimniß errathen. Mit Hülfe einiger Individuen, die er für sich gewonnen, verursachte er mitten in einer Sitzung, als die Spieler am gespanntesten waren, einen so furchtbaren Feuerlärm, daß alle Anwesenden vermutheten, es brenne im Hause selbst.

Während sie erschrocken durch einander liefen, begann der Automat ebenfalls mit Heftigkeit sich zu bewegen, stürzte, nebst Spielpult und Schachbrett, zu Boden, und wälzte sich wie ein Rasender. Dieß Ereigniß erregte großes Aufsehen, doch behielt der Erklärer noch Geistes-Gegenwart genug, die Maschine hinter einen Vorhang zu rollen, wo er sie bald zur Ruhe brachte. Des Taschen-Spielers List wurde leicht entdeckt, und diente ihm zu nichts, während noch größerer Beifall als zuvor seinem Nebenbuhler zu Theil wurde. Der große Haufe will hintergangen seyn.

Der Automat verwendete mehrere Jahre zur Bereisung Nordamerika's. Er besuchte fast alle irgend ansehnlichen Städte der Vereinstaaten, Kanadas und Mexikos. Er übt jetzt sein Talent in Südamerika, wo er schon einige Male der Gefahr sich ausgesetzt gesehen, als Hexenmeister behandelt, folglich lebendig verbrannt zu werden.

Auflösung der Charade in Nro. 33: Leinwand.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
für
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 35. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Trauer-Gesang
der
Augsburgischen Diözese
am Grabe
ihres hochwürdigsten Bischofs
Ignaz Albert von Riegg,
im August 1836.

Aus des Domes Hallen weit umher
Laßt das Klaglied eurer Herzen schallen —
Unser treuer Führer ist nicht mehr,
Unsrer Hoffnung Krone ist gefallen.

Schmückt der Inful Flor mit einem Kranz,
Die der Weise trug auf dieser Erde,
Sie durchschimmert der Verdienste Glanz,
Die Er sich erwarb um Seine Herde.

Sie bedeckte einst ein würdig Haupt,
Dem entsproß die Frucht von geist'gen Saaten,
Hat Ihn Tod, und Grab auch uns geraubt,
Leben dennoch Seines Geistes Thaten.

Darum schlingt um Seinen Hirtenstab
Den verwaisten — Zweige von Cypressen,
Nie wird, Edler! Dich in Deinem Grab
Deines treuen Bisthums Dank vergessen.

Glich auch einem ew'gen Morgenroth
Stets die Schwungkraft Deines regen Strebens,
Mehr noch lehrte uns Dein frommer Tod,
Der entscheidet für den Werth des Lebens. — —

Nicht in Stolz gingst Du aus dieser Welt
Selbst Dich einen schwachen Sünder nennend,
Der vor Seinem Mittler sich gestellt
Sein Vertrau'n auf ihn allein bekennend.

Wie Du uns gelebt, so starbst Du auch
Treu der heil'gen Kunst, die im Gemüthe
Dir erweckte jenen geist'gen Hauch,
Der Dein inn'res Leben heiß durchglühte.

Doch wenn Seltnes uns Dein Geist gebar,
Ist uns werth auch Deines Herzens Güte,
Dessen höchstes Glück nur Wohlthun war,
Und das stets zu helfen sich bemühte.

Schön fiel uns Dein Tod in jene Zeit,
Als wir in den heil'gen Büchern lesen
Von des Reisenden Barmherzigkeit,
Der ein halb Erschlag'ner war gewesen. *)

Siegreich folgtest Du Maria nach
An dem Tage, wo Sie aufgefahren,
Wo so warm für Sie Dein Mund einst sprach **)
Unser Herz für Ihren Dienst zu wahren.

Darum hast Du auch bei Ihrem Sohn
Trauend dem Verdienste Seiner Wunden,
Der Barmherzigkeit verdienten Lohn
Sicher dort in Seinem Reich gefunden.

P. S.

*) Unser hochwürdigster Bischof starb gerade in der Woche nach dem 12ten Sonntage nach Pfingsten, an welchem die Kirche das schöne Evangelium von dem reisenden Samaritan bei Luk. am 10. K. 27 bis 37 V. verlesen läßt, in welchem unser göttlicher Erlöser uns die Tugend der christlichen Barmherzigkeit so sehr empfiehlt, die einen schönen Hauptzug in dem edlen Charakter des Hochseligen bildete.

**) Bald nach der Uebernahme Seines Bisthums hielt der hochselige Bischof vor 12 Jahren am 15. August, als am Festtage von Mariä Himmelfahrt Seinem spätern Sterbtage, Seine erste Predigt auf der hiesigen Domkanzel.

Aus dem Privatleben Christina's, Königin-Regentin von Spanien.

Als die Königin Christina nach Spanien kam, fand sie den Hof noch den alten Gebräuchen unterwürfig, während sie in Neapel ganz nach verschiedenen Grundsätzen erzogen worden war und unter Anderem fast mit Inbrunst an französischen Moden hieng. Die guten Castilianer waren nicht wenig betroffen, als sie ihre Königin sich auf französisch kleiden sahen mit Hut und Shawl, statt mit Schleier und Mantilla. Man trug es der jungen Königin nach, daß sie nicht das Beispiel der Prinzessin von Sachsen, der ersten Gemahlin Ferdinands, nachahmte. Da jedoch Christina liebenswürdig ist, und sich Freunde zu machen suchte, so vergab man ihr nach und nach ihre Schwächen und einige Damen ahmten sogar ihr gefährliches Beispiel nach, indem sie die französischen Moden annahmen, wenn gleich nicht, ohne sie ein wenig zu karrikiren.

Der Geschmack der Königin für französische Toilette machte sie mit einer Demoiselle Lemercier bekannt, welche in Madrid ein Mode-Magazin hielt und die später in der Eigenschaft einer Camarilla sich an die Königin anschloß. Sie ist aus dem südlichen Frankreich, noch jung, ziemlich hübsch, lebhaft und unternehmend, vor allen Dingen mit einem zu Intriguen geschickten Geiste begabt, wodurch die Königin sich öfters aus Verlegenheiten zog und Ferdinands Eifersucht beschwichtigte. Dafür besitzt diese Frau aber auch das volle Vertrauen ihrer Gebieterin

Digitized by Google

und selbst die Freundschaft des Sennor Munoz, der ihr viel verdankte, als Ferdinand VII. noch lebte; denn es war bei ihr, wo er zum erstenmale die Königin sah und den Grund zu seinem nachmaligen Glücke legte.

Doch hat diese Günstling der Eifersucht des Königs mehr zu verdanken, da sie ihn von einem Nebenbuhler befreite, der sich seiner Erhöhung gewiß in den Weg gestellt haben würde. Dieser Nebenbuhler war D. Luis d'O., ein junger Mann von ausgezeichneten Manieren und von der Königin sehr gern gesehen. Als Ferdinand eines Tages ihn aus seinem Fenster beobachtete, wie er im Garten von Aranjuez mit einer ein wenig zu eifrigen Galanterie der Königin eine Rose überreichte, so ließ er ihn an demselben Abend verhaften, und nach der Insel Cuba bringen, von wo er bei Lebenszeiten Ferdinands nicht zurückkehrte.

Der Sennor de Munoz und Demoiselle Lemercier handeln stets übereinstimmend; sie theilen sich in dem Einflusse auf Christina's Geist, die großmüthig, ohne verschwenderisch zu seyn, ihre Cameriста gut bedacht hat. Das Innere des Prado und der Granja ist nicht zugänglich. Ist man nicht Minister oder Gesandter, wird man schwerlich bis zu der Königin dringen, wenn man sich nicht der Mademoiselle Lemercier zu empfehlen weiß. Christina liebt mehr die Zurückgezogenheit als die Einsamkeit, mehr das petit Comité, als große Gesellschaften; auch ist daher ihr Umgang sehr beschränkt. Einige Hofdamen, die gern lachen, einige vornehme Herren von freieren Sitten, als sie am spanischen Hofe gebräuchlich sind, wie die Herzoge von Os . . . ., von S. F. und von R., dann einige Gardisten, gute Freunde von Munoz — dies ist der Kreis, der sich um die Königin gebildet hat.

Man sagt sogar, daß der Herzog von R. augenblicklich seinen Freund, den Sennor de Munoz, ersetzte, während die Herzogin ihrem Liebhaber, einem Herrn Cousin, durch die Gnade der Königin und die Unterstützung ihres Gemahls, zu Ehren und Vermögen verholfen haben soll. Man spricht übrigens nicht ehrbaulich von diesem kleinen Comité; es sollen hier oft Dinge vorfallen, welche die Feder nicht niederschreiben darf. Daher werden auch in la Granja die Diener nicht zum Dienste des Innern zugelassen, mit Ausnahme von zwei oder drei auserwählten Frauen, welche allein die drei oder vier gewöhnlichen Gäste bedienen müssen, da die Königin selten mehr als sechs Personen an ihrer Tafel sieht. Nur in außerordentlichen Fällen entschließt sich diese Prinzessin zu einem ceremoniellen Diner, woran jedoch auch nur zwölf bis sechszehn Individuen Theil nehmen.

Cordova, der mit Munoz sehr intim ist, war erst kürzlich zur Tafel gezogen worden, wo ihm die Königin einen prächtigen Solitair für die Dienste überreichte, die er ihr beim Sturze Mendizabals geleistet hatte. Dies war der zweite werthvolle Ring, den dieser Offizier von der Königin Huld erhalten hat, und beide zieren jetzt seine Finger.

Christina liebt gut zu essen, aber mehr noch gut zu trinken; Champagner unter den französischen Weinen und Val de Pena unter den spanischen sind die, welche sie vorzieht. Man servirt zu Mittag drei Gänge und speist um 1 Uhr. Die Küche ist französisch, sie liebt keine andere und hat Köche aus Bordeaux kommen lassen. Die Königin speist dreimal täglich und zwar jedesmal viel, besonders bei der Abendmahlzeit, die punkt zehn Uhr aufgetragen werden muß. Dieses, das lange Schlafen, so wie der Mangel an Bewegung, haben der Königin eine ungewöhnliche Wohlbeleibtheit zugezogen, obwohl sie erst 30 Jahre alt ist. Ihre Sieste währt zwei Stunden. Um vier Uhr fährt sie im geschlossenen Wagen aus; gewöhnlich ist Sennor Munoz bei ihr. Er hat der Königin schöne englische und arabische Pferde besorgt, und man sieht sie daher nicht mehr mit Mauleseln fahren. Ihre Zimmer in la Granja sind auf eigene Weise vertheilt. Ihr Schlafzimmer stößt an das des Sennor Munoz, aber jedes von ihnen kann sich in dem seinigen verschließen, wenn es dieses für schicklich hält. Auch hat jedes Zimmer zwei Ausgänge. Der Sennor de Munoz hat wohl begriffen, daß er, um einen weiblichen Charakter wie Christina für immer zu beherrschen, sich entschließen müsse, Potemkins Plan bei Catharina II. zu befolgen, d. h. vorübergehende kleine Launen zu gestatten oder zu unterstützen, um den Kampf mit dauerhaften Leidenschaften und gefährlichen Rivalitäten zu vermeiden. Bis jetzt hatte der Gemahl der Königin sich nur über diese Maßregel Glück zu wünschen.

Räuber und Redner in Spanien.

Spanien ist dasjenige Land von Europa, in welchem sich Sitten, Gebräuche und Institutionen am längsten erhalten haben. Umwälzungen und lange Kriege haben nur in wenigen Fällen zu Besserungen geführt, und selbst die Macht der Napoleonischen Heere, welche sich in den Abruzzen Ansehen zu verschaffen und die italienischen Staaten von dem Raubgesindel zu befreien wußten, vermochte in Spanien den seit undenklicher Zeit fest organisirten Heillosigkeiten keinen Damm entgegen zu setzen. In den Clevillente-Bergen ist eine Räuberbande seit Jahrhunderten organisirt. Ihre Führer folgen sich in der Herrschaft auf eine legitime Weise, und nehmen wie souveraine Fürsten Zahlen zur Unterscheidung an. Jayme IV. regierte so im Jahre 1823. Er pflegte manch' lustiges Stückchen aus seinem Leben mit jenen reizenden Beigaben zu erzählen, mit denen die Mauren die Mittheilungen aus ihrem Leben ausschmückten. Wenn die Bande nicht auf Beute ausgeht, lagert sie sich überhaupt gewöhnlich um den Führer, und lauscht den Erzählungen, die er von seinen und seiner Väter Thaten und Erlebnissen zum Besten gibt. Wir entlehnen eine Geschichte aus Jayme IV. Leben:

Jayme ging einst gegen den Almanzaberg spazieren, wo sonst die Erbfolgefrage entschieden wurde; er hatte kein Waffen im Sinne, wie er sagte, war ganz entwaffnet, das heißt, trug nur einen Dolch, ein Paar Pistolen und ein langes Messer im Gürtel. Er rauchte gutes Muthes seine Cigarre, ließ seine Augen umherschweifen, und gewahrte in der Ferne einen Mönch, der auf ihn zukam. In der sichern Voraussetzung, den Reisenden entfliehen zu sehen, wenn er von ihm bemerkt würde, verbarg sich Jayme hinter einem Busche, und spannte mit der Gewandtheit, die man nur durch Uebung gewinnt, auf die Straße, sobald der Rückzug unmöglich war. Man denke sich den Schrecken des armen Mönches, als er den furchtbaren König von Clevillente gewahr wurde. „Guten Morgen, Vater," sprach dieser, „woher kommt Ihr zu dieser Stunde?" „Ich habe in einem benachbarten Dorfe gepredigt, Euer Excellenz." „Gepredigt? Gut! Du besitzest also Beredtsamkeit?" „Ich thue, was ich kann, Euer Excellenz, und mit Hülfe des heiligen Geistes komme ich so ziemlich gut durch." „Eh, was hat man Dir zum Lohne gegeben?" „Ach, gnädiger Herr, sehr wenig; die drei Piaster, die ich Euch hiemit anbiete." „Pfui! Für was hältst Du mich. Behalte Dein Geld, aber höre: Ich liebe die Kanzelberedsamkeit auch, ich komme aber nur selten zu einem solchen Genusse; Du bist jedoch zu mitleidig und gefällig, um mir nicht eine kleine Predigt ganz für mich allein zu halten." „Ich, Euer Excellenz?" „Sprich!" sagte Jayme in einem Tone, der dem Mönch keine Wahl mehr ließ. Als die Predigt gehalten war, sagte der einzige Zuhörer: „Ja, mein Vater, Du hast vom Himmel wahre Eingebung bekommen, und zur Belohnung für das Vergnügen, das Du mir bereitet hast, nimm diese Unze Gold. Lebe wohl." Nach diesen Worten entfernte er sich durch das Gebüsch auf Fußpfaden, die er allein kannte. Der Mönch segnete alle Heiligen seines Klosters, und wanderte über den Almanzaberg in seine Heimath; da trat Jayme wieder vor ihn und sprach: „Vater, ich habe mir die Sache überlegt; unser Herr-

Digitized by Google

gott hat mir auch einiges Talent verliehen; nicht als ob ich es dem Deinigen an die Seite stellen wollte, aber ich will die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, mich um die Beistimmung eines so verständigen Richters zu bewerben; ich will jetzt ebenfalls predigen." Und Jayme hielt eine Rede, worin er sein Herz über die himmlischen Gefilde und ihre seligen Bewohner ergoß. „Was hältst Du davon?" sprach er, nachdem er geendigt hatte. Der Mönch brach in Lobeserhebungen aus. „Keine Schmeicheleien! Habe ich so gut gesprochen als Du?" „Gewiß, gnädiger Herr!" „Aber nicht besser?" „Tausendmal besser." „In diesem Falle gieb mir meine Unze Gold zurück, weil ich so gut gepredigt habe las Du, und überdieß die drei Piaster, weil ich besser gepredigt habe!" „Wunderschön." „Jetzt segnen wir uns gegenseitig, und dann marsch!" Der arme Mensch ließ sich das nicht zweimal sagen. Der Räuberregent Jayme IV. wurde im Jahre 1824 mit seinen meisten Unterthanen gehängt.

Ein Hexenprozeß in unserer Zeit.

In preußischen Blättern liest man: „Das Danziger Dampfboot enthält die Erzählung von einem höchst bedauerlichen Ereigniß, einer Hexenprozedur, welche innerhalb der Gränzen unsers Vaterlandes vorgekommen ist. Der Schauplaz dieses Vorfalls ist freilich eine ziemlich entlegene Ortschaft, das Fischerdorf Ceinowa, auf der Halbinsel Hela, vier Meilen von Neustadt; es bleibt jedoch immer höchst traurig, daß sich in unsern Tagen und in unserm, sonst in der Bildung so weit vorgeschrittenen Vaterlande, wenn auch nur unter Bauern und Fischern, dergleichen ereignen konnte. Zur Warnung und Belehrung, wenn diese noch nöthig ist, folge hier die Erzählung. In Ceinowa erkrankte ein dortiger Einwohner. Nachdem man sich im Gebrauch aller Haus- und sympathetischen Mittel abgemüht hatte, nahmen die Angehörigen des Kranken ihre Zuflucht zu einem in der Umgegend als Wunderdoktor berühmten Menschen, Namens Kaminski, welcher zu der gemeinsten Volksklasse gehört, und sich mit dem heimlichen Kuriren, besonders mit dem Abnehmen des hier so häufig vorkommenden Weichselzopfs abgibt. Am 3 August erschien nun dieser Kaminski bei dem Kranken, und wendete Anfangs natürliche Mittel an, als diese aber nicht halfen, wollte er das Uebel im Behexetseyn finden. Es wurden nun auf Anordnung des Arztes alle alten Weiber aus dem Dorfe in das Haus des Kranken zusammengenöthigt, damit Kaminski diejenige von ihnen erkenne, welche dem kranken Nachbarn solches Böse angethan. Die Weiber stellten sich gehorsam alle, und Kaminski bezeichnete auch eine ziemlich bejahrte Wittwe, Mutter von sechs Kindern, als die Hexe. Die andern Frauen konnten jetzt nach Hause gehen, diese aber ward zurückbehalten, und es erging an sie die Aufforderung: „sofort den Kranken gesund zu machen." Natürlich betheuerte sie ihre Unschuld und das Unvermögen zu helfen; allein vergebens. Ohne ferneres Besinnen fielen einige Kerle über sie her, und zerprügelten sie auf das grausamste; auch dem Kranken ward ein Stock gereicht, und er schlug auf das Opfer tüchtig mit. Nachdem einige Stöcke auf der Frau zerschlagen waren, und sie bereits blutete (denn bis zu solchem Grade sollte das Prügeln geschärft werden, damit die Hexe bekenne), die Unglückliche aber doch weder bekannte, noch dem Kranken half, sagte Kaminski, sie müsse geschwemmt werden, um völlige Gewißheit zu erlangen, ob sie wirklich eine Hexe sey. Sogleich ward ein Boot herbei geholt, sie mußte dasselbe besteigen, und mit wildem Jubelgeschrei gieng es auf die tiefe See. Hier nun ward das arme Weib in das Wasser geworfen; und es wurde bald allen Anwesenden auf das unzweideutigste klar, daß sie eine Hexe sey, denn die Kleider erhielten sie einige Augenblicke schwimmend auf dem Wasser. Aus Todesangst bekannte sie sich für schuldig, und versprach, den Kranken bis 12 Uhr Mittag, des folgenden Tages, von dem ihm angethanen Bösen zu befreien. Befriedigt durch dieses Ergebniß, wurde dem Weibe gleich auf dem Boote vom geweihten Weine zu trinken gereicht, und sie dann nach Hause gefahren. Die angebliche Hexe ward nun in dem Krankenhause strenge bewacht; denn nicht einmal ihre Kinder durften zu ihr gelassen werden, welche unter herzzerreißendem Geschrei um das Haus herumliefen, in welchem sie ihre Mutter so grausam behandelt wußten, und die, wenn gleich einige nur noch klein sind, mit harten Schlägen davon gejagt wurden. Niemand fühlte Mitleid mit den unschuldigen Wesen, den Kindern einer Hexe. Die festgesetzte Stunde nahte heran, aber die Hexe hatte ihr Versprechen nicht gelöst; der Kranke blieb krank. Unverweilt wurde jezt das in der größten Angst lebende Weib wieder vor den Kranken geschleppt, wie am Tage vorher gepeitscht, und als dieses wieder nichts half, noch einmal auf die See gebracht, in das Wasser gestürzt und dem empörendsten Aberglauben geopfert; denn nun gieng sie unter und ertrank, unter den Augen von acht Menschen. Das Gericht hat sich bereits der Schuldigen, mit ihnen des Haupthöllewichts, Kaminski, versichert, und dieselben sehen ihrer wohlverdienten Strafe entgegen. Zu dieser traurigen Geschichte muß bemerkt werden, daß das Fischerdorf Ceinowa ganz abgesondert liegt, und wegen der Unfruchtbarkeit seines sandigen Bodens mit der Umgegend in gar keinem Verkehr steht, so daß dieser Vorfall nicht zu Schlüssen auf die Bildung, selbst der nächsten Umgegend, berechtigt. Bis jezt hat auch an dem Orte noch keine Schule errichtet werden können. Die That wurde übrigens dadurch bekannt, daß die beiden Kinder der Ermordeten, von denen das älteste sechs Jahre alt ist, von aller Welt verlassen, zu einem Verwandten in dem nächsten Dorfe flüchteten, und dort das schreckliche Ende ihrer Mutter erzählten. Der Oheim der Kleinen nahm, weil er sich nicht durch die Ortschaft wagte, ein Boot, fuhr nach Putzig und zeigte das Verbrechen an, so daß Kaminski und die acht Fischerwirthe noch am Tage der That verhaftet und nach Marienwerder abgeführt werden konnten. Am 9. Aug. kam dieser Transport durch Danzig. Kaminski mit Ketten belastet, doch frechen Blikes, und ein Bursche, dessen Fuß verletzt war, wurden gefahren, die Uebrigen wurden zu Fuß fortgeschaft. Es muß noch bemerkt werden, daß die Unglükliche, als sie auch bei dem zweiten Eintauchen in das Wasser nicht gleich untergehen wollte, von den acht Fischerwirthen Ruderschläge, und von Kaminski mehrere tiefe Messerstiche auf den Kopf erhielt, bis sie ihr Leben ausgehaucht hatte. Den Leichnam schleppte man dann an das Land. Kaminski, aus Katz gebürtig, hatte, wie sein Vater, früher ein herumschweifendes Leben geführt, mit Heiligenbildern, Amuleten ꝛc. gehandelt, und die lateinischen Bet-Formulare, welche er in seiner Jugend, wo er als Chorknabe und Meßgehülfe gedient, auswendig gelernt, schon mehrmals als Beschwörungsformeln gebraucht. Seine Weichselzopf-Kuren bestanden meistentheils in einer Fortpflanzung dieses Uebels, durch Einimpfung, und er ist bereits wegen einiger unglücklichen Kuren, bei deren einer sogar ein Todesfall auf seiner Rechnung kommen mag, gerichtlich abgestraft worden. Die Gemordete wohnte mit dem Kranken in demselben Hause."

Das Puppen-Theater zu Mailand.

(Aus Jal's Reise von Paris nach Neapel.)

Ich war ermattet und brauchte Ruhe für meine Augen und für meinen Kopf; also ersah ich für den Abend ein Kinder-Vergnügen und gieng zu den Fantachini. Die Mailänder Marionetten sind in ihrer Art nicht minder berühmt, als der dasige Dom, der Sarg des heiligen Karl Borromeo, das Abendmahl des Leonardo da Vinci, das Thor des heiligen Ambrosius, der Bogen der Simplonstraße, — beiläufig gesagt, die habe ich nicht gesehen, und wundere sich darüber wer mag, es thut mir

Digitized by Google

wirklich nicht leid —; die Burattini zu Genua und die vielerlei Marionettenspiele, mit denen man zu Paris regalirt wird, geben bei weitem keinen Begriff von den Mailändischen. Girolami's Docken thun es im Spiel unsern besten Schauspielern vom Theater St. Martin gleich, sie tanzen delicios. Den Abend deklamirten sie ein großes romantisches Drama herunter, es hieß: Prinz Eugen vor Temeswar. Das Interesse der Handlung beruht auf einer Liebes-Intrigue, die sich von Katastrophe zu Katastrophe sechs Akte hindurch fortspinnt, — man merke sich's, sechs Akte und nicht fünf, wie in den mangelhaften Werken Moliere's, Corneille's und Racine's. Dazwischen springt Girolamo, der Hauptspaßmacher, der berühmte Girolamo, in Korporals-Uniform umher und wirft mit Witzen und Possen so gewaltig um sich her, daß das gute Mailänder Volk sich in seinem Jubel schier krank lacht. Hatte mir schon die Beredsamkeit des Prinzen Eugen eine rechte Bewunderung eingeflößt, so gerieth ich beim Ballet während der Zwischenakte in Extase. Es geht über alle Vorstellung, was diese hölzernen Perrot's und Taglioni's im Tanze leisten. Die berühmtesten Tänzer, die zu Neapel, London und Paris um vieles Geld engagirt werden, hätten Ursache, das Talent der geringsten unter diesen Puppen wetteifernd zu beneiden. Alle mögliche Sprünge und Wendungen, in horizontaler und vertikaler Richtung und nach allen Seiten, alle die Verzierungen und Kunststücke mit Füßen und Schenkeln, worüber man in der Oper entzückt ist, sieht man hier auf dem Theater Fiando in höchster Vollkommenheit; wenn endlich die Puppe ihren Tanz exekutirt hat, wenn ihr in reichlichem Maße applaudirt worden ist, wenn zuletzt im Parterre auf das leise St, St, das Flüstern und Wispern der Bewunderung, der begeistertste donnernde Ruf fori, fori! erfolgt, welcher die Künstlerin zurückruft, dann schwebt sie aus den Coulissen hervor, verbeugt sich mit selbstbewußtem Anstand, legt die niedliche Hand auf ihr Herz, und wenn sie sich zurückzieht, so hat sie Alles geleistet und gemacht, wie es bei den großen Sängern und den eiteln Tänzerinnen der Skala hergebracht ist. Ruft man sie dann noch einmal, so kehrt sie mit der größten Bereitwilligkeit zurück; ruft man sie nicht zum zweiten Male, so hat sie mehr Philosophie weg, als Demoiselle Malibran; es verdrießt sie nicht, und sie weint nicht, wie jene Künstlerin — so sagt man wenigstens — zu thun pflegt, wenn der rauschende Beifall nach einer Vorstellung sie nicht mindestens zu drei- oder viermaligem Wiederhervortreten nöthigt.

Die Strafe Gottes.

Aus Griechenland wird folgendes Ereigniß berichtet: Ein nach Bayern in seine Heimath zurückgekehrter griechischer Soldat wurde vergangenen Sommer mit mehreren seiner Kameraden auf dem Streifkommando von den Klephten überfallen, und so wie seine Kriegsgefährten zusammengeschossen. Die Getödteten wurden nach dem Gebrauche der Klephten ausgeplündert und sogar des Hemdes beraubt. Der auf eine wahrhaft wunderbare Weise gerettete Bayer erzählt nun, daß er nach einiger Zeit wieder zu seiner Besinnung gelangte, aus dem Todtenhaufen hervorkroch, und sich unerachtet seiner Wunden und vor Durst beinahe verschmachtend, zu einer entfernten Hütte geschleppt hatte. Der Hüttenbewohner war erstaunt über diese Erscheinung, aber die Bitten und die schreckliche Lage des Hülflosen schien ihn zu rühren, und er gab dem Unglücklichen einige Kleidung und Obdach zu seiner Erholung.

Am Morgen des andern Tages erschien der Sohn des Hüttenbewohners, der auf Befehl des Vaters den griechischen Soldaten durch den Wald begleiten sollte, damit er nach Zeituni zu den Seinigen gelangen könne. Der Führer war etwas verdächtig; besonders da er dem Soldaten immer einen Vorsprung abzugewinnen und sich von seiner Seite zu entfernen suchte; allein er folgte dem Begleiter schnell auf dem Fuße nach, und in einem solchen Augenblicke war es, wo ein Schuß fiel und den Sohn des Hüttenbewohners todt zu Boden streckte. Augenblicklich stürzte sich nun der Vater des Getödteten auf den Leichnam unter lauten Wehklagen und Verwünschungen, und nun erkannte der doppelt Gerettete, der glücklich wieder nach Zeituni gekommen war, die wunderbare Fügung des Himmels! diese Kugel hatte ihm gegolten, denn der Hüttenbewohner, der späterhin gefangen und hingerichtet wurde, war ein Klephtenhäuptling, und hatte nun den eigenen Sohn erschossen.

Pot-Pourri.

Die „Leipziger Zeitung" schildert den diesjährigen Zustand von Marienbad wahrhaft schreckenerregend. „Die Karlisten" — sagt sie — „zählen hier bis heute 481 Partheien, darunter sogar 36 sächsische und was noch mehr ist, 12 polnische!" Wie die Karlisten plötzlich aus den spanischen Pyrenäen nach den böhmischen Gebirgen gekommen seyn mögen, wird Jedermann so lange unbegreiflich bleiben, bis er erfährt, daß diese Nachricht auf einem Setzerbock beruht, und es Kurlisten statt Karlisten heißen soll.

Unter den Preisen, welche an der Kletterstange bei dem diesjährigen Julifest in Paris oben befestigt waren, befand sich auch ein Schinken, und zwar ein recht großer. Einer der Hinaufkletternden ersah ihn sich zum Ziel aus, und der Schinken kam, ehe jener noch völlig hinaufgelangt war, dessen Wünschen zuvor und stürzte ihm entgegen, jedoch so unglücklich, daß der arme Mensch einen furchtbaren Schlag auf den Kopf bekam und Blut auswarf. Uebrigens ist er jetzt wiederhergestellt.

So kann ein Zeitungsschreiber unschuldig in einen Injurien-Prozeß kommen! In der Schweiz nahm der Redacteur eines Unterhaltungsblattes zum Ausfüllen seines Journals das Gedicht des verstorbenen Weiße: „Laß doch die alte Marthe ruh'n" ꝛc. Zufällig starb einem Weinwirth dort seine bejahrte Frau, die auch Marthe hieß, einen Tag vor Erscheinen des Blattes, und der Wittwer klagt nun auf Satisfaktion, indem er glaubt, das Gedicht, in welchem alle weiblichen Untugenden aufgezählt werden, gehe seine verstorbene Frau an.

Einige Werste von Moskau entfernt, lebt ein Bauer, welcher eine so große Unempfindlichkeit nicht etwa gegen die Schläge des Schicksals, sondern gegen die Stockschläge äußert, daß er sich für einen Rubel Schmerzengeld fünfzig Hiebe von kräftiger Hand geben läßt, ohne in seinen Gesichtszügen das Gepräge der angebornen Gleichmüthigkeit oder Fühllosigkeit zu verlieren. Da es Personen giebt, welche den Act des Prügelaustheilens unter die harmlosen Vergnügungen rechnen, so hat sich dieser in physiologischer Hinsicht merkwürdige Bauer bereits ein Vermögen erworben. Es giebt als Pendant zu diesem Bauer Bettler, welche sich eine Nahrungsquelle dadurch eröffnet haben, daß sie für einen Kreuzer sich selbst ein halbes Duzend tüchtige Ohrfeigen geben.

Berliner Witze.

Bei einem Hochzeitsschmause begoß eine ungeschickte Köchin das prachtvolle Kleid der Braut mit einem Teller voll Suppe, den sie ihr eben reichen wollte. „Machen sie sich nischt daraus, Mamsell!" tröstete die Unvorsichtige, „draußen in de Küche is noch eene janze Terrine voll Suppe."

Eine Berliner Köchin las eines Abends einen Roman, als der junge Herr dazu kam und sie fragte: wer die Erzählung geschrieben hätte? „I, Se woll'n mir wohl foppen?" rief das Mädchen, „det sehen Se doch, det et jedruckt is!"

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
für
Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 30. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Krönungsgebräuche in Böhmen.

(Dritter Artikel.)

Umstaunet von der steilen Felsenwand
Reicht dort auf Rasenteppichen im Thal
Die Moldau ernst im silbernen Gewand,
Wie eine Fürstin in dem Königssaal,
Der bundgenossenen Beraun die Hand.
So ziehn die Flüsse, eine Augenweide,
Durchs Land in glühendem Geleite beide.

Die Erbhuldigung in Böhmen, welche seit den Zeiten Karl's VI., des Vaters der Kaiserin Königin Maria Theresia, mit gleichen Formen vollzogen wurde, wird heute am 3. Sept. vor sich gehen. Der Tag der Erbhuldigung ist zugleich ein Landtag des Königreichs. Die Stände versammeln sich, der feierlichen Handlung beizuwohnen. Am Tage, als Leopold dem Zweiten gehuldigt wurde (4. Sept. 1791), hatten um 7 Uhr Morgens Cavalerieabtheilungen die Stellen besetzt, wo die Auffahrt der Stände durch den Zudrang des Volkes gehemmt werden mochte. Vor 9 Uhr versammelte man sich im Schlosse. Bald darauf begab sich der König im Feierzuge durch einen bedeckten Gang ins Oratorium, woselbst die Ritter vom goldenen Vließe, die obersten Landesoffiziere (Würdeträger) und die geheimen Räthe verblieben, während sich das übrige Gefolge in der Kirche und auf der Galerie vertheilte. Gleich nach Ankunft Se. Majestät wurde das Veni Sancte Spiritus! angestimmt und darauf ein Hochamt gehalten. Dann gieng der Zug zurück nach der Burg in den unter König Wladislaw II. erbauten großen Saal, dessen kunstreiche, durch keine Pfeiler gestützte, Wölbung von Kennern bewundert wird. Hier nahm Leopold mit unbedecktem Haupte den Thron ein. Der Landhofmeister hielt Namens Sr. Maj. in böhmischer Sprache eine Rede an die Stände. Der Oberstburggraf antwortete. Nachdem nun der König die Stände in deutscher Sprache angeredet und dem Oberstburggrafen die Postulate hatte zustellen lassen, wurde der Huldigungseid zuerst böhmisch, dann deutsch, verlesen. Die weltlichen Stände sprachen ihn nach mit zum Schwur erhobenen Fingern; die Bischöfe und Prälaten legten zum Zeichen eidlicher Betheurung die rechte Hand an das Herz. Die Stände schwören: Dem Könige treu, gehorsam und gegenwärtig zu seyn; — nie an einem Rathe oder an einer Zusammenkunft Theil zu nehmen, wo wider die Person, Ehre, Würde und Rechte des Königs etwas vorgenommen werde; — nicht nur in dergleichen Rathschläge nicht zu willigen, oder auch nur sie zu verhehlen, sondern getreulich entgegen zu seyn und Sr. Maj. ohne Verzug zu warnen. Die Schlußworte des Eides lauten: „Getreulich und ohne Gefährde, so wahr, als uns Gott helfe!" Dieser ernste Act wird bei offnen Thüren vollzogen. Nach der Huldigung war 1791 eine glänzende Beleuchtung der Hauptstadt Prag. Leopold fuhr unter dem Zujauchzen seiner treuen Böhmen durch die Straßen. So endete der 4 Sept. 1791, der sich, nach des Königs frühem Tod (Leopold starb schon am 1. März 1792) am 9. August des folgenden Jahres im Wesentlichen wiederholte. Nach unsern Quellen wäre bei Leopold die Huldigung der Krönung vorangegangen, bei Franz aber der Fall umgekehrt gewesen; es wird nämlich angegeben: Leopold, Huldigung 4. Sept., Krönung 6. Sept.; Franz, Krönung 5. August, Huldigung 9. August; die jetzt bevorstehende Huldigung für König Ferdinand ist auf den 3. Sept., die Krönung Se. Maj. auf den 8. Sept., die der Königin auf den 12. Sept. festgesetzt. Nach einem Hofdekret vom 30. Mai d. J. ist das Ceremoniell von 1782 als Grundlage des jetzt zu befolgenden bezeichnet.

Wir führen davon einige Details an: Am Tage der Ankunft des Kaisers und der Kaiserin versammeln sich die Ritter des goldenen Vließes, die Großkreuze, der Oberstburggraf mit den obersten Landesoffizieren und den Erbämtern, dann der Erzbischof mit dem Clerus, in dem Vorhofe der Domkirche, wo der ambrosianische Lobgesang angestimmt wird. An dem Tage der Huldigung nehmen die obersten Landesoffiziere Plätze bei dem Throne ein und legen den Huldigungseid mit den Ständen ab. Dieser Eid wird von einem Gubernialsekretär böhmisch und von dem Landtafelregistrator deutsch vorgelesen. An dem Krönungstage versammeln sich die Insignienträger bei Hofe, wo sie von dem Oberstkämmerer vorgerufen werden, um die Krönungsinsignien in die St. Wenzelskapelle zu tragen. Den Zug eröffnet der Oberstlandhofmeister mit dem Stabe, es folgt der Oberstburggraf mit der Krone; dann der Oberstlandrichter mit dem Reichsapfel, der Oberstlandschreiber mit dem Scepter. Die Insignien werden auf Kissen getragen und von der Leibwache begleitet. Aus der St. Wenzelskapelle verfügen sich die Würdeträger nach Hof zurück. Es beginnt sodann der Krönungszug in folgender Ordnung: die Edelknaben, die Stände, Teuchseß und Kämmerer, die Erbämter die obersten Landesoffiziere, die geheimen Räthe, der Oberstlandhofmeister, der Oberstlandmarschal, Se. Maj. der Kaiser und König. — Der Zug geht in die St. Wenzelskapelle, wo Se. Maj. umgekleidet werden; hier haben nur die ersten Hofämter, die Oberstlandesoffiziere und die Gubernialräthe Zutritt. Nach der Umkleidung geht der Zug nach dem Altar, wobei die Oberstlandesoffiziere die Kroninsignien tragen. Das Ceremoniell vor, bei, und nach dem Krönungsact wird mit geringen Abweichungen dasselbe bleiben, wie bei der Krönung Ferdinand's II. Nach dem Schluß der Messe geht der Zug zurück. Angelangt in dem Saal der Krönungstafel werden die Insignien — Krone, Reichsapfel und Scepter — von den Würdeträgern auf den zur rechten Seite des Königs stehenden Tisch niedergelegt, bei der Krönungstafel haben die obersten Landesoffiziere und Minister aufzuwarten, wobei die Functionen der Erbämter eintreten. Nach dem ersten Trunke Sr. Majestät verfügen sich die Oberstlandesoffiziere mit denen von ihnen geladenen Gästen zu ihren Tafeln. Dieser Tafeln sind zwölfe, nemlich: des Oberstburggrafen, Oberstlandhofmeisters, Oberstlandmarschalls, Oberstlandkämmerers, Oberstlandrichters, Oberstkanzlers, Oberstlehnrichters, Appellationspräsidenten, Kammerpräsidenten, Oberstlandschreibers, Landesunterkämmerers, Burggrafen von Königgrätz. — Wenn der Oberstkämmerer meldet, daß Se. Majestät aufstehen

Digitized by Google

werden, übernehmen der Oberstlandrichter und Oberstlandschreiber die Insignien, worauf sich der König unter deren Vortragung in seine Gemächer zurückzieht. Die Insignien werden auf einen Tisch niedergelegt und die Oberstlandesoffiziere empfehlen sich. — Bei der Krönungstafel der Königin setzen sich, nach dem ersten Trunke, die zwölf Oberstlandesoffiziers-Frauen mit ihren Gästen zur Tafel, wobei jeder ledige oder verwittwete Oberstlandesoffizier berechtigt ist, sich eine Dame zu wählen, die die Stelle seiner Gemahlin bei diesem Krönungsact vertritt. Außer diesen zwölf Tafeln, an welchen Damen präsidiren, wird durch den Oberstthofmeister noch eine Tafel für die Minister, Oberstlandesoffiziere und Erbämter gegeben.

Geschichte eines Haares.

Es war unter der Regierung Napoleons, der damals noch Eigenthümer des Schlosses der Tuillerien auf dem Carousselplatze in Paris war. Dieser große Mann hatte einen Maitre d'Hotel; dieser Maitre d'Hotel hatte Köche unter sich; diese Köche Küchenjungen; diese Küchenjungen hatten Haare von allen Farben und es ist bekannt, daß die Küchenjungen stets für sehr unreinlich gelten.

Zu jener Zeit des Ruhms und der Siege, der Lorbeere und der Kriege aß der Kaiser Napoleon viel Suppe. Als Beweis mag das Lied gelten, welches er immer von Morgens bis Abends zu singen pflegte.

George roi d'Angleterre,
Allons, décides-vous;
Je veux la paix sur terre,
Ou sinon battons-nous,
Je veux, avec ma troupe,
Chez vous manger ma soupe!

Der Marquis C. — dieses war nämlich der Maitre d'Hotel — hatte es vergeblich versucht, den gemeinen Geschmack des Kaisers für Suppen zu bekämpfen; aber der Kaiser hatte jederzeit den Maitre d'Hotel mit jenem Blicke angesehen, vor dem die Welt erbebte, und der arme Marquis sah sich in der Nothwendigkeit, den Magen des großen Mannes mit Suppe zu füllen.

Man muß übrigens nicht glauben, daß Napoleon mit dieser Lieblingsschüssel nicht schwer zu befriedigen war. Stets beklagte er sich: „Marquis, meine Suppe ist zu gesalzen," oder: „Marquis, Sie haben meine Suppe anbrennen lassen," oder auch: „Marquis, Sie haben in meine Suppe Butter von der vorigen Woche gethan; wo Teufel! kaufen Sie Ihre Butter, Marquis?"

Der Marquis schob alles auf die Köche, diese schlugen die Küchenjungen und diese rächten sich an den Casserolen. Man kann sich die Spekulationen nicht vorstellen, welche die Klagen des Kaisers erregten, und es bleibt einer geschickten Feder immer noch vorbehalten, diese eigenthümlichen Küchenmemoiren des großen Mannes zu schreiben.

Eines Tages, als Napoleon seine Suppe zu heiß fand und sich die Zunge verbrannt hatte, mußte der Marquis C. sich in den Kerkern von Vincennes abkühlen. Seine ganze Existenz hieng nur an einem Faden. Meine gütigen Leser sollen jetzt erfahren, wie sie ein anderes Mal nur an einem Haare hing.

Unter den Küchenzöglingen des Pallastes machte sich ein gewisser Louis durch seinen dicken Haarwuchs von hochblonder Farbe bemerkbar. Obgleich er nicht eben Lully's Talent hatte, der bekanntlich auch Küchenjunge gewesen war und nachher ein so berühmter Kapellmeister wurde, so beschäftigte er sich doch stark mit Musik. Sein Instrument waren seine dicken Haare und Folgendes war die Art, wie er darauf spielte. An den zahllosen Locken seines Vließes befestigte er kleine Stücke Holz, dann schüttelte er den Kopf, wodurch die Stücke an einander schlugen, und da sie gestimmt waren, ganz artige Cadenzen bildeten. Dann wiederhallten die Küchen von Beifall und Gelächter und dieß gab wohl manchmal Veranlassung, daß des Kaisers Suppe verdarb. — Der arme Maitre d'Hotel war in Sorge, denn er fürchtete nicht wenig für die Reinlichkeit der kaiserlichen Schüsseln, und er faßte daher den zwar entsetzlichsten, aber nothwendigen Entschluß, diesen Küchenjungen fortzujagen.

Als der junge Louis seinen Abschied erhielt, schüttelte er wüthend den Kopf und ließ ein Furioso ertönen, dabei riß er sich eine Hand voll Haare aus, von denen einige durch den Schornstein, andere, man wußte nicht wohin, entflogen. In diesem großen Moment verlangte der Kaiser seine Suppe.

Diese war ein Meisterstück der culinarischen Kunst; eine Julienne von dem ersten Koch unter den Auspicien des Maitre d'Hotel selbst executirt. Nie war so viel Genie zu einer Julienne aufgewendet worden. Die seltensten und ausgesuchtesten Gemüse, wie: Spargel von Prosnitz, Rüben van Foncorral, Porre von Vereja, Bohnen von Gorgab, Blumenkahl von Yepes, gelbe Rüben von Saussaie, Zwiebeln von Kahiro bildeten diese kräftige Macedoine, des modernen Alexanders würdig.

Die Kaiserin, die die Suppen nicht liebte, hatte ihren Platz dem Kaiser gegenüber eingenommen und wartete, um ihr Frühstück zu beginnen, bis daß er mit seiner Suppe fertig wäre. Napoleons Teller war jedoch zum Streichen voll, denn er hatte sich selbst vorgelegt.

— Es ist eine herrliche Julienne, Madame, sprach der Kaiser; wollen Sie nicht versuchen?

Die Kaiserin verzog das Mäulchen; was so viel sagen wollte, als ich liebe nicht die Julienne.

Napoleon, der diese Art von Mäulchen nicht liebte, selbst wenn sie von dem schönsten Gesichtchen gezogen wurden, wollte eben sich ereifern, als die Kaiserin plötzlich mit Entsetzen ausrief: „Wie abscheulich! werfen Sie weg!" und zu gleicher Zeit machte sie ihrem Gemahl ein Zeichen, den Löffel wegzulegen, den er schon majestätisch zum Munde führte. Napoleon untersuchte seinen Löffel und fand, daß die Ursache dieses Abscheues ein langes Haar war, welches er mit den Gemüsen dieser trefflichen Julienne herausgefischt hatte

— Man rufe meinem Maitre d'Hotel, sagte der Kaiser, nachdem er den Löffel auf den Teller und das Haar auf den Rand des Tisches gelegt hatte.

Der Marquis erschien sogleich mit vor Freude strahlender Stirne, weil er glaubte, daß ihn der Kaiser der herrlichen Suppe wegen belohnen würde. Wie groß war aber der Schrecken des armen Mannes, als der Ueberwinder der Welt ihm zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger ein Haar entgegen hielt, und ihn mit strenger Stimme fragte:

— Was ist das, mein Herr? Sind das die Juliennen, die Sie für mich bereiten lassen?

Vatel würde sich unbedingt auf diese Frage mit seiner Serviette strangulirt haben. Aber der Marquis achtete zu sehr die Verdauung des Kaisers, um sie durch solches schreckliches Schauspiel stören zu wollen. Allein er dachte sehr lebhaft an seine Absetzung und an Vincennes.

— Nun, mein Herr, wiederholte der Kaiser, wird es Ihnen bald gefällig seyn, mich von diesem Haare zu befreien und mir zu sagen, von welchem Kopfe es kommt, und wie ich es hier auf meinem Teller finde? So kommen Sie doch näher, ganz nahe!

Der Marquis, mehr todt als lebendig, warf einen Blick nach dem Haare und erkannte in ihm sogleich eines aus dem Vließe des nichtswürdigen Louis, des Küchenjungen.

— Ich wußte nicht .... murmelte er leise.

— Und was wußten Sie nicht? wiederholte der Kaiser mit steigender Ungeduld.

Die Art und Weise, wie der Kaiser diese Worte aussprach, zeigten dem Unglücklichen deutlich, daß die letzte Stunde seiner Küchenherrschaft geschlagen hatte. Gab er den Inhaber des

Digitized by Google

Haares an, so würde ihn das nicht vor dem Zorn des Kaisers geschützt haben, da nur er verantwortlich war für Alles, was aufgetragen wurde. Dies sah er sogleich ein. Er richtete daher einen flehenden Blick auf die Kaiserin, einen Blick, der Beistand und Schutz begehrte. Dann ergriff ihn ein erhabener Gedanke. Er verneigte sich tief und sprach fest:

— Sire, ich flehe um die Gnade, mir zu erlauben, diesen Gegenstand zu bewahren .... Diesen geheiligten Gegenstand .... einen Gegenstand, den ich nicht beim rechten Namen zu nennen wage, aus Achtung für das erhabene Haupt, das sich bis vor wenig Augenblicken noch damit schmückte ....

Napoleon sah die Kaiserin an; die Kaiserin sah den Marquis an, und dieser fuhr fort, ohne sich stören zu lassen:

— Ich werde Eurer Majestät die kühne Bitte hier aussprechen, meine unterwürfige Lippe darauf drücken zu dürfen .... Dieses Haar ewig zu bewahren als ein Zeichen meiner Treue und meiner guten Dienste. Sire, ich werde noch mehr bitten, sowohl Eure Majestät als die Kaiserin, die Tochter der Cäsaren, daß es mir erlaubt sey, es unter Rahmen und Glas aufzubewahren, diesen kostbarsten und edelsten Schmuck eines gekrönten Hauptes.

Der Kaiser lächelte; die Kaiserin wurde über und über roth.

— Schon gut, schon gut, Marquis, sagte Napoleon, wir gewähren Ihnen die Bitte. Apropos, Marquis ....

— Sire?

— Geben Sie mir es einmal her, damit ich untersuche ....

— Nicht doch, Sire, ich beschwöre Sie; es gehört mir, es ruht auf meinem Herzen; es wird mich nie verlassen.

— Aber die Kaiserin hat keine Julienne gegessen, auch ist es nicht möglich ....

— Sie sind so frei, so leicht — das fliegt ....

— Auch schien mir die Farbe nicht ganz ....

— Die Hitze der Suppe kann daran Schuld seyn. O aber ich hätt' es unter Tausenden erkannt ....

Um zu beweisen, daß er es wirklich für ein Haar der Kaiserin hielt, drückte er es noch einmal an seine Lippen und an sein Herz und entfernte sich, nachdem er den Majestäten nochmals seine ewige Dankbarkeit ausgedrückt hatte für die große Ehre die sie ihm durch die Erlaubniß ertheilten, in seinem Familienarchive das Haar — des Küchenjungen aufbewahren zu dürfen!

Doch schien es wichtig für den Ruf und vielleicht auch für das Schicksal des pfiffigen Maitre d'Hotels, daß dieses Haar auch alle ihm zugedachten Ehren wirklich erhielt. Noch denselben Abend wurde es in einen prachtvollen Goldrahmen unter Glas gesetzt. Im J. 1816 haben es Freunde von mir in Paris gesehen; dann kam es wieder an seinen rechtmäßigen Besitzer, der diesem sonderbaren Abenteuer gleichfalls sein Glück zu verdanken hatte.

Als der Küchenjunge nämlich die Lüge des Maitre d'Hotels erfuhr, begab er sich zu ihm und bat ihn, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen. Ueberzeugt, daß der tolldreuste Bursche dem Kaiser Alles verrathen könnte, bemühte sich der Marquis, ihm eine Beamtenstelle in einem Gränzdepartement zu verschaffen. Louis ließ sich sogleich die Haare schneiden, reiste ab, versah seinen Dienst mit Eifer und Thätigkeit und in dem Augenblicke, da wir diese Geschichte hier mittheilen, bekleidet der Exküchenjunge das wichtige und ehrenvolle Amt eines Unterpräfecten im Departement Calvados.

Diese Anekdote ist historisch wahr und bis jetzt noch von keinem der vielen Memoirenschreiber über Napoleon erzählt worden.

Einfache und ganz sichere Heilmethode der Cholera durch ein specifisches Mittel. Gegründet auf eigene zahlreiche Beobachtungen und Erfahrungen über diese Krankheit, von Dr. E. M. Peyerl, praktischem Arzt in Wien.

Ich glaube es bei dem verheerenden und immer allgemeiner werdenden Umsichgreifen einer so gefährlichen Krankheit der Menschheit und meinem Berufe schuldig zu seyn, eine Kuremethode derselben öffentlich bekannt zu machen, über deren Zuverlässigkeit wie meine vielfachen Beobachtungen und Erfahrungen, die ich über diese Krankheit bei ihrem mehrmaligen Auftreten in Wien zu machen Gelegenheit hatte, so außerordentlich günstige Resultate lieferten, daß ich sie mit vollem Recht als spezifisch annehmen kan.

Da die Cholera immer unter der Form mehr oder weniger ausgebreiteter Krämpfe auftrat, so hielt ich gleich beim ersten Erscheinen derselben in Wien im Jahre 1831 die krampfstillende Kurmethode für die zweckmäßigste. Und weil ich diese Krankheit unter den heftigsten Erscheinungen so schnell und gefährlich verlaufen sah, so glaubte ich zum Opium, als dem allermächtigsten Arzneikörper dieser Art, meine Zuflucht nehmen zu müssen, und der Erfolg rechtfertigte, ja übertraf sogar noch meine Erwartungen. Denn in den meisten Fällen ward durch die Anwendung desselben die sonst so furchtbare Krankheit schon nach wenigen Stunden mit solchem Glücke bekämpft, daß die Kranken, ohne die mindesten nachtheiligen Folgen davon zu tragen, in kurzer Zeit vollkommen genasen, und nur selten dehnte sich dieser Zeitraum auf mehrere Tage aus.

Die Tinctura Opii simplex schien mir, um so schnell und kräftig als möglich einwirken zu können, am zweckdienlichsten zu seyn. Ich wendete sie nicht nur als inneres Arzneimittel auf Zucker gereicht, sondern auch als Klystier an. Zugleich wurden erwärmende und schweißtreibende Thee, so wie auch Hautreizmittel, besonders Senfteige auf die Magengegend, als günstige Mithülfsmittel, nicht außer Acht gelassen. Ich muß jedoch erinnern, daß besagtes Mittel, wenn es seinen Rang als Specificum behaupten soll, der Heftigkeit der Krankheit entsprechend in hinreichend großen Gaben, die nach angemessen kleinen Zwischenräumen zu wiederholen sind, gereicht werden muß. Denn ganz kleine Dosen bleiben ohne gewünschten Erfolg, und werden sie noch überdieß erst nach langen Zwischenräumen verabreicht, so hat man Mühe und Zeit für den Kranken nuzlos verschwendet. Zehn bis fünfzehn Tropfen Opiattinktur fand ich für erwachsene und übrigens nicht sehr reizbare Personen immer erforderlich, um eine hinreichend kräftige Wirkung hervorzurufen. Der Zeit nach ließ ich diese Gabe alle Stunden, in den heftigern Fällen alle halbe, und nach Erforderniß wohl auch alle Viertelstunden, so wie überhaupt nach jedesmaligem Erbrechen wiederholen. Ebenso ließ ich nach jedesmaligem Durchfall eine kleine Portion eines schleimigen Klystiers von Sâck- oder Haarlinsenmehl-Abkochung applizieren, dem bei Erwachsenen 25 bis 30, auch 40, bei Kindern aber nach Verschiedenheit ihres Alters 3 bis 15 Tropfen Opiattinktur beigegeben wurden. Für letztere, denen man mit innerlichen Arzneimitteln gewöhnlich schwer beikommen kan, sind solche Klystiere besonders zweckmäßig.

Die eben angegebene Kurart muß aber, um den oft so gefährlichen Rückfällen vorzubeugen, immer bis zum gänzlichen Verschwinden aller Krankheitserscheinungen in dem entsprechenden Grade fortgesetzt werden. Nebstdei sorge man, wie zum Theil schon erinnert wurde, auch vorzüglich dafür, daß die so günstige Hautausdünstung des Kranken sowohl durch zweckmäßig angewendete äußere Wärme- und Hautreizmittel, als auch durch öfteres

Digitized by Google

Darreichen warmen Thee's, den ich für das heilsamste Getränk in dieser Krankheit halte, in den gehörigen Gang gebracht und unterhalten werde.

Dieß ist kurz gefaßt die Heilmethode, die ich gegen die Cholera, wie gesagt, schon bei ihrem ersten Erscheinen in Wien mit dem besten Erfolg angewendet und seither durch eine Menge neuer Beobachtungen und Erfahrungen bewährt gefunden habe. Möge sie in den Händen anderer Heilkünstler eben so hülfreich wirken, als ich es in meiner ärztlichen Praxis beobachtete, dann ist mein wärmster auf anspruchslose Menschenliebe gegründeter Wunsch und mit ihm der Zweck dieser Mittheilung vollkommen erreicht.

Wir theilen noch aus dem Briefe eines Arztes aus Mailand folgende Kurmethode mit, welche besonders bei schnell eintretenden Fällen, und wo der Patient hartnäckig in Schweis gebracht werden konnte, treffliche Dienste leistete.

Im ersten Stadium, nemlich der Dissenterie und des Erbrechens, wurde durch Stibiato oder Tartaro émetico 20 Gran in 6 Unzen Wasser aufgelöst, und von einer Viertelstunde zur andern ein Eßlöffel voll dem Kranken eingeflößt, sowohl Durchfall als Erbrechen gestillt; treten Krämpfe ein, so sind Frictionen mit heißem Flanelle bis jetzt als am besten erprobt; sind die Krämpfe heftig, so muß man keinen Augenblick Zeit verlieren, sogleich 12 Gran Acetato di Morfina mit einer Unze unguento rosato gemengt, daraus 3 Theile gemacht, und von Viertel- zu Viertelstunde die Reibungen vorgenommen, so daß in dreiviertel Stunden damit aufgeräumt ist. — Man hat kein Beispiel, daß der Krampf länger als eine Stunde vom Augenblicke der Reibung angefangen, gedauert hätte. Tritt bei dem Kranken endlich der todtenähnliche Starrkrampf oder sogenannte stato algido ein, was ein Beweis ist, daß die Reaktion hervorgerufen werden muß, dann giebt man Pulver von 2 Gran fiori di Zinco (Zinkkraut) und 2 Gran Citrato di Chinina, alle Stunden ein Pulver, und wo es noth thut, alle halbe Stunden ein Pulver.

Auch die nachstehende Mittheilung kann, wenn sie sich bestätigt, für die Behandlungsart der Cholera von hoher Wichtigkeit seyn. In der Nähe von Salzburg wurden zwei Männer, die bei dem Salzwerke angestellt sind, von der Krankheit befallen und von den Aerzten für unheilbar erklärt. Schon waren ihre Körper ganz schwarz geworden, als der Oberaufseher der Salzwerke ihre Heilung unternahm. Er ließ ein Quantum Wasser aus den Salzseen bis zu einem hohen Grade der Hitze erwärmen, und einen der Sterbenden in das Bad bringen, dessen Wärmegrad unterhalten wurde. Nach Verfluß einer halben Stunde kam der Kranke wieder zur Besinnung, und bezeugte seine Freude über die angenehmen Empfindungen, die er fühlte. Gleich darauf wurde auch der zweite Kranke in ein ähnliches Bad gesetzt. Allmählig gieng die schwarze Farbe des Körpers in Purpur über und nach Verfluß von 3 Stunden nahm er bei beiden die natürliche Farbe an; die Kranken waren gänzlich geheilt. Vermuthlich wurden die Salztheile von den Poren, die wegen der Hitze sich öffneten, eingesogen, vermischten sich dann mit dem Blute und machten es wieder flüssig. Dieß stimmt mit den bekannten Wirkungen des Salzes auf geronnenes Blut überein.

Ueber die Selbstfortpflanzung des Getreides

nach der mehrjährigen Erfahrung des Bierbrauers Kees in Konstanz erhält man folgenden Aufschluß: „Um die Fortpflanzung des Sommer- und Wintergetreides zu bewirken, muß der Acker vorerst gut gepflügt und gedüngt, hierauf aber mit guter reiner Sommerfrucht angesäet werden. Bevor nun im Frühjahre die Saat aufschießt, um den fruchtbringenden Halm zu bilden, muß sie gleich dem Grase abgemäht, und entweder grün oder getrocknet als Futter benutzt werden. Diese Benutzung kann bei einem so behandelten Felde in einem Jahre viermal Statt finden. Erst im darauf folgenden zweiten Jahre findet dann eine frühere reichlichere Erndte Statt, als bei den nach gewöhnlicher Weise bebauten Feldern. Diese Erndte erneuert sich im dritt- und vierten Jahre, und es scheint, daß die so behandelte Saat ihr Produktionsvermögen im Wurzelstocke noch länger beibehalte, sofort perennirend würde. Man darf ein solches Grundstück je alle zwei Jahre nur im Spätjahre gleich den Wiesen düngen, und im Frühjahre von Dünger und ebenfalls von Unkraut reinigen. Hr. Kees glaubt, daß die Feldmäuse in diesen Aeckern wenig Schaden thun können, da sie keine Körner finden, um einen Vorrath davon zu sammeln, und sich und ihre Jungen damit zu ernähren. Welche Folgen diese Entdeckung für die Keimkraft unserer Getreidearten auf das Ackerbausystem und den Wohlstand der ackerbauenden Klasse haben müsse, wenn sich auch die Kraft nur auf vier Erndten erstrecken sollte, wird jedem denkenden Landwirthe von selbst einleuchten. Allein angenommen, daß unsere Getreidefrüchte wirklich perennirend sich zeigen, wenn sie nach dieser Methode behandelt werden, so wird sich das Resultat in Zukunft so großartig herausstellen, daß dadurch eine totale Veränderung des bisherigen Ackerbau-Systems bewirkt werden muß."

Werth der Zeit.

Einem englischen Blatte zufolge steht der thätige Brougham, nachdem er oft bis Mitternacht im Parlament verweilt hatte, schon um 4 Uhr wieder auf. Der Dr. Cotton Marther, der den Werth der Zeit höher als Alles anschlug, wollte auch keine Minute unnütz verlieren, und hatte mit großen Buchstaben über die Thüre seines Kabinets gesetzt: „Seyd kurz!" An der Thür des berühmten Scaliger las man: „Tempus meum est ager meus!" (Meine Zeit ist mein Acker!) Eine Lieblingsmaxime Shakespeare's war: „Betrachte die Zeit als zu kostbar, um sie zu verplaudern." Freunde nannte Lord Byron wahrhafte Zeitdiebe. Einer der berühmtesten englischen Schriftsteller wurde kürzlich gefragt, wie er es möglich mache, so viel zu schreiben, da er doch von 10 Uhr Vormittags an stets unbeschäftigt, und entweder auf der Promenade oder im Schooße seiner Familie und in Gesellschaft sey? „Weil ich um 3 Uhr des Morgens zu schreiben anfange," war die Antwort. Eine ähnliche Antwort können einige der berühmtesten englischen und schottischen Juristen unserer Zeit ertheilen. Alle diese Leute würden nicht die Hälfte ihrer Arbeiten zu Stande bringen, wenn sie nicht um 4, oder spätestens um 5 Uhr Morgens aufständen. Es giebt sehr viele Männer, die in der Gesellschaft einen hohen Rang bekleiden, und mehrere Tausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte besitzen, dabei aber doch regelmäßig, Sommer und Winter, um 4 Uhr aufstehn, und nöthigenfalls selbst den Ofen sich heizen, da ihre Bedienten nicht immer so pünktlich sind, wie sie. Unstreitig kann auch wohl mit Sicherheit behauptet werden, daß frühes Aufstehen nicht blos zur Gesundheit, sondern oft auch zu dem glänzenden Rufe eines Menschen, so wie zu seiner nützlichen und angenehmen Stellung in der Gesellschaft beiträgt.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 37. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Das großartigste Gasthaus in der Welt.

Wie sich der Himalaya als ein König erhebt über alle Berge der Erde, so verdunkelt das Hôtel des Herrn Astor in New-York alle Gasthöfe der fünf Welttheile. Dasselbe ist ein riesiges Prototyp für die sämmtlichen Gasthauslokalitäten, welche in solcher Zusammenstellung zu unscheinbaren Pygmäen herabsinken. Die Gesammtmasse der Menschen ist eine tausendmillionenblätterige Pflanze, welche mit jedem Jahrhundert ihre Blätter wechselt, um sich in neuer schöner Entwicklung zu zeigen. Die Blumen des geistigen Lebens bringen mit jedem Zeitabschnitte ein prachtvolleres Farben- und Formenspiel, und streben immer höher empor zum Sonnentempel möglicher Vollkommenheit. Durch eine rastlose Cultivirung der Künste und Wissenschaften empfängt der ganze Lebensverkehr ein poetischfreundliches Colorit, und selbst dem physischen Material, das die Körperhülle an den Staub fesselt, werden allmählig die Spiegelbilder geistiger Thätigkeit aufgedrückt.

Die Nordamerikanische Stadt New-York zählt unter ihren 18,000 Wohngebäuden 2000 Wirthshäuser und nur einige Theaterlokale: ein Zeichen, daß der physische Bedarf das Uebergewicht trägt über die Mittel zum geistigen Genusse. Die Einrichtung dieser Gasthäuser liefert jedoch wieder einen Beleg, daß der gebildete Zeitgeist, auch dem physischen Stoffe den Stempel seiner Thätigkeit aufzudrücken versteht.

Der Himalaya unter den Gasthöfen der weiten Welt, das Hôtel des Herrn Astor, ist ein imposantes Meisterstück der neuesten Baukunst, mit einem Kostenaufwande von 3,000,000 fl. C. M. errichtet. Es bildet ein regelmäßiges Quadrat, von fünf Etagen, und ist im Mittelpunkte mit einem gothisch verzierten Thurme versehen, auf welchem das Auge wie im Fluge die Gruppen der schönen Inselstadt überschauen kann. Die prachtvolle, 200 Fuß lange Façade ist mit mythologischen Skulpturen, und mit einer Säulenkolonnade in der ganzen Ausdehnung geschmückt. Das Gebäude prangt malerisch eingeschlossen von den Baum- und Blumen Partien eines englischen Gartens. Der innere Raum des architektonischen Quadrats producirt sich nicht vielleicht als ein unreinlicher Hof mit Pferdeställungen und Wagenremisen garnirt, sondern in Gestalt eines sinnigarrangirten Blumengartens, in welchem die auserlesensten Florakinder die süßesten Düfte in die Fenster der Gasthausbewohner hauchen. In dieser lebensgrünen, einladenden Decorirung sind zierliche Springbrunnen zu sehen, welche in den heißen Sommermonaten durch einen künstlichen Staubregen, eine labende Kühlung in den sämmtlichen Räumen des Hôtels verbreiten. Die Bedachung ist im italienischen Baustyle gehalten, und ins Gevierte mit Blumentöpfen auf niedlichen Gestellen verziert. Gesangsvögel, Papageien und Affen bilden die Staffage zu diesem luftigen Dachgarten, welcher besonders in den Abendstunden zur Promenade benützt wird. Nach allen Richtungen der englischen Anlage ist eine gedeckte Eisenbahn gezogen, worauf sich mittelst eines eigenen Mechanismus schöntapezirte Chaisen bewegen, damit die Gäste eine angenehme Spazierfahrt durch das duftige Grün der Baumgruppen machen können. Auf dem Thueme, welcher das natürliche Panorama von New-York eröffnet, ist ein vortreffliches Orgelwerk angebracht, welches die Stunden durch den Wechsel der anziehendsten Compositionen ankündiget. Während der schönen Jahreszeit finden überdieß in den Gartenräumen täglich die anziehendsten Musikfeste Statt, wobei aber vorzüglich die Produkte der berühmtesten Tondichter zur Aufführung kommen. Der Geschmack an Walzerkompositionen will bei dem ernsten Amerikaner nicht so tiefe Wurzeln greifen, wie bei dem tanzlustigern Bewohner von Europa. Zur Nachtszeit wird das großartige Etablissement durch eine Anzahl überraschendgeformter Gasflammen in einen glänzenden Feenpallast umgestaltet. Diese Beleuchtung findet ihr Ende erst, wenn Helios Fackel die nächtlichen Schatten zerstreut.

Im Hintertheile des Gartens; durch eine hohe, baumverhüllte Wand von dem eigentlichen Gasthause geschieden, stehen die Stallungen, Remisen, Magazine und Wirthschaftsgebäude. Diese Trennung des Thierischen und Materiellen von der Erholungs- und Ruhestation der Menschen ist ein beachtenswerther Vorzug, welcher sogar den berühmtesten Gasthöfen in großen Städten mangelt.

Die einladendschöne Außenseite ist mit der innern Einrichtung in die vollkommenste Harmonie gesetzt. Aus allen Theilen des Hauses spricht der Geist eines veredelten Geschmackes, und ruft durch verschwenderische Ausschmückung das Schönheitsgefühl ins Leben. Das Erdgeschoß bildet durchaus eine hohe säulengetragene Promenadehalle, wo künstliche Springwasser eine liebliche Kühlung ausathmen. Die Aussicht führt nach allen Seiten in die Gartenanlagen. Die Deckenwölbungen sind mit Freskogemälden, die Bodenflächen mit Steinmosaikbildern überkleidet. Die Säulen von weißem Marmor, erheben sich aus rothsammtenen Rundsitzen. Im ersten Stockwerke, wohin eine breite Marmortreppe mit vergoldetem Metallgeländer leitet, befinden sich der Concertsaal, der Theatersaal, der Kunstsaal und der Lesesaal, welche sämmtlich, ihrer Bestimmung angemessen, auf eine bezaubernde Weise decorirt erscheinen. Jeder derselben nimmt die ganze Frontlinie des architektonischen Viereckes ein, und hat den Zweck den gesellschaftlich vereinigten Gästen einen leiblichen und geistigen Genuß zu verschaffen. Der Lesesaal bietet die vorzüglichsten Journale und Bücher zur Belebung des Geistes während der Einnahme des Frühstückes. Der Kunstsaal gewährt dem Auge den Anblick der werthvollsten Produkte aus der Akademie der schönen Künste, während unter geistigbeflügelten Gesprächen die Gäste bei der Table d'hôte beisammen sitzen. Der Concertsaal bietet in Nachmittagsstunden den entzückendsten Ohrenschmaus während der Gaumen sich an den geschmackvollsten Erfrischungen erlabt.

Der Theatersaal endlich bringt eine Reihe drolliger Marionettenschauspiele, und optischmechanische Naturimitationen zur Darstellung, um die Abendmahlzeit der in geselliger Versammlung speisenden Gäste zu würzen. Der Concertsaal ist mit

Digitized by Google

Spiegeltapeten, der Theatersaal aber mit Goldtapeten aus der Fabrik der Herren Howison decorirt, welche Verzierungen durch den Glanz und die Schönheit der Figuren einen wahrhaft magischen Eindruck bewirken. Die Wände des Kunst- und Lesesaales sind mit den ansprechendsten Erzeugnissen der Kunst und Literatur mosaikartig bedeckt. Das zweite Stockwerk enthält die Separatzimmer für diejenigen Gäste, welche ohne Gesellschaft und nach der Karte speisen wollen. Diese Lokalitäten sind sämmtlich mit Gobelintapeten behangen, welche Landschaften oder historische Gemälde darstellen. In jedem Zimmer steht ein Exemplar der von Jarvis in New-York erfundenen Violinspieluhren, welche alle Viertelstunden ein Quartett von Streichinstrumenten mit einer Reinheit und Präcision aufführen, daß der Zuhörer lebende Virtuosen zu vernehmen glaubt. Die übrige Ausstattung in Bezug auf Bequemlichkeit und Eleganz läßt keinen Wunsch unbefriedigt. Im dritten, vierten und fünften Stockwerke sind die Wohnungen für die Fremden vertheilt, und die Etagen selbst bestimmen die drei Rangordnungen. Die Verbindungstreppe von Marmor ist der schönen und kühnen Ausführung wegen ein Prachtwerk der Architektur. Die Corridors zeigen sich im Quadratlaufe als Säulengänge, deren Fußboden mit farbigen geschliffenen Steinplatten bildartig eingelegt sind. Die Mobilien des dritten Stockes könnten als Gegenstände für eine Kunstausstellung betrachtet werden. Die Wände der Zimmer zeigen Landkarten und pittoreske Ansichten von Nordamerika von bewährten Künstlern nach der Natur entworfen. Die Wohnzimmer der letzten Rangstufe im fünften Stockwerke sind im Preise die billigsten, und die Einrichtung derselben darf noch immer mit den elegantesten Gasthofzimmern in Paris, London, Petersburg und Wien in die Schranken treten. Die Unkosten für das Mobiliar des Hôtels betrugen gegen 2 Millionen Gulden unseres Geldes. Unter den zahlreichen Riesenspiegeln befinden sich auch solche, welche 20 Schuh Höhe und eine verhältnißmäßige Breite aufzuweisen haben, und für die allein eine Summe von 90,000 Gulden C. M. entrichtet werden mußte.

Die Gesellschaftssäle für die Herren und Damen im Thurme des Gasthofes sollen den Zauberlokalitäten nachgeformt zu seyn, welche in den Mährchen: „Tausend und eine Nacht" geschildert werden. Die Wände sind mit sogenannten Vexirtapeten aus der Fabrik der Herren Howison bekleidet, welche sich durch den Druck an eine verborgene Feder immer in einer andern Gestalt zeigen, und auf diese Weise zwanzig Mal hinsichtlich der Farbe und Einarbeitung verändert werden können. Immerblühende exotische Pflanzen, wahre Meisterstücke der Blumenmacherkunst beherbergen verschiedene Vogelautomaten, welche beim Anfassen des Pflanzenstammes die lieblichsten Melodien singen. Die Tische dieser Säle können durch ein eigenes Druckwerk in ein Schachbret, in ein Billard, in einen Speise- oder Kartenspieltisch metamorphosiret werden. Die Speisekasten sind mit Nummern versehen, welche auch auf einem Holztäfelchen wie Stiften eingesetzt erscheinen. Die Nummer des gewählten Gerichtes oder Getränkes wird durch ein metallenes Rohr in die Tiefe gesenkt, und wie durch Zauberei erhebt sich das Gewünschte augenblicklich aus der unterirdischen Restauration.

Die Kellergewölbe des Hôtels sind sehenswerth durch ihre gigantischen Bogenspannungen; sie sind in mehrere Stockwerke abgetheilt, bilden einen der großartigsten Wintergarten, welche die Gäste in die blumige und duftige Frühlingswelt hineinzaubert, wenn sich über die weiten Fluren ein kaltes Leichentuch geworfen hat.

Die eigentlichen Keller zur Aufbewahrung der Lebensmittel und Getränke, die Magazine und andere Lokalitäten sind hinter der erwähnten Scheidemauer errichtet, weshalb das Auge des Passagiers in diesem Gasthofe auf keine Gegenstände fällt, welche das Schönheitsgefühl beleidigen könnten.

Die männliche Dienerschaft zählt hundert Individuen. Diese theilen sich in Gesellschafter oder Cicerone, welche schwarz gekleidet sind, in Aufwärter, welche weiße numerirte Uniform tragen, und in Hausbediente, welche in grauen ebenfalls numerirten Kleidern erscheinen. Die weibliche Dienerschaft hat dieselbe Zahl, Rangabstufung und Bekleidungsmerkmale aufzuweisen. Zu den Ciceronen oder Gesellschaftern werden nur solche Personen gewählt, welche ausgebreitete wissenschaftliche und Lokalitäts-Kenntnisse besitzen, in der Schule der Höflichkeit erprobt sind, und die gangbarsten lebenden Sprachen reden. Ein solcher Cicerone des männlichen oder weiblichen Geschlechtes, steht zur Conversation und zum Auskunftgeben für die Passagiers höheren Standes bereit, bezieht von dem Eigenthümer des Gasthofes nach dem deutschen Gelde einen jährlichen Gehalt von 2000 fl. Die Aufwärter müssen ihre Rechtschaffenheit und Moralität bewährt, und einen Cursus in der Schule der Höflichkeit mitgemacht haben, überdieß der englischen, französischen, deutschen und italienischen Sprache mächtig seyn. Der Oberaufwärter hat seit einem Jahre ein eigenes Institut gegründet, worin diejenigen, welche sich für den Dienst der Gasthäuser ausbilden wollen, in dem feinen Benehmen, in den Sprachen und andern nöthigen Kenntnissen Unterricht empfangen, und dann im Hôtel selbst praktisch an Reinlichkeit, Höflichkeit, Schnelligkeit und Geschicklichkeit beim Bedienen der Gäste gewohnt werden. Die Küche und der Keller dieses Etablissements, sind in Betreff der Reinlichkeit und strengen Ordnung ein Vorbild für alle Gasthöfe in Europa. Nur Köche sind in der Küche beschäftigt. Sie tragen weiße Leinwandkleider, und müssen sich mit dem Barte zugleich die Kopfhaare abscheeren lassen. Die Kopfbedeckung besteht in einer weißleinwandenen festanliegenden Mütze. Der Oberkoch dirigiet sein Personale mit kurzen Commandoworten. Derselbe hat ein Kochbuch im Drucke erscheinen lassen, welches den Titel führt: „Tausend und eine Fleischspeise," und das binnen einem Jahre die vierte Auflage erlebte. Dieser Künstler wird unter ähnlicher Bezeichnung auch Kochvorschriften für Fastenspeisen Suppen, feine Backwerke, und künstliche Getränke herausgeben. Die Speisezettel dieses Gasthofes sind förmliche Broschüren, welche eine Auswahl von mehr als 500 Speisen, und von mehr als 200 Getränkegattungen bezeichnen. Darin sind nur allein gegen 50 Suppenvarietäten aufgezählt, während in den berühmtesten Gasthöfen oft nur 5 angeschrieben werden, die nicht einmal dem Geschmack des Speisenden immer zusagen. Der Keller ist ein Vereinigungsort der spirituosen Getränke aus allen Weltgegenden. Der köstliche Ofner und der feurige Tokayer stehen ebenfalls als Dessertweine auf der elegantgedruckten und sinnreichverzierten Tafelkarte. Zur täglichen Reinigung der Tisch- und Bettwäsche rc. wurde ein eigenes Dampfwäschlokale errichtet, worin durch Maschinenwirkung in der Zeit einer halben Stunde gegen 5000 Einzelnstücke gewaschen, getrocknet, gewalzt und gebügelt werden können. Mit Hülfe derselben Dampfkraft werden übrigens auch die sämmtlichen Eß-, Trink- und Küchengeräthe gereiniget, und noch andere zahlreiche Handmanipulationen verrichtet, wohin zum Beispiel das Ausklopfen der Kleider und das Reinigen der Fußbekleidungen zu rechnen ist. Die Küche ist ebenfalls mit einem Dampfapparate versehen, mittelst welchem das Fleisch, das Zugemüße und andere Speisen gekocht werden, um denselben durch dieses Verfahren mehr Wohlgeschmack zu verleihen. Die Beleuchtung der innern Räume des Hauses geschieht durch Gasflammen, welche der reichlichen Ausströmung halber, die Nacht wirklich in sonnenhellen Tag verwandeln. Erwärmte Luft durch Röhrenkommunikationen in alle Lokalitäten geleitet, dient im Winter zur Beheizung. Durch Schraubenvorrichtungen kann nach Willkür mehr oder weniger Wärmestoff in die Zimmer getrieben werden. Der Eigenthümer dieses großartigen vielbesuchten Etablissements, Hr. Astor,

Digitized by Google

ist der Sohn eines gebornen Deutschen, welcher sich in New-York durch glückliche Spekulationen ein namhaftes Vermögen gesammelt hatte. Die Herren Boyden und Curtis führen gegenwärtig als Pächter die Oberleitung des Ganzen, und das Direktionsbureau vereinigt gegen zwanzig Individuen, welche die Expeditions- und buchhalterischen Geschäfte zu besorgen haben.

Irland im Julius 1836.

Im Hafen von Kingston warfen wir Anker, und zahlreiche Boote ruderten heran, um uns ans Ufer zu bringen. Aus dem schweigsamen, jedes Geschäft geräuschlos abmachenden England kommend, fiel mir die Aktivität und Lebendigkeit dieser irischen Schiffsleute, die uns und unsere Effekten gleichsam im Sturme in die Nachen hinabtrugen, sehr auf. Wie wuchs aber mein Erstaunen, als die ganze Mauer und die Aufgangstreppe am Landungsplatze mit halbnackten, mit Lumpen weniger als nothdürftig behangenen Menschen übersäet war, die alle mit tollem Geschrei auf uns einstürzten, unserer Habseligkeiten sich bemächtigten und davon rannten. Jeder hatte immer nur Ein Stück genommen, und bis wir aus dem Schiff treten konnten, war Alles verschwunden. Ich gestehe, daß solche Momente nicht zu den angenehmsten auf Reisen gehören. Weit und breit keine Polizei, kein Mensch, mit dem man sprechen konnte, und nichts als Lumpen in Lumpen. Wir gingen zur Eisenbahn, die uns nach Dublin bringen sollte, um bei den dortigen Beamten Hülfe zu suchen, als wir zu nicht geringer Ueberraschung unsere sämmtliche Habe bei dem kochenden Dampfkessel säuberlich aufgestellt fanden und nun gerne die vielseitig geforderten Trinkgelder spendeten. Aehnliches findet man in Italien oft, allein so ganz aufsichtslos und so ganz ehrlich habe ich doch in keinem Theile der Erde Menschen in Lumpen gefunden, und diese erste Erfahrung über die Ehrlichkeit der Irländer habe ich noch oft Gelegenheit gehabt, als die schönste Seite dieses armen Volkes anzuerkennen. Die Eisenbahn von Kingston nach Dublin ist bis jetzt die einzige mir bekannte, die in Krümmung geht, da sie längs des runden Golfes und zum Theil über einen Damm hinzieht. Man hofft, daß in Zukunft die Schwierigkeiten der krummen Linien für die Eisenbahnen keine Hindernisse mehr seyn werden. Wir durchflogen sie in gewöhnlicher Blitzesschnelle, und nun waren wir in dem herrlichen Dublin, einer der schönsten Städte der Welt, mit beinahe 300,000 Einwohnern. Wenn ich auch die so oft behauptete Aehnlichkeit Dublins mit der Lage von Neapel nicht finden konnte, da ersteres ganz flach, letzteres ganz an Anhöhen liegt, so finde ich dagegen desto mehr Verwandtschaft dieser beiden Städte im Leben und Treiben der Einwohner, im Geräusche und der erstaunlichen Lebhaftigkeit derselben, und in den frappirenden Kontrasten zwischen höchstem Luxus und der äußersten Stufe menschlichen Elendes. Es ist nicht zu schildern, wie zerlumpt hier die Hälfte der Population herumgeht und herumliegt. Es ist sichtbar, daß die meisten abgerissenen Kleider nicht für ihre gegenwärtigen Besitzer gemacht sind, und der Handel mit abgelegten Kleidern bildet einen eigenen Handelszweig aus England und Schottland nach Irland, so daß man annimmt, daß Millionen Menschen hier ihr ganzes Leben in fremden Fezen durchleben müssen, ohne je ein neues Kleidungsstück an den Leib gebracht zu haben. Beim Italiener ist mir dieser abgerissene Zustand nie so sehr aufgefallen, da das Halbnakte unter seinem warmen Himmel nicht störend erscheint. Allein in dem nördlichen Irland sind diese Blößen empörend, und der grausame Spottname Whiteboys, womit die Engländer die armen barfüßigen Pads bezeichnen, möge hart auf diese tyrannischen Egoisten zurückfallen. Alle Gegensätze berühren sich in diesem unglücklichen Lande, und so hatten wir denn auch Gelegenheit die ganze schöne Welt Dublins im Rotunda-Garten beisammen zu finden, der von der einen Seite von einem Asyle verkrüppelter Menschen eingefaßt ist, und auf seinen grünen Terrassen den Blumenflor der mit den englischen Edelfrauen an Schönheit und Anmuth wetteifernden Irländerinnen wiegt, während das Elend ringsum gräßlich aus den zerbrochenen Fenstern des Hospitals auf diesen frevelnden Gegensatz herab hohnlacht. Wie wenige Ausländer hieher kommen, mußte uns an der Aufmerksamkeit auffallen, welche wir in den Straßen Dublins, so wie später auf unserer Reise ins Innere des Landes erregten. Ein Schnurrbart, ein etwas auffallendes Aeußeres, besonders aber die fremde Sprache sind hinlänglich, um alle Augen nach dem Fremden zu richten. Das Philisterthum eines deutschen Landstädchens ist großartig gegen die Neugierde, mit welcher man hier jedes exotische Menschenkind verfolgt, und schon im südlichen England hatten wir in einigen kleinern Städten förmliche Zusammenläufe veranlaßt, was uns begreiflich vielen Stoff zum Lachen gab. Im Rotunda-Garten gieng dieß nun soweit, daß einige Herrn, welche Damen am Arme führten, uns geradezu ansprachen und uns sehr artig fragten, welcher Nation wir zugehörten, worauf wir denn wie eingeführt, von allen Seiten mit der zuvorkommensten Weise behandelt wurden. Der Engländer begnügt sich mit der bloßen Contemplation, der Irländer muß wissen, wen er vor sich hat.... In Ländern, die wie England mit der ganzen Welt in Verbindung sind, muß eine solche kleinliche Neugierde befremden, und dient als Beweis, wie wenig England von Fremden besucht wird. Allein die Engländer selbst haben wieder vor Irland eine unüberwindliche Scheu, die im Grunde auf Furcht basirt und die Ursache ist, weßhalb dieses Land von seinen Beherrschern selbst so falsch beurtheilt und behandelt wurde. Der Engländer, der in Irland reist, träumt nur von Halsabschneiden und Plündern, was Wunder also, wenn mancher Fremde sich dadurch abschrecken läßt, in das Innere dieses interessanten Landes zu gehen. Und doch ist es gewiß, daß man fast nirgends sicherer reisen kann, als gerade in diesem so verrufenen Lande. Der Irländer ist ehrlich, offen, gesprächig, aber leichtsinnig, und hat mit dem Neapolitaner wieder das gemein, daß er nicht arbeitet, so lange er etwas hat, wobei ihm Kartoffeln, so wie dem Neapolitaner Apfelsinen genügen. Hat er gar nichts mehr, dann ist er gleich diesem der beste, fleißigste Arbeiter, und da er zu Hause selten Arbeit findet, so geht er nach England und wird dort sehr gesucht und gut bezahlt. Man sieht Tausende dieser armen Irländer auf den englischen Wiesen und Feldern; sie gewöhnen sich dort an regelmäßigen Erwerb, und hierin liegt ein Hauptgrund der allmählig fortschreitenden Verbesserung der irischen Zustände.

(Fortsetzung folgt.)

Dichter-Reichthum.

Euch, die Ihr mit dem Namen Hungerleider
Mitleidig, stolz, die Dichterschaar beklert,
Hört ihr verblendeten, ohnmächt'gen Neider,
Wie Euch dafür gelesen wird der Text.

Was seyd denn Ihr, die Ihr mit fadem Witzeln
Sezt unsern Rang und Stand herunter nur?
Es wird, laßt ellenlang den Stammbaum kritzeln
Am Ende dieser doch — Makulatur.

Samt euern Ahnen seyd Ihr her von gestern
Nehmt euch so viel ihr wollt die Backen voll;
Doch wißt, die Musen grüßen wir als Schwestern
Und unser Vater ist — Respekt! Apoll!

Digitized by Google

Sprecht! könnt Ihr euch mit der Verwandtschaft brüsten?
Von Adam nur stammt Ihr, der sich vergas
Und schwach nach Rang und Stand sich ließ gelüsten,
Obgleich er nicht ein einzig Hemd besaß.

Zur Magerkeit, meynt Ihr, sind wir berufen? —
Wär's eine Ehre dick und fett zu seyn,
Dann stünden auf den höchsten Ehrenstufen
Mit vollem Recht das Gänschen wie das Schwein.

Ihr seyd des Koches Willkühr übergeben;
Was er will, steht auf eurer Tafel da;
Kann Eure Leckerbißen er erheben
Zu unserm Nektar und Ambrosia?

Hat nicht einst bei der Theilung dieser Erde
Zeus mit dem Dichter den Olymp getheilt?
Sprecht, wo wohl Jupiter mit Euch verkehrte,
Ob ihr gleich hinter Mamonklumpen weilt?

Euch, glaubt ihr, munde Wein statt Wasser besser,
Das uns beschieden auf der Dichter Bahn?
Schwebt! nicht der Gottheit Geist auf dem Gewässer? —
Singt majestätisch nicht auf ihm der Schwan?

Der Wein, mit dem wir unsern Becher füllen
Und den die Phantasie uns reich kredenzt —
Ist nicht geschwefelt, nicht verfälscht im Stillen,
Doch mit den Rosen des Gesangs umkränzt.

Schlürft nur behaglich aus krystallner Schale
Der Traube Blut, das man für Geld euch beut.
Uns tränkt aus Diamantenem Pokale —
Der Genius selbst — mit Unsterblichkeit.

In Gold und Silber könnt Ihr freilich wühlen,
Wann euch der ungerechte Mamon hold —
Doch Phöbus läßt im Innern reich uns fühlen,
Und uns gehört der Morgensonne Gold. —

Versilbert magisch nicht des Mondes Scheibe
Mir freundlich, hold mein stilles Kämmerlein,
Dem ich zu Ehren manch' Gedichtchen schreibe
Und der mich hüllt dafür in Silberschein?

Wohl Sammt und Seide habt ihr euch erkohren,
Mit welcher ihr euch Wunder wie, hier schmückt;
Wir nehmen unsern Purpur von Auroren —
Des Aethers Blau mit Sternen reich gestickt. —

Ihr strahlt in Edelsteinen kaum zu zählen —
Ein wahrer Flitter gegen unsre nur!
Gehören uns die Perlen und Juwelen
Nicht alle auf der weiten Blüthen Flur?

Ihr höhnt auf Rennern uns und aus Caroſſen
Und glaubt wir hinken elend nach zu Fuß? —
Indessen schwingen flugs und unverdrossen
Wir uns auf unsern raschen Pegasus.

Hah! seht wie er sich stolz zusammen raffet!
Er schwingt empor sich über Thurm und Dach,
Ihr bleibt zurück, begreift uns nicht und gaffet
Mit aufgesperrtem Mund und Ohren nach.

Ob eurer Gärtner Kunst und ihren Bäumen —
Erwartet Ihr — den unverdienten Preis —
Wer pflegt von Euch in seinen Treibhaus-Räumen
Des Dichters ewiggrünes Lorbeerreis?

Bewundernd stehet ihr vor der Fontaine
Mit Bronze verziert, entsprudelnd dem Gestein
Wir lagern fröhlich an der Hyppokrene —
Und schlürfen dort Begeisterung uns ein.

Ja unvergänglich blühen unsre Blüthen —
Mit eignem Fleiß, mit eigner Hand gepflegt,
Wenn eure Blumenschätze längst verglühten —
Und keiner eurer Bäume Früchte trägt.

Voll Angst pflegt Ihr die Schätze zu verschließen,
Langweile, Spleen und Harm — sie quälen Euch;
Die unsrigen mag Jeder mit genießen
Wer von uns wohl ist arm? und wer ist reich?

Seyd Ihr nun abgefertiget ihr Spötter? —
Was wir entgegneten, bleibt ewig wahr. —
Allein für Wahrheit zahlen Erden-Götter
Am allerwenigsten ein Honorar.

W....m.

Pot-Pourri.

Mittel wider den Stein.

Der berühmte Professor Brera bestätigt in einem Schreiben in einem dänischen Blatte die wichtige Entdekung, daß das Mineralwasser in Recoara den Stein auflöse. Wenn der Kranke es eine Zeit lang getrunken hat, so befreit es ihn von seinem Leiden, ohne daß er genöthigt ist, seine Zuflucht zur schmerzhaften und oft gefährlichen Operation zu nehmen. Ein 50jähriger Tyroler ist erst neulich durch dieses Mineralwasser von seinem Uebel gänzlich befreit worden. Professor Brera hat diese merkwürdige Heilung in einer eigenen Abhandlung beschrieben. Recoara ist ein Städtchen in der Lombardei in der Provinz Vicenza, nur wenige Meilen von der Stadt dieses Namens an der Quelle des Flusses Agno, mit einigen tausend Einwohnern. Der dortige Sauerbrunnen ist schon lange bekannt und wird zahlreich besucht. Man sprach schon länger von seinen wohlthätigen Wirkungen gegen Steinschmerzen; daß er die Krankheit heile, ist erst jetzt bewiesen.

Für Bäcker.

Ein Apotheker in Lyon hat ein Verfahren entdeckt, vermöge dessen den Soldaten Weißbrod geliefert werden kann, ohne daß die Ration (1½ Pfd.) theurer wäre. Er ist nach Paris berufen, und nachdem eine Commission von Aerzten und Chemikern in seinem Verfahren nichts Nachtheiliges gefunden, hat er dasselbe in Gegenwart der Direktoren der Kriegsverwaltung und des Verpflegungswesens gezeigt. Das Mehl wurde geknetet und gebacken. Das Brod ergab alle wünschenswerthen Eigenschaften, es war sehr gut und schmackhaft. Man spricht von einer dem Erfinder für sein Geheimniß zu verwilligenden starken Belohnung, deren Bewilligung in der nächsten Sitzung der Kammern beantragt werden soll.

Hohes Alter.

In Dalmatien lebt gegenwärtig in Cunovaz, einer Berggegend von Carino, Vassigt Chioso, welcher im Februar des Jahres 1720 geboren wurde. Wiewol 116 Jahre und 6 Monate alt, befaßt er sich noch mit seinen häuslichen Verrichtungen, und unterläßt nicht, seine Heerde täglich auf die Weiden der Umgebung zu führen. Sein Gedächtniß ist frisch, sein Augenlicht kräftig; es fehlen ihm nur zwei Zähne. Man sieht ihm bei Weitem nicht sein hohes Alter an. Auch hat er einen Sohn, der bereits sein 70stes Lebensjahr erreichte. Er hält die oft maßlosen mortalischen Zechgelage, ohne den mindesten Nachtheil zu verspüren, aus. Bei den häufigen Gesundheiten, die bei solchen Gelegenheiten ausgebracht werden, läßt er sich im Genusse unvermischten Weines von Niemand übertreffen, und wenn er zum Gesange aufgefordert wird, läßt er, gleich jedem Andern, seine wohlklingende Stimme ertönen.

In Breslau starb am 27. Aug. die Almosen-Empfängerin Rosina Schubert in dem hohen Alter von 105 Jahren.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 38. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die Krönung des Königs von Böhmen zu Prag am 7. Sept. 1836.

Schon am frühen Morgen verkündete der Donner des Geschützes und das Geläute der großen Glocke der Domkirche die Feier, durch welche dem heutigen Tage in der Geschichte Böhmens eine so hohe Bedeutung verliehen werden sollte.

Um 8 Uhr eröffnete die feierliche Ueberfragung der bereits früher durch den Stellvertreter des Oberstburggrafen Staats- und Conferenz-Ministre, Grafen von Kollowrat *), aus ihrem gewöhnlichen Verschlusse in der St. Wenzeslaus-Kapelle nach den Gemächern Sr. Majestät gebrachten Kroninsignien, aus diesen in die St. Wenzeslaus-Kapelle zurück, die Reihe der Festlichkeiten, mit welchen die Krönung Kaiser Ferdinand I., als König von Böhmen, begangen werden sollte. Der Oberstlandhofmeister Baron v. Heß mit seinem Stabe trat dem Zuge voran, der seinen Weg durch die beiden Schloßhöfe nahm. Ihm folgte der Stellvertreter des Oberstburggrafen, mit Krone und Kronhaube, der Oberstlandrichter Baron von Wagemann, der den Reichsapfel, der Oberstlandschreiber Ritter von Prohazka, der den Scepter trug, und die Kronhüter, des Herrenstandes, Graf Dietrichstein, mit Stola und Gürtel, des Ritterstandes, Ritter von Bohusch, mit dem königlichen Mantel. In der Wenzeslaus-Kapelle wurden sämmtliche Kroninsignien auf dem Altare des heil. Wenzeslaus niedergelegt, und von den beiden Kronhütern und dem Erbthürhüter bis zur Ankunft Sr. Majestät bewacht.

Allerhöchstdieselben verließen ihre Gemächer eine Stunde später, und begaben Sich, unter Vortretung von Hofbeamten, Edelknaben und Kammerfourieren, der Stände, der Truchsessen und Kämmerer, Erbamtsbesitzer und Oberstlandesoffiziere, denen sich die geheimen Räthe anschlossen, sodann des Oberstlandhofmeisters Baron Heß mit dem Stabe, des böhmischen Heroldes im Wappenrocke, und des Oberstlandmarschalls Grafen Clam-Gallas, mit dem entblößten Schwerte des heil. Wenzeslaus — unter einem von dem Bürgermeister Ritter von Sporschil, den beiden Vice-Bürgermeistern Fanta und Keller, und fünf Magistratsräthen der Stadt Prag getragenen Prunkhimmel, in Feldmarschalls-Uniform, geschmückt mit den vier Ordensketten und dem großen Bande des Maria-Theresien-Ordens, in Begleitung der Toisonisten, der Großkreuze, des General-Adjutanten Grafen Clam-Martinitz, und der Gardehauptleute, unter dem Geläute aller Glocken der Hauptstadt, — durch die Schloßhöfe an den paradirenden Bürger-Corps und den Zünften vorüber, zur Domkirche. Diese betraten Se. Majestät unter Trompeten- und Paukenschall, nachdem Sie, am Eingange das Ihnen vom Consecrator, dem Fürst-Erzbischofe von Prag, dargereichte Kreuz Kaiser Karls IV. nach altem Brauche kniend geküßt hatten, und begaben Sich sofort in die St. Wenzeslaus-Kapelle, wohin Ihnen die obersten Hofämter, der Stellvertreter des Oberstkämmerers, Graf Sternberg, die Oberstlandes-Officiere, Erbämter und Gubernialräthe folgten. Mit dem Krönungskleide angethan, mit Gürtel und Stola geschmückt, und umflossen von dem Königsmantel, die Hauskrone auf dem Haupte tragend, verließen Se. Majestät hierauf die Kapelle, an deren Eingange Sie der Consekreator mit dem assistirenden Klerus erwartet hatte, und begaben Sich, von den zwei bischöfl. Assistenten, den Bischöfen v. Budweis und Brünn, geleitet, und unter Vortretung der Pfarrer der 4 ältesten Pfarrkirchen Prags, welche Reliquien des heil. Bartholomäus, des Apostel Philippus, der heil. Anna, und der heil. Barbara, in kostbaren Schreinen voranirugen, nach dem Hochaltare. Der Zug bewegte sich hierbei in derselben Ordnung, wie auf dem Wege nach der Kirche, doch gingen vor dem Kaiser die Erbämter, denen der böhmische Herold, das Federbarret auf dem Haupte, mit vorgestrecktem Stabe voranschritt, und die Oberstlandesofficiere mit den Kroninsignien: zuvörderst der Erbthürhüter Frhr. J. Mladota mit dem Schlüssel, der Erbpanier des Herrenstandes Graf Chorinski, und des Ritterstandes Ritter von Kundratitz mit den Bannern, der Erbstilberkämmerer Graf Salm, der Stellvertreter des Erbtruchsessen, und der Erbküchenmeister mit vergoldeten und versilberten Beuteln, der Erbschatzmeister Fürst Ferdinand Lobkowitz, der Stellvertreter des Erbmundschenken, mit dem Opferweine in vergoldeten und versilberten Fässern, der Erbvorschneider Graf Waldstein, und der Erbhofmeister Graf Kinsky mit seinem Stabe; ihnen folgten die obersten Landesoffiziere des Ritterstandes: der Kronhüter, der Oberstlandschreiber mit dem Scepter, der Stellvertreter des Landesunterkämmerers Graf Lützow, und der Burggraf von Königgrätz Ritter von Hoen, sodann die obersten Landesofficiere des Herrenstandes: der Stellvertreter des Kronhüters, der Oberstlandrichter Baron Wagemann mit dem Reichsapfel, die Stellvertreter des Appellations-Präsidenten Frhr. von Uehrenthal, und des k. böhmischen Kammerpräsidenten, Graf Schönborn, die Stellvertreter des Oberstburggrafen, Graf Kollowrat mit der Krone, des Oberstlenkanzlers, Fürst August von Lobkowitz, und der Oberstlehnrichter, Graf Spork, der Oberstlandhofmeister, Baron Heß, mit dem Amtsstabe, endlich unmittelbar vor dem Kaiser der Oberstlandmarschall, Graf Clam-Gallas, mit dem Schwerte des heiligen Wenzeslaus. Neben und hinter Seiner Majestät gingen außer der gewöhnlichen Leibgarden-Begleitung, die Toisonisten und Großkreuze, der Oberstlandkämmerer, Graf Hartmann, mit der purpurnen Unterkappe, die Leibgarde-Hauptleute und der General-Adjutant.

Als der Zug unter Chorgesang das Presbyterium erreicht hatte, nahmen Se. Majestät den in der Mitte desselben errichteten Thronsitz ein, während der Consecrator, vom Hochaltare herab die zwei Gebete: Deus qui scis etc. und Omnipotens sempiterne Deus coelestium etc. mit gegen den Kaiser gewandtem

*) Der Oberstburggraf war durch den, am 5. September erfolgten, plötzlichen Todesfall seines Bruders, des Fürst-Erzbischofs von Olmütz, gehindert, zu erscheinen.

Digitized by Google

Antlitze sprach und die Kron-Insignien auf dem Altare niedergelegt wurden. Die Glieder des Zuges nahmen ihre Plätze zu den Füßen des königlichen Faldistoriums, ihrem Range gemäß, nach altem Brauch und Herkommen ein. Ihre Majestät die Kaiserin, die durchlauchtigsten Familienglieder und Ihre Tags vorher aus Dresden zur Krönungsfeier hier eingetroffenen Majestäten, der König und die Königin von Sachsen, befanden sich in dem Oratorium zur Linken des Hochaltars; unter demselben, und wo der Raum es sonst zuließ, waren für das diplomatische Corps, die Damen des hohen Adels und das übrige Publikum mehrere Tribunen errichtet, und sämtlich von einer zahlreichen Menge von Zusehenden besetzt.

Nun führten die zwei assistirenden Bischöfe, unter Vortretung des Oberstlandhofmeisters und des Oberstlandmarschalls den Kaiser zu den Stufen des Hochaltars, wo Er knieend von dem auf seinem Faldistorium sitzenden Consekrator, nach Verrichtung der herkömmlichen Gebete, während welchen Seine Majestät mit geneigtem Antlitze beteten, den Segen erhielt, und hierauf Sich unter Beihülfe der assistirenden Bischöfe wieder nach dem Throne zurückverfügte. Nun begann das Hochamt. Nach der Epistel schwieg die Chormusik und die Krönung nahm ihren Anfang. Abermals verließen Seine Majestät den Thron, um an der untersten Stufe des Altars stehend die Fragen des Consecrators „vis fidem Sanctam,"? mit „volo", und „vis regnum Tibi etc." mit „ volo, et in quantum divino fultus adjutori ac solatio omnium suorum valuero, ita me per omnia fideliter acturum esse promitto," zu beantworten, und hierauf nach Ablegung der Hauskrone knieend zuerst den Königseid aus dem im Schooße des Consecrators ruhenden Pontifikale in lateinischer Sprache abzulesen, sodann den von dem neben Allerhöchst Denselben knieenden Stellvertreter des Oberstburggrafen vorgesprochenen ständischen Eid zu leisten. Nach abgelegtem Eide wurden die Schultern und der rechte Arm Seiner Majestät durch den Oberstlandeskämmerer und den Stellvertreter des k. k. Oberstkämmerers entblößt, und von dem am Altar sitzenden Consecrator unter Verrichtung der herkömmlichen Gebete mit dem h. Oele gesalbet. In einem hinter dem Hauptaltar errichteten Gemache trockneten hierauf die assistirenden Bischöfe und der Oberstlandeskämmerer die gesalbten Theile Seiner Majestät, welche Sich sodann wieder nach dem Hochaltare verfügten, und an der Epistelseite desselben niederknieten. Schwert, Ring, Scepter und Reichsapfel wurden zunächst von dem Consecrator eingesegnet, und Seiner Majestät übergeben, endlich auch über die von dem Stellvertreter des Oberstburggrafen gehaltene Krone der Segen: Deus inorum corona fidelium gesprochen, und diese, nachdem der Oberstlandeskämmerer Seine Majestät mit der Krönungskappe bedeckt hatte, von dem Consecrator mit Beihülfe des Stellvertreters des Oberstburggrafen und der zwei assistirenden Bischöfe, mit den Worten: accipe coronam regni, auf das Haupt des Kaisers und Königs gesetzt.

Der gekrönte König erhob Sich, nachdem Er die böhmische Krone wieder mit der Hauskrone vertauscht hatte, und bestieg jetzt, Scepter und Reichsapfel in den Händen tragend, gefolgt von dem Consecrator, den beiden bischöflichen Assistenten, dem Klerus, den Hofchargen Oberstlandesoffizieren und Erblandesbeamten, denen der Herold, die Erbpaniere, der Oberstlandhofmeister mit dem Stabe und der Oberstlandmarschall mit dem Schwerte vorangingen, den in der Nähe des Hochaltars, an der Evangeliumsseite auf drei Stufen erhöhten Thron, und der Consecrator beschloß die feierliche Inthronisirung mit dem Gebete: In hoc regni solio confirmet etc.

Der Stellvertreter des Oberstburggrafen rief nun den Ständen die Worte in böhmischer Sprache zu: Gehen wir das Bekenntniß zu unserm gekrönten König und Erbherrn ablegen, worauf sämmtliche Anwesende in lauten, von den Tribunen wiederhallenden Jubelruf ausbrachen. Der Stellvertreter des Oberstburggrafen berührte nun, während der Consecrator das Te Deum laudamus anstimmte, den Scepter des Königs, ihm folgten die übrigen Oberstlandesoffiziere, die Erbamtsbesitzer, die böhmischen Fürsten und geheimen Räthe, die Stände und mehrere städtische Abgeordnete, welchen sämmtlich das hohe Glück zu Theil wurde, in diesem feierlichen Augenblicke das Bekenntniß zu ihrem Herrn und Könige abzulegen, während von den Stadtwällen der Donner des Geschützes herüberdrang, und in sämmtlichen Kirchen Prags mit allen Glocken geläutet wurde.

Das unterbrochene Hochamt ward nun fortgesetzt, und während des Credo von Sr. Majestät mehrere Stände zu St. Wenzelsrittern geschlagen. Nach dem Offertorium verließen Se. Majestät den Thron, um an den Stufen des Altars knieend die Opfergabe, die Brode und Weinfässer, nebst einem schweren Goldstücke darzubringen. Nach dem Agnus Dei verfügte Sich Se. Majestät, abermals begleitet von dem Oberstlandhofmeister, den assistirenden Bischöfen und dem Stellvertreter des Oberstburggrafen zum Hauptaltare und empfingen knieend aus den Händen des Consecrators die Cummunion unter beiden Gestalten.

Als der Consecrator beim letzten Evangelium den feierlichen Segen ertheilte, wurde das Ende des Hochamts und der stattgehabten Krönung den Bewohnern der Hauptstadt durch Lösung der Geschütze und Glockengeläute verkündigt und die während derselben vor dem Schlosse versammelte zahllose Volksmenge in die inneren Hofräume eingelassen.

Der feierliche Zug begab sich nun, in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, nach dem festlich geschmückten Huldigungssaale, wo Ihre Majestät die Kaiserin, die durchlauchtigsten Familienglieder, Ihre Majestäten der König und die Königin von Sachsen, das diplomatische Corps, die Damen des hohen Adels und ein zahlreiches Publikum die ihnen zugewiesenen Schaugerüste bereits eingenommen hatten. Nachdem der Zug den Saal unter Trompetenschall erreicht hatte, traten Se. Majestät für einige Zeit, nur gefolgt von dem Stellvertreter des Obersten Kämmerers und den Oberstlandesoffizieren, welche die Insignien trugen, in die Landstube ab. Mittlerweile ordnete sich das Geleite in dem Saale, um die Tafel des Kaisers unter einem kostbaren Thronhimmel, zu welcher der Fürsterzbischof von Prag, als Consecrator, gezogen zu werden die Ehre hatte. Nun erschienen Se. Majestät abermals, unter Vortragung der Reichsinsignien, welche auf einem Tische zur Rechten des Kaisers niedergelegt wurden, im Speisesaale, und ließen sich, nachdem Sie sich die Hände gewaschen hatten, wobei der Erbvorschneider, Graf Waldstein, das Becken hielt und das Wasser aufgoß, der Oberstlandhofmeister Freihr. v. Heß aber das von dem Erbstilberkämmerer Grafen Salm empfangene Handtuch darreichte, unter Trompeten- und Paukenschall, und während der Oberstlandhofmeister den Sessel rückte, zur Tafel nieder und die Musik begann. Der Erbküchenmeister, Graf Waldstein, überreichte Sr. Majestät das Verzeichniß der Speisen, der Stellvertreter des Erbmundschenken und der Erbvorschneider versahen während der Tafel ihr Amt, der mitspeisende Fürsterzbischof von Prag wurde von dem Ritter Bohuslaw, als dem hierzu von dem Oberstburggrafen bestimmten Mitgliede des Ritterstandes, bedient; die Aufsicht über die Auftragung der Speisen führten der Erbküchenmeister, Graf Waldstein, und der Erbstilberkämmerer, Graf Salm, mit Beihülfe des k. k. Oberstküchenmeisters, Landgrafen von Fürstenberg.

Nach dem ersten Trunke Sr. Majestät, wobei die Kanonen auf den Stadtwällen gelöst wurden, begaben sich die Oberstlandesoffiziere mit den von ihnen geladenen Gästen zu ihren zwölf Tafeln. Diese waren alle mit kunstreichen Aufsätzen, die merkwürdigsten Gebäude Prags verstellend, geschmückt und so geordnet, daß oben zur Rechten des Throns jene des Oberstburggra-

Digitized by Google

fen, links die des Oberstlandhofmeisters sich befanden, denen sich dann die übrigen nach dem Range der vorsitzenden Oberstlandesoffiziere anschlossen. Nachdem sich Alles zur Tafel niedergelassen, geruhte Se. Majestät durch den Stellvertreter des Erbmundschenken, Grafen Czernin dem Stellvertreter des Oberstburggrafen ein mit Wein gefülltes Glas zu übersenden, und ihm bedeuten zu lassen, daß Allerhöchstdieselben die Gesundheit auf das Wohl des Landes zu trinken gesonnen seyen. Der Stellvertreter des Oberstburggrafen entgegnete diesen Beweis der kaiserlichen Gnade mit einem Trunke auf die Gesundheit Ihrer Majestäten, dann auf eine lange und glorreiche Regierung des Königs Ferdinand V. aus demselben Glase, welches er als ein Andenken an diese frohe Feier bewahrte. Der begeisterte Zuruf des Hofes bezeichnete die Gefühle der Treue und Liebe, die in diesem Augenblicke eine jede Brust bewegten. Auch an den übrigen Tafeln wurden ähnliche Trinksprüche ausgebracht. — Nachdem der Kaiser die Tafel unter Beobachtung desselben Ceremoniels aufgehoben hatte, begaben sich Allerhöchstdieselben in feierlichem Zuge nach den kaiserlichen Gemächern zurück, und zeigten sich noch vorher, von dem Balcon des großen Hofes, mit den Reichs-Insignien geschmückt, dem alle Höfe und Zugänge füllenden Volke, welches seinen gekrönten König mit endlosem Jubel begrüßte.

Die für den Abend vorbereitete Beleuchtung mußte wegen ungünstiger Witterung unterbleiben.

Irland im Julius 1836.

(Fortsetzung.)

Offenbar ist der Charakter und das Bedürfniß des Irländers in England noch immer nicht gehörig erkannt, und die Abneigung gegen den Papismus, von dem sich selbst aufgeklärte Engländer nicht losmachen können, gründet sich auf die unüberwindliche Furcht vor dem Einflusse des Papstes und die beabsichtigte Präponderanz der katholischen Kirche. Man muß dieses Vorurtheil, das mit dem Engländer aufgewachsen ist, beständig vor Augen halten, um begreifen zu können, wie eine so erleuchtete, denkende Nation zu solch blindem Hasse, zu solch unnatürlicher Mißhandlung ihrer unterdrückten Mitbürger sich bewegen lassen kan; und wenn O'Connel kein anderes Verdienst hätte, so müßte man ihm doch das zugestehen, daß es seiner Beharrlichkeit gelang, das Vorurtheil gegen sein bedrängtes Vaterland größtentheils besiegt, und eine Sympathie mit ihm in dem englischen Volke hervorgerufen zu haben, die, einmal Wurzel gefaßt, so leicht nicht mehr ausgerottet werden kann, und die im Bunde mit Rechtlichkeitssinn und Menschlichkeit über kurz oder lang zu dem schönen Resultate einer innigen Verschwisterung beider Nationen führen muß. — So wenig man nun behaupten darf, England zu kennen, wenn man blos in London war, so wenig findet man einen genügenden Maaßstab zur Beurtheilung von Irland durch einen Besuch Dublins. Fast alle Hauptstädte schließen die Gegensätze von Reichthum und Armuth, von Laster und Tugend in sich. In die Thäler, auf die Berge, in die Hütten muß man pilgern, dort nur findet man das Volk, dort nur sieht man, was es besitzt, was es entbehren muß. Südlich von Dublin liegen die Ruinen der ehemaligen Hauptstadt Irlands entfernt von den Steaßen in einem tiefen Thale, und die Trümmer von sieben Kirchen bezeichnen die Stelle, wo die alte Metropolis geherrscht hatte. Wer auf der Meeruferstraße über das von Naturschönheiten und Landsitzen überströmende Bray, das reizende Wicklow, das so unendlich schöne Avocathal gegen Arklow, wo das Rebellenheer zu Ende des vorigen Jahrhunderts vernichtet wurde, nach Wexford hin reist, der kann es nur an einzelnen üblen Hütten und armseligen Dörfern ahnen, welches Elend weiter hinein ins Land sich kund geben wird. Irland ist beinahe durchgehends gebirgig. Wir durchstreiften die Grafschaft Wicklow, welche so berühmt wegen ihrer Schönheit ist, und nachdem wir den Felsenpaß Scalp passiert, kamen wir in das Schloß des 21jährigen Lords Powerscourt, der sich auch schon unter die Zahl der mit dem Titel Absentee's belegten irischen Großen begeben, welche an den Ufern der Seine und im Golf von Neapel das von Pächtern den armen Iren abgepreßte Geld verprassen, und deren Vaterlandsliebe sie höchstens in der Season nach St. James treibt, ohne daß es ihnen einfiele über den Zustand ihrer Güter im mindesten nachzudenken oder nachzusehen. Mangel an Comfort und wohl auch Furcht halten sie Jahre lang von Hause entfernt, bis diese Entfernung zur Gewohnheit geworden ist. Nur durch den Weg von diesem Parke des torystischen Abtrünnigen geschieden, steht die bescheidene Wohnung des großen Curran Grattan, dem O'Connel des vorigen Jahrhunderts, dessen Sohn jetzt wieder die Rechte seines Volks im Parlamente verficht. Auf solche Gegensätze triffe man in diesem von Faktionen zerrissenen Lande bei jedem Schritte, ohne daß die persönliche Freiheit durch Meynungs-Verschiedenheit je im geringsten gefährdet würde. Dort in jenen wilden Thälern, in den tiefen Schluchten der Seen von Luggalla war der Feuerherd der Revolution gegen Ende des letzten Jahrhunderts, und diese unzugänglichen Thäler wurden erst nach gedämpfter Rebellion von der Regierung durch eine Militärstraße verbunden und durch Wachthäuser gesichert. (Forts. f.)

Sendschreiben des Hundes von Aubrian den Affen.

Wohlgeborner Herr Vice-Mensch!
Rinnackabler Künstler!

Indem ich, E. W., in mir einen mimischen Künstler von altem Schrot und Korn vorzustellen die Ehre habe, freue ich mich einem so ruhmbedeckten Mimen den brüderlichen Vorderfußschlag geben zu können.

Als ich zuerst in Deutschland die glühenden Bretter betrat, lehnten sich Pedanten und abgeschmackte Kunstrichter dagegen auf, ein gewisser Goethe legte die Intendanz des Theaters nieder, weil, wie er sagte, in den Hundstagen am besten ist zu Hause zu bleiben, und ein Witzling meynte: „Der Hund wäre auf's Theater, und das Theater auf den Hund gekommen."

Allein der Geist des aufgeklärten Jahrhunderts schritt ungeachtet Goethes und des abgeschmackten Witzes, dennoch vorwärts, — der Hund wurde volksthümlich, und fand bei dem Theaterpublikum jene Aufmunterung, welche das wahre Verdienst ohne Unterschied der Person stets erwirbt.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht," nie hat sich noch ein rechter Hund durch Vernunftgründe abschrecken lassen; der Hasen Verstand ist noch immer von vielen Hunden zu Tode gehetzt worden, und ich blieb unangefochten Sieger, und theilte fröhlich den Lorbeer mit den ersten Menschenkünstlern der Welt.

Im Grunde, ist uns denn der Mensch nicht Entschädigung schuldig? hat er uns Hunde denn nicht unglücklich gemacht dadurch, daß er uns an sich zog und uns in seine Verhältnisse unterwickelte? — Alle Thiere, die der Mensch an sich zog und an sich kettete, sind demselben bedauernswerthen Glücks- und Elend-Wechsel ausgesetzt, wie er selbst! Im wilden Zustande sind alle Hunde gleich, alle haben wir ein Schicksal, allein seit wir in Gesellschaft mit dem Menschen leben, gibt es unter uns, wie unter den Menschen, Glück- und Rang-Unterschied, hohe Seligkeit und tiefes Elend! Hier ein Schooshund, der nichts arbeitet und fett lebt, dort ein elender Karrenzieher, der unter seiner Arbeit erliegt und darbt; hier ein schmeichlerischer Windhund, ein Schmarotzer und Spaßmacher, dort ein Rad-Treter, dürre und keuchend und hungernd; hier ein dickgemästeter Pudel mit goldenem Halsband, dort ein heulender Spitz an Ketten gelegt und mit Schlä-

Digitized by Google

gen gefüttert; wem verdanken wir diesen konventionellen Glück- und Jammer-Unterschied? der Gesellschaft des Menschen! Am Ende aber machten sie sogar Künstler aus uns!!! Auch diesen Marterstand leheten sie uns kennen! Abhängig von einer Sonntags-Gallerie, herausgerufen werden von einem Freibillet-Parterre, und beurtheilt werden von kleinen Kindern und Schulknaben; und darum Bellen und Apportiren!"

Die neuere Zeit hat alles umgestürzt, ich repräsentire das klassische der Kunst, - jetzt ist die Romantik an der Reihe. Sie, mein edelster Herr Affe, Sie repräsentiren das Romantische. Sie und Ihr Erscheinen erinnert uns mit süßem Staunen an den wundersamen Süden, an Geist und Wesen einer einfachen Idealität, an die Blüthe des Geistes, heraustretend aus dem beengenden Kreise menschlicher Formen und Gränzen, und entfesselt spielend mit dem Gigantischen, mit dem Sonderbaren. Sie haben uns in eine jener Feenwelten gezaubert, wo die Drachen singen, die Schlangen wunderbar sprechen, und liebliches Gethier von schönen Feen geliebt und gefüttert werde.

Sehen Sie, mein verehrter Künstler und Affe, obwol ich selbst auch ein großer Mime, ja ein unsterblicher Künstler bin — das ersehen Sie aus meiner Bescheidenheit, — so bin ich doch ferne von allem Brod- und Kunst-Neid. Lassen Sie uns zusammen die große Straße der Kunst wandeln, und wir wollen dem Menschengeschlechte zeigen, daß alle Menschenkünstler bald entbehrlich seyn werden.

„Fuß in Fuß mit dir, so forb're ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Unsere Zeit ist diesem Unternehmen günstig, das Publikum fängt schon an, aus dem Kunstzustande in den Naturzustand zurück-vorwärts zu wachsen. Die Darstellung der Menschen hat kein Interesse mehe für die Menschen, es gibt jetzt keinen Menschen mehr, der nicht schon selbst alles Tragische und alles Lächerliche des Lebens gespielt hat; die Menschen haben sich unter einander schon im Leben satt, und also auch auf der Bühne. Hunde und Affen u. s. w., das sind die Gegenstände, die psychologisch zu erkennen vom höchsten Interesse sind. Der Affe besonders, dieser Bürstenabzug der Menschen, dieser Abdruck avant la Lettre, dieses Probeblatt der Menschen, der Affe zeigt, was aus dem Menschen hätte werden können, wenn er die zwei unseligen Gaben: „Verstand und Sprache" nicht bekommen hätte! — Sagen Sie mir aufrichtig, liebster Herr Künstler, wenn zu Ihnen ins Affenland ein Künstler käme und anzeigen würde:

„Ich werde die Ehre haben, einen Menschen vorzustellen u. s. w."

würde er Beifall haben, würde ihn auch der ungebildetste Affe, der Cynocephalus oder der Cercopitherus, denselben herausrufen? Würde ein rezensirender Affe ihn einen Künstler nennen? O nein, die Affen sind keine solchen Menschen, blos die Menschen sind solche Affen.

Sie sehen also, daß es dankbarer ist, einen Hund oder Affen vorzustellen, als einen Menschen, also stellen Sie sich vor, oder vielmehr stellen wir uns vor, daß wir den Menschen vorstellen wollen, alle andern Vorstellungen abzustellen, und blos die Thierwelt darzustellen. Welch' ein Gewinn wäre das, man brauchte keinen dramatischen Dichter, keine Uebersetzer und keine Souffleurs!

Also, verehrtester Herr Künstler, lassen Sie uns eine Künstlerbande stiften. Ich spiele die Helden, Sie die Bonvivants, wir engagiren noch einen Frosch für das Conversationsfach, ein Kalb für die Stutzer, einen Hammel für zärtliche Väter, eine Geis für das Fach jugendlicher Liebhaberinnen, einen Floh für Springinsfelde, und einen Esel für das Fach der komischen Bedienten. Dann ernennen wir noch das Faulthier zum Regisseur und den Krebs zum Zettel-Austräger und unser Personal ist vollkommen.

Denken Sie diesem Vorschlage nach, und belieben Sie Ihren geneigten Entschluß bald mitzutheilen Ihrem ergebensten Collegen.

Der Hund des Aubri.

Behandlung der Cholera in Mailand.

Aus zuverläßiger Quelle wird uns nachstehendes Schreiben aus Mailand mitgetheilt, das wir um so mehr der Publizität werth halten, als es die Ansichten eines Arztes enthält, welcher die Krankheit vielfach behandelte. Es lautet so: „Mailand, 11. Septemb. Da es scheint, daß auch Sie nicht von der Cholera frei bleiben werden, so wollen wir Ihnen mittheilen, was der hiesige Professor Rasori in einer Broschüre hierüber veröffentlicht hat, und was allen gemachten Erfahrungen nach allgemein als zweckmäßig anerkannt ist. Er behauptet, die Berührung allein verbreite die Krankheit; die Luft sey ganz rein und nur Hitze und Kälte sey geeignet, die Krankheit zu erzeugen, also strenge Winter oder heiße Sommer die Jahreszeit der Entwickelung. Seine Kurmethode, welche unstreitig die besten Resultate lieferte, ist ganz einfach, und in Fällen, wo nicht die Entwickelung zu heftig und also jede ärztliche Hülfe unmöglich war, hat er von 100 Kranken bis 67 geheilt. Im ersten Stadium der Krankheit, wenn sich nämlich Unordnung im Unterleibe, Diarehöe mit Abfluß einer weißlichgelben Feuchtigkeit in ungewöhnlicher Menge zeigt, Uebelkeiten und Brechlust einteeten, ist seines Erachtens fast jedes Individuum durch sogleiche Aderlaß, häufiges warmes Getränke und Erwärmung im Bette zu retten; ist diese Zeit versäumt oder vom Kranken selbst vernachläßigt worden, ist der Durchfall und das Erbrechen heftig, so giebt er dem Kranken alle Viertelstunden einen Eßlöffel voll Auflösung von Tartaro stibiato, welche aus 12 Gran auf ein Pfund Wasser besteht, was meistens das Aufhören dieser Entleerungen bewirkt und den Kranken in einen starken Schweiß bringt; geschieht dieß nicht und treten, wie zuweilen der Fall ist, Krämpfe ein, dann läßt er Reibungen mit Tinctura Cantaride machen und giebt dabei foetwährend kleine Stückchen Eis; — tritt Starrkrampf ein, dann verordnet er Klystire von Taback und fährt dabei mit dem Reiben fort, vermehrt die Dosis des Tartaro stibinto oder emetico bis zu 20 und mehr Gran. (?) Geht aber auch dieß vorüber und tritt der fieberhafte Zustand ein, dann zeigen sich entweder Symtome des Typhus oder gastrische Fieber (Gastro iriter) und er schlägt deren Behandlung ein. — In der Rekonvalescenz erlaubt er durchaus keine stärkende Nahrung, sondern blos Brühen, und behauptet, der Magen werde bei dieser Krankheit so mitgenommen, daß jeder Genuß einer Speise unvermeidlichen Rückfall herbeiführe. Er selbst hütet sich, bei Kranken mit den Kleidern in Berührung zu kommen, wäscht sich bei jedem Besuch bloß die Hände in einer Mischung von 1 Drachme Acido zolforico oder Vitriol-Oel in 2 Pfund Wasser aufgelöst, was zwar die Haut rauh macht, aber für die Zeit, als er bei Kranken verweilt, ihn vor Ansteckung schützt. — Wir wünschen, daß Sie alles dieses nicht nöthig haben, allein, obwohl die Methode vielleicht manches Anstößige hat, so hat sich dieselbe doch bis jetzt als die beste bewährt und Aerzte mögen solche besser zu beurtheilen und zu würdigen wissen.

Für Oekonomen.

Von dem in unserm Sammler von allen deutschen Blättern zuerst angerühmten

Riesen-Kohl,

Chou colossal, Colossal Cabage, **(Immergrün)**

welcher eine Höhe von 12 — 15 Fuß erreicht und dessen Ausbreitung 15 — bis 20 Fuß beträgt, sind Saamenkörner zu einem Frank das Stück zu haben in Paris bei Hrn. Olry, Rue Richelieu Nro. 8.

☞ Da dieser Monat der letzte ist, in welchem derselbe für dieses Jahr gepflanzt werden kann, so müssen Landwirthe, die damit Versuche machen wollen, eilen, um solche Saamen noch rechtzeitig zu erhalten.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro 39. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Das Volksfest zu Prag bei der Königskrönung.

(Aus der Prager Zeitung.)

Am 14. Sept. fand das von den Ständen nach altem Brauche veranstaltete Volksfest statt. Der weite Wiesengrund, welcher sich im Nordosten der Stadt hinter dem Invalidenhause längs dem Moldau-Ufer und an den Abhängen des Ziskaberges ausbreitet, war zum Schauplatze dieses Festes gewählt worden. In der Mitte desselben erhob sich der für den Hof bestimmte Pavillon, umgeben von einer Terrasse, von welcher die Allerhöchsten Herrschaften, sowie das diplomatische Corps und der Adel den weiten Plan übersehen konnten. Für jeden Kreis waren einige Buden, in welchen das Volk Erfrischungen fand, und luftige mit Blumengewinden geschmückte Tanzböden errichtet, und für sonstige Unterhaltung durch Schauspiele und Belustigungen auf verschiedenen Punkten, so daß die Menge getheilt, und übermäßige Zusammenströmung verhütet ward, vielfältig gesorgt. Zur Aufrechthaltung der Ordnung waren Bürgerkorps aufgestellt, die einzige Wache, die man hier gewahr ward.

Das Fest begann mit der Ankunft des Hofes, welcher gegen Mittag eintraf und mit tausendstimmigem Vivatruf von dem Oberstburggrafen, den Landesoffizieren und einer großen Zahl der Herren Stände an der breiten, ganz mit grünem Tuche überzogenen Stiege des im schönsten corinthischen Style erbauten großartigen Pavillons empfangen wurde. Wie es von altersher Sitte, hatten die Stände auch dießmal die Veranstaltung getroffen, daß außer den Bewohnern der Hauptstadt und den nähern Umgebungen, aus allen 16 Kreisen des Landes eine Anzahl von Insassen mit dem Kreishauptmann, ihren Amtsvorstehern und Richtern, welche letztere zu Erinnerung an diesen Tag mit Denkmünzen beschenkt wurden, an den Freuden des Tages Theil nehmen, und die Kunde hiervon in ihre Heimath zurückbringen sollten. Sechszehn Brautpaare, aus jedem Kreis eines, und 4 aus der Hauptstadt, welche sich dieses Glückes durch sittlichen Lebenswandel besonders würdig gemacht hatten, erhielten im Angesichte Ihrer Königin (Seine Majestät der Kaiser war durch anhaltende Heiserkeit dem Feste beizuwohnen gehindert) von den Ständen eine Aussteuer von 200 fl. Conventionsmünze, indem sie geleitet von ihrer Sippschaft und den Richtern und den Aeltesten ihrer Heimath an dem Hofe vorüberzogen.

Diese Züge waren eben so sinnig als prachtvoll, wenn gleich von allem theatralischen Pompe fern, angeordnet, und vereinigten sich mit der heitern Umgebung der sonnigen Landschaft, über welcher sich ein wolkenloser Himmel aufrollte und dem bunten Volksgewühle zu einem überaus reizenden Bilde. Nachdem die Prager Brautpaare, von den Zünften mit wehendem Banner geleitet, vorüber gezogen waren, folgten die übrigen Brautpaare der verschiedenen Kreise nach alphabetischer Ordnung, alle in eigenthümlicher Tracht und im festlichen Aufzuge, wie es der heimathliche Hochzeitsgebrauch heischt; Erzeugnisse des Bodens und des Gewerbsfleißes, wie sie einem jeden der Kreise vorzüglich eigen, wurden hinter ihnen einhergetragen, so daß ein jeder Zug geschichtliche Tradition und die Fülle des Lebens seines Kreises in einem festlich bewegten Bilde darstellte.

So trat zunächst den Pragern der Berauner Kreis einher. Ein Fahnenträger und zwanzig Bauernbursche mit roth und weißen Fähnlein auf ländlich geschirrten Pferden eröffneten den Zug. Auf mehreren Wagen, mit dem fürstlich Lobkowitz'schen Wappen geschmückt, folgten die Brautleute und ihr Geleite, die Eltern, die Brautführer und Kranzjungfern, dann nach der in den meisten Gegenden üblichen Sitte der Redner und Spaßmacher, und auf einem eigenen Wagen die Truhe der Braut und die geschmückten Brautbetten. Hieran schloß sich ein Zug von Schäfern und auf einem Wagen eine Gruppe von Schäferinnen, mit der Schur von Lämmern beschäftigt, als Andeutung der in diesem Kreise blühenden Schafzucht. Auch die daselbst so ausgebreitete Korbflechterei fand in 8 korbflechtenden Mädchen, welche zunächst auf einem mit dem fürstl. Oettingen-Wallerstein'schen Wappen gezierten Wagen einherfuhren, und die weitberühmten gräflich Wrtna'schen Eisenwerke von Horzowitsch durch eben so viele Gesellen, welche auf einem andern Wagen, der einen Feuerheerd und sonst hiezu gehöres Geräth trug, arbeiteten, ihre Vertreter.

Die Hochzeitszüge aus dem fischreichen Bidschower und Budweiser Kreise geleiteten Fischer in ihrer heimathlichen Tracht, die Bidschower den beliebten Hauptkarpfen aus den Kopidlnoer Teichen tragend, die Budweiser mit einer Fahne, worauf das fürstl. Schwarzenberg'sche Wappen zu sehen war, nach Sitte des Landes im schwarzen Schurzfell und ledernen Ueberärmel.

Dem Bunzlauer Hochzeitszuge fuhr ein Festwagen mit allegorischen Vorstellungen voran, ihm folgten Reiter in altböhmischer Tracht und das Brautpaar mit dem gebräuchlichen Geleite und dem die Ausstattung tragenden Wagen. Die Baumwollenfabrikation dieses Gewerbsreichen Kreises stellte ein Wagen mit allen hiezu erforderlichen Maschinen dar, die durch ein kunstreiches Getriebe in Bewegung gesetzt wurden. Zunächst war ein aus Glaserzeugnissen zusammgesetzter, einen Tempel bildender Aufsatz getragen, und Proben aller hier verfertigten Tuchgattungen zu einer bunten Pyramide ineinander gefügt.

Das Brautpaar des Chrudimer Kreises, welches nun folgte, zeichnete sich, so wie sein Hochzeitsgeleite, durch die eigenthümliche Tracht, wie sie in der Gegend von Leitomischl üblich ist, aus. Trompeter mit Fischottermützen ritten voran. Zunächst war die Kreisstandarte getragen, welcher ein Zug wohlberittener lediger Männer, zum Beweise dessen Blumen und Spiegel tragend, folgte.

Dem mit bebänderten Rosmarinzweigen geschmückten Bräutigam zur Seite ritt der Hochzeitsredner; dann fuhren in mehreren Wagen die Weiber und Mädchen aus der Freundschaft mit dem Schlüssel zur Truhe der Braut. Diese folgte in weißem Seidenmantel, das Haar von einem netzartigen Gewinde umsponnen, und umgeben von dem Brautweibe und den Kranzle-

Digitized by Google

jungfern. An ihrer Seite trieb der Hochzeitsnarr in bebänderten Strümpfen und mit dem Kegelhute seine übliche Späße.

Auf dem Ausstattungswagen bemerkte man eine Menge schönen Flachses, als den vorzüglichsten und bedeutsamsten Theil der Aussteuer.

Den Czaslauer Zug eröffnete der Richter von Chotusitz zu Pferde und 8 Amtsvorsteher in vierspännigen Wagen, dann kamen die Brautleute nach dem auf der Herrschaft Stecken üblichen Gebrauche zu Fuße, er mit dem rothen Halstuche, was die Braut ihm bei der Abholung zur gemeinsamen Beichte geschenkt hat, sie in rothen Strümpfen und Stöckelschuhen, die sie bei diesem Anlasse von ihm erhielt.

Dem Brautpaare aus dem Elbogner Kreise, und zwar aus dem Egerlande folgte nach dortiger Sitte die ganze Sippschaft in ihrer eigenthümlichen sonderbaren Tracht, die Männer in weiten Pumphosen, in langen Röcken die Weiber, die Köpfe mit reichem Goldschmuck und langen Reihen eingefädelter Ducaten geziert.

Spielleute mit Dudelsack und Geige schritten dem Zuge voran, dem die Ausstattung der Braut, dann die Bettern mit dem von der Pathin geschenkten Kissen nachgeführt wurden. Den in diesem Kreise blühenden Hopfenbau stellte ein Zug von Hopfenwinzern von der Herrschaft Falkenau dar, die Bursche mit spitzigen Filzhüten, die Mädchen flache Goldhauben auf dem Kopfe tragend.

An den Festzug des Kaurzimer Brautpaares reihte sich auf drei vierspännigen Wagen eine Darstellung der in der Nähe von Prag so blühenden Gartenkultur.

Die Blumenpflege, die Obst- und Weinzucht und der Bau der Küchengewächse war in lieblicher Weise ausgedrückt. Gärtner, Winzer und Winzerinnen und junges Landvolk in der in der Umgegend Prags üblichen Tracht, füllten und begleiteten die sinnig geschmückten Wagen, auf denen eine ganze Bauernwirthschaft, ja selbst Getreide dreschende Bursche sich befanden — ein anderer eine Gesellschaft Schnitter und Schnitterinnen unter einem kolossalen Strohhute trug. Die schönen Pferde des Zuges, welche wohl auch bei andern Kreiszügen, besonders dem Chrudimer und Bidschower, bemerkbar waren, repräsentirten die in diesem Kreise immer mehr gedeihende Pferdezucht.

Zunächst folgte der Hochzeitszug aus dem Klattauer Kreise, in der malerischen Tracht, wie sie im Böhmerlande heimisch ist, und nach der Sitte jener Gegend geordnet, woran der Brautführer mit dem Czekan, der Hammer und Beil vorstellt, hierauf Geiger und Sackpfeifer und der Sprecher (recnjk) ohne den keine Hochzeit gehalten werden darf, und der das Geschenk für den Geistlichen, einen Kuchen und eine Henne, unter dem Arme trägt, dann die Brautleute und das übliche Geleite.

Durch nicht minder eigenthümliche Tracht zeichnete sich das Königgrätzer Brautpaar und sein Gefolge aus, dem ein Schnitterzug von der Herrschaft Senftenberg, und ein altes Ehepaar zur Feier der goldnen Hochzeit folgte.

An den Hochzeitszug des Leitmeritzer Kreises schloß sich ein anderer Zug von Winzern und Winzerinnen an, die, Traubenkränze, Fäßchen und Gläser tragend, von Spielleuten geleitet, einem mit Reben geschmückten Wagen voranzogen. Ihnen ward das Glück zu Theil, Ihrer Majestät ein Glas mit dem in ihrem Kreise erzeugten Weine gefüllt überreichen zu dürfen, woraus Allerhöchstdieselben unter unbeschreiblichem Gejauchze und endlosem Vivatrufe der versammelten Menge auf die Gesundheit ihres getreuen böhmischen Volkes tranken.

Die von den Vätern ererbten Gebräuche, wie sie noch heute im Pilsner und Prachiner Kreise beim Kirchgange befolgt werden, wurden zunächst an den eben so reichen, als anmuthigen und eigenthümlichen Hochzeitszügen dieser beiden Kreise erkannt.

Dem Rackonitzer Hochzeitszuge, in welchem sich die Weiber durch ihren Kopfputz und die kostbaren Mieder auszeichneten, schloß sich ein fröhlicher Erndtezug an, worauf die mit Kornähren geschmückten Brautleute des Getreidereichen Saazer Kreises folgten; hinter ihnen kamen Wagen der Braut mit der Aussteuer.

Ein Hochzeits- und Erndtezug aus dem Taborer Kreise machte den Beschluß der Brautzüge, worauf die Bergleute unter dem Vortritte des Przibramer Oberkunstmeisters Karl Heirowsky, 450 Mann stark, den Gold-, Silber-, Blei-, Zinn und Eisenbergbau, und die Cobald- und Schmaltbereitung, welche jedesmal mit eigenen Fahnen bezeichnet waren, vertretend, sowie eine Abtheilung des uniformirten Prager Schützencorps mit jenen Schützen vorüberzogen, welche bei dem von den Ständen Böhmens veranstalteten Bestschießen auf der Schützeninsel die besten Preise errungen hatten.

Die Preise wurden ihnen, sowie den Brautpaaren die Ausstattungs-Geschenke und den Richtern die Krönungsmünzen von dem Herrn Oberstlandhofmeister Freiherrn von Heß, und von dem Erblandschatzmeister Fürsten Ferdinand Lobkowitz, mit Beihülfe des ständischen Ausschußmitgliedes Freiherrn von Hennet, im Namen der Stände unter der Tribune Ihrer Maj. der Kaiserin überreicht. Inzwischen hatten sich die verschiedenen Züge nach den ihnen angewiesenen Plätzen in der schönsten Ordnung begeben, wo sie, sowie das übrige Volk, reichlich bewirthet wurden. Den Wagen und Pferden der Kreiszüge waren in einiger Entfernung eigene Plätze angewiesen, damit sich das Landvolk ungestört auf den Tanzböden mit ihrer Musik beim Tanze belustigen könnte. Erst nachdem Ihre Majestät die Kaiserin und Königin geraume Zeit in der Mitte Ihres getreuen und fröhlichen Volkes verweilt, und im offenen Wagen alle Plätze besucht hatten, begaben Sie sich mit dem gesammten Hofe nach der Stadt zurück. Die heiteren Gäste blieben aber noch bis zur Abenddämmerung versammelt, worauf sich Alles in bester Ordnung, und ohne daß die Feier dieses Tages durch irgend ein unangenehmes Ereigniß gestört worden wäre, entfernte.

Irland im Julius 1836.

(Schluß.)

Ungefähr eine Meile von dieser Straße ab stößt man auf die ersten Spuren des vierzehn Jahrhunderte alten Glendalough oder Sevenchurches, das in den ersten Zeiten des Christenthums so berühmt war, und wohin jetzt selten der Fuß eines Reisenden dringt. Umgeben von den wilden Gebirgsschauern Wicklews, tief in romantischem Thale, bilden die Ruinen der sieben Kirchen eine malerische Ansicht. Wir gingen lange in den mit Epheu und Moos überwachsenen, zum Theil noch ziemlich festen Ruinen herum, als ein alter Mann in einem schwarzen, abgetragenen, zerissenen Anzuge, vermodertem Hute, herabhängenden schwarzen Strümpfen und zerfetzten Schuhen an uns vorbeieilte und in den Gängen einer der alten Kirchen verschwand. Diese mysteriöse Erscheinung lenkte unsere Aufmerksamkeit von den todten Ruinen zu den lebendigen, und wir folgten diesem antiken Originale über die Felsen, welche in den Fluß als Uebergang gelegt sind, und bemerkten nun eine Violine, die zwischen den herabhängenden Frakschößen des Alten hervorschaute. Wir sprachen ihn an, und sogleich sammelten sich aus den benachbarten Hütten eine Menge neugieriger Irländer. Der alte Mann war einst wohlhabend gewesen, nun aber durch die Landesverhältnisse so herabgekommen, daß ihm nichts mehr geblieben, als seine Geige. Er spielte das herrliche Nationallied der Iren, Remember thee! von Thomas Moore, einen der rührendsten Gesänge, die ich je gehört. Die Irländer sangen mit, und eine eigene Stimmung bemächtigte sich unsrer mitten unter den Leiden dieses unglücklichen Volkes, auf den Trümmern seiner einst so glänzenden Hauptstadt. Und der Alte führte uns nun in diese Hütten, oder besser diese Höhlen der entsetzlichsten Verarmung, die Alles an Elend überbietet, was ich selbst in Polen und Rußland angetroffen hatte. Eine irische Wohnung

Digitized by Google

besteht aus über einander gelegten Steinen, mit Stroh oder Binsen überdeckt. Sie hat kein Fenster und keinen Schornstein, und anstatt der Thüre ist ein Loch, wodurch man in das Innere kriecht. In diesem innern Raume ist aber nichts, gar nichts. Kein Stuhl, kein Bett, kein Tisch, kein Gefäß. Die Bewohner kauern sich am Boden um ein kärgliches Torffeuer herum, dessen Rauch sich mühsam durch das Thürloch zwingt, nachdem er sich gehörig innerhalb ausgebreitet hat.

Das einzige Gefäß dieser Menschen ist ein Topf, ihre einzige Nahrung Kartoffeln, welche sie bei ihrer Hütte anpflanzen und als Vorrath den Winter über in den Boden eingraben. In derselben Hütte wohnt das Schwein, der treueste Spielgenosse der irischen Kinder, der einzige Reichthum des Vaters. Allein diese Hütten sind wenigstens von oben geschlossen und geschützt, und sind noch Palläste gegen die Wohnungen des Elends in Cork und Tipperary, wo man selten eine gedeckte Wohnung antrifft, wo Wind und Regen nach Belieben aus- und einziehen, und wo Menschen wohnen, gegen welche der armseeligste deutsche Bauer ein Sybarit ist. Und dieß Alles geschieht in einem englischen Lande, dessen Boden so gut, vielleicht besser ist, als der englische, aus dessen Häfen jährlich für Millionen Getreide ausgeführt wird, und dessen Bewohner besteuert sind, wie die reichen Engländer, und allen Erwerb ihres sauren Schweißes hingeben müssen, um den Zwangsherren den Tribut zu entrichten. Ich habe diesen Zustand nicht für möglich gehalten unter einer Administration wie die an philanthropischen Phrasen so reiche englische; allein mit tiefem Schmerze überzeugte ich mich durch ganz Irland, daß man immer noch vielleicht zu wenig gesagt, und daß selbst der vortreffliche Raumer, dessen vom wärmsten Gefühl diktirte Schilderungen der irischen Zustände in England fortwährend Anerkennung finden, das Krasse dieses gränzenlosen Elends nicht hinlänglich hervorgehoben hat. Mit nassen Augen zeigte der Alte nach der Kaserne, die von ferner Höhe in das Thal herabblitzt. „Nun ist sie leer, sagte er feierlich, wir leben jetzt in Frieden, und brauchen keine Soldaten. Gott gebe, daß es so bleibe, und daß dem armen Lande geholfen werde, ohne daß es sich selbst zu helfen braucht.“ Es lag etwas Phrophetisches in den Worten dieses verklärten Greises, und in stummer Andacht und Resignation umlagerte ihn das Volk in Lumpen. Diese Resignation habe ich im ganzen Lande gefunden. Das Vertrauen in O'Connell übrigens ist unter den ärmsten Klassen unbegränzt. Man irrt sich, wenn man die katholische Parthei als ausschließende Anhängerin O'Connells ansieht. Er hat unter ihr eben so viele Widersacher, als unter den Protestanten Freunde, und es ist schwer, in diesem Lande die Schattirung der Meynungen herauszufinden..... Wir besuchten das Schlachtfeld an der Boyne, ähnlich dem von Waterloo, wo ein die ganze Gegend auf dem entscheidenden Hügel dominirender Obelisk Wilhelms III. Sieg über den unglücklichen Jakob verewigt. Von hier folgt ein Schlachtfeld dem andern, wo die unglücklichen zum Sklavenjoch verurtheilten Irländer mit ihrem Blute stets alte Ketten abschüttelten, um sich in neue schlagen zu lassen. Als wir in Newri ankamen, war die Aufregung durch den famösen Brief O'Connells, worin er zu einer General-Association auffordert, aufs höchste gestiegen, und die Orangisten schossen auf den katholischen Bischof, der mit Mühe ihrer Wuth entrann. Mein Reisegefährte war selbst Orangist, billigte jedoch dieses Verfahren nicht, obschon er O'Connell und seinen Anhang verabscheute und mir versicherte, daß bei einer allenfallsigen Rebellion 300,000 (!) bewaffnete Orangisten im Norden bereit ständen. Wir kamen nun auf die herrliche neue Straße, die seit zwölf Monaten durch Parlamentsvorschüsse vollendet wurde, und die, den Felsen abgezwungen, von Glenarm nach Cushendal von den Ufern des Meeres fortzieht. Sie läßt sich nur mit der großen Parlamentsstraße durch Nord-Wales vergleichen, und ist ein hoher Triumph der englischen Ingenieure: durch sie ist der Weg gebahnt nach Ballycastle, wohin bis jetzt noch die Straße über hohe Berge führt, während man unten in den Moorgründen bereits die neue der Vollendung nahe fortziehen sieht. Im äußersten Theile Irlands aber, von dessen Küsten kein Land mehr bis Amerika sich findet, und an dessen steilen Felsen sich die Wogen des großen Oceans brechen, erhebt sich in hoher Pracht und Majestät ein Basaltgebirge, wundervoll und wie von Menschenhand und dem kühnsten Meißel gehauen, in unvergleichlicher Schönheit, und kaum dürfte die Natur in irgend einem Lande ähnliche Wunder aufgehäuft haben. Dieß ist der Giants Causeway, der sich, einhundertarmiger Briareus, gleich einem aus tausend und tausend an einander gereihten Säulen zusammengebildeten Damme weit ins Meer erstrekt, und von dem sich die schöne Sage erhielt, die Riesen versucht hätten, durch ihn Irland und Schottland zu verbinden, ein Glaube, der dadurch erklärbar wird, daß dieselbe Basaltbildung häufig tief in stiller See aufzutauchen scheint, und alle diese Ramifikationen in der Richtung von der auf ähnliche Art gebildeten Insel Staffa sich ausbreiten. Das Vorgebirge Fair Head führt den Reigen dieser grandiosen Scene..... Herrliche Höhlen, 60 bis 100 Fuß lang, liegen in lautloser Oede in diesen hohen Felsen; und wenn man die schäumende Brandung überstanden, tönen die monotonen Ruderschläge in diesen heiligen Domen der Natur hohl wiederhallend. Warum hilft man diesem Lande nicht, das so reich an Naturherrlichkeit, so arm an Menschenglück ist? Warum die Welt und sich selbst durch Sophismen täuschen, wo das Elend so schrecklich klar vor Augen steht? Man verdankt unserm Raumer sehr viel, daß er als unparteiischer Fremder und mit einer ihn ehrenden Wärme Irlands wahre Blösen vor Europa aufgedeckt, und Englands Tories und Radikale wetteifern sein Verdienst anzuerkennen. Es ist furchtbar in diesem Lande zu reisen und all das namenlose Elend vor sich zu sehen. Es ist herzzerreißend, schrecklich, solches Elend bei jedem Schritte vor sich liegen zu sehen und nichts zu seiner Abhülfe bereit. Sind aber drei Millionen Menschen in Lumpen, halb nackt und hungersterbend, sind jene Tausende von Hütten, in denen man wegen Mangels an Licht bei uns selbst nicht elendes Vieh unterbringen würde, jene Höhlen des gräßlichsten Elendes, in denen die irischen Parias ihr jämmerliches Daseyn verdämmern, sind diese entsetzlichen Erscheinungen der Entmenschung ganzer Völkerstämme nicht eine laut an die Pforten des Himmels schlagende Anklage gegen die englische Verwaltung aller Zeiten? Und hier zankt man sich noch um Munizipalreformen, Armengesetze, Korporationsbills und andere tödtende parlamentarische Gemeinplätze, während Freiheit des Handels, Gleichheit des Rechts und eigene Vermögensverwaltung doch allein helfen können, was Jedermann weiß, Jedermann sagt, und Niemand durchsetzt. Und wenn nun eine kühne Natur sich erhebt, und den Menschen und Dingen die Maske abnimmt und die Sache beim rechten Namen nennt, und Recht fordert, und immer Recht, und kein Schwert zieht und keine Laternpfähle errichtet, sondern festen Schrittes voranschreitet auf der Bahn der Emancipation seines armen Vaterlandes, dann wird Alles rührig und geschäftig, und die Leidenschaft macht den Agitator bald groß, bald klein, und die Einen erheben ihn zum Gott, die Andern ziehen ihn in den Schlamm. Und ich weiß nicht, ob dieser Mann die Proben alle bestehen kann, die noch seiner warten, und ob nicht die Lordschaft ihn ebenso seines Nimbus berauben wird, wie der kräftige Brougham in ihr untergieng; das aber sehe ich klar, indem ich gebrochenen Herzens durch das irische Elend gehe, daß jedem Manne, der sich immer solcher Sache annimmt, der höchste Dank der Menschheit gebührt. O'Connell steht da, wie die Basaltsäule seines Landes, im ringsumbrausenden Sturme, allein gegen die niegebrochene Gewalt der größten Aristokratie der Erde kämpfend. Und ich weiß nicht, ob er ehrsüchtig, eitel, und was weiß ich Alles ist, was man ihm Schuld giebt; das aber

Digitized by Google

sehe ich täglich in diesem seinem Lande, daß Ruhm genug zu erwerben ist, wenn er es auch nur zum Theil von seinem Elende befreit, und daß es nur von ihm abhing und noch von ihm abhängt, Irland zu den Waffen zu rufen. Allein darin finde ich den höchsten Werth O'Connells, daß er Gewalt verschmäht, wo bessere Mittel friedlich zum Ziele führen, und so weit sieht man auch in Irland, daß Reformen mit Blut gesiegelt nie gute Früchte tragen. Die konservative Partei behauptet, daß der irische Mirabeau weniger Muth und mehr Moralität besitze als sein französisches Vorbild; allein kein denkender Mensch in den drei Königreichen zweifelt, daß O'Connell seinen Zweck erreichen und seinem Lande gleiche Rechte mit England verschaffen wird, wenn er anders die eingeschlagene Bahn der Mäßigung und Festigkeit nicht verläßt.

Schwanenlied an Laura.

(Eingesandt.)

Unsre Sonnen, Laura, sind verblichen,
Nacht ist da, die Götter sind gewichen,
Unsre Himmel starben aus.
Unsre Paradiese sind verwüstet,
Und das Schicksal, ernst und kampfgerüstet,
Kommt, gehüllt in Wettergraus.

Herzlos sieht's die blut'gen Herzen schauen,
Thränenlos dein thränentrunk'nes Trauern,
Und dein letzter Engel weint.
Unsre Liebe nimmt die Todtenkränze,
Unsre Liebe flieht zum ew'gen Lenze,
Wo kein Sarg sie kalt umzäunt.

Laura, deine blassen Wangen sagen
Mehr, als Thränen stummer Lieder klagen,
Mehr, als wund der Seufzer spricht.
In die Arme wirf dich dem Vergessen!
Ew'ges wird auf Gräbern nicht besessen;
Komm zum Freund! er trägt zum Licht.

Auf des letzten Liebesliedes Flügeln
Trägt er dich von ihren Todtenhügeln,
Küßt er dich mit Geisterkuß.
Komm, du Reine, mit dem sel'gen Reinen,
Komm und laß in meinem Land das Weinen,
Trink' die Schaal' am Todtenfluß.

Sieh! du bist's! du bist's! Entrückt den Schmerzen,
Flammt voll ew'ger Liebe Herz am Herzen,
Schwimmt im Blick dein Geisterblick.
Wie du froh bist, schöner, lichtumflossen!
Süßer Traum des ird'schen Glücks, genossen
Jüngst im Kampf! er sinkt zurück.

Was hat uns die Erdennacht zu geben?
Ihre Gifte trank das kranke Leben,
Ihre Leiden schlürft es ein.
Ueber Särgen blüht dein ew'ges Lieben;
Laß den blut'gen Erdentraum zerstieben,
Geh in's Morgenthor hinein.

Horch! Akkorde glüh'n von Silberleiern,
Und der letzten Thrän' uns zu entschleiern,
Geht der große Morgen auf.
Freudeschauernd schmilzt die Seel' in Seele;
Komm, daß uns Ein ew'ger Kuß vermähle,
Komm zum Gott der Lieb' hinauf!

Sieh! die Erdenschatten sind verschwommen,
Sieh! die Todtenkerzen sind verglommen;
Ewig froh und jung und schön
Gehn wir glänzend, wie zwei Aetherstrahlen,
Durch die Sterne, und Aeonen zahlen
Ew'ge Freud' auf Erdenweh'n.

Was du dort prophetisch einst gesprochen,
Wo Entsagen Lauras Herz gebrochen,
Laura, unser dort ist dein!
Unsre Hoffnung hat uns nicht betrogen,
Uns umarmt der Ewigkeiten Bogen;
Himmlische, hier bist du mein!

Die preußischen Witze.

Der General von Lettow, Chef eines in Berlin stehenden Füsilierregiments, war einer von den Liedlingen Friedrichs des Großen. Lettow war nichts weniger, als ein eigentlich wissenschaftlich gebildeter und gelehrter Krieger, er war dies brav, war einer der rechtlichsten Männer, der schon, als er noch in Ruppin als Major stand, des Monarchen Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Er besaß alle Tugenden des Soldaten, ohne einen Fehler dieses Standes an sich zu haben. Besonders zeichnete er sich durch sein außerordentliches Gedächtniß aus, wußte alle Vorfälle der Kriege Friedrichs und wurde gewöhnlich in streitigen Fällen zum Schiedsrichter gewählt; ein Posten, den er mit Kenntniß und Freimüthigkeit sonder Gleichen verwaltete.

Sehr oft zog ihn Friedrich zur Tafel, eine Ehre, die Lettow besonders in der Zeit geene verdeten hätte, in welcher Friedeich die Literatur der Franzosen zum Gegenstande der Unterhaltung machte und besonders die Bonmots ihrer Schöngeister lobte, — ein Feld, das dem biederen Pommer ganz unbekannt war. Bei solchen Gesprächen saß Lettow ganz ruhig da; man sah es an seinen Mienen, wie wenig ihm die Literatur Frankreichs behagte.

Einst, bei einer mehr als gewöhnlich zahlreichen Tafel, nahm der König diesen Gegenstand wieder auf und wandte sich in einer Art von scherzhafter Laune mit der Frage: „Nun, lieber Lettow, was meint Er zu dem Allem?" an den General.

Ohne die mindeste Verlegenheit zu äußern, sagte dieser: „Was Eure Majestät da von feanzösischen Witzen erzählen, lasse ich dahin gestellt seyn; ich weiß nur so viel, daß wir preußische Witze haben, denen die französischen nicht das Wasser reichen."

„Da würde ich etwas Neues hören," äußeete Friedrich. „Diese Behauptung möchte Er schwerlich durchsetzen."

„Nichts leichter als dieß! Sehen Ew. Majestät, da haben wir erstens Mollwitz, wo Sie die erste Schlacht gewannen, die den Ruhm unserer Waffen gründete; dann haben wir zweitens Bunzelwitz in Schlesien, wo Ew. Majestät gegen die Oesteeicher und Russen so sicher saßen, wie in Abeahams Schooß; drittens sitzt dort mein Freund Prittwitz, der Ew. Majestät bei Kunersdorf rettete, und viertens hier mein braver Nachbae Leslwitz, der mit seinen Grenadieren so oft den Nagel auf den Kopf traf. Diese Witze sind desser, als die franzöusschen, mit denen wir im Felde keinen Hund aus dem Ofen locken können."

Friedrich schwieg einige Augenblicke. — „Er hat Recht, lieber Lettow," sagte er dann, und konnte nicht ganz eine kleine Verlegenheit verbergen.

Anekdote.

In einer vornehmen Restauration verlangte Jemand ein Glas Wasser und als der Marquer solches brachte, fragte der Empfänger was er schuldig sey. „Zwei Silbeegroschen" war die Antwort. „Na, hören Sie mal, was mag wohl bei Ihnen ein Wolkenbruch kosten?

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro 40. (Fünfter Jahrgang.) 1830.

Ein Sonntag in den Pariser Volkstheatern.

Von Paul de Kock.

Für sehr viele Leute ist der Sonntag ein herrlicher Tag; es giebt meheere, die nue an diesem Tage wahrhaft leben; die ganze Woche hindurch oebeiten sie ohne Unterlaß; der Maschine gleich, verrichten sie stets dieselbe Arbeit und entziehen ihe nur die wenigen Minuten für ihee kargen Mahlzeiten. Sie haben nicht einmal den Trost, mit iheen Arbeiten zu wechseln; da wird ohne Unterbrechung gewebt, gewalkt, gepreßt, gedruckt, geglättet: so ist das alltägliche Leben einer großen Anzahl von Individuen beschaffen. Und auch für die Handwerkee, Krämer und Handlungsdiener ist es der große, der schöne Tag! Albo dies notanda lapillo! —

An diesem Tage hört man auf, sich wie ein Automat zu bewegen; man hat seinen freien Willen. Man gibt seinen Neigungen Gehör. man sucht sich Vergnügungen zu verschaffen, um sich für die Langeweile einer ganzen Woche zu entschädigen.

Und da das Theater für viele Menschen eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens ist, so sieht man an den Sonntagen in großer Menge alle Diejenigen nach den Theatern strömen, die im Laufe der Woche keine Zeit dazu finden.

Die arbeitende Klasse, welche für ihre Zerstreuungen die wenigste Zeit opfern kann, will sich dafür auch am Sonntag am meisten unterhalten. Sie ist nicht allzu sorgsam in der Wahl iheer Stücke, nue müssen sie nicht zu bald zu Ende gehen. Ihr gilt die Quantität für die Qualität. Darum stellen auch die kleinen Theatee am Sonntage ein so verschiedenartiges Repertoir zusammen, daß der heterogenste Geschmack volle Befriedigung findet.

Aber auch für die kleinen Bühnen selbst ist der Sonntag ein willkommener Tag; es ist ein Tag glänzender Einnahme. An diesem Tage gewähren die Boulevards-Theater einen komischen Anblick; man sieht in dem Innern derselben die groteskesten Gestalten, die bizarrsten Physiognomieen, ein Kopf ragt hinter dem andern hervor; es ist so voll, als würde eine Frei-Komödie gegeben.

Wenn Ihr nicht fürchtet, einer Hitze von dreißig Graden zu erliegen, wenn Ihr den Ellbogenstößen, den Roßstreichen und ähnlichen Zugaben mannhaft widerstehen könnt, so tretet mit mir in einen jener Säle.

Es ist sechs Uhr. Muthmaßlich hat man schon ein Paar Akte heruntergespielt; denn obgleich das Ende selten vor Mitternacht zu erwarten steht, fängt man doch gegen fünf Uhr an. Aber Ihr sollt nicht in einem Augenblicke, wo es sich um lustige Abentheuer handelt, alle Leiden mit durchmachen, welche dieselben begleiten. Hier ist der Ehemann von seiner theuren Hälfte getrennt, letztere wird von einem Haufen Liebhabee umschwärmt, die je nach Umständen, Höflichkeitsversuche oder Schimpfreden mit einander wechseln; hier läuft ein Kind herum, das seine Mutter verloren hat und aus vollem Halse schreit: „Ich will meine Mutter wieder haben!“ Dort jenes junge Mädchen ist untröstlich, es hat seinen kleinen seidenen Shawl verloren. Doet jene ziemlich hager gebaute Dame hält ihr zerrissenes Kleid hoch empor; sie fährt dem machthabenden Munizipal-Gardisten damit unter die Nase und schreit: „Wenn sie iheen Dienst besser versehen hätten, wäre mein schönes Merinokleid nicht zerrissen.“ Hier sieht man eine übermäßig dicke Frau, die sich mit zornfunkelnden Augen an einige hinter ihr stehende Herren wendet: „Sie mögen mich immer mit Ihren Ellbogen stoßen und mir auf die Ferse treten, Sie werden sich doch nicht bei mir vordrängen. Uf! Man muß gestehen, daß unsere heutigen Herren keine Idee von Galanterie haben.“

Endlich ist Jedermann, Alles bunt durch einander, an seinen Platz gelangt; man hat geweint, geflucht, geschimpft, aber alle Leiden, welche man vor der Thür und an der Kasse auszustehen hatte, sind vergessen, wenn man sich in dem Saal niedergelassen hat.

Auf den Korridors ist ein furchtbarer Lärm, er wird von den Schließern verursacht, die von Loge zu Loge rennen; die ganze Masse des Publikums schwebt mit Grazie die Treppen hinan. Einer der Logenschließer führt eine ganze Familie, den Herrn, drei Damen und zwei Kinder herein, und der Herr schreit überlaut: „Wir wollen an einen Platz gebracht seyn, wo man etwas sehen kann . . . Was Teufel ist das? . . . Hier ist nicht hinlänglich Raum! . . . Gebt uns unser Geld wieder.“

Aber die Theater-Verwaltungen lieben das Geldzurückgeben nicht besonders. Was sie einmal haben, das halten sie fest; man findet noch immer einige Winkel aus, wohinein man die unglücklichen Spätlinge preßt; sie sehen nichts, sie hören nichts, aber sie haben Platz gefunden und dürfen deshalb ihr Geld nicht wiederfordern.

In den kleinen Theatern geben die Frauen ins Parterre; das ist ein großer Vortheil für die Kasse; es ist aber auch, nach meiner Ansicht, ein großer Vortheil für die Schriftsteller, denn die Weiber applaudiren zwar nicht, aber, was mehr sagen will, sie zischen auch nicht; dagegen lachen und weinen sie sehr leicht; alles dies wohl erwogen, ist für die krassen Melodramendichter, so wie für die Possenschreiber, ein weibliches Parterre von weit großerem Vortheil als ein männliches.

Am Sonntage sieht man hier, zum Leidwesen der Damen, viele zerdrückte Mützen und zerstörte Frisuren, denn die Armen haben sich durchschlagen müssen, um nur einen Platz zu erhalten. Nicht alle Frauen haben Ursache, so lustig zu seyn, als jene Gewürzkrämerin, die sich dort so breit niedergelassen hat; sie nahm ihren Mann unter den Arm, sprang mit ihm über die Bänke und bediente sich seiner als eines Stocks, um diejenigen auseinanderzutreiben, die ihr den Weg versperren wollten.

Das Parterre ist überfüllt, in der Nähe der Thüren ist man auf eine fast wunderbare Weise eingekeilt. Bildet Euch nur nicht ein, daß Ihr Euch Eures Schnupftuchs oder einer Tabacksdose bedienen könnt; der freie Gebrauch Euerer Hände ist Euch

Digitized by Google

genommen. Wenn Jemand, der etwa im Zwischenakte hinausging, wieder hineinzukommen glaubt, sobald der Vorhang wieder aufgezogen ist, so irrt er sich; man läßt ihn nicht wieder durch, man ist taub gegen seine Bitten, und wie soll er diese Menschenmauer, diese feste Masse durchbrechen, die unablässig brummt: „Sie kommen nicht durch! Sie kommen nicht durch!" Mancher Wagehals versucht es dennoch, aber in diesem Falle giebt es nur Ein Mittel, nämlich, sich rücklings oder von vorn oben auf die Masse zu werfen, über all' die Köpfe hinwegzukriechen, hier ein Ohr zu zwicken, dort eine Nase, ganz wie der Zufall es will; dann wird man ruhig fortgetragen, man darf voraussetzen, ans Ziel zu gelangen, wenn man während der gefahrvollen Reise nicht etwa unter die Bänke kollert.

Im Parterre befinden sich die Handwerker und Arbeiter in großer Anzahl: Friseure, Obsthändler, Schornsteinfeger, Bäckerburschen und Lehrlinge aller Gewerke. Hier darf man während einer Scene nicht mit einander zischeln oder sich irgend eine Bemerkung erlauben; thut Ihr es, so wenden sich zwanzig drohende Gesichter gegen Euch; in demselben Augenblick dringt der Ruf: „Hinaus! hinaus!" an Euer Ohr, und wenn Ihr nicht augenblicklich verstummt, werdet Ihr schon nach wenigen Sekunden ergriffen, emporgehoben, dem Ausgange zugeschleudert und von der Wache auf den Boulevard hinausgebracht; die Rückkehr in den Saal ist unmöglich.

Vielleicht wollten Sie Platz in einer Loge nehmen? Aber werfen Sie gefälligst einen Blick in jenen Winkel; dort ist eine Loge für sechs Personen eingerichtet, aber man hat Gelegenheit gefunden, neun Personen in derselben unterzubringen; und so geht es der Reihe nach fort, von der ersten bis zur letzten. Der erste Rang ist besetzt, der zweite überfüllt, im dritten ragt Kopf an Kopf, Einer klettert auf die Schultern des Andern, um nur etwas zu sehen. Aber bildet Euch nur nicht ein, daß jene Leute deshalb genirt sind; sie sind daran gewöhnt, nur Sonntags ins Theater zu gehen; dies Gedränge, diese Hitze, diese Rippenstöße sind für sie zur Sache gehörige Annehmlichkeiten; sie würden sich bei weitem weniger amüsiren, wenn die Zuschauerzahl geringer wäre.

In den Logen ist die Toilette der Damen schon gewählter, als im Parterre, die Hüte beeifern vor. Ich kann zwar keinen Eid darauf ablegen, daß sie im besten Geschmack und nach der neuesten Mode angefertigt sind, aber ich kann dagegen versichern, daß man dort sehr viele Edelsteine, goldene Ketten und Ohrgehänge trägt, die man, um ihrer Größe willen, schon von weitem schimmern sieht.

Hier ist der Platz der Kaufleute; ihr findet hier eine ungemein große Menge jener Gesichter wieder, die ihr im Laufe der Woche in den Krambuden gesehen habt; ganze Haushaltungen, ganze Familien, ja ganze Zünfte sitzen hier bei einander. Indessen verirren sich auch einige Liebespaare in die Logen, man sieht das an den zärtlichen Blicken, die sie bei sentimentalen Scenen mit einander wechseln, und ersieht es an den Aeußerungen des Herrn, wenn er seiner Dame eine Apfelsine bietet.

(Schluß folgt.)

Ferdinand Raimunds Selbstbiographie.

(Aus den Papieren des Verstorbenen.)

„Ich bin der Sohn eines Kunstdrechslers in Wien und wurde im Jahre 1791 geboren. Die Neigung zur Schauspielkunst, durch den Besuch des k. k. Hofburgtheaters geweckt, erwachte schon sehr früh und mit solcher Heftigkeit in mir, daß ich schon als Knabe beschloß, nie einen andern Stand zu wählen; doch war mein Sinn vorzugsweise dem Trauerspiele zugewandt, das Lustspiel begeisterte mich weniger, die Posse war mir gleichgültig. Als ich kaum fünfzehn Jahre alt war, entriß mir der Tod meine Eltern, und meine unbemittelte Schwester, welche mich zu sich nahm, konnte nicht fortsetzen, was jene für meine Bildung begonnen hatten. Man wollte mich zwingen, einen andern Stand zu wählen, als den eines Künstlers, aber ich konnte von meinen romantischen Träumen nicht lassen, und wollte lieber hungern, als meinem Entschlusse entsagen; ein Schicksal, welches mir im Anfange meiner Laufbahn reichlich zu Theil geworden ist. Ich machte nun durch einige Jahre vergebliche Versuche, an eine der Wiener Bühnen zu gelangen, bis mich endlich, da alle andern Hoffnungen scheiterten, ein herumziehender Direktor mit nach Ungarn nahm. Doch diese Art von Kunstleben kontrastirte so sehr mit dem Ideale, das in meinem Innern lebte, daß es beinahe meinen Entschluß zum Wanken gebracht hätte, wenn mich nicht ein glücklicher Zufall in das Engagement des sehr rechtlichen Direktors Kunz gebracht hätte, wo ich durch vier Jahre das Fach der Intriguants und komischen Alten begleitete. Im Jahre 1813 erhielt ich einen Ruf an das Theater in der Josephstadt in Wien, dem ich auch folgte, und in den Rollen des Franz Moor und Pachters Feldkümmel debutirte. Hier mußte ich mich hauptsächlich dem Lokalfache widmen, und die erste Rolle, in welcher ich das Glück hatte, die allgemeine Aufmerksamkeit des Wiener Publikums zu erregen, war der eifersüchtige Musikant Adam Kratzerl, in einer Lokalposse von Gleich, von welcher fünf Theile geschrieben wurden. Im Jahre 1817 wurde ich endlich bei dem Theater in der Leopoldstadt angestellt. 1820 verheirathete ich mich mit der Schauspielerin Louise Gleich. Eine nicht glückliche Ehe, der eine baldige Trennung folgte. Im Jahre 1823 machte ich als Autor den ersten Versuch mit der Bearbeitung des Mährchens: „die Prinzessin mit der langen Nase;" ich nannte es: „der Barometermacher auf der Zauberinsel." Der glückliche Erfolg dieser Zauberposse munterte mich auf, einen zweiten zu wagen, ich suchte aber die Ursache des Gefallens in dem glücklich gewählten Kindermährchen, welches sich so sehr zur dramatischen Bearbeitung eignet, und war um einen ähnlichen Stoff verlegen. Ich durchlas die Mährchen der „Tausend und eine Nacht" (denn Gozzis Werke sind mir erst seit drei Jahren bekannt), und unter Allen schien mir nur das mit der rosenrothen Statue zur Bearbeitung geeignet, obwohl der Stoff sehr einfach war. Nun sollte aber damals in dem Theater der Leopoldstadt in solchen Stücken kein ernstes Liebesverhältniß mehr Statt finden, weil man in jeder Scene lachen wollte, und der Geschmack des Publikums war in dieser Hinsicht zu fürchten. Ich wollte aber meinem Mährchen seine kindliche moralische Bedeutung nicht rauben, daher bemühte ich mich, es so viel als möglich mit komischen Scenen zu durchflechten. Als dieses Stück so glücklichen Erfolg hatte, wie es ihn gewiß nicht verdient hat, wurde ich schon kühner und erfand mir selbst einen Stoff, und so entstand der „Bauer als Millionär," in dem sich viele läppische Kleinigkeiten befinden, welche ich nur angebracht habe, weil ich fürchtete, das Publikum möchte ihn zu ernsthaft finden. Durch die fortwährend geistige und physische Anstrengung und Kränkungen im Leben, verfiel ich im Jahre 1824 in eine bedeutende Nervenkrankheit, welche mich der Auszehrung nahe brachte und fünf Monate von der Bühne entfernt hielt. Ich wurde durch homöopatische Curart ganz hergestellt, und danke diese Rettung meinem Freunde, dem Doktor Lichtenfels. Das Publikum nahm den gütigsten Antheil an meiner Krankheit, und nachdem ich die Bühne wieder betreten hatte, beehrten mich mehrere Gönner mit einer Gedächtnißmünze, welche sie mir nebst einem Schreiben zum Andenken überschickten. Diese Krankheit verzögerte die Aufführung des „Bauers als Millionär" um ein ganzes Jahr. Bei seinem Erscheinen hatte er das Glück, so sehr zu gefallen, daß mich meine Neider gar nicht als den Verfasser wollten gelten lassen. Da ich nun in dieser Hinsicht mit der gewissenhaftesten Strenge verfuhr, ja selbst bei Verfassung vieler Lieder gleich die Melodien mit hinschrieb, so kränkte und ärgerte mich diese Ungerechtigkeit

Digitized by Google

so sehr, daß sie mich auf die Idee der „gefesselten Fantasie" brachte, durch welche ich beweisen wollte, daß man auch, ohne ein Gelehrter zu seyn, ein unschuldiges Gedicht ersinnen könne. Dieses Stück wurde zwar belobt, konnte sich aber keines solchen Zulaufs erfreuen, wie die frühern. Was ich schon früher befürchtete, traf hier ein. Es war dem Publikum nicht komisch genug und die Idee nicht populär. Diesem folgte ein tragisches Original-Mährchen „Moisasurs Zauberfluch," welches noch ernster war, aber einen größern Zulauf hatte, weil ich die Vorsicht gebrauchte, es in dem Theater an der Wien aufführen zu lassen, wo man den Ernst gelten ließ. Im Jahre 1828 übernahm ich die technische Leitung des Leopoldstädter Theaters, nach der ich aber nimmals strebte, weil mir nur um die Ehre des Theaters, nicht um einen Titel zu thun war, wozu die frühere beinahe unumschränkte Regie genug Gelegenheit bot. In dieser Zeit schrieb ich den „Alpenkönig" und die „unheilbringende Krone." Als im Jahr 1830 mein Contrakt, der zehn Jahre gedauert hatte, zu Ende ging, begab ich mich auf Gastrollen nach Berlin, Hamburg und München."

Der dramatische Dichter Grabbe.

Nekrolog.

Er ward geboren zu Detmold am 11. Dezember 1801, studirte die Rechtswissenschaften zu Berlin, wo er mit Heine in vertrauten Verhältnissen lebte, ging darauf nach Leipzig, wo er mit Tiek in Verbindung trat, ward nach seiner Rückkehr in das Vaterland als Auditeur beim Fürstl. Lippeschen Contingente angestellt, verheirathete sich am 6. März 1833 mit der einzigen Tochter, des als vaterländischen Geschichtsforscher berühmten Fürstl. Archivraths Clostermeier hirselbst, und zog, nachdem er den Staatsdienst verlassen hatte, im Jahre 1834 nach Düsseldorf, um dort in inniger Verbindung mit Immermann ungestört den Musen zu leben. Krank kehrte er jedoch im Anfange dieses Jahres in seine Vaterstadt zurück; er trug den Keim zur Todeskrankheit in sich — die Kunst der Aerzte vermochte nicht, sein Leben zu retten. — Am Freitage den 16. Sept. wurden die irdischen Ueberreste des gefeierten Dichters zur Erde bestattet; ein Kranz von Immortellen und Lorbeern schmückte sehr sinnreich seinen Sarg; trauernd folgten seine Freunde, die ein so kräftiges Leben so früh gebrochen sahen! Grabbe's Name wird nicht untergehen — ewig wird er fortleben in seinen Werken! Er eröffnete seine literarische Laufbahn mit zwei Bänden dramatischer Dichtungen, die im Jahre 1827 in der Hermann'schen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. erschienen. Im ersten Bande ist sein „Herzog Theodor von Gothland", Tragödie in 5 Akten; im zweiten Bande „Nannette und Marie", ein tragisches Spiel in 3 Aufzügen; „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", ein Lustspiel in 3 Aufzügen; „Marius und Sulla", eine Tragödie in 5 Akten (noch unvollendet), und eine „Abhandlung über die Shakspeare-Manie" enthalten. Hierauf erschien im Jahre 1829 in demselben Verlage sein „Don Juan und Faust", eine Tragödie in 4 Akten, worin er die kühne Idee, die beiden Mythen des nordischen und des südlichen Faustes zusammenzuschmelzen, durchführte und seinen Dichterruhm begründete. Noch in demselben Jahre trat der fleißige Dichter mit dem großartigen Plane hervor, die ganze Geschichte der Hohenstaufen von Friedrich Barbarossa bis auf Conradin in einem Cyclus von 8 Tragödien als deutsches National-Drama zu bearbeiten. Sehr zu beklagen ist, daß wir hievon nur zwei Tragödien besitzen, nämlich „Kaiser Friedrich Barbarossa," welcher 1829, und „Kaiser Heinrich IV.", welcher 1830 erschien. Grabbe wandte nun leider seine Thätigkeit hiervon ab zu seinem „Napoleon, oder die hundert Tage'," ein Drama in 5 Aufzügen — 1831.

Nun ruhte seine Feder eine Zeit lang, bis während seines Aufenthaltes zu Düsseldorf seine Tragödie „Hannibal," sein dramatisches Mährchen „Aschenbrödl" und sein Werk „das Theater zu Düsseldorf mit Rückblicken auf die übrigen deutschen Schaubühnen" rasch auf einander folgten, und im Verlage von Schreiner daselbst sämmtlich im Jahre 1835 erschienen. Unter Grabbe's literarischem Nachlasse findet sich vollendet „die Hermannsschlacht, womit er noch in den letzten Tagen seines Lebens mit großer Vorliebe sich beschäftigte, und hoffentlich bald durch einen der ihm nahegestandenen Freunde herausgegeben wird. Am 12. Sept. d. J. starb er zu Detmold.

Luftschifffahrt.

Die Eigner der Royal-Gardens, Vauxhall, zu London, haben einen Luftball von nie gesehener Größe fertigen lassen und bereits sind damit zwei Luftfahrten veranstaltet worden. Gefüllt hat der Ballon einen Umfang von 157 Fuß, und mit der Gondel zusammen eine Höhe von 80 Fuß. Er enthält 70.000 Kubikfuß Gas, und ist im Stande 20,433,600 Pfd. athmosphärischer Luft Widerstand zu leisten. Zur Füllung dieses Kolosses werden 5346 Pfd. athmosphärischer Luft und 864 Pfd. reinen Wasserstoffgases erfordert. Wenn er ganz mit Wasserstoffgas gefüllt wäre, so würde er eine Steigekraft von 4928 Pfd. haben, wenn man nemlich 700 Pfd. für das Gewicht des Seidenzeuges und 362 Pfd. für den Ballast abrechnet, und er könnte alsdann mit 28 Personen, von denen jede im Durchschnitt 140 Pfd. wöge, aufsteigen. Der großen Kosten wegen, welche das Wasserstoffgas verursacht, wird jedoch nur Kohlenstoffgas verwendet, und die spezifische Schwere dieses lezteren ist so viel bedeutender, daß nur acht oder zehn Personen mit dem Ballon aufsteigen können. Das Netz um die seidene Oberfläche des Ballons ist von Hanf, die Gondel von Flechtwerk, und der Anker von Gußeisen, befestigt an einem Seile von Gummi Elastikum, durch welches, wie man hofft, das plötzliche Aufstoßen des Ballons, wodurch so viel Unglück veranlaßt worden ist, vermieden werden wird. Die Eigner des Ballons haben einem Gerücht widersprochen, dem zu Folge sie die Konstruirung eines Luftschiffes (aërial ship) beabsichtigt hätten, wie es von dem Obersten Lennor im vorigen Jahre in Paris erbaut wurde, zur Aufnahme von etwa dreißig Personen und zur Fahrt über den Kanal. Der Aëronaut, Hr. Green, unter dessen Leitung der große Ballon angefertigt worden ist, erklärt ein solches Luftschiff in der Anwendung für ganz unausführbar (das Schiff des Obersten Lennor verunglückte bekanntlich vor der Abfahrt), hält sich aber davon überzeugt, daß vermittelst dieses Ballons Gewißheit darüber erlangt werden kann, ob wirklich, wie man behauptet hat, in einer gewissen Höhe ein mehrere Monate lang gleich den sogenannten Trade Wind (Passatwinden), immer nach einer Richtung strömender Luftzug existire. Hr. Green hat ein Behältniß (er nennt es eine Stube) aufsteigen lassen, welches bequem sechs Personen aufnehmen kann, und bestimmt ist, statt der Gondel dem Ballon angehängt zu werden, wenn sich Gelehrte finden sollten, welche eine Auffahrt des Ballons zu wissenschaftlichen Experimenten zu benutzen wünschten.

Am 9. Sept. fand die erste Auffahrt mit dem großen Ballon vor einer Zuschauerzahl von 50,000 Menschen statt. Die Füllung dauerte 5 Stunden, und wurde sehr durch den in Strömen herabfallenden Regen erschwert, der den Ballon und das ihn umgebende Netzwerk durchnäßte. In der mit 400 Pfund Ballast beschwerten Gondel nahmen 9 Personen, unter ihnen zwei Damen, Platz; der Luftschiffer bedauert, daß das Fahrzeug nicht größer gewesen sey, um noch mehr Personen aufzunehmen, da die Steigekraft des Ballons so bedeutend gewesen sey, daß er vor der Abfahrt 15,000 Fuß Gas, ein Fünftel der ganzen Steigekraft, aus dem Ventil habe entlassen müssen. Herr Green bemerkt daß Vauxhall Gardens und alle dahin führenden Zugän-

Digitized by Google

ge wie eine feste Masse von Menschen erschienen seien, und daß zwei Meilen um die Hauptstadt herum kein erhöhter Punkt gewesen sey, der nicht von Zuschauern bedeckt war. Der Ballon erreichte in weniger als 5 Minuten eine Höhe von 2½ englische Meilen, und flog dann mehrere Male über die Themse hin und her. Er fiel nach zwei Stunden bei Eleffe, in der Grafschaft Kennt.

Am 21. Sept. fand in Vauxhall-gardens die zweite Aufsteigung des Riesen-Ballons statt. Es fuhren zwölf Personen mit auf, worunter die Frau des Eigenthümers, Green. Nachdem bei heller Atmosphäre die Luftreise über eine Stunde gedauert, ließ sich der Ballon zwischen Beckenham und Bromley (Grafschaft Kent) nieder.

Der geschmauste Fasan.

Der Kaiser Joseph II. fand, wie man weiß, großes Vergnügen an Inkognito-Abenteuern. Als er im Jahre 1789 sich in Brüssel aufhielt, woselbst er vorzugsweise das schöne Schloß Laeken bewohnte, das seit einigen Jahren von der Herrscherfamilie erbaut worden war, machte er eines Tages in einem einfachen zugeknöpften Uebereocke und in der alleinigen Begleitung eines Bedienten ohne Livre in einer zweisitzigen Kalesche, die er selbst fuhr, eine kleine Spazierfahrt nach Brüssel, und wurde, als er kaum die Allee verlassen hatte, welche sich längs des Schlosses bis nach der Chaussee hinzieht, von einem Regen überrascht. Er hatte noch nicht zweihundert Schritte nach der Stadt zurückgelegt, als er einen Fußgänger einholte, der ebenfalls nach dem Thore zuwanderte und ihm ein Zeichen gab, daß er mit ihm etwas sprechen wolle. Es war dieß ein alter belgischer Soldat. Joseph hielt seinen Wagen an.

„Mein Heer", sagte der Fußgänger, „dürfte ich mir wohl die Freiheit nehmen, Sie um ein Plätzchen in Ihrem Wagen zu ersuchen? ich werde Sie keineswegs geniren, da Sie allein in der Kalesche sitzen, und dadurch meine Uniform schone, denn ich bin ein Invalide auf Unkosten Sr. Majestät." — — „Schont Eure Uniform, mein Braver", erwiederte der Kaiser, „und steigt ein. Wo kommt Ihr her?" — „Ah!" entgegnete der Militär, „ich komme so eben von dem Wildmeister, meinem Freunde, mit dem ich ein köstliches Frühstück gemacht habe." — „Was habt Ihr denn so Gutes gespeist?" — „Rathen Sie einmal!" — „Ach, was weiß ich, etwa eine Bierfuppe?" — „Ich dachte gar, eine Suppe! etwas Besseres." — „Brüsseler Kohl?" — „Noch besser." — „Kalbsbraten?" — „Etwas Besseres, sage ich Ihnen." — „Ah! wahrhaftig, ich kann nicht mehr raten", antwortete Joseph. — „Nun, einen Fasan, mein würdiger Herr! einen Fasan, geschossen auf Kosten des Vergnügens Sr. Majestät!" platzte der Kamerad heraus, wobei er sich einen leichten Schlag auf das kaiserliche Knie erlaubte. — „Geschossen auf Kosten des Vergnügens Sr. Majestät!" sagte der Monarch; „da hättet Ihr freilich nichts Besseres schmausen können." — „Wie ich Ihnen sage."

Als man sich der Stadt näherte, und der Regen immer noch heftig herabströmte, fragte Joseph seinen Gefährten, in welchem Stadtviertel er wohne, wo er ihn absteigen lassen wollte.

„Das ist zu viel Güte, mein Herr", erwiederte der alte Soldat; „ich befürchte, sie zu mißbrauchen." — „Nein, nein," sagte der Kaiser: „Eure Straße?"

Der Fußgänger zeigte sie an, und äußerte den Wunsch, den Mann kennen zu lernen, der sich gegen ihn so gütig bezeige.

„Nun rathet Ihr einmal", entgegnete Joseph. — Der Herr ist ein Militär, ohne Zweifel? — „Wie Ihr sagt." — Etwa Lieutenant? — „Ich dachte gar, Lieutenant! Etwas Besseres, als dieß." — Kapitain? — „Noch besser." — Oberst vielleicht? — „Etwas Besseres, sage ich Euch." — Nun, zum Teufel! rief der Kamerad, wobei er sich in die Ecke des Wagens zurückdrückte, sind Sie etwa General-Feldmarschall? — „Etwas Besseres." — Ach, mein Gott, so ist es der Kaiser? — „Ihr habt's errathen!"

Er that vor ihm augenblicklich einen Fußfall in dem Wagen. Der alte Soldat, an allen Gliedern erzitternd, erschöpfte sich in Entschuldigungen, und bat den Kaiser, anzuhalten, damit er aussteigen könne.

„Nein, nein", rief der Fürst; „nachdem Ihr meinen Fasan geschmaust habt, so kömt Ihr, ohngeachtet des Regens, doch zu leichten Kaufs davon: Ihr sollt mich nicht eher verlassen, als an Eurer Thüre." Und dort setzte er ihn ab.

Für Oekonomen.

Der Thierarzt M. Lux zu Leipzig (Roßplatz Nro. 904) zeigt an, das von ihm im Jahre 1831 entdeckte, und in seiner Isopathik bekannt gemachte, auch von andern Aerzten in mehrern Zeitschriften als probat gefundene und gepriesene Heilmittel gegen den Milzbrand (Karbunkel, Blutseuche, Brandbeulen, fliegendes Feuer, Sommerseuche, gelbe Sucht, Erdsturz, der jähe Unfall ꝛc.) sey bei ihm besonders gut zubereitet und wohlfeil, unter dem Namen Antrhakin, zu haben.

Das Gewicht des Menschen in den verschiedenen Lebensaltern.

(Nach Quetelet.)

Bei der Geburt wiegt der Knabe 3 Kil. 20, (6½ Pfd.) das Mädchen 2 Kil 91. Die Größe des Knaben ist 500 Millimeter, die des Mädchens 490. Erst nach Verfluß einiger Wochen beginnt das Kind bedeutend zu wachsen. Im 12ten Jahr haben beide Geschlechter ungefähr das gleiche Gewicht; zwischen dem 16ten und 20sten beträgt die Verschiedenheit ungefähr 6 Kil.; später 8—9 Kil. Vollständig entwickelt wiegen Beide ungefähr 20mal mehr als bei ihrer Geburt. Sie sind aber nur 3½mal größer. Im Alter verlieren Mann und Frau 6—7 Kil. an Gewicht, und ungefähr 7 Centimeter an Größe. Der Mann erreicht sein größtes Gewicht im 40sten Jahr, gegen das 60ste verliert er bedeutend. Die Frau wiegt im 50sten Jahr am Meisten. Im 25. Jahr ist der Mann zu Verbrechen am Geneigtesten; die Frau im 30sten. Das intellectuelle Leben des Mannes und Geisteskrankheiten desselben entwickeln sich am Meisten im 25. Jahr. Die meisten dramatischen Meisterstücke sind im 45sten bis 50sten Jahr geschaffen worden, in welcher Periode Verstand und Einbildungskraft am Kräftigsten sind.

Anekdotenschatz.

Vor einer Wache Berlins trieb sich lange Zeit ein Eckensteher ohne Beschäftigung umher, bald an das Gebäude hinauf, bald die Soldaten vor demselben neugierig anstaunend, so daß er die Aufmerksamkeit des Wachhabenden Offiziers erweckte, der ihn fragte: Wer ist Er, was will Er? „Sie werden unterthänigst verzeihen, Herr Leutnant," erwiderte phlegmatisch der Bummler, „ich bin nur so frei Ihnen zu fragen, ob vielleicht die Wache schon aufgezogen worden ist?

Ein Professor der Anatomie sagte: es geht uns wie den Lohnkutschern; wir kennen alle Straßen, aber wissen nicht was in den Häusern vorgeht.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 41. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Ein Sonntag in den Pariser Volkstheatern.

Von Paul de Kock.

(Schluß.)

Im Orchester, auf den Gallerien, in den Logen, überall dasselbe Gedränge, aber auch überaall dieselbe Aufmerksamkeit dieselbe Theilnahme für das, was auf der Scene vorgeht. Das Sonntags-Publikum unterhält sich im Theater weit besser, als das Publikum der Wochentage.

Aber wenn Ihr nach der dritten Gallerie hinaufblickt, nach den letzten Reihen, die man gemeinhin „le poulailler“ *) zu nennen pflegt, werdet Ihr über die halsbrechenden Stellungen jener Menschen erschrecken, die, um besser sehen zu können, mit dem Oberleib über die Brüstungen hinaushängen. In diesen Räumen herrschen sehr zwanglose Sitten und Gebräuche; Mehrere, denen es zu heiß geworden ist, haben ein Stück ihrer Garderobe nach der andern abgelegt und nur die unentbehrlichsten Theile derselben anbehalten. Mitten unter diesen Blousen, diesen Jacken, diesen Mützen von allen Farben seht Ihr einen stämmigen Burschen in Hemdsärmeln, die bis an den Ellbogen aufgekrämpt sind, er zeigt seinen Nachbarn ein Paar muskulöse Arme, und ihr Eigenthümer scheint zu sagen, daß er nicht ungern in einem Faustkampfe von ihnen Gebrauch mache. Auf dem poulailler geniert man sich nicht im geringsten, die Bequemlichkeit geht den Besuchern desselben über Alles, man zieht die Jacke aus und die Weste obenein; das Halstuch ist ein hier nie genannter Luxus.

Von diesem Platze flattern auch in den Zwischenakten kleingerissene Stücke Papier in die Logen und das Parterre hinab. Auf solche Weise den Schneefall nachzuahmen, hat für diese Sorte Publikum einen außerordentlichen Reiz, und die Zuschauer der übrigen Plätze empfangen die Gaben von oben mit einer rührenden Leutseligkeit, meist als zufrieden, wenn die guten Leute dort oben sich darauf beschränken, nur Papierschnitzel hinabzuwerfen, und nicht mit Nußschalen und Pflaumensteinen werfen, wie dieß eben die Jahrszeit mit sich bringt.

Wir wissen es schon, daß die Sitten und Gebräuche der Besucher des poulailler nicht die zartesten und reinsten sind; diese Herren von der Blouse, diese Ritter in Hemdsärmeln sehen mit einem gewissen Neid auf diejenigen Personen, die etwas sorgfältigere Toilette gemacht haben, um ins Theater gehen zu können. Sobald sie eine Dame sehen, deren Hut sich durch einige Eleganz auszeichnet, oder einen jungen Mann, dessen Anzug gewählt ist, — verhüte Gott, daß er gar hellfarbige Handschuhe trüge! — werden sie auch diese Leute zum Ziel ihrer Angriffe wählen, überglücklich wenn sie dem neuen Kleide oder dem modischen Hut einige Flecken beibringen können. — Ich habe selbst einen jungen Mann in der Nähe des Orchesters stehen sehen, dem man einen Apfel an den Kopf warf; die Feucht ward mit solcher Vehemenz herabgeschleudert, daß er eine Beule davontrug. Und was hatte dieser junge Mann verbrochen? Er hatte nach der Meinung jener Hochgebietenden ein stutzermäßiges Ansehen. Ach, meine Herren, Sie werden bei der Ausübung Ihrer Vergnügungen sehr ungerecht! Merken Sie auf! In fast allen Dramen, die hier gegeben werden, rühmt man Ihre Tugend, Ihre guten Eigenschaften, Ihre Gerechtigkeitsliebe, Ihr gefühlvolles Herz .... und doch können Sie sich darin gefallen, während der Zwischenakte solche Bombardements anzustellen? Man kann mir vielleicht einwerfen, daß Aufseher angestellt sind, die dergleichen Exzesse verhüten sollen, aber in diesem Falle versehen jene Herren ihr Amt sehr schlecht.

Eines der größten Vergnügungen dieses Sonntags-Publikums ist, wenn zufällig aus einer der oberen Gallerien eine Mütze in das Parterre hinabfällt. Man wirft sie sich zu, und sämmtliche Zuschauer nehmen Theil am allgemeinen Spiel. Sie fliegt, einem Federball gleich, von einer Hand in die andere, von einem Winkel in den andern, und wenn sie glücklich wieder an den Ort gelangt, von dem sie herabgekommen ist, erhebt sich ein wiederndes Gelächter, daß die Wände des Saales erbeben. Der eigentliche Besitzer dieses Kopfschmucks kann sich versichert halten, daß er sein Eigenthum erst in dem Augenblick, wo der Vorhang sich hebt, wieder empfängt.

Sehr spaßhaft sind die Bemerkungen, die über das Stück gemacht werden, namentlich aber über die Schauspieler, die von der Handwerker-Klasse vorzugsweise geliebt, zu verehrt werden.

Ich habe Euch das Sonntags-Publikum gezeigt, wie es ist, mit seinem Lärm, seinen Zänkereien, seinen Aepfel- und Nußschalen und seinen übrigen unangenehmen Eigenschaften; nun muß ich aber, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, auch sagen, daß dieß Publikum sowohl seine Schauspieler, als die Stücke, die diese ihm bieten, wohl zu beurtheilen versteht. Dieser Masse des Volkes, die aufmerksam zuhört, ohne ein Wort zu verlieren, die sich ganz mit dem identifizirt, was auf der Bühne vorgeht, ist jede Koketterie fremd; sie giebt sich ganz dem Eindruck, des Augenblicks hin und läßt dem Guten, was ihr geboten wird, die vollste Gerechtigkeit wiederfahren. Verfehlt dieser bunte Haufe auch nicht alle Einzelheiten und Feinheiten eines Stückes, so geräth er bei allen Momenten, die sein Herz ergreifen, vor Jubel außer sich; wenn ihm dagegen eine langweilige Intrigue, ein fader Dialog und verschrobene Charaktere geboten werden, erkaltet er sichtlich. Auch treten die Schauspieler ungern an einem Sonntag in einer neuen Rolle auf, denn um zu gefallen, muß ihre Partie selbst das lebhafteste Interesse einflößen oder sie muß von Laune übersprudeln.

Das Sonntags-Publikum ist nach dem Allem ein ganz eigener Schlag; das sind nicht dieselben Gestalten, nicht dieselben Manieren, wie in der Woche, aber es wird von den Direktoren allen anderen vorgezogen, denn es ist ein bereitwillig zahlendes Publikum.

*) Eine für den Ausdruck Paradies eingeführte Bezeichnung. Paradies war ein unpassender Name für einen Ort, dessen Sitten und Gebräuche nichts weniger als engelrein sind.

Digitized by Google

Eiserner Abschiedsbrief an die Theaterzeitung.

Von M. G. Saphir.

„Theures Weib, gebiete deinen Thränen!" Hector.

Allen großen, außerordentlichen und welterschütternden Begebenheiten gehen außerordentliche Zeichen und Erscheinungen am Himmel, auf der Erde und in der Natur bevor. Vor dem dreißigjährigen Kriege sah man feurige Schwerter und Sensen am Himmel; vor der Zerstörung von Carthago hörte man heulende Stimmen aus der Luft, vor Cäsars Ermordung kam ein gräulicher Komet und wundersame Gestalten erschienen, und auch jetzt sind unserer Trennung, meine vielgeliebte Theaterzeitung, dieser merkwürdigsten Begebenheit des Jahrhunderts, unerhörte, ungesehene Erscheinungen vorausgegangen! Im Tivoli ließ sich ein Kalligraph hören, und ein Frosch windet sich den Lorber des Jahrhunderts um die grünen Schläfe.

Alle diese Zeichen und Wunder kündeten der erstaunten Welt die gräßliche Katastrophe an, die mich von Deiner Seite reißt, geliebte Theaterzeitung! Weine nicht, Geliebte, Trennung ist unser Los, und daß wir uns nicht wiedersehen, sey Deine Hoffnung! Zwei Jahre dauerte unsere zärtliche Verbindung, sie wurde durch nichts gestört, als nur zuweilen durch — Druckfehler, d. h., wenn Du zuweilen etwas von mir drucken lassen wolltest, so fehlte es Dir dran. Ach, vergebe, es geschah ja zu Deinem Besten, zum Besten Deiner Leser!

Womit soll ich Dich trösten, Dich, die Du keines Trostes bedarfst! Ich lasse Dich zurück, eine reizende, neunundzwanzigjährige Wittwe; die Trauer wird Deinen Reiz erhöhen. Man wird fragen: „Wen betrauert diese schöne, leidende, junge Wittwe?" und die Antwort wird seyn: „Einen Mann, der diese Trauer gar nicht verdient, der nichts für Sie gethan — als für sie gestorben!" Und das wird das Interesse für Dich erhöhen. Die Freier werden kommen schaarweise, Humoristen werden herziehen, wie die Kranichzüge, Wortspielfabrikanten werden Deine Schwelle belagern, Witzköpfe werden Dir auf der flachen Hand wachsen, Kritiker werden wie die Schneeflocken auf Dein Dach fallen, und Alle werden zärtlich schmachten, flöten, girren und lispeln: „Nimm' mich, schöne Wittwe, nimm' mich, ich bin besser als er war, vergesse den Unwürdigen, theile mir mit was Du hast, und ich gebe Dir was ich bin!" Und Du wirst den Wittwenschleier ausziehen, und ein neuer, bräutlicher Kranz wird Deine Locken zieren, und Du wirst schönere und geistreichere Männer an Dein klopfendes Honorar drücken, und mich vergessen, der ich für Dich vergoß Ströme von schwarzer Tinte, und Du wirst an mir vorübergehen am Arme von ungeheuren Humoristen und mich nicht bemerken, und ich werde seufzen und denken:

„Meine Mina geht vorüber?
Meine Mina kennt mich nicht?"

Also nimm hier diese Thränen! O ich habe Thränen genug vorräthig: Siehst Du diese runde dicke Thräne hier? ich preßte sie einer Schauspielerin aus dem Auge, die im zwei und fünfzigsten Jahre die Gurli spielte. Diese volle, pfundschwere Thräne zog ich einem Dichter aus dem Auge, den ich für seine schlechten Verse zu den Füßen Apolls niederwarf! diese glänzende, schimmernde Zähre zog ich einem Uebersetzer aus dem Wimper, der sich mehr dünkte als ein Originalschriftsteller! diese zweischneidige, lieblichschimmernde Thräne wischte ich einem Dichter aus dem Augenwinkel, welcher Thalia zur Kindsgevatterin machen wollte! — O, „ich könnte Ihnen noch mehr Geschichten von meinen Thränen erzählen!"

Doch wozu? Nimm sie alle hin diese Thränen, sie waren meine einzige Freude, nimm sie hin, sie sind mein einzig Eigenthum, noch ein Mal, geliebte Theaterzeitung, falle ich Dir weinend um den Hals:

„Es sind die flandrischen Provinzen, die an Deinem Halse weinen!"

Thränen beim Abschiede sind „Scheide-Wasser," und Scheidewasser ist bei jeder contractlichen Auflösung sehr ersprießlich, denn Scheidewasser bewirkt bei Auflösungen, daß bei keinem Theile irgend ein Rückstand bleibt. Also genug der Thränen; für Deinen Verlust, meine Geliebte, tröstet Dich die Freude Deiner Leser; tröstet Dich die stille Freude meiner Nachfolger; tröstet Dich endlich Dein eigenes Bewußtseyn, Deinen Lesern von mir nicht immer eine und dieselbe magere Kost zu reichen; aber wer wird mich trösten? Mich, der ich nun eine zeitlang schweigend da stehen werde, wie eine Trauerweide, mit herabhängenden Schreibehänden?! Mich, der ich monatelang werde an mir vorübergehen sehen schlechte und gute Stücke, schlechte und gute Bücher, schlechte und gute Einfälle und Gedanken, und werde sie nicht mittheilen können, und werde sie in mir verschließen, wie die Auster ihre Perle?! Ach! es ist hart!

Und nun zum Abschied noch eine kleine Lehre für die Zukunft, meine geliebte Theaterzeitung: Halte Deine Leser hübsch nüchtern, überlade sie nicht! Gib ihnen wenig, sonst verlangen sie zu viel!

Die Leser wollen homöopathisch behandelt seyn, die Allopathie verdirbt sie in Grund und Boden. Gibst Du ihnen heute ein Loth Witz und Geist, morgen wollen sie ein Pfund, gibst Du ihnen morgen dieses Pfund, übermorgen wollen sie einen Zentner, gibst Du ihnen dann alle Tage einen Zentner, so stoßen sie den Zentner am Ende von sich und sagen: „Es ist doch immer und ewig dasselbe!" Jeder einzelne Leser will für seine fünf Gulden vierteljährig, alle Tage um hundert Gulden Gediegenes; um 75 Gulden reinen Witz, den er selbst gemacht hätte, wenn ihm unglücklicher Weise der andere nicht zuvorgekommen wäre; um 50 fl. klassische Poesie; um dreißig Gulden Neuigkeiten, die erst in der nächsten Woche sich begeben werden; um 20 fl. Theaterkritiken, aber sie müssen ihm alle aus der Seele geschrieben seyn, müssen die loben, die er gerne hat und die tadeln, die ihm mißfallen; um zehn Gulden Räthsel und Charaden, die kein Mensch auf der Welt erräth als er allein, und endlich noch um einige Groschen gemüthliche und moralische Sentenzen zum häuslichen Magenbedarf für Frau, Kinder und sämmtliche Dienstboten!

So ist es, liebe Theaterzeitung, den Leser muß man aushungern; die Hungerkur ist die einzige, die ihm gut ist, gebe dem Leser wenig, das ist mein letzter Wille; obschon Du glaubest, mein letzter Wille war der, als ich am ersten September zum letzten Mal mein Honorar wollte! Lebe wohl; hoffe auf Jenseits, d. h. auf jene Seite wo andere Aufsätze als von mir stehen, und behalte im theuren Angedenken

Deinen stets Dich liebenden Ex-Mitarbeiter,
M. G. Saphir.

Das Alphabet,
die Stufenleiter der Liebe.
(Thalia.)

Im ersten Seufzer, im „Ach", fängt das A B C der Liebe an. Wer A sagt muß B sagen, aber die Zunge ist zu schüchtern, der „Blick" spricht für sie, und bildet die zweite Stufe. Alle Unbefangenheit ist weg; die Nähe des geliebten Gegenstandes verwirret: man benimmt sich mit „Ceremonie" auf der Dritten, denn man nahet der Geliebten nicht anders, als einem souverainen Herrn, oder einer Huldgöttin. Die Vierte ist schon dunkel: ohne Schatten ist kein Erdenlicht — wir finden dort als D einen „Dämon", den der Eifersucht, welcher die Bewegung des kleinen Fingers mißt, und das quantitative

Digitized by Google

Verhältniß von Anschauen abwägt. Glücklicherweise hauset auf der Fünften ein Anderer, die „Eitelkeit", welcher die Wirkungen des Vorigen homöopathisch aufhebt, und stets dem Liebesschüler zuflüstert: Dir gilt es! Darum muthig zur Sechsten hin, dem „Folgen", welches Schritt an Schritte knüpft, welches reich belohnt wird durch ein einziges Umsehen, durch den Anflug von Lächeln um den schönen Mund. Wenn auch das Herz hörbar klopft in der Brust, wenn auch die Hand zittert, die siebende Stufe will eine That, eine große, heroische Handlung — einen „Gruß". Es ist geschehen, erbebt auch das Weltgebäu in seinen Angeln, es ist vollbracht — und sie hat nicht weggesehen, sie hat sich verneigt mit hochrothen Wangen: Aurora, als Verkünderin des Liebes-Tages, flog darüber hin. Der Begrüßte vermag nicht mehr in Prosa zu denken, alle seine Gedanken sind Lieder, er befindet sich auf der achten Stufe, und diese ist von sieben der erste „Himmel". Fortan umschwebt ihn kein Bild eines irdischen Mädchens, nein, ein „Ideal" zieht ihn herauf zur neunten Stufe; die Geliebte ist vergeistigt, sie durchschwebt seine Träume, das Licht, welches von ihr ausströmt, beleuchtet seinen Pfad, die Gegend und die Menschen um ihn werden schön durch den Reflex dieses Lichtes. Aber schon erinnert die zehnte Stufe an Erden-Unvollkommenheit, sie bringt den „Kampf", und je höher der in Hoffnung Schwelgende steigt, desto mühsamer, rauher wird der Weg. Da stehen auf der Eilften die „Leute", welche vergessen haben, daß auch sie zum erstenmal geliebt, und lauschen auf Blick und Geberde; er kann ihnen nicht ausweichen, er muß durch sie durch, wie ein Soldat durch die Spießruthen, um die zwölfte Stufe, den „Mokirstuhl" zu besteigen, und dort über sich ergehen lassen Auslachen und Spott. Mit der Freundlichkeit seiner Liebes-Sonne nehmen auch die Insekten zu, und so fällt er auf der bösen dreizehnten Stufe dem „Neide" in die Krallen, der ihn verdächtigt, selbst bei der, wo er ein Muster scheinen möchte. Auch die Vierzehnte verlangt ein „Opfer": er muß sich rechtfertigen bei Ihr, da man ihn verläumdet hat; sich rechtfertigen mit der reinsten Seele, denn ein Engel fühlt nicht heiliger, als ein liebendes Gemüth. Er wagt das Unerhörte, er erklimmt die Fünfzehnte und schickt ihr eine „Post" zu.

Die Wahrheit hat ein siegendes Wort — was ihn zerschmettern sollte, erhebt ihn; die Neider machen sein Glück, die Verläumder betten ihn auf Rosen. Die Liebe glaubt, was Liebe versichert. Sie bestimmt ihm einen Ort zur Zusammenkunft. — Nein, so viele Stufen darf der Sterbliche nicht ungestraft überspringen — die Sechzehnte mit einem „Querstrich" legt sich ihm in den Weg. Zusammenkunft hat ein Z. erst muß die siebenzehnte Stufe mit ihrer abscheulichen „Reise" überstanden seyn, dann — ja dann — kommt immer noch kein Z. — Die Geliebte ist den Eltern in's Bad gefolgt; der Harrende durchlebt ein Menschenalter in vier Stunden, immer hoffend auf ihr Kommen, und als es Nacht geworden, und für keine Kindes-Vernunft ein Kommen noch denkbar ist, die Hoffnung doch nicht aufgebend. Da liegt er endlich auf der Achtzehnten, welche ihm ein unseliges „Schwanken" bietet, einen Höllenzweifel, ob sie nicht wollte, oder nicht konnte. Ein Anderer vielleicht denkt er, wartet ihrer im Ausland, ein Schönerer, Reicherer, Besserer, und wie alle die Comparativen heißen, die der Argwohn erfindet. Er erfährt, sie geht seinetwegen nicht in tiefer Trauer, sie wagt, am Tische manchmal zu lachen über einen harmlosen Scherz, sie macht Landpartien, sie tanzt — o Himmel und Erde! sie tanzt, und noch dazu mit einem Manne, und noch dazu — Weiber, Weiber! — mit einem jungen Manne, sie läßt sich einmal die Hand küssen — verloren, verloren!! — In dieser Verzweiflung sieht er die neunzehnte Stufe schwarz belegt, der „Tod" sitzt auf ihr und winkt. — „Ich komme, sie hat gelacht, getanzt —— was hab' ich noch auf dieser Welt zu suchen! Aber sie soll wissen, warum ich sterbe!" — Er wartet lebendig ihre Wiederkehr ab, ißt und trinkt nur, um wirklich lebendig zu bleiben. Sie trifft ein. Ihre erste Handlung ist ein neues Rendez-Vous-Bestimmen, ihre Zweite Worthalten. Da steh'n sie auf der Zwanzigsten in der „Umarmung" und vergessen ist Tanz, Lachen, Handkuß und Tod. „Ewig Dein!" „Ewig, ewig!" lispelt's, und „ewig" rollt es fort durch die Sterne der Himmel. Aber der „Vater" steht auf der einundzwanzigsten Stufe, ebenfalls vergessend, daß er jung war, und nun droht von der Zweiundzwanzigsten eine allgemeine „Wuth" gegen die Liebenden. Vergebens bittet der Jüngling, vergebens versucht das Mädchen, ein Sprößling Evens, sich auf der Dreiundzwanzigsten herumzudrehen und ein „X" für ein U (die Umarmung) zu machen; die Eltern deuten ergrimmt auf die Vierundzwanzigste mit ihrem Herrn „Y," den sie zum Eidam ausersehen. Unter Stürmen und Weinen übergeben die Liebenden ihr Schicksal der lezten Stufe: „Zeit," dem besten Tröster und Arzte, und aus Dankbarkeit, daß sie Diese so hoch halten, wird sie endlich wirklich hoch — nemlich: Hochzeit. —

Toepfer.

Friede, Finanzen und Frauen.

(Das dreifache F des Lebens.)

Welcher Sterbliche kann wohl im Ernste behaupten, er könne glücklich ohne Friede seyn. Den äußern Frieden kann man wohl entbehren; denn es gibt Menschen, die nur im Getümmel der Schlacht und in Raufereien sich wohl und behaglich fühlen. Aber der innere Frieden, die Ruhe der Seele und des Gewissens! wie unentbehrlich ist derselbe zum wahren Glück des Menschen. Wenn der Sturm im Innern tobt, ist das äußere Glück nur scheinbar. Die Schönheit der Gegend preßt einem solchen Unglücklichen die Brust eng zusammen, weil er fühlt, daß er den Gegensatz dazu bildet. Nur in der Nähe eines rauschenden Wasserfalles, oder in einer lärmenden Gesellschaft, wo die Stimme seines Gewissens übertäubt wird, findet er einige Erquickung und Erholung.

Hat aber Jemand die Ruhe des Geistes, dieses göttliche Geschenck des Himmels, wieder gefunden oder niemals verloren, so fühlt er, sobald er in die handelnde Welt tritt, daß er nichts in den jetzigen Zeiten ist, wenn ihm nicht die Finanzen zur Seite stehen. Die geistreiche Frau von Staël sagte daher auch ganz treffend, daß man mit dem bloßen Geschenk des Lebens nichts anfangen könne. Wie glücklich wären die Menschen, wenn sie zu ihren Lebensbedürfnissen kein Geld nöthig hätten. Die zweite Nothwendigkeit des Lebens, „Finanzen" würde gänzlich verschwinden, worüber sich die unglücklichen Spanier, die in solchen Sachen von jeher eine Bravourarie gespielt haben, besonders freuen würden. Sie brauchten keine Umschreibungen mehr zu machen, um die Ausländer um ihre Reichthümer zu bringen; sondern sie könnten ihnen in der trockensten Prosa der Welt sagen: es gibt keine Finanzen mehr, folglich auch keine Zinsen und Prozente; gehet, die Menschen werden von nun an ohne Geld leben. Wenn auch der Dampf das papierne Zeitalter zu ersetzen droht, und nach dem Dampfe vielleicht die Herrschaft des Geistes eintreten wird, so werden doch die Finanzen nie aufhören eine wichtige Rolle in der Welt zu spielen und es ist daher allen Dichtern und genialen Menschen, die nur in höhern, geistigen Regionen schweben, ernstlich zu rathen, sich diesen harten Nothwendigkeiten zu unterwerfen, und diesen Zweig der menschlichen Wissenschaften nicht ganz zu vernachlässigen. Reichthum giebt Ansehen und Kraft. Mit zwanzig Thaler kann man hundert Fäuste in Bewegung sehen, so sehr ist der Preis des Geldes gestiegen, und so tief der Werth der Hände gefallen. Manche Hand ist zwar noch immer hoch im Preise, wie die schöne Hand eines liebenswürdigen Mädchens; aber meistens

Digitized by Google

richtet sich der Werth nach dem Gelde, das eine solche Hand einbringt.

Wenn Jemand erst Frieden und Finanzen errungen hat, so ist ihm so behaglich zu Muthe, daß er in der Regel übermüthig wird. Er will die höchste Stufe des Glückes erklimmen und das dritte Requisit des menschlichen Glückes erringen, eine Frau nehmen. An diese unbekannte Größe sich wenden ist sehr gewagt. Das Weib ist das größte Räthsel der Natur; man kann dessen wahren Sinn nie ganz errathen; die Tiefe ist unergründlich, weil man bei ihnen nie auf den rechten Grund kommen kann. Wie der Mann das handelnde Prinzip ist, so ist das Weib das leidende. Nur im Dulden kann sich eine Frau wahre weibliche Größe erwerben. Tritt sie aber handelnd auf, dann befindet sie sich auf fremden Grund und Boden, und ihre ganze Handlungsweise, wenn gleich von durchdringendem Geist und eleganten Formen begleitet, ist bei näherer Anschauung weiter nichts, als eine ergötzliche Grimmasse. Solche handelnde Frauen sind es auch, die, statt das Glück ihres Mannes zu vollenden, den Frieden rauben und seine Finanzen zerstören. Wer bei seiner künftigen Wahl nicht ganz gewiß ist, der bleibe lieber auf der halben Bahn des Glückes stehen und strebe nicht nach Vollkommenheit, er könnte leicht statt zu gewinnen bedeutende Verluste erleiden. Hat aber eine Frau ihre weibliche Stellung begriffen, so kennt auch ihre Güte keine Gränzen. Stets zu allen Opfern bereit, verbreitet sie über das Wirken des Mannes einen Zauber, der das irdische Seyn zu einem wahren göttlichen Leben erhebt. Solche Ideale begeisterten den großen deutschen Dichter, als er aus tiefer Ueberzeugung sang:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.

Die Meerschlange.

In dem Bangor Advertiser vom 10. August finden sich folgende nähere Angaben über einen zweiten Besuch des Meerungeheuers, welches seit sehr langer Zeit nicht mehr zum Vorschein gekommen war.

Die Seeschlange erschien neuerdings am Sonnabend bei einer kleinen, zwischen Mont-Desert-Rock und dem festen Lande gelegenen Insel; dort wurde sie von dem Capitain Black von der Fischer Goelette der Fox-de-Sedgwick wahrgenommen. Dieser verständige, wahrheitsliebende Mann erzählt: er habe die Schlange etwa eine Stunde lang aus einer Entfernung von 5 Yards (80—100 Fuß) beobachtet. Da sie sich lebhaft bewegte, so schien sie ihm eine Länge von 60 Fuß zu haben, in ruhigem ausgestrecktem Zustande, könnte sie wohl 20 Fuß mehr betragen. Der Kopf ragte zwei bis drei Fuß über die Oberfläche des Meeres empor, ihr Hals war, wie bei allen Schlangenarten, in der Nähe des Kopfes am dünnsten. Ihrer Gestalt nach, gleicht sie völlig den Erdschlangen. Die Farbe ist ganz schwarz wie bei dem Meerschweine. Lag sie einen Augenblick stille, so war etwa der dritte Theil ihres Umfanges außerhalb dem Wasser; so weit ihn Kapitän Black zu schätzen im Stande war, mochte er die Dicke einer halben Tonne betragen. Man bemerkte am Körper keine Hervorragungen, nur wenn das Thier regungslos da liegt, bildet es einen Klumpen.

Black wollte sich nähern, allein beim Geräusche des Fahrzeuges — tauchte die Schlange unter und kam erst in einiger Entfernung wieder zum Vorschein, und der Kapitän glaubt, er hätte darauf schießen können, wenn er eine Flinte bei sich gehabt hätte. Er wird nun bald mit dem Erforderlichen, zu einer Jagd auf das Ungethüm ausgerüstet, in die See stechen. Bis jetzt hat er selbst nicht an die Existenz eines solchen Colosses geglaubt; jetzt ist er erbötig, das Geschehene zu beschwören. Bei ihm befanden sich noch ein Mann und eine Frau.

Der König und der Landmann.

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut empor zu des Königs Palast —
Er weiß nicht welch' ein Gefühl ihn faßt:

„Ach, wär' ich ein König nur eine Nacht,
Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht!
Wie gieng' ich umher von Haus zu Haus,
Und theilte den Schlummernden Segen aus!

Wie strahlt' dann morgens so mancher Blick
Die Sonne zum Erstenmal hell zurück!
Wie staunten einander die Glücklichen an,
Und meinten: das hätt' ein Engel gethan!"

Der König lehnt im Palast allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut hinab auf des Landmanns Haus,
Und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

„Ach, wär' ich ein Landmann nur eine Nacht,
Wie gern entrieth' ich der drückenden Macht;
Wie lehrt' ich mich selber die schwere Kunst,
Nicht irr' zu gehen mit meiner Gunst!

Wie wollt' ich in's eigene Herz mir seh'n,
Und wieder es offen mir selbst zugesteh'n!
Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
Das wollt, ich gewinnen in einer Nacht!" —

So schau'n sie sinnend beim Sternenlauf,
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann schließen Beide den müden Blick,
Und träumen Beide von fremdem Glück!

Anekdoten.

Merkwürdiges Wortspiel.

Die Liebe der Engländer für ihre Parks ist erklärbar, wenn man sie kennt. Natur und Kunst können nicht schöner Hand in Hand gehen. Als unter Georg II. London anfing sich so schnell auszudehnen, daß man in Verlegenheit gerieth, wohin man bauen sollte, kam dieser König auf den Gedanken, die schönen Parks, an welche die Hauptstadt gränzt, mit Häusern zu füllen und er fragte seinen Minister, ob das theuer zu stehen kommen würde. Dieser entgegnete mit edlem Muth und Doppelsinn: „Not very dear, it will cost to Your Majesty only three crowns." (Nicht sehr theuer; es wird Ew. Majestät nur drei Kronen kosten.)

Bei der letzten Illumination in Prag las man an einem Judenhause die transparente Ueberschrift: „Der Kaiser lebe 100 Jahre," und das darunter befindliche Ladenschild trug die Worte: „Hier wird nicht gehandelt."

Ein Kerl, verdächtig bis zum Diebe, konnte doch nicht überführt werden, und wurde gegen Handgelöbniß entlassen. Nun? — fragte den Heimgekommenen sein Gevatter, wie ging es? Die Antwort war: „Anfangs stand es schlecht; am Ende ging es besser, als ich dachte. Ich und der Stadtschreiber gaben darauf einander die Hände, und waren so gut wie vorher."

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro 42. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die königliche Familie von Schweden.

(Aus den Mittheilungen eines deutschen Reisenden.)

Die Liebe, welche die Schweden für ihren selbstgewählten König hegen, ist Bürge, wie gut sie gewählt haben. Man kann diesem edlen Greise vielleicht keinen Vorwurf machen, als zu viele Nachgiebigkeit und Güte. Karl Johann ist eine imposante Erscheinung. Er beschämt zu Pferd in Haltung und Kraft die jüngsten Kavaliere. Ungeachtet seiner 72 Jahre reitet er noch beinahe täglich und scharf. Es gibt wenige Menschen, die sich so gut ausdrücken, wie Karl Johann; jedes seiner Worte ist gut gesagt und bezeichnend, ohne gesucht zu seyn. Hierin liegt wohl der Grund, daß er sich nicht entschließen kann, der französischen Sprache zu entsagen, obschon er der schwedischen ganz mächtig seyn soll. Das Schwedische hat übrigens das Eigene, im Munde des Fremden für den Eingebornen beinahe immer lächerlich zu klingen, wodurch man eben nicht ermuthigt wird, sich darin zu versuchen.

Die Lebensart des Hofes ist eigen. Der König steht in der Regel erst um 3 oder 4 Uhr des Nachmittags auf, und legt sich um dieselben Stunden Morgens wieder nieder. Er ißt für sich allein, sieht übrigens täglich Herren der Verwaltung oder des Hofes bei sich, worunter der respektable Graf Brahe sich besonderer Gunst erfreut. Die Königin, bekanntlich eine geborne Clary aus Marseille, lebt auf ganz eigene Weise, die nicht immer sehr bequem für ihre Umgebungen und Gäste seyn mag, da ihre Diners erst Abends 10 oder 11 Uhr beginnen, ja schon Einladungen zu Frühstücken auf 6 Uhr Abends ausgegeben wurden. Doch sieht sie meistens nur Männer bei sich.

Das Bild Klebers, des Königs Jugendfreundes, hängt in dem niedlichen Schlößchen Rosendal, das erst seit wenigen Jahren im Thiergarten den Felsen abgezwungen wurde, und ein königlicher Repräsentant der schwedischen Bauart genannt werden kann. Eine Riesenvase vom schönsten Porphyr, nach der auf dem Monte-Cavallo die größte, die ich gesehen, steht hinter dem kleinen Schlosse, und stört seine einfache Ländlichkeit durch den geandiosen Kontrast. Sonst sind die Landhäuser des königl. Hauses nicht sehr erhalten, und überhaupt darf man annehmen, daß Karl Johann und seine Gemahlin in Schweden große Summen von eigenem Vermögen zugesetzt haben, was den ökonomischen Schweden sehr zu behagen scheint. Einen der schönsten Landsitze der Königsfamilie, das Schloß auf der drei Stunden entfernten reizenden Insel Drottningholm, bewohnen jetzt der Kronprinz und die Kronprinzessin von Schweden, ein hohes Beispiel des edelsten Familienglückes, und ein Muster für das ganze Land. Auch macht man sich keinen Begriff von der Verehrung, welche diesem edlen Fürstenpaar von der ganzen Nation gezollt wird.

Der Kronprinz ist ein schöner junger Mann, voll Anstand, Geist und Leben. Die Prinzessin ist ganz ihrer Mutter würdig, eine Erbin der Grazie, die jene Fürstin umschwebt. Unvergeßlich wird mir der Empfang bleiben, den ich bei der Kronprinzessin fand. Sie stand mitten unter ihren blühenden Kindern, vier Knaben und ein Mädchen, die Freude und die Hoffnung Schwedens — ächte schwedische Physiognomieen, offen, gesund, voll und gescheidt. Mit freundlichster Herablassung stellte mir die so einfache als edle Mutter ihre Kinder vor. Als sie im Verlaufe des Gespräches bemerkte, daß ich die Kinder, welche etwas hinter der Beleuchtung standen, nicht gut unterscheiden konnte, wendete sie solche nach dem Lichte, wobei ich denn auch ihr eigenes Seelenvolles Gesicht besser betrachten konnte. Sie ist reizender und vollkommener geworden, seitdem sie München verlassen hat. Als ich mir erlaubte, sie zu fragen, ob sie unser schönes Deutschland ganz vergessen habe, erwiederte sie lebhaft und mit bewegter Stimme: „Nein, ich habe es nicht vergessen, und sagen Sie nur dort, daß ich es nie, niemals vergessen werde.“

Das Ende der Frau von Pompadour.

(1764.)

(Aus Oettinger's historischem Roman: „Der Ring des Nostradamus,“ dritter Theil.)

In einem der abgelegensten Gemächer von Bellevue saß Frau von Pompadour neben der Gräfin Baschi.

— Sie sind so betrübt, Marquise? Darf die beste Ihrer Freundinnen nicht wissen, was Sie traurig macht.

— Vor Ihnen, liebe Gräfin, hab' ich kein Geheimniß, vor Ihnen, theure Freundin, will ich mein Herz und seinen ganzen Kummer ausschütten. Ob von Allen gleich beneidet, bin ich doch sehr beklagenswerth.

— Beklagenswerth?

— Mein Zustand gleicht einer hochprangenden Frucht mit glänzender Schaale und wurmzernagtem Innern. Stärker als die Gunst des Königs, der mich in Glanz und Reichthum hüllt, ist der Haß des Volkes, der, einem Wurme gleich, an dem Kerne meines Lebens nagt . . .

— Mag das Volk Sie hassen, wenn nur der König Sie liebt . . .

— Die Liebe eines Einzigen, kann sie uns entschädigen für den Haß von Millionen?! Von Tag zu Tag wächst Frankreichs Erbitterung, ich kann, ich will's mir nicht verhehlen, daß ich der Gegenstand allgemeiner Verachtung bin. Pinsel und Feder haben sich verbunden, die Maitresse des Königs lächerlich zu machen. Der alte Voltaire hat Recht: les armes du ridicule sont les plus dangereux. Täglich erscheint eine neue Karikatur, täglich ein neues Spottgedicht auf mich. Diese Bosheit, in Verse geschmiedet und von den leichten Schwingen einer allbekannten Melodie getragen, fliegt von Stadt zu Stadt und findet im Herzen des Volkes ein tausendstimmiges Echo. Selbst Voltaire, der größte Speichellecker meiner Macht, derselbe Voltaire, den ich zum Kammerherren und Historiographen Frankreichs gemacht, hat sich, angespornt vom großen Philosophen

Digitized by Google

von Sanssouci, incognito der Legion meiner Feinde angeschlossen und mich, die er früher in allen Versarten besungen, mich, der er so knechtisch gehuldigt, zur Zielscheibe seines giftgetränkten Witzes gemacht.

— Der Heuchler! Von allen Lastern, die den Menschen schänden, ist der Undank das schwärzeste . . .

— Ich verzeihe ihm . . . ist er doch nicht der Einzige, der Liebe mit Haß, Gutes mit Bösem vergilt! Erst gestern sind wieder zwei neue Pasquille, giftig wie der Biß einer Natter, auf mich erschienen. Was nützt es, daß meine Polizei sie confiscirt! Der Haß des französischen Volkes gleicht der lernäischen Schlange: heute schlägt man ihr einen ihrer tausend Köpfe ab und morgen wachsen ihr zwei neue. Man müßte das undurchdringende Fell des nemäischen Löwen haben, um gepanzert zu seyn gegen die herculischen Pfeile der Verläumdung. Was muß ich, Aermste, erdulden?! Man legt mir das Unglück Frankreichs, alle mißlungene Pläne des Kabinets, alle verlorne Schlachten und alle Siege unserer Feinde zur Last. Man klagt mich an, daß ich über Frankreich schalte und walte, daß ich es beherrsche und Alles verkaufe . . . Vor Kurzem näherte sich ein alter Mann dem König bei der Mittagstafel, und bat ihn, Seine Majestät möchte die Gnade haben, sich für ihn bei der Frau von Pompadour zu verwenden. — Alle Welt lachte über die Einfalt des alten Mannes, doch ich, ich lachte nicht. — Um Geld zu erhalten, ohne es vom Volke zu erpressen, gab ein Anderer dem Conseil den weisen Rath, mich zu bitten, dem König 100 Millionen zu leihen. Jedermann lachte über den guten Plan, doch ich, ich lachte nicht. Dieser wüthende Haß, diese allgemeine Erbitterung vernichtet mich . . . mein Leben ist ein fortwährender Tod . . . Alles, was mich früher gefreut, ekelt mich jezt an. Ich habe mein Haus in Paris prächtig meubliren lassen: zwei Tage hat es mich gefreut . . . jetzt ist es mir zuwider. Bellevue wird von Jedem reizend gefunden, mir, Freundin, ist es unerträglich. Mitleidige Personen berichten mir alle Tage die Pariser Vorfälle: sie glauben, daß ich ihnen zuhöre, aber wenn sie fertig sind, frage ich, was sie mir erzählt haben. Mit einem Wort, ich lebe nicht mehr . . : ich bin lebendig todt.

— Sie sollten den Hof verlassen und sich in's Privatleben zurückziehen . . .

— Der Hof ist mir verhaßt und dennoch kann ich ihn nicht meiden . . . ich bin zu schwach . . . mir fehlt die Kraft dazu . . . Ach, ich bin unglücklich, sehr unglücklich . . . alle Welt verschwört sich mir das Leben zu verleiden. Himmel, was hab' ich denn gethan, daß dieses Volk mich so verachtet und verwünscht? Ist es denn wirklich ein so großes Verbrechen, die Maitresse eines Königs zu seyn? Oder bin ich etwa schlechter als Anne de Pisseleu, Gabrielle d'Estree, Henriette d'Entragues und so viele Andere? Einst nährte ich den schönen Glauben, die Gattin des Königs zu werden: ich schmeichelte mir, daß der Beste der Könige das für mich thun könnte, was einst sein Vorfahr für eine Wittwe von 50 Jahren, für Franziska Scarron, für die Marquise von Maintenon gethan, es war nur ein Hinderniß im Wege: die Königin und mein Gemahl lebten noch. Lange trug ich mich mit diesem schönen Traume . . . jetzt, jetzt ist Alles vorbei . . .

Sie sank an die Brust der Freundin und weinte lang und bitterlich.

Vierzehn Tage nach dieser Unterredung wurde die Marquise von Pompadour auf einer Reise nach Choisy von einer Unpäßlichkeit überfallen, die sich rasch in eine Abzehrung verwandelte. Am 15. April starb sie, 44 Jahre alt, im Schloß zu Versailles.

Der König stand am Fenster, als man ihren Leichnam, kaum erkaltet, auf einer Tragbahre durch den Schloßhof trug.

— Die arme Frau, sagte Ludwig zum Herzog von Choiseul, warum ist sie nicht zehn Jahre früher gestorben! Mein Volk hätte sie minder gehaßt und ich sie mehr bedauert. Wo will man sie beerdigen?

— In Paris, im Kloster der Kapuzinerinnen . . .

— Herzog, sorgen Sie dafür, daß ihre Beerdigung im Stillen und ohne Prunk vor sich gehe . . .

Und das geschah denn auch.

Es giebt Leute, welche den raschen Tod der Marquise dem Herzog von Choiseul zuschreiben, der deßhalb bei ihr in Ungnade gefallen, weil er versucht hatte, die Herzogin von Grammont, seine Schwester, an ihre Stelle zu setzen. Empört über diesen Undank, habe die Marquise den Mann, den sie emporgehoben, stürzen und den Abbé Bernis, ihren älteren Günstling, wieder erheben wollen. Der Herzog habe diesen Plan zu vereitlen gewußt.

Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete in ganz Frankreich großen Jubel. Der Haß und die Verachtung des Volkes gönnte selbst der Todten keine Ruhe. Es regnete auf ihr Grab eine Sündfluth von Epigrammen, von denen das eine beißender als das andere war.

Abel Poisson, Marquis von Marigny, ihr Bruder, wurde der Universalerbe ihres großen Vermögens. Sie hinterließ vier Millionen Francs. Man brauchte ein ganzes volles Jahr, um ihre Möbel, ihre Gemälde, Statüen, Bronce-Arbeiten, ihre Schmucksachen, ihren Putz und ihre Wäsche zu versteigern. Diese Auction lockte aus allen Theilen Frankreichs und selbst aus dem Auslande eine Menge Käufer herbei. Der Erlös des ganzen Inventariums soll sich nach Einigen auf fünf, nach Andern auf acht Millionen Francs belaufen haben.

Die Verschüttung Dufavels zu Lyon am 2. Sept. 1836.

Die traurige Lage Dufavels, der vierzehn Tage lang 62 Fuß tief unter der Erde begraben lag, wird in einer Flugschrift geschildert, in der Dufavel Alles, was sich während dieser langen und fürchterlichen Gefangenschaft zugetragen, selbst erzählt. Wir entnehmen daraus Folgendes: „Ich befand mich, sagt er, um 7 Uhr Morgens eben am Brunnen, als einer meiner Gefährten, schnell heraufsteigend, mir sagte, daß ein Erdfall statt haben würde. Dieser Brunnen war 62 Fuß tief und in beweglichen Sand gegraben. Bah! sagte ich, ich habe wohl noch Zeit, meinen Werkzeugkorb zu holen! und so ließ ich mich hinab. Bald, als ich kaum die Mitte des Brunnens erreicht hatte, hörte ich große Steine herabfallen; ich setzte demungeachtet meinen Weg fort und gelangte auf dem Boden an; ich legte hierauf zwei Bretter in meinen Korb und setzte den Fuß an, um wieder hinauf zu steigen, als ich etwas über mir krachen hörte; ich schaute aufwärts und sah, daß fünf Brunnenreife zu gleicher Zeit einbrachen. Ich rief laut; allein in demselben Augenblick wurde ich vom Erdfall bedeckt und sah nichts mehr. Die untern Reife waren zu oberst gekehrt und die obern zu unterst; dieß war die Ursache, daß der Sand über meinem Kopf liegen blieb und durch die Bretter, welche denselben trugen, aufgehalten wurde. Mein Korb war noch am Seil befestigt, mit Hülfe dessen ich herabgestiegen war und lag etwas gegen mein linkes Bein gekehrt. Der Ort, wo ich mich eingeschlossen sah, war den ersten Tag ohngefähr 7 Fuß hoch; allein dieser Raum verringerte sich allmählig, und schon am dritten Tage sah ich mich durch das Einsenken der Bretter und der darauf liegenden Erde zu der peinlichen Lage verurtheilt, in der ich während der übrigen 11 Tage, bis zu meiner Befreiung, verharrte. Da meine Gefährten, die oben geblieben waren, mich durch dieses Mittel zu retten glaubten, so zogen sie das Seil an; der Korb erhob sich sogleich bis zu den Brettern, welche den Erdfall zurückhielten, und da sie sich auf das Neue bemühten, denselben in die

Digitized by Google

Höhe zu ziehen, so erschütterte der Korb, sobald er zwischen diesen Brettern eingeklemmt war, dieselben sehr heftig und ließ Erde davon herabfallen; nun sah ich deutlich, daß es nicht möglich wäre, denselben hinaufzuziehen; man hätte wohl zwanzig Ochsen anwenden können, und es wäre doch nicht gelungen. Meine armen Kameraden hielten mich für verloren, denn sie zogen nicht mehr am Seile. Hierauf zog ich dasselbe zu mir herab, und wickelte es in den Korb zusammen, aus Furcht, sie möchten einen neuen derartigen Versuch machen. Allein bald fingen sie wieder an; da sie aber fühlten, daß das Seil heraufkomme, schnitt ich es mit meinem Messer durch, bevor der Korb auf das Neue bis zu den Brettern emporgezogen worden war; ich that wohl daran, denn bald fieng man wieder an, dieses unselige Seil emporzuziehen, das, den Korb zurücklassend, in der Höhe verschwand. (Dieß ist die Ursache der Befreiung Dufavels. Nachdem ihn seine Gefährten bereits verlassen hatten, drehte ein junger Mensch die Handhabe der Winde herum, und da er sah, daß er keinen Widerstand empfand, nachdem er zweimal herumgedreht hatte, eilte er fort und bat die Brunnen-Arbeiter, sie möchten zurückkehren. Diese kamen, in der That, zurück, zogen auf das Neue das Seil an, und da sie dasselbe scharf abgeschnitten sahen, empfanden sie die erfreuliche Gewißheit, daß ihr unglücklicher Gefährte es abgeschnitten haben müsse und daß er folglich noch lebe. Sie begannen sofort auf das Neue das Werk der Befreiung.) Das Loch, durch welches das Seil entschwunden war, bildete eine kleine Oeffnung, durch die Sand herabträufelte. Zum großen Glück blieb bald darauf ein Kiesel stecken, der das Loch zustopfte. Ich lag auf der einen Seite des Brunnens, den Rücken gegen die Erde gekehrt, und über meinem Kopf befand sich der Erdsturz, von dem Sand und Steine auf mich herabfielen; es sind deren wohl ein guter Meter herabgefallen. Nachdem man jene Oeffnung entdeckt hatte, rief man mir zu. Ich antwortete, daß ich guten Muth hätte, daß ich kein Uebel verspüre, daß man aber recht langsam zu Werke gehen müsse, indem mir immer ein Staubbergen auf den Kopf herabfalle. Hierauf zerschnitt ich mit meinem Messer meine Kleidungsstücke und versuchte mit demselben diese Lappen in die Spalten der Bretter zu stopfen, durch die der Sand herabfiel. Sobald man durch die Oeffnung mit mir in Verbindung treten konnte, verlangte ich zu trinken; ich hatte zwar sehr Hunger, allein mein Durst war noch größer; ich bat darauf, daß man mir eine Schnur herablassen möchte, daran knüpfte ich meinen Beutel und meine Ohrringe, damit man dieselben meiner Frau zustelle. Man zog sie empor und ich war wieder ruhig. Erst Samstag Abends um 6 Uhr fieng man an, mir etwas zum Trinken herabzulassen; seit dem Erdfall waren ungefähr sechsunddreißig Stunden verflossen; man reichte mir ein Fläschchen, das ein sehr angenehmes Getränk enthielt. Ich fühlte mich darauf sehr wohl, allein die Gabe war zu gering. Am Sonntag ließ man mir Fleischbrühe und Wein in Flaschen herab; allein dieß war für meinen Appetit unzureichend und es fiel mir ein, die Stöpsel zu essen. Die Flaschen, welche man mir später herabließ, hatten keine Stöpsel mehr; sie waren mit Reblaub zugestopft, das ich gleichfalls gänzlich aufzehrte, denn so wie ich eine Zeitlang nichts zu mir nahm, wurde mir unwohl.

Ich war meiner Rettung immer gewiß; ich verspürte nur Kopfschmerzen, wenn mir keine Nahrung gereicht wurde. Das Tageslicht sah ich nicht. Ich konnte aber die Nächte mit Hülfe einer Mücke zählen, die sich in meinem Gewölbe befand. Es war eine ziemlich große Mücke, denn sie summte sehr stark. Am ersten Tage hörte ich sie auf meinen Kopf losschwirren und um mich herumfliegen (um diese Zeit war der Raum noch groß und ich stand aufrecht); als ich sie nicht mehr hörte, schloß ich daraus, da es Nacht seyn müsse. Als man zum erstenmale mit mir sprach, um 2 Uhr Morgens, am Samstag, hörte ich meine Mücke erst zwei Stunden später: ich erfuhr von denjenigen, welche herabstiegen, wie viel Uhr es sey; ich hatte mich nicht geirrt. An allen darauffolgenden Tagen kam die Mücke bei Sonnen Aufgang; sie setzte sich auf meinen Kopf, auf meine Hände und sogar auf meine Lebensmittel. Wenn sie ihren Antheil genommen hatte, verschwand sie oder ließ sich nicht mehr hören, und kehrte einige Augenblicke darauf wieder zurück. Abends hörte ich sie nicht mehr. Ich wußte, daß sie sich auf meine Lebensmittel setzte, da sie so bald ich dieselben berührte, sich hören ließ und davonflog. Ach! wie oft habe ich nicht gesagt: Glückliche Mücke, möchte ich doch seyn wie du, daß ich durch diese kleine Oeffnung hinaus könnte. Ihre Gesellschaft war für mich ein großer Trost. Als man mir sagte, daß die Sappeurs vom Genieweſen in meinem Rücken einen Brunnen gruben, sagte ich, daß es so gut sey, daß man mich vom Rücken aus ergreifen müßte, und daß sie die rechte Stelle gewählt hätten. Als sie anfingen im Sand zu arbeiten (ungefähr 10 Fuß in der Tiefe), hörte ich den ersten Pickelstreich und seitdem höete ich alle anderen. Endlich hörte ich die Soldaten sprechen, welche an meiner Befreiung arbeiteten. Ich konnte ihnen antworten und hörte den Sand herabrollen, den sie wegräumten. Plötzlich, als ich den Kopf etwas herumdrehte, erblickte ich Licht; ich rief sogleich: Ah! ich sehe Licht! Dieß war für mich ein köstlicher Augenblick; allein ich verspürte plötzlich eine große, durch den neu entstandenen Luftzug verursachte Kälte, und ich zog den Kopf von der Oeffnung zurück, die man so eben angebracht hatte. Der in der Gallerie befindliche Lieutenant sagte zweimal, ich möchte ihn ansehen und ihm mein Gesicht durch die Oeffnung hindurch zeigen. Ich that es, zog mich aber schnell wieder zurück, wegen der Kälte, die ich verspürte. Der Lieutenant sagte mir hierauf, ich möchte mich ganz ruhig verhalten, indem die beiden Bretter, an die ich gelehnt war, durchgeschnitten werden mußten, um mich in die Gallerie ziehen zu können. Ich machte mich sogleich, meinerseits, an das Werk und fing an eines derselben mit einem Messer durchzuschneiden. Dieses Brett war wurmlöcherig und bald durchschnitten. Die Sappeurs vom Genieweſen schnitten das andere zu gleicher Zeit entzwei. Hierauf sagte ich zum Sergenten, er möchte einen großen Kiesel und ein Stück vom Brett herausnehmen, das ich bereits durchgeschnitten hatte. Diese beiden Gegenstände hatten mich gehindert. Indem ich mich hierauf mit der Hand auf die rechte Seite stützte, konnte ich eine kleine Bewegung machen und mich etwas auf die linke Seite wenden. Ich suchte den Kopf in die Gallerie hineinzuschieben, als ein Sergent mich unter dem Arme faßte und mich heftig an sich ließ. Ich stieß einen Schrei aus: O, wackere Soldaten vom Geniekorps! Eine neue Anstrengung, die ich machte, führte mich ihm noch näher, und endlich zog man mich ganz in die Gallerie hinein. Dort legte man mich auf Heu. Alle diese braven Soldaten bedeckten mich sorgfältig mit ihren Mänteln, noch zu der Decke, die man für mich bereitet hatte, und bald schlief ich einige Augenblicke ein. Ich war gerettet."

Die Selbstmorde in Frankreich.

Die Selbstmorde, welche sich gegenwärtig in Frankreich auf eine beklagenswerthe Weise mehren, geschehen dort hin und wieder nicht minder originell als in England. Zum Beleg dessen und daß dieser Originalität immer ein guter Theil von Abenteuerlichkeit und romantisirendem Wahnsinn beigemischt ist, mögen folgende Fälle dienen.

Am 4. Febr. d. J. begab sich ein Fischer aus Vallon d'Auffes unweit Marseille, der schon häufig Aeußerungen gethan, die auf Selbstmord zielten, an einem Sonntag früh auf einem hohen Felsen in der Nachbarschaft, wo er sich im Angesicht mehrerer unter ihm befindlichen Menschen, mit einem Crucifix in der

Digitized by Google

Hand, auf die Knie gesunken, Gebete vor sich hinmurmelnd, auf recht gottesfürchtige und feierliche Weise zum Selbstmord anschickte. Einer der Nachbarn, der seine Absicht errieth, sprang ihm auf den Felsen nach, hatte auch das Glück, ihn dort noch zu erreichen, und packte ihn mit beiden Armen. Allein der Unglückliche war zu sehr in seinem Vorhaben befestigt, er behandelte seinen Retter als einen Feind, ein Zweikampf begann und Beide rangen miteinander über dem steilen Abgrund. Ehe noch weitere Hülfe kommen konnte, hatte der stärkere Fischer seinen Gegner zu Boden gestreckt und benutzte diesen Augenblick, um ungesäumt mit dem Crucifix in der Hand in den Abgrund zu springen.

Nicht weniger phantastisch ist nachstehender Fall. Ein junger Mann von 26 Jahren liebte ein Mädchen von 18, allein die Eltern waren von beiden Seiten dieser Verbindung abhold und gaben durchaus nicht ihre Einwilligung. Da schrieb eines Tages August an Henriette: „Menschen sind unerbittlich, Gott aber ist allbarmherzig. Vor seinem Angesicht wollen wir unter dem heiligen Kreuz unsere Verbindung vollziehen und die Ehepakten mit unserm Blute zeichnen.“ Dieß geschah; die Liebenden gingen eines Tages auf einen Acker unweit St. Denis, wo sich ein Kreuz befand, machten unterwegs Einschnitte in ihre Arme und zeichneten mit dem daraus aufgefangenen Blut folgende Zeilen: „Großer Gott, der du die Schicksale der Menschen lenkst, nimm uns unter deinen heiligen Schutz. Dich rufen wir an, unsere unauflösliche Verbindung zu heiligen, da Menschen sich weigern. Gott, erbarme dich zweier deiner ärmsten Kinder! Versammle all deine himmlischen Heerscharen, damit sie an diesem Tage unsere Entzückungen theilen, und sey Zeuge des milden Gnadenscheins, der in unsere Herzen fällt. O Gott, o ihr Engel und Heiligen des Paradieses, segnet uns.“ Es folgte nun das eigentliche Verlöbniß, ebenfalls mit Blut geschrieben und von beiden Verlobten mit Blut unterzeichnet. Es schloß mit den Worten: „Gott verschließe die Pforten des Paradieses Demjenigen von uns, der zuerst dies heilige Bündniß zerreißt.“ Dessenungeachtet wurde schon am dritten Tage darauf der Leichnam der Braut aus den Fluten der Seine gezogen. Auf ihrer Brust fand sich, in Pergament verschlossen, ein Zettel, worin sie dem Bräutigam, als einem Ungeheuer, das ihr die Ehre geraubt, für immer fluchte.

Ebenfalls ganz neuerdings erschoß sich mit einer kleinen Jagdflinte, die sie aber mit sechs Kugeln geladen hatte, eine schöne und angesehene Dame auf ihrem Landgut unweit Paris. Die That geschah im Park, und die Dame hatte sehr sorgfältig vorher ihre Jagdtoilette gemacht. Kein Mensch wußte eine mögliche Ursache anzugeben; sie war glücklich verheirathet an einen Gemahl, der sie auf den Händen trug, und ihre Vermögensumstände waren glänzend.

Empfehlung, zur Nachahmung.

Die nordamerikanische Zeitung „die alte und neue Welt,“ welche in Philadelphia erscheint, bringt in Nr. 31 vom 30. July d. J. folgende

Anzeige.

Herbei, herbei in Schaaren,
Kommt, sehet unsre Waaren,
Neu und schön, für wenig Geld,
Wie man nur selten find't in der Welt,
Tücher aller Art, grün, schwarz und blau,
Für Buben und Mädchen, Mann und Frau;
Casimir, Bänder und Bobbinet,
Buntfarbig, niedlich und nett;
Lyoner und Brabanter Spitzen
Zu kleinen und großen Mützen,
Glatte und gestreifte Zeuge für Hosen,
Gemacht von Engländern und Franzosen,
Leinwand, Mousselin und Cambric
In- und ausländische Fabrik,
Cattun von 10 Cents und 1 Viertelthaler
Und 100 andere Artikel enthält unser Lager.
Kurz, was man nur nöthig hat,
Von der Stecknadel bis zur seidnen Cravatt',
Sey es für Kopf, Brust oder Waden,
Es ist alles zu haben in unserm Laden.
Und seht ihr, wie billig, auf volles Maaß,
Wer giebt dieß lieber als die Gebrüder Haas.
In der ganzen nördlichen Ward
Führt Keiner eine längere Yard.
Hierin hat ihr Gewissen
Sie noch niemals gebissen.
Drum auf! Fasset Muth,
Wir sind ehrlich, wohlfeil und gut;
Doch prüfet mit eigenen Augen,
Ob unsere Waaren was taugen,
Unser Store ist offen, tretet herein!
Wir laden euch höflich ein.

J. & W. Haas,

Nr. 262, Nördliche zweite Straße, an der Willow, drei Thüren über dem Riegelweg in Philadelphia.

Für Oekonomen.

Pflanzt Maulbeerbäume! Hr. Könner in Zell hat auf einem Terrain, auf welchem höchstens 1 Ohm sauren Weines gerathen wäre, in diesem Jahre 1 Pfund herrlicher Seide gewonnen, wofür ihm Herr Platzhof in Elberfeld 10 Rthlr. bezahlt hat. Also an den schlechteren Stellen weg mit dem Weine, Die Maulbeerzucht verursacht keine Arbeit und wenig Kosten, und geräth immer, der Wein viel Sorge und Mühe, und gibt unsicheren Lohn.

Anekdotenschatz.

Brief einer poetischen Leipziger Stubenmagd an ihre Freundin.

Meine jetzigen Lieblingsschriftstehler — sind Schüler (Schiller) und Geh-Thee (Göthe). Die Heerrosse der Geleerten. Ihre Stühle (Styl) erreichen fast Klopfstocks Odem (Oden), welche von meiner Wenigkeit besessen sind. Du fragst ob ich wie Du jemals Drei (treu) geliebt, da muß ich sagen Neun (nein.) Es haben sich jee Viele (Gefühle) meines Herzens bemeistert, die ich nicht einmal kannte und ich werde vielleicht Heurathen (heirathen) und mich feueelich (feierlich) zur Drau (Trau) Bieren (führen) lassen. Vor der Hand will ich aber meinen Brei Tigam (Bräutigam) verreißen (verreisen) lassen, er war ein tüchtiger Senger (Sänger) aber er ißt (ist) jetzt Häuser (heiser). Lebe Woll (wohl) ꝛc. ꝛc.

Dichter-Muster.

Ein Hauslehrer wollte sich am Geburtstage der ältesten Tochter des Prinzipals durch Besteigung des Pegasus unsterblich machen und schrieb ein Gedicht; welches so anfing

Es wär doch Jammerschade,
Wollt' ich nicht dichten fein;
Heut' wird der ältesten Made-
Moiselle ihr Geburtstag seyn, u. s. w.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 43. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die Eröffnung der Pinakothek.

München, 16. Okt. Es ist nicht meine Absicht über den künstlerischen Werth dieses Gebäudes, von dem schon so viel geschrieben wurde, meine Meynung abzugeben. Ich — ein Laie — beschäftigte mich einzig mit dem Totaleindruck. Heute Vormittag 9 Uhr öffneten sich die so lange verschlossenen Pforten dem größeren Publikum. Man darf gewiß ohne Uebertreibung behaupten, daß wohl nie die anspruchvollste Erwaetung in reichlicherem Maaße erfüllt ward als hier. Selbst diejenigen werden dieß gestehen, welche längst mit der Architektur des Gebäudes bekannt waren, welche somit duech die Verzierungen der Decken und Plafonds, womit der berühmte Baumeistee dieser Schöpfung eines großsinnigen Königs so ausgezeichnet zu gebaren weiß, sich nicht blenden ließen. Auch lag der zauberhafte Eindeuck wohl nicht in den prächtigen seidenen Tapeten; denn mag dieses Roth und Grün einen gewaltigen Effekt nicht verfehlen, so bedarf es doch keiner besondern Thätigkeit der Phantasie, um über dergleichen Wirkungen im Voraus mit sich abzuschließen. Diesee Schmuck der Decke, diese geschmackvolle Ausstattung der Wand, endlich ein Fußboden, dessen Marmoe an Glätte mit dem Spiegel zu wetteifeen scheint, dienen allerdings den Bildern zu einer köstlichen Folie, die Magie aber, von welcher wohl Niemand eine Ahnnng dee sich nicht mit eigenen Augen davon überzeugt, rührt von den Bildern selbst her, die sich in dem günstigsten Lichte, welches von oben herab eindeingt, wie in ihrem eigensten Lebenselemente sonnen. Dieses Hochlicht ist auf eine so vortheilhafte Weise angebracht, daß alle Wände der Säle von ihm auf gleichmäßige Weise beleuchtet werden. Dabei verschwindet der Unterschied der Höhe gänzlich, so daß die oben angebrachten Gemälde dem Auge eben so nahe als die niedee hängenden sind. Dieser gedoppelte Vortheil hat zur Folge, daß alle Beeinträchtigungen und Unbilden, welche eine schlechte Stelle mit sich bringt, nun gänzlich beseitigt sind. Man kan wirklich kaum begreifen, wenn man nun diese Gemälde in ihrer vollen Farbenpracht vor sich sieht, daß es dieselben seyen, welche die dunkle Nordseite des alten Galleriegebäudes uns fast unzugänglich gemacht hatte. Findet diese Behauptung auf alle Säle ohne Unterschied ihre Anwendung, so wird sie insbesondere von demjenigen bestätigt, der in prachtvoller Ausrüstung sowohl, als hinsichtlich des ihm zu Theil gewordenen Schatzes, dee Mittelpunkt und die Krone der ganzen Gallerie gewoeden ist, wir meynen den Rubenssaal. Welche herliche Werke besitzt die hiesige Sammlung von diesem eisenhaften Meister, und wie ungenießbar stellten sich die meisten in der alten Gallerie dar! Jener Raub der Sabineeinnen, ein Meisterstück, an dem man sich nun nicht satt sehen kann, war in der ältern Galleeie in Dunkel und Nacht vergraben, daß sich Manche wohl kaum erinnern mögen, es dort je beeachtet zu haben. Dieser Simson, in den Armen dee Delila von den Philisteen ergriffen, zeigt jezt eine Faebenpracht und eine Vollendung ohne gleichen, während er frühee matt, fast skizzenhaft erschien. Wahehaftig, es gwährt jedem Freunde der Kunst die innigste Freude, seine Lieblinge in dieser wohlverdienten Verklärung wieder zu finden, keines in den Schatten gestellt, keines durch das dem andern zu Theil werdende Licht verkleinert, sondern alle einee glücklichen Harmonie sich erfreuend, die den Werth des Einen durch den seines Nachbars vergrößert. Der Genuß, welchen die herrliche Beleuchtung gewährt, wird duech die sinnigste und geschmackvollste Aufstellung der Bilder erhöht; in dieser Beziehung ist nicht dee geringste Mißton sichtbar, vielmehr hat sich auch hiee das Genie des Baumeisters mit dem Schaeffinn des Aufstellers vereinigt, um die höchste Haemonie zu Stande zu bringen. Verfolgen wir nun die Eintheilungen in die verschiedenen Kunstschulen, so führt uns der mit einee hochrothen Seiden-Tapete prangende Vorsaal, welcher, am östlichen Ende angebracht, die Porteaits der erlauchten sechs Stifter und Erweiterer der Gallerie enthält, zuerst in die Schule der Altdeutschen, und Albeecht Dürers. Hiee spricht uns manches Bild an, das wie in der alten Galleeie nicht gesehen haben, und das nun seinen glänzenden Ehreenplatz für ein finsteres Lokal in Schleisheim oder für die bescheidene Stelle in einer Provinzialgalleeie zu Nürnberg odee Augsburg eingetauscht hat. Namentlich erfreuen uns manche alte Bekannte aus der Boisseréeschen Sammlung, die wir seit 1819 nicht mehr gesehen hatten; wir konnten uns bei ihrem Anblick dee Erinnerung an Hrn. Beteams wohlgemeynte Belehruugen in der Königsstraße zu Stuttgaet nicht erwehren. Boisseeée's Sammlung zeichnet sich noch immer durch dieselbe Faebenpracht aus, die ihr schon vor zwanzig Jahren so viele Verehrer zubrachte. Durch dieses Zusammenstellen des Schönsten, was der Gemäldeschatz Bayerns aus dieser Schule besitzt, ist nunmehr in der Pinakothek ein Ganzes zusammengebeacht, dem wohl keine andere Galleeie Deutschlands etwas Gleiches an die Seite setzen kann. Nach dee Altdeutschen kommt die niederländische Schule in zwei Sälen, die gleichfalls wie die Säle jenee mit einer grünen Seiden-Tapete bekleidet sind. Nun folgt der Saal des Rubens, in der Mitte des Gebäudes angebeacht, dee größte von allen, versehen mit zwei Hochlichtern, und durch einen entsprechenden Nebensalon vergrößert, dee hinwiederum zwei kleinere Kabinette auf beiden Seiten hat. Dieser Saal mit den Nebengemächeen ist roth tapezirt; man sieht daß er, der ganzen Anlage nach, das Centrum der Gallerie seyn soll, und der sinnige Konservator hatte bei seiner Einrichtung wohl von Glück zu sagen, daß die Galleeie sich im Besitze jenes großen jüngsten Geeichts befindet, welches, im Mittelpunkte des Saales angebracht, gleichsam das Herz und die Sonne dieser Welt von Gemälden bildet. Auf diesen Saal folgen auf grünem Grunde die spanische und die französische Schule, jene mit ihren lebendigen Murillos, denen sich ein sechstes Genrebild beigesellt hat, diese mit Claude Lorrains unübertreffenen Landschaften, bis endlich die italienische Schule in zwei Sälen, von denen der letzte, dem Eingangssaale

Digitized by Google

korrespondirend, hochroth ausgeschlagen ist, die Reihe würdig beschließt.

Damit aber ist die Herrlichkeit des Ganzen noch nicht geschlossen, vielmehr befindet sich auf der nördlichen Rückseite dieses Saals ein Salon, in welchem der Monarch, dem nur dasjenige reinen Kunstgenuß gewährt, was Alle mitgenießen können, seine auserlesene Privatsammlung italienischer Meisterwerke der Beschauung des Publikums überlassen hat. Hier finden wir unter Anderm eine Madonna mit dem Jesuskind und dem kleinen Johannes, von Raphael, welche zu den schönsten Erzeugnissen des größten aller Meister gehören dürfte; hier einen Correggio, eine Art Verklärung der Jungfrau vorstellend, ein großes Bild, das eine der ersten Zierden der Sammlung bildet. Hiemit sind zwar die großen Säle beendigt, allein auf der nördlichen Seite im Rücken jener ziehen sich nun kleinere Kabinette her, von denen je zwei einem Saale beigegeben sind, bestimmt die kleinern Stücke derselben Schule zu fassen. Daß dem Rubenssaale in Betracht seiner Größe drei solche Kabinette korrespondiren, haben wir bereits erwähnt. Wir brauchen kaum zu bemerken, daß die Aufstellung der Bilder in diesen Kabinetten eben so sinnreich als in den Hauptsälen ist, aber auch die Beleuchtung müssen wir loben, obschon das Licht hier seinen gewöhnlichen Weg von der Seite macht. Auch können wir bei diesen Kabinetten nicht unberührt lassen, daß sie sich namentlich dann allerliebst ausnehmen, wenn eines lauter Werke eines und desselben Meisters enthält, wie dieß z. B. bei dem Kabinett von Van der Weeffs, von Wouvermans Bildern der Fall ist. In einem derselben haben uns mehrere Thiergemälde von Breughel angenehm überrascht, die sich in der alten Gallerie nicht befanden, eben so ein Bild, wahrscheinlich von Hemling, der Alles Ausgezeichnete der altdeutschen Schule, in Betreff der Farben und Gesichtszüge mit allen ihren Sonderbarkeiten, dem steifen Wesen, dem Mangel an Feinheit und dem Fehlerhaften der Perspektive auf die originellste Weise verbindet. Auf diesem Wege gelangt man durch die Kabinette wieder zurück in den Vorsaal, welcher zu der wunderbar schönen Treppe führt. Auf der südlichen Seite befindet sich den Sälen entlang jene Loggia, die bestimmt ist, die Statuen der berühmtesten Maler aufzunehmen, während oben und an der Decke merkwürdige und charakteristische Scenen aus ihrem Leben in Freskobildern veranschaulicht werden. Da die Statuen noch gar nicht, und die Freskogemälde erst theilweise fertig sind, so ist dieser Theil des Gebäudes dem Besuche des Publikums noch nicht geöffnet. Zu ebner Erde des Gebäudes soll die Kupferstichsammlung und das Elfenbein Kabinett ein Lokal finden. — München hat in neuester Zeit der Prachtgebäude zu viele erhalten, als daß nicht die Urtheile über die architektonischen Vorzüge der Pinakothek als eines solchen getheilt seyn sollten. Gewiß aber wird jeder Unbefangene anerkennen, daß die innere Einrichtung des Gebäudes ihrem Zwecke auf das vollkommenste entspricht, und daß die Pinakothek in dieser Beziehung zu dem gelungensten gehört, was bis jetzt zu Tage gefördert worden ist. Es wird für die spätesten Geschlechter, die diese Zaubersäle mit staunender Freude durchwandern werden, wie wir sie heute durchwandern, ein gleichsam mit unverwelklichen Blumen geschmücktes Monument König Ludwigs bilden. (Allg. Z.)

Gedächtniß-Rede der Mad. Malibran.

Von M. G. Saphir.

Eine Rose ist zerpflückt, und ein Juwel ist erblindet, und ein Stern ist erloschen, und eine Nachtigall ist verstummt, und eine Lorbeerkrone ist gesunken, und ein Genius entschwunden auf immer!

Die Malibran ist todt! Sie war eine Rose im Garten des Lebens, ein Juwel im Schmucke der Schöpfung, ein Stern am Himmel der Kunst, eine Nachtigall im liedreichen Haine des Gesanges, eine Lorbeerkrone auf dem Haupte des Jahrhunderts, und ein Genius des Wohlklangs, des Trostes und der geistigsten Freude jedem fühlenden Hörer! —

Die Malibran ist todt! Die Engel höreten sie singen, und sie sagten: „was soll dieser Ton der reinsten Harmonie in jener Welt voll Disharmonie? Wie verirrte sich dieser himmlische Wohllaut in jene Welt voll Zerrissenheit?" und sie hoben sie empor aus dem Reiche der Dissonanzen in ihre Heimath, in das Land der ewigen Harmonie.

Der blasse, odemlose Bote des Himmels, der bleiche Vollstrecker des ewigen Gesetzes, der Tod wandelt herum, mit dem ausgespannten leblosen Blicke, unter den Lebenden, die Fackel hat er ausgelöscht, damit man sein Nahen nicht schaue, und er berührt mit dem Stabe des ewigen Schlummers die Menschen im Finstern, ohne eigene Wahl, nach dem Gebote des Herrn, dessen Lächeln ist ewiges Leben, und dessen Zorn ist ewiger Tod!

Aber er geht vorüber an dem haargelichteten Haupte dessen, der lebenssatt ihn anruft, und ergreift die lockige Fülle des lebensfreudigen Hauptes; er geht vorüber an dem rothgeweinten Auge, das ihn zu sehen sich sehnt, und wirft seine Nacht auf das funkelnde Auge des Glücklichen; er geht vorüber an dem zerrissenen Herzen, das ihm entgegenpocht, und heißt plötzlich stille stehen die Jubelschläge des fröhlichen Herzens; er wendet sich weg von dem gekrümmten Rücken lebensmüder Greise, und nimmt die Rose des blühenden Kindes hinweg von dem lebensvollen Busen der Mutter; er bricht nicht die gelbe Todtenblume die seiner harret auf der Wange des Siechen, und pflückt lieber die rothe Blume der Kraft und der Jugend von dem glühenden Antlitz; er wendet hinweg seine erlösende Lippe von den Tausenden, die wirren Geistes und zerrütteten Sinnes dahinschleppen das gräßliche Räthsel ihres Daseyns, und führt mit sich fort aus dem Kreise des Lebens das Haupt, dem die Gottheit gelächelt, dem die Kunst die Lippe gelöst, dem die Schönheit Ohr und Auge gelichtet, und dem die geistige Weihe aufschloß das, dem profanen Sinne hermetisch versiegelte, Geheimniß des Geistes und der Geister! Und daran und darum starb die Malibran! Der Tod brach das rothe Siegel ihres jugendlichen Lebensbriefes und die Geister werden nun seine harmonischen Zauberzüge entziffern, die wir nur hörten, empfanden, bewunderten, aber nicht erklären konnten!

Habt ihr sie gesehen, sie, die da war wie eine Granatblüthe ihres Vaterlandes, in fülliger Gluth und Frische? Diese Blüthe ist zerstäubt für immer! — Habt ihr gesehen diese Augen, nächtlich wie der Arctur, tiefleuchtend wie Hispaniens Morgenhimmel, mit den langen Wimpern, wie die zerflatternde Abenddämmerung? Diese Augen werden nicht mehr leuchten! — Habt ihr gesehen diese Lippen, wie eine Rosenknospe, die im Schwellen sich gespaltet? — diese Lippen werden nimmer im sinnigen Spiele der Rede sich regen! —

Habt ihr gehört diese Stimme, diese Stimme, rein wie die Thräne des Mitleids, weich wie ein jungfräuliches Gemüth, voll wie das Herz der Liebe, seelenhaft wie das Auge eines Kindes, trostreich wie der Segen des Frommen, und erhebend, wie der Glockenton auf Abendlüften schwimmend? Diese Stimme, wird nicht mehr ertönen! Diese Stimme wird nicht mehr ertönen! —

Weinet ihr Tausende, die ihr gehört habt diese Stimme, euch ist noch das Herz voll, der Busen geschwellt, die Seele erhoben, und das Gemüth wehmüthig durchschüttert vom Schauer süßer Erinnerung! —

Ihr aber weint doppelt, die ihr nicht gehört habt diese Stimme, ihr habt nur vier Sinne kennen und lieben gelernt! Wie viel süße Thränen hat sie, die Süßtönende, nicht entlockt, wie viel bittre Thränen hat sie, die Wohlthätige, nicht getrocknet? Wie viel Rosenblätter hat sie nicht gestreut in den dornenvollen

Digitized by Google

Pfad des Lebens? Wie viel Erinnerungen der Liebe der Jugend, und der süßesten Gefühle haben ihre flammenbeflügelten Töne nicht wach gesungen und herausgejubelt aus dem Hintergrunde unsers Herzens. Aber, wenn zerrennen ist der Schalljubel des Momentes, wenn abgetropft ist das Entzücken der Dilettanti, wenn zerflossen ist der schwülstige Nebel-Hof dieser Sonne, wenn zermürbt sind die papieenen Zeitungs-Kronen, was haben wir Alle denn für Alles das ihr Andres wieder zu bieten, als eine Thräne, und ein Cypressenblatt, und eine Erinnerung? —

Doch, eine Thräne ist viel, denn in ihr spiegelt sich eine Welt, und ein Cypressenblatt wiegt schwer auf der Blumenwage der Empfindung, und jede Erinnerung an Tugend und Kunst, an Glück und Schönheit, ist eine Unendlichkeit, ein Universum in uns, das uns nicht genommen, nicht geraubt, nicht vorenthalten werden kann!

Wir, ja wir gedenken mit Thränen ihrer, die wie ein Rosenblatt war, und zur Erinnerung wurde; sie aber lächelt in Ruhe und Freude, denn sie ging heim in dem wolkenlosen Frühroth ihres Lebens, bevor des Tages Schwüle und Gewitter den Himmel ihres Daseyns trübten. Nicht die Alles verheerende Hand der Zeit sollte diese zarte Pflanze berühren, nicht Minute um Minute, nicht Stunde um Stunde sollten hämisch nacheinander herziehen, und den Schmelz dieser Blüthe abstreifen; nicht der schwüle Sommer sollte seine gelben Zahnpunkte in diese Jugendfrische drücken, nicht der frösteinde Herbst sollte diese üppige Blätterkrone anhauchen, nicht der grämelnde Winter sollte diesen Frühling überschneien, nicht das, alle lang getragnen Kränze zerpflückende Schicksal sollte an diesem reichen Lorbeerkranze rütteln, kein Blättchen sollte aus dem Kranze der künstlerischen Krone gezogen werden. Die flatternden, üppigen, frisch grünen Kränze des Lebens, der Kunst, des Ruhms und der Liebe trug sie unversehrt, unangetastet von Zeit, Welt und Spätreif mit hinüber in das Reich der ewigen Jugend, und sie kehrt dahin zurück, wie sie ausgesendet wurde, eine schöne, jugendliche Dichtung, die eine Morgenstunde lang durch die Menschen hinzog um sie zu beglücken.

Sie war schön, sie war unübertroffen und unübertrefflich in ihrer Kunst, sie war mehr: sie war gut, sie war bescheiden, sie war edel!

Und somit ruhe sie sanft, und am Tage der Auferstehung erwecke sie eine Stimme, sanft, milde und beseligend wie die ihrige! *)

*) Der Redakteur der „Wiener Theaterzeitung," aus welcher wir diesen Aufsatz entnommen, begleitet selbigen mit folgender Anmerkung: „Ich habe Herrn Saphir, dessen Verehrung und persönliche Freundschaft für die vortreffliche Sängerin mir längst bekannt war, ersucht, mir für die Theaterzeitung eine Gedächtniß-Rede zu schreiben, und er war so gefällig diesem Wunsche zu entsprechen."

Der englische Omnibus-Ballon.

Hr. Green, der Aeltere, erstattet über die letzte Luftfahrt, welche er mit zehn bis zwölf Personen vom Londoner Vauxhall-Garden aus unternahm, folgenden Bericht in den Times: „Ich erinnere mich nie unter so unaufhörlichem Regen aufgefahren zu seyn, wie gestern. Indessen muß der umwölkte Zustand der Atmosphäre diejenigen, welche noch niemals eine Exkursion durch die Luft gemacht, weit mehr in Erstaunen und Freude versetzen, als ein sonnenheller heiterer Himmel; denn wiewohl in einem solchen Falle die Aussicht auf die Erde sehr verdunkelt ist, so gewähret dagegen die Fahrt durch die Massen wallender Dünste, deren Wellen sich nach den Undulationen der verschiedenen Luftströmungen richten, und die vollständige, inselartige Absonderung des Vehikels von allen andern Gegenständen, eine wahrhaft außerordentliche Scene." Die erste Wolkenschichte war nicht über 800 Fuß von der Erde entfernt; diese hatten wir bald durchflogen, und fanden eine zweite etwa 1000 Fuß über uns. Indem wir zwischen den beiden Schichten hinfuhren, konnten wir von Zeit zu Zeit durch die Lüken der untern auf die Erde niederschauen. Hier fiel der Regen noch immer in Strömen, und obschon der Ballon die Gondel vollkommen deckte, so tröpfelte doch das Wasser von allen Seiten an dem Taffet herab und sammelte sich an dessen unterm Ende, von wo es dann in einer starken Traufe in die Mitte der Gondel und durch das Flechtwerk floß. Indem wir die Richtung dieser Traufe veränderten, konnten wir die Damen — die Luftpassagiere bestanden nämlich mindestens zur Hälfte aus Damen — größtentheils davor schützen; diese aber waren so ganz in Bewunderung des sie umgebenden wundervollen Anblikes versunken, daß sie jene Unbequemlichkeit und unsre Vorkehrungen dagegen kaum beachteten. Nun durchschnieten wir zwei weitere Wolkenlagen, deren obere, wie mein Barometer zeigte, sich 3500 Fuß über dem Niveau des Meeres befand. Aus dieser obern Schicht fiel hauptsächlich der Regen, denn als wir an ihrer obern Fläche ankamen, hatte derselbe aufgehört. Noch stand in weiter Höhe über uns eine Wolkenschicht, hinreichend dicht um die Sonnenstrahlen auszuschließen, und diesem Umstande schreibe ich es zu, daß die untern Dünste sich in der Form von Regen verdichteten, denn da durch jene Schicht die Wärmestrahlen zurückgeworfen wurden, so konnte keiner großen Einfluß auf die untern Theile der Atmosphäre üben, deren Feuchtigkeit, anstatt expansiv auseinander zu gehen, bei dem partiellen Wärmemangel, und wahrscheinlich durch eine Veränderung in ihrem elektrischen Zustande, sich in Dunstmassen verdichtet, deren Theilchen sich dann durch ihre gegenseitige Anziehungskraft zu Wassertropfen bilden. Ohne Zweifel verbinden sich viele unbekannte Ursachen zur Hervorbringung dieser Wirkungen; aber nach zahlreichen Beobachtungen halte ich obige Angabe für so ziemlich richtig. Das Netzwerk, die als Balast mitgenommenen Sandsäcke, kurz, der ganze Apparat war vollständig mit Wasser gesättigt, was unser Gewicht um wenigstens vier Centner vermehrte; auch nahm dasselbe durch die Absorption des Wassers in unsern Mänteln u. s. w. mit jedem Augenblicke zu, so daß wir fast beständig Balast auswerfen mußten, bis wir endlich die trockene Atmosphäre erreichten." Meine Begleiter, besonders die Damen, wünschten sehr, auch noch die höchste Wolkenschicht zu übersteigen, um die glänzenden Lichtreflexe der gerade darauf scheinenden Sonne zu beobachten; aber die starke Evaporation aus der ganzen Maschiene, welche nothwendig sogleich eingetreten wäre, würde ein schnelles Steigen bis zu einer sehr großen Höhe verursacht und uns verhindert haben, vor dem Eintritte der Dunkelheit die Erde wieder zu erreichen. Nach einer Fahrt von einer Stunde und zwanzig Minuten sanken wir in der Pfarrei Denham, in Buckinghamshire, ungefähr zwei englische Meilen nordwestlich von Uxbridge, und 22 englische Meilen von Vauxhall."

Die merkwürdige Dampf-Schneidemühle bei Köln.

(Aus Kölner Blättern.)

Etwa eine Viertelstunde südlich von der Stadt sieht man schon von Weitem den hohen Schornstein des unmittelbar am Rheinufer erbauten neuen Gebäudes, das in der Nähe durch seine Größe überrascht, indem es außer den verschiedenen großen Werkstätten auch eine geräumige hübsche Wohnung umfaßt. Die Dampfmaschine, ein sehr gelungenes Werk aus der „Guten-Hoffnungs-Hütte", steht so frei und hell, daß man jeden einzelnen Theil betrachten kann; sie hat nur einen Cylinder und niedern Druck mit Expansion, so daß die Kraft von 16 Pferden auf 21 gesteigert werden kann. Sie ist nicht nur mit gehörigen Ventilen, sondern auch mit Sicherheitshähnen und soge-

Digitized by Google

nanntem Schwimmer wohlversehen. Der Ueberfluß an Dampf wird nochmals comprimirt und wirkt durch eine besondere Hebstange auf den großen Wagebalken mit einer für das Pumpenwerk ausreichenden Kraft, so daß die eigentliche Maschinenkraft ganz zum Sägen verwandt werden kann; bis jetzt sind aber noch einige Pferde-Kraft disponibel, und dennoch wird — für das Auge des Laien — unglaublich viel geleistet:

1) Holt die Maschine an langen Tauen die größten Eichenstämme aus dem Wasser ans Ufer, und zieht sie bis an den Eingang des weiten Sägeraums, wo sie auf große, schwere Gerüste gebracht werden, die sich auf einer Art von Eisenbahn vorwärts bewegen, und das Holz gegen die Sägen drücken.
2) Setzt sie zum Schneiden von Brettern, Dielen und Bauholz, von jeder beliebigen Dicke und bis zu 100 Fuß Länge, drei mit Sägeblättern bespannte eiserne Rahmen in Bewegung (senkrecht auf und nieder). Auf diese Weise können 48 Sägen zugleich in Thätigkeit gesetzt werden.
3) Treibt sie eine kreisrunde Scheibensäge in einer Minute 800mal um ihre Achse, die mit merkwürdiger Geschwindigkeit den Abfall von größeren Holz in Latten von beliebiger Dicke zerschneidet, bei welcher Arbeit man sich freilich die Ohren verstopfen muß.
4) Endlich treibt sie eine Fournir-Maschine, die ganz allein, ohne menschliches Zuthun, dicke Bohlen feinen Holzes in die schönsten Fournirblätter verwandelt, wenn ein Blatt gelöst ist, von selbst wieder zurückgeht, und unmittelbar ein neues von ganz gleicher Dicke zu schneiden beginnt, und so schnell, daß die senkrecht rotirende Scheibensäge 2 Quadratfuß in der Minute liefert, eben so fein, wie die besten brüsseler Fournirblätter.

Pot-Pourri.

Kluge Vorsicht.

Ein Italienischer Komponist, der seinen Tod nahe glaubte, ließ einen Beichtvater kommen, um die letzten Tröstungen der Religion aus seinen Händen zu empfangen. Dieser wollte dem Kranken nicht eher Absolution verstatten, bis er eine neue Opfer, sein Meisterstück, den Flammen preisgegeben. Nach langem Selbstkampfe entschloß sich der Patient zu diesem letzten Opfer und empfing die gewünschte Absolution. Als das Uebel endlich wider Erwarten eine günstige Wendung nahm, kamen seine Freunde und wünschten ihm Glück; doch konnten sie nicht umhin, ein paar Vorwürfe darüber einfließen zu lassen, daß er seinen Paß in die Ewigkeit — der obendrein unnöthig gewesen — so theuer bezahlt habe. Da langte der Rekonvalescent mit pfiffiger Miene unter seinem Kopfkissen eine vollständige Kopie des geopferten Werkes hervor und sagte: „Glaubt Ihr etwa, ich würde mich von dem Original getrennt haben, bevor ich für eine Abschrift gesorgt hätte?"

Handschuh-Verbrauch eines Gentleman.

Der älteste Sohn eines nicht sehr reichen Lords bemerkte, als er im Begriff stand, sich zu vermählen, er fühle jetzt die Nothwendigkeit einer Beschränkung seiner persönlichen Ausgaben. Man fragte ihn, wie er das machen wolle? Er sprach: „O, ich kann an vielen Dingen etwas ersparen, zum Beispiel an Handschuhen; denn bis jetzt habe ich täglich im Durchschnitt fünf Paar verbraucht." — „„Wie ist dieß möglich?"" — „Das sollen Sie gleich erfahren: ich gehe aus, und meine Handschuhe werden schmutzig; ich reite aus, und sie sind ruinirt; ich gehe dann zum Diner und muß also ein neues Paar haben; am Abend ist Ball, und da gebrauche ich wenigstens zwei neue Paar."

Langes Garn.

Ein Ballen Demarara-Baumwolle kann, wenn er gesponnen worden, einen Faden liefern, der von der Erde bis zum Monde reichen würde.

Trostesworte für Eltern am Grabe

eines edlen siebenzehnjährigen Sohnes.

Wenn in dem Garten dieses Menschenlebens
Des Todes Hand die schönste Blume pflückt —
In welcher das erwünschte Ziel des Strebens
Das Elternpaar mit edelm Stolz erblickt;
Wenn schon der Baum, so lieblich anzusehen,
Voll edler Früchte, vor der Reife fällt,
Wer wird des Gärtners Jammer nicht verstehen, —
Die Thräne tadeln, die das Aug' ihm schwellt?

Und diese zarte Blume ist gefallen;
Der Baum, er sank an Hoffnungs-Früchten reich; —
Der Jüngling schlummert in der Gräber Hallen,
Dem kalten, starren Marmorbilde gleich.
Mit ihm, entblättert, starb der Eltern Freude,
Der volle Kranz der Hoffnung liegt zerpflückt:
Die Freundschaft giebt ihm thränend das Geleite
Die nun sein Grab mit Immortellen schmückt.

Stand Er nicht unter uns in seiner Schöne,
Des Vaters Freude, und der Mutter Lust?
Die Wonne, daß er ihre Hoffnung kröne,
Beseeligte vor Kurzem ihre Brust.
War ihm ein Jüngling gleich an Herzensgüte,
An edlen Gaben, Folgsamkeit und Fleiß?
Wo thronte je im innersten Gemüthe
Ein Herz, das für die Tugend schlug so heiß?

Und dieses Herz, — ach! es hat ausgeschlagen,
Im Lebens-Lenz, brach es des Schicksals Spruch;
Die Wonne wandelt sich in laute Klagen, —
Der Eltern Hoffnung hüllt ein Leichentuch.
Ihr freudenvolles Daseyn kaum gefühlet,
Glich einem kurzen, leichten Frühlingstraum,
Und für den Schmerz, der nun im Innern wühlet,
Hat die beklommne Vater-Brust nicht Raum.

Gerecht ist dieser Schmerz, — sind diese Thränen,
Doch ruft vom Jenseits, wo Er weilt, zurück
Ihn nicht des Grames namenloses Sehnen.
Wo Er jetzt wandelt, — wohnt das wahre Glück!
Die Blume welkte nur für unsre Erde,
Um herrlicher dort wieder aufzublühen;
Der Baum wird nach des Irdischen Beschwerde
Fruchtreich im ew'gen Morgenrothe glühen.

Laßt diesen Trost sich in der Thräne spiegeln,
Womit Ihr jetzt sein frühes Grab benetzt; —
Die Hand, die Grüfte selbst weiß zu entsiegeln,
Hat ihn in Garten Gottes ja versetzt!
Dort wandelt Er verklärt auf lichten Höhen
Als ein vollendeter, ein seel'ger Geist;
Im Lichtglanz werdet Ihr Ihn wiedersehen,
Wo demuthsvoll Ihr Gottes Führung preißt.

Augsburg, im Oktober 1836. W.....m.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 44. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die Schreckenszeit in Frankreich.

(Aus den Denkwürdigkeiten Lucian Bonaparte's)

Das „Journal des Debats", aus dem dieser Auszug entnommen ist, schickt diesem Abschnitt aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten von Canino folgende Bemerkungen voran: „Es möchte wohl seit langer Zeit kein so bedeutendes und interessantes Werk erschienen seyn. Nicht Jedermann ist befugt, Memoiren zu schreiben und herauszugeben, obgleich ein Jeder sich diese Befugniß anmaßt. Um von sich zu sprechen, muß man eine Rolle gespielt haben, durch die man die Augen der Welt auf sich gezogen, und man muß sich gewissermaßen durch die Wünsche und Bitten des Publikums dazu aufgefordert fühlen; man muß gesehen haben, was man schildert, gehört, was man berichtet, und miterlebt, was man erzählt. Alle diese Bedingungen, ohne welche alle Denkwürdigkeiten nur ein mehr oder minder geistreiches Geschwätz sind, werden sich gewiß in den Memoiren Lucian Bonaparte's vereinigt finden. Mitglied und Präsident des Raths der Fünfhundert, Minister des Innern, Bruder des Kaisers Napoleon, alle diese Titel berechtigen ihn wohl, eine Geschichte seiner Zeit zu schreiben, und dazu kömmt noch eine Unabhängigkeit des Charakters, die dem Zeugnisse Lucian's um so größeres Gewicht geben muß. Die große Epoche des Konsulats und des Kaiserreichs gehört nur noch der Geschichte an. Fast alle die Personen, welche jenen glänzenden Hof bildeten, Gesetzgeber, Generale und Könige, das Gefolge des Kaisers, der sie geschaffen hatte, sind vom Schauplatz der Welt abgetreten. Der Augenblick ist gekommen, wo die reine Wahrheit gesagt werden kann. Ein gewaltiges Interesse knüpft sich besonders an die ersten Schritte jenes gigantischen Glücks, welches einen schlichten Offizier aus den Armeen der Republik auf den französischen Thron empor heben sollte. Von dieser frühern Epoche handelt der erste Band der Memoiren Lucian Bonaparte's. Sie hat dem Verfasser Gelegenheit gegeben, sein Urtheil über die Schreckensherrschaft auszusprechen, über diese blutige Diktatur, die man nach dreißig Jahren der allgemeinen Verwünschung noch einmal wieder einführen und den Völkern zur Nachahmung vorschlagen wollte. Man wird nun sehen, wie Lucian von den wüthenden und sinnlosen Tyrannen denkt, die eine seltsame Paradoxensucht in große Männer verwandelt hat, und deren ganzes Talent und Regierungsgeheimniß stets nur darin bestand, zu tödten, immer und ewig zu tödten. Das Gemälde, welches Lucian Bonaparte von jener fürchterlichen Zeit entwirft, trägt ganz den einfachen und energischen Stempel der Wahrheit. Hier muß man sich belehren, was das Wort, „Schreckensherrschaft" sagen will, hier die Regierung kennen lernen, die Frankreich gerettet haben soll? Das Zeugniß Lucians ist um so wichtiger, die Ansichten, die er äußert, gereichen ihm um so mehr zur Ehre, als er selbst wie er offen gesteht, die Leidenschaften jener Zeit theilte, so weit ein rechtlicher Mann dieß vermochte."

Wir lassen nun den Verfasser selbst sprechen:

Ich war mit der Deputation von Ajaccio abgegangen; ein günstiger Wind brachte uns in 24 Stunden nach Frankreich. Ohne meine Schulzeit im Seminar zu Aix beendigt zu haben, hatte ich dieß Land vor vier Jahren verlassen und sollte nun mit einem politischen Auftrage wieder dort erscheinen. Meine Eitelkeit war so übertrieben, daß ich meine Person für wichtig genug hielt, um alle Blicke der Menge im Hafen von Marseille, wo wir mit Einbruch der Dämmerung landeten, auf mich zu ziehen. Kaum hatten wir einen Augenblick geruht, so begaben wir uns in die Volksgesellschaft. In einem großen, matt erleuchtetem Saale saßen die Mitglieder, mit der rothen Mütze geschmückt. Die Tribünen waren mit lärmenden Weibern gefüllt. Sobald der Präsident eine Deputation Korsischer Patrioten mit wichtigen Neuigkeiten angemeldet hatte, wurde uns das Wort bewilligt, und ich ward auf die Tribüne berufen, ehe ich noch daran gedacht hatte, was ich sagen wollte. Ich rief aus, die Nation sey auf Korsika verrathen, und wir kämen, unsere Brüder um Hülfe zu flehen. Da ich von der Flucht meiner Familie nichts wußte, so empfand ich noch keinen persönlichen Haß gegen Paoli, und ich wollte ihn schonen; aber je lauter ich sprach, desto mehr wuchs der Beifallsruf von den Tribünen, und ich fühlte zum erstenmal, welche Macht die Leidenschaften der Zuhörer auf den Redenden ausüben. Fortgerissen von dem Lärmen und Stampfen der Tribünen, nahmen meine Worte sehr bald einen Flug, der sie noch mehr aufregen mußte; ich forderte nicht mehr bloß schleunige Hülfe, sondern ich schilderte Paoli als einen Mann, der das Vertrauen der Nation gemißbraucht habe und auf seine Insel nur zurückgekehrt sey, um sie den Engländern zu überliefern. Gegen diese Letzteren besonders ließ ich es nicht an rhetorischen Wendungen fehlen; es war dieß die Saite, die sogleich durch das ganze Auditorium fortklang, so wie man sie nur leise berührte, und ich wählte sie zu meinem Lieblingsthema. Ich wurde mit Umarmungen und Komplimenten überschüttet; man wollte mich die Tribüne nicht räumen lassen; ich schwatzte auf ihr zwei Stunden lang die Kreuz und die Quer. Ein Antrag folgte dem anderen: der Druck meiner Rede, eine Botschaft an die Verwaltung des Departements, damit sie Ajaccio Truppen zu Hülfe schicke, eine Deputation von drei Mitgliedern, um uns zu den Pariser Jakobinern zu geleiten, den Verrath zu denunziiren und Rache zu fordern, alle diese Maßregeln wurden als dringend einstimmig angenommen. Meinen Kollegen fehlte es an Geld zu der Reise nach Paris, ich entschloß mich daher, mit den Marseiller Deputirten allein abzugehen, und wir verließen die Sitzung nach Mitternacht.

Die Einsamkeit und Ruhe besänftigten mein Gemüth; das Bild Paoli's, der so lange Zeit der Gegenstand meiner Verehrung gewesen war, brachte in meiner Seele eine Verwirrung hervor, die fast Gewissensbissen glich. Ich wiederholte mir die Unterhaltungen von Rostino (Paoli's Aufenthaltsort). Ich

Digitized by Google

hatte so eben ohne allen Bedacht das Gegentheil von dem gesprochen, was ich seit mehreren Monaten aus einem verehrten Munde gehört. Wüthendes Geschrei gegen Paoli war die Antwort auf meine leidenschaftliche Beredtsamkeit gewesen. Man hatte mir für die Reise nach Paris Männer beigesellt, deren Abstoßendes Aeußere, wilde Worte und pöbelhafter Ton mich unangenehm überraschten. Nach einem unruhigen Schlaf erwachte ich mißvergnügt und unentschlossen. Die Marseiller Abgeordneten holten mich zum Frühstück nach dem Kaffeehause ab; ich folgte ihnen. Sie führten mich in die Cannebière, die Hauptstraße von Marseille. Ich bewunderte diesen langen, von herrlichen Gebäuden umgebenen Platz; eine unabsehbare Menge von Männern, Weibern und Kindern zog dort auf und ab. Man versetzte sich Rippenstöße, um vorwärts zu kommen. Ich fragte einen der Brüder und Freunde, ob heute ein Festtag wäre. „Nein," antwortete er gleichmüthig, „es schießen nur ein zwanzig Aristokraten Burzelbaum; siehst Du nicht?" — Ich sah nach der Richtung, wohin sein Arm wies, und ich erblickte die Guillotine, die so eben in Blut getränkt, ihre Arbeit verrichtete. Es waren die reichsten Kaufleute, die seit einer Viertelstunde hier geschlachtet wurden! Und diese Menge, der sie oft Nahrung gegeben hatten, spazierte die Cannebière entlang, um sich an dem Schauspiel zu ergötzen! Und die Läden waren voll Käufer wie gewöhnlich; die Kaffeehäuser waren geöffnet und die Kuchen und Gewürzbrode zirkulirten wie an einem Jahrmarktstage! Das war es, was ich sah, als ich zum ersten Male durch die Straßen von Marseille gieng, und ich werde es niemals vergessen.

Ich verließ das Kaffeehaus, ich weiß nicht mehr unter welchem Vorwande, und erklärte am folgenden Tage, daß ich nicht nach Paris gehen würde. Die Abgeordneten des Marseiller Klubs bedurften meiner nicht zur Erfüllung ihres Auftrages. Ich gedachte auf die versprochene Hülfe zu warten und dann mit meinen Gefährten nach Korsika zurückzukehren.

Einige Tage darauf langte meine flüchtige Familie im Hafen von Marseille an, aller Hülfsmittel beraubt, aber voll Muth und Gesundheit. Joseph, Napoleon und ich, wir kämpften gegen das Mißgeschick an. Napoleon, der Artillerie-Offizier war, opferte den größten Theil seines Gehalts zur Unterstützung der Familie. Joseph wurde zum Kriegs-Kommissär ernannt und ich bei der Verwaltung der Militär-Verpflegung angestellt. Als patriotische Flüchtlinge erhielten wir unsere Rationen Brod und eine geringfügige, aber vermöge der Sparsamkeit unserer guten Mutter zu unserm Lebensunterhalt hinreichende Unterstützung. Die Erzählung von den Gefahren, denen unsere Mutter ausgesetzt gewesen, die Verbrennung unseres Eigenthums, der Befehl, uns lebend oder todt zu überliefern, den Paoli, wie es hieß, ertheilt hatte, dies Alles besiegte sehr bald meine Bedenklichkeiten, und ich würde nun gern nach Paris gegangen seyn, wenn die Marseiller Deputation nicht schon fort gewesen wäre. Uebrigens erforderte mein Amt auch meine Gegenwart zu St. Maximin, einer kleinen Stadt wenige Meilen von Marseille, und ich begab mich dorthin, um den zum Inspektor beförderten Proviantmeister zu ersetzen.

Die Republik war erst wenige Monate alt, und ihre gegen das Ausland siegreichen Arme wühlten täglich tiefer in ihren eigenen Eingeweiden. Schon hatte sich der Pöbel mit dem Schaffot vertraut gemacht. „Wehe dem, der einhält!" hatte der wilde Collot D'Herbois gesagt. Die Redner der Gironde, die zu spät weise geworden und denen nun darum zu thun war, ihren Sieg zu genießen, hatten einhalten wollen, und der einunddreißigste Mai schmetterte sie zu Boden. Die Departements, die ihre Vertheidigung übernommen, hatten die Waffen niedergelegt. Danton und Robespierre trieben die Republik über alle Schranken hinaus. Um diese traurige Epoche mit einem einzigen Wort zu bezeichnen, brauchen wir nur zu sagen, daß der bloße Titel „ein Gemäßigter" ein Todesurtheil war. Die rein demokratische Verfassung von 1793, die ihrem Urheber, dem Philosophen Condorcet, wenig Ehre macht, war, obgleich die Primair-Versammlungen sie angenommen hatten, als unpraktisch suspendirt worden, und die Diktatur des Konvents, durch die Aushebung in Masse, durch die Gesetze über die Verdächtigen, die erzwungene Anleihe und das Maximum, besonders aber durch die unwiderstehliche Tapferkeit unserer Armeen unterstützt, hatte alle Hindernisse überwunden. Bis an die Kniee im Blut, ging der Konvent siegreich einher. Lyon und die Vendee wagten allein, sich dieser furchtbaren Diktatur zu widersetzen; alle Gemeinden Frankreichs, von der größten bis zur kleinsten, hatten einen Klub und einen Revolutions-Ausschuß, die, wenn die Konvents-Kommissarien abwesend waren, alle Macht ausübten. Von einer solchen Krisis wurde jede Fiber der Gesellschaft erschüttert, als ich mich, achtzehn Jahr alt, mitten in die Provence versetzt sah, getrennt von meiner Familie, fern von meinen theuren Landesleuten, allein, fremd, ohne Bekannte, in einer von Parteien zerrissenen Stadt.

Wie viel Böses hätte ich nicht hier, wo ich, durch die Umstände begünstigt, das Ruder in die Hand erhielt, entweder selbst oder durch Andere anrichten können, wäre ich ein schlechter oder ein schwacher Mensch gewesen? Wer hätte es in diesem kleinen demagogischen Babylon gewagt, einen jungen Brausekopf zurecht zu weisen, dessen Wort, Abends im Klub, und dessen Unterschrift, bei Tage im Ausschuß, Schrecken und Tod in den Schooß unseliger Familien verbreiten konnten? Ein ganzes Kloster war mit Verdächtigen gefüllt. Es hing von uns ab, wenn uns beliebte, aus diesen traueigen Zufluchtsstätten der Unschuld auszuwählen und nach Orange zu schaffen, und das Revolutions-Tribunal von Orange war Fouquier-Tainville's würdiger Gehülfe! Du armes Frankreich, wie oft habe ich der Vorsehung gedankt, daß sie mich nicht dem berauschenden Einfluß einer so außerordentlichen, für mein Alter so gefährlichen Stellung zur Beute werden lassen und daß sie mich mit einfachen, schlichten Leuten umgeben, die sich in die gute Leitung fügten, die sie von mir erhielten, wie sie mir eben so bereitwillig zu Gräuelthaten die Hand geliehen hätten; denn in jenen Augenblicken des demokratischen Despotismus, des schlimmsten von allen, ist die Macht eines Redners, so lange die Gunst der handelnden Menge ihm treu bleibt, stärker als das öffentliche Gewissen. Ich habe mir oft über mich selbst Rechenschaft abgelegt und mir gesagt, daß günstige Verhältnisse meinen guten Gefühlen mächtig zu Hülfe gekommen. Ich war patriotischer Flüchtling, Märtyrer der Revolutionssache, und diese Titel schützten mich gegen den Verdacht des Aristokratismus und Mäßigungsgeistes. Ich konnte bis auf einen gewissen Punkt den herrschenden Vorurtheilen Trotz bieten und den rechten Weg gehen. Wäre ich aber, wie so viele Andere, statt diese glücklichen Umstände für mich zu haben, zwischen meine persönliche Sicherheit und mein Gewissen gestellt gewesen, wäre das furchtbare, unerbittliche Vorwärts! Vorwärts! der drohenden Demokratie unaufhörlich hinter mir ertönt, hätte ich mich wie so viele Andere, in das Dilemma versetzt gesehen: entweder zu tödten oder zu sterben — bin ich wohl gewiß, was mir dann hätte begegnen können? Ich schmeichle mir, daß ich dem Recht treu geblieben seyn und daß mein moralischer Muth mich nicht verlassen haben würde; sind aber nicht viel Franzosen, die vielleicht eben so gut oder besser waren als ich, am Rande dieses Abgrunds gestrauchelt? Wie viele dieser unglücklichen, die von eben so tugendhaften Eltern abstammten, die eine eben so gute Erziehung erhalten hatten wie ich, sind unterlegen! Wahrlich, es ist der schlimmste aller gesellschaftlichen Zustände, wenn ein rechtlicher Mann der Gefahr ausgesetzt ist, zum Verbrecher zu werden, wenn das Schicksal eines Jeden von der Barmherzigkeit Aller abhängt, wenn man nie sicher ist, was

Digitized by Google

man morgen sagen, thun oder werden wird. Junge Leute, leset die Geschichte von 1793, nicht in den Vertheidigungsschriften der Redekünstler, die sich Geschichtsschreiber nennen, sondern in den Blättern des unerbittlichen Moniteurs, leset mit Geduld, und ihr werdet, so wie Eure Väter, mit Abscheu vor der Regierung der Menge zurückschrecken. Unter dem Despotismus eines Einzelnen oder Mehrerer geräth man in die Gefahr, als Opfer zu fallen. Unter dem demokratischen Despotismus geräth man, außer daß sich dieselbe Gefahr um das Hundertfache vermehrt; noch überdieß in die weit schrecklichere, zum Henker zu werden.

Wenn man in jenen gewaltigen Sturm von 1793 mit Unparteilichkeit zu beurtheilen sucht, werden aus dieser ernsten Prüfung zwei Empfindungen hervorgehen: Nachsicht und Mitleid mit den Individuen, die von so grausamen Verhältnissen fortgerissen wurden; aber auch glühender, dauernder, tiefer Haß gegen die Regierung der Masse!

(Schluß folgt.)

Mauthner-Verlegenheiten.

Französische Blätter erzählen aus Boulogne folgende drollige Vorfälle, die sich kürzlich daselbst ereigneten:

Ein Gentleman war in diese Stadt gekommen, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Da er immer kränker wurde, ließ er einen geschickten Arzt aus London zu sich kommen; aber die Pflege des englischen Doktors nutzte nichts, unser Gentleman starb. Die Verwandten des Verstorbenen wünschten seinen Körper nach England bringen zu lassen, und schrieben deßwegen an den Doktor, Hrn. B..., einen Brief, worin sie ihn ersuchten, alle gehörigen Vorsichtsmaaßregeln zu treffen. Dieser ließ den Körper in einen mit Weingeist angefüllten bleiernen Sarg legen, und schiffte sich mit diesem Gepäcke ein. Am Zollhaus machte der Doktor seine Anzeige, und ließ den Sarg stehen, mit der Absicht, am folgenden Tage wieder zu kommen. Als die Zollbeamten den Sarg in eine benachbarte Stube trugen, hörten sie ein Geräusch, das von der Bewegung einer Flüssigkeit herzukommen schien. Einer von ihnen, ein alter schlauer Fuchs, glaubt den Betrug zu errathen; er bewegt den Sarg hin und her, und nachdem er mehrere Male daran gerochen, ruft er aus: French brandi. Dieses Wort bringt eine magische Wirkung hervor. Der Offizier nimmt das Sucheisen, bohrt ein Loch in den Sarg und fängt in einem großen Glase eine Flüssigkeit auf, die er verschluckt, indem er ausruft: Excessively good! das Glas wird mehrmals gefüllt und geht lustig unter den Zollbeamten herum, die es sehr originell finden, Weingeist für einen Leichnam auszugeben, und sich beeifern einen Verbalprozeß aufzusetzen. Am folgenden Tage kommt der Doktor, um seinen Sarg zu holen. Man erklärt ihm, er seye in Beschlag genommen, man habe sogar von dem Inhalte seines Sarges gekostet und er sey von der ersten Qualität. Da stehen dem Doktor vor Entsetzen die Haare zu Berg. — „Ihr habt davon gekostet?" sagte er. — „Ja, ja, antwortet man auf allen Seiten, und es ist guter alter; Sie werden aber die verbotene Waare theuer bezahlen." — Bei diesen letzten Worten glaubt der Doktor, man habe ihn im Verdacht, daß er in Frankreich einen Leichnam für sein anatomisches Kabinett gekauft habe, und dieß seye vielleicht ein verbotener Gegenstand. — Ich versichere euch, erwiederte der Doktor, daß dieser Sarg nur den Körper eines englischen Edelmanns enthält, der zu Boulogne gestorben ist. — Man lachte ihm ins Gesicht, aber der Doktor ließ den Sarg öffnen. Beim Anblick des Leichnams, der im Weingeist ausgestreckt lag, wichen alle Zollbeamten vor Schrecken und Entsetzen zurück, wie leicht zu denken, und schwuren, aber ein wenig zu spät, sich nicht mehr fangen zu lassen.

Eine englische Dame kommt aus dem Packetboot mit einer Lade unter dem Arm; einige Haare, die aus den Spalten dieser Lade herausstehen, lassen die Zollbeamten vermuthen, daß sie Pelzwerk enthalte. Man bemächtigt sich derselben, um sie zu durchsuchen; aber kaum hat man den Deckel in die Höhe gehoben, so springt mit Gekrache eine gräuliche 2 Fuß hohe Figur heraus, die den Zollbeamten vor Schrecken bleich davon laufen macht. Es war einer jener Hexenmeister (wir meynen den Zollbeamten nicht), die man als Spielzeug für die Kinder macht, und die vermittelst eines Drahtes sich von selbst aufrichten, wenn man den Deckel der Lade, worin sie enthalten sind, in die Höhe hebt.

Neue Methode Käufer anzulocken.

Ein Specereyhändler zu Glasgow macht in einem Provinzialblatte folgende Anzeige:

Nachdem ich die Bemerkung gemacht, daß die gedrukten Danksagungen der Kaufleute an ihre Abnehmer für das geschenkte Zutrauen, zu nichts Besonderm führen, so habe ich mich entschlossen, mich meiner Kundschaft auf eine ganz andere Weise für das Zutrauen, welches mir dieselbe schenken wird, erkenntlich zu bezeigen. Ich besitze ein ganzes Haus, mit einem Speisesaale, einem Salon, Bibliothek, Küche, Badstube, fünf Schlafzimmern, Keller, alles mit Gaas beleuchtet; mit laufendem Wasser und allen andern Bequemlichkeiten; daran stößt ein dazu gehöriger Garten mit Obstbäumen, zwei Stallungen, Getreid-Boden u. s. w. Dieses Alles verpflichte ich mich durch gegenwärtiges, einem meiner Abnehmer zu schenken, so bald ich hundertfünfzigtausend Verkäufe im Kleinen, jede in dem Betrage von 5 Schilling (mit Ausnahme der Seife und des Zuckers) in meinem Specerei-Gewölbe der Trongate 176. und in meinem Wein- und Brantweinkeller in der Hutcheson-Straße gemacht haben werde. Dieses geschieht auf folgende Weise: Der Name eines Jeden, welcher bei mir für fünf Schillinge einkauft, wird unmittelbar in ein zu diesem Behufe vorhandenes Buch eingetragin; sind nun hundertfünfzigtausend Einkäufe gemacht worden, so werden hundertfünfzigtausend Nummern, entsprechend den Namen der Einkäufer, in ein dazu eigens verfertigtes Rad eingelegt, und der zuerst herausgezogene Name erhält mein Haus sammt Zugehör, völlig kostenfrei. Wünscht der Gewinner statt dessen baares Geld, so mache ich mich verbindlich, an ihn eine Summe von 1000 Pfund Sterling, ohne Abzug der sonst für Baar-Zahlungen gewöhnlichen 6% zu entrichten. Die Waaren sind eben so preiswürdig und billig angesetzt, als man sie nur irgend in einem andern Magazin erhält.

Pot-Pourri.

Dienst-Jubelfeier.

Am 2. Okt. feierte zu Innsbruck der k. k. Geh. Rath und Präsident des tyrolisch-vorarlbergischen Appellations- und Kriminal-Obergerichtes Hr. André Alois Di Paula von Treuheim sein fünfzigjähriges Richteramts-Jubiläum. Obgleich sich der edle Jubelgreis alle Feierlichkeiten verbeten wollte, so wurde ihm doch Abends vor dem Feste eine Nachtmusik gebracht; am Tage selbst aber eine feierliche Messe in der Universitätskirche abgehalten, welcher der Hr. Landesgouverneur, die hohe Generalität und eine große Zahl Verehrer des allgemein geschätzten Greises beiwohnten. Mittags ward bei einem festlichen Mahle das Wohl JJ. KK. Majestäten, des Kaiserhauses und des hochverdienten Staatsdieners ausgebracht. Mög der Himmel ihn noch viele Jahre bei Gesundheit erhalten.

Digitized by Google

Gefärbte und ungefärbte Wolle ohne Zusatz von Oel zu spinnen.

Um gefärbte oder ungefärbte Wolle ohne Anwendung von Oel zu spinnen, genügt es, sie so lange mit Wasserdampf zu behandeln, bis sie vollkommen damit durchdrungen ist. Man verfährt dabei auf folgende Weise. Man erhitzt reines oder alkalisches Wasser in einem Kessel, welcher hinreichend geräumig und mit einem Deckel luftdicht verschlossen ist, bis zum Sieden, und bringt in diesen Deckel der Sicherheit wegen ein Ventil und eine kupferne Röhre an, die den Dampf in eine metallene Kammer leitet, welche ebenfalls gut schließen muß, und in der die Wolle der Einwirkung des Dampfes ausgesetzt wird. Ist die Wolle in dieser Kammer nach einer längern oder kürzern Zeit, welche von der Concentration des Dampfes abhängt, vollkommen mit Dampf durchdrungen worden, so nimmt man sie heraus, um sie zu lüften, wo sie dann ohne Oel gesponnen werden kann. Die Wolle gewinnt durch diese Behandlung eine größere Weichheit und Geschmeidigkeit; auch bekommen einige Farben hiedurch eine auffallende Intensität und Dauer. Die Wolle verliert dadurch keineswegs die Eigenschaft, Oel aufzunehmen; ja dieß scheint sogar für einige Wollen, namentlich für sehr dunkel gefärbte, die sich gewöhnlich schwerer spinnen, vortheilhaft. Die auf diese Weise behandelten gewebten Tücher bekommen gleichfalls größere Weichheit.

Für Numismatiker.

Bei Ausführung der Arbeiten an dem neuen Quai, den man bei Straßburg errichtet, schaffte man große Massen Kies aus dem Flusse; diese Ausschüttung führte zur Entdeckung einer ziemlich bedeutenden Anzahl Medaillen und Münzen aus verschiedenen mehr oder weniger entfernten Zeitpunkten. Die meisten sind aus Gold, und haben einen, dem der Dukaten entsprechenden Werth und Gehalt. Es sind Florentiner Münzen; sie zeigen auf der einen Seite die blühende Lilie mit verschiedenen Umschriften; auf der Rückseite fast aller bemerkt man einen heiligen Johannes mit der Inschrift seines Namens. Auch fand man Silbermünzen, die theils der Zeit vor, theils nach der Vereinigung Straßburgs mit Frankreich angehören. Endlich finden sich unter diesen Gegenständen merkwürdige kupferne Rechenpfennige, die zur Weihe der Erinnerung an die Erfindung der Buchdruckerkunst geschlagen wurden. Die Arbeit dieser letztern ist grob: man sieht auf der einen Seite Gutenberg, wie er eine Platte zusammensetzt, und auf der anderen das Alphabet in einer Form.

Anekdoten-Gallerie.

Der Professor Kant war einst Trauführer bei einem sehr ungleichen Ehepaare, der Bräutigam zählte 70, die Braut 21 Jahre. Unter den Hochzeitsgästen befand sich eine Dame, die schon lange nach dem Glücke sich gesehnt hatte, mit dem berühmten Philosophen Worte zu wechseln. Sobald es nur möglich war redete sie Kant mit den Worten an, „Herr Professor, sollten wohl aus dieser Ehe noch Kinder zu hoffen seyn?" Kant betrachtete die Dame einige Augenblicke, und erwiederte sehr ernst: „„Zu hoffen nicht, aber zu fürchten.""

„Nirgends ist so viel Freiheit, Herr! als in England," sagte eine Britte zu einem Fremden: „und wenn Sie das bestreiten, so box ich Sie, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen soll?"

Sonderbare Firma.

Ein Metzger in Prag hat auf seinen Verkaufsladen die Aufschrift machen lassen: „In diesem Lokale wird das Fleischgewerbe betrieben."

Frühlingstod.

Eine Stimme aus der Geisterwelt.

(Eingesandt.)

Vater, Vater, willst du mich nicht lassen,
Wo ich wohne, jung und schön verklärt?
Mutter, willst du noch dein Kind umfassen,
Wo ich wohne, schmerzgeprüft, bewährt?
Ach! die Arme reichen nicht herüber.
Bis in meiner Freude Jugendland;
Aber, Vater, bis zu dir hinüber
Ruft, der sich dem langen Schmerz entwand:

Scheiden in des Lebens Morgenrothe,
So geliebt, so liebend zu entfliehn —
Vater, ach! am Herzen ruh'n dem Tode,
Eh' ich blühr', im Grabe zu verglühn —
Scheiden mit dem blutig wunden Herzen,
So geliebt, so liebend untergehn —
Vater, Mutter, Schwestern, das sind Schmerzen,
Die nur wir empfinden, wir verstehn.

Süßer Traum, der seine goldnen Kränze
Um die Stirne mir mit weicher Hand,
Um das Herz der Hoffnung schönste Lenze,
Um die Seel' einst Paradiese wand!
Deine duft'gen Bilder sind verwehet;
Nachtigall, dein Lied war Leichensang;
Hoffnung, deine Blüthen sind gemähet,
Schmeichlerin, dein Ton war Todtenklang.

Schonend flieht des Sünders graue Locke
Jene Hand, die mir das Herz zerbrach;
Mir, mir zerrt sie an der Schauergtocke,
Jünglingsleichen keucht das Alter nach.
In den Mantel, in den dunkeln, kalten,
Thränennassen, schlägt sie Jünglingsglut —
Und den Schatten früher Lustgestalten
Reicht die Schaale sie voll Lebensflut.

Aber, seht! die Wunden sind geschlossen,
Und gelöst sind eure Räthsel mir.
Ach! die Thrän', in eurer Nacht geflossen,
Leuchtet süß um Geisterstirnen hier.
Ruft, o Vater, nicht den Sohn zurücke!
Mutter, wo ich bin, ist's warm und schön.
Schwester, liebst du mich in meinem Glücke,
Laß mich in den schönen Sternen gehn!

Die ihr saht den Sarg des Jünglings schwanken
Ueber Gräbern in die ew'ge Ruh:
Die ihr saht vom Grab den Vater wanken,
Als sie ihm das Liebste deckten zu:
Ewig, ewig bin ich nicht verschwunden,
Unsre Liebe löscht kein Todeskuß.
Louis lebt; in allen Abendstunden
Flüstert euch sein Geist den Liebesgruß.

Räthsel.

Männlich geht's auf weiten Reisen
Und sein Zweck ist Räuberei.
Weiblich würzt es manche Speisen —
Schnell errathe was es sey?!

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro. 45. (Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die Schreckenszeit in Frankreich.

(Aus den Denkwürdigkeiten Lucian Bonaparte's)

(Schluß.)

Kehren wir nach St. Maximin zurück. Mindestens zwanzig von den Einwohnern waren als verdächtig eingesperrt. Ich fand sie bequem untergebracht und erträglich behandelt. Mein Revolutionsausschuß bestand aus Handwerkern, Leuten aus dem Volk und einem frühern Mönch, der allein schreiben konnte und vor meiner Ankunft die Oberstelle einnahm. Ich fühlte mich glücklich genug, daß ich diesem ehemaligen Klosterbruder, der zwar nichts liebenswürdiges an sich hatte, aber gerade kein böser Mensch war, eine Art von Begeisterung einflößte; er heftete sich an alle meine Schritte, räumte mir von ganzem Herzen den Vortritt ein und war mir so nützlich, als er mir hätte schädlich seyn können. Ich nahm ihn daher auch in meine Verwaltung auf und gewann ihn vollkommen. Das Schicksal der Verdächtigen wurde besser; man ließ einige davon heraus, um auf einem Gesellschafts-Theater patriotische Stücke aufzuführen, und es ward namentlich in dem Ausschusse beschlossen, nie Jemanden nach der Schlachtbank von Orange zu schicken. Eine sehr liebenswürdige Dame von guter Herkunft war mehr kompromittirt als die übrigen; es war die Schwester des Verfassers von „Anteno's Reisen"; es wurde mir sehr sauer, sie in republikanischen Stücken mitspielen zu lassen, aber ich wollte auf eine so gute Darstellerin nicht gern verzichten und brachte sie fast mit Gewalt dahin, die Rolle der Julia in Voltaire's Brutus zu übernehmen; dieser Zwang verschaffte jedoch unserm Opfer seine Freiheit. So verlebten wir dieses schreckliche Jahr so wenig furchtbar als möglich, in Thaten leisteten wir gar nichts, dagegen ließen wir es an Worten und Adressen an die Pariser Jakobiner nicht fehlen. Da es Gebrauch war, Namen aus dem Alterthum anzunehmen, so nannte sich mein Ex-Mönch, wenn ich mich recht erinnere, Epaminondas, und ich hieß Brutus. Die anderen Mitglieder des Ausschusses folgten alle unserem Beispiel, und man hätte in unsern Sitzungen Griechische und Römische Namen studiren können. In einem Pamphlet ist gesagt worden, Napoleon habe für sich den Namen Brutus auszgewählt, aber nur ich führte denselben. Napoleon gedachte seinen eigenen Namen über alle Namen der alten Geschichte zu erheben, und hätte er an diesen Maskeraden Theil nehmen wollen, so glaube ich nicht, daß er sich Brutus genannt haben würde.

Die guten Einwohner von St. Maximin ließen mich gewähren; unsere Theatervorstellungen machten ihnen eben so viel Vergnügen als die Deklamationen auf der Rednerbühne; die Frauen waren entzückt darüber, daß unsere kleine Stadt kein einziges Opfer zählte, und daß man darin Komödie spielte; auch glaube ich in der That, daß man damals von wenig Gemeinden so viel Gutes sagen konnte.

Aber ein Sturm, von den obern Regionen aus, sollte über uns hereinbrechen; Barras und Freron waren in Marseille!

Die wenigen Monate seit meiner Ankunft zu St. Maximin waren um die Wette durch Siege und Verbrechen der Jakobiner bezeichnet worden; im September war Lyon unterlegen. Collot d'Herbois und Fouché von Nantes ließen dort die besiegte Bevölkerung tapfer niederschießen und die Gebäude dieser zweiten Stadt Frankreichs, die vierzig Jahre später noch einmal der Wuth des Bürgerkrieges anheimfallen sollte, von Französischen Händen zu Boden reißen. Die Armee des Generals Carteaux, bei der sich Napoleon befand, belagerte Toulon. Die durch das Gesetz Merlins von Douai noch weiter ausgedehnte Aechtung der Verdächtigen erstreckte sich über 30,000 Bürger und überlieferte sie ohne Erbarmen der Diktatur einer jeden Gemeinde. Im Oktober wurde Marie Antoinette aufs Schaffot geschleppt, in einem Schuttkarren, mit gebundenen Händen, inmitten von 600,000 abgestumpften oder vor einer Hand voll Straßenräuber zitternden Parisern.

Im November machten die Mörder durch ihren Spottkultus der Vernunft sich selbst zu Göttern, denn diese Vernunft, die sie an die Stelle des Evangeliums setzen wollten, war nichts Anderes, als das von Menschenblut triefende Götzenbild, welches bei ihren Raserein den Vorsitz führte. Die Köpfe der Girondisten, Bailly's, Lavoisiers, dieser würdigen Dolmetscher der ächten Vernunft, waren die ersten Opfer der neuen Gottesverehrung! Allmächtige Konventsmänner durchzogen die Departements, um die Wuth des Pöbels nicht verglimmen zu lassen. Barras und Freron waren in Marseille!

Unsere kleine Gemeinde hoffte vergebens ihren Luchsaugen zu entgehen; irgend ein eebärmlicher Angeber benachrichtigte dieselben, daß St. Maximin der Guillotine nicht die geringste Speise geliefert habe, und daß man in dem Hause unserer Verdächtigen, welches den Familien der Verhafteten offen stehe, ruhig genug sey, um sich unbefangen die Zeit mit Musik zu vertreiben. Sogleich beschloß man, diesem Skandal ein Ende zu machen, und zwei geheime Kundschafter der Repräsentativ-Inquisition nahmen es über sich, uns Schritt halten zu lehren.

Ich befand mich mit dem Ex-Mönch Epaminondas auf der Promenade, als eine alte Frau, deren Sohn zu unsern Verdächtigen gehörte, mit den Worten auf uns zueilte: „Im Namen des Himmels, Bürger-Präsident, schütze uns, man transportirt unsere Kinder nach Orange; erinnere Dich Deiner Versprechen." — „„Nach Orange"", rief ich, „„und ohne Befehl des Ausschusses? Man läutete die Lärmglocke!"" Wir eilten nach der Stadt zurück; es begegneten uns mehrere Personen, die sich nach allen Seiten hin zerstreut hatten, um mich zu holen. Die Gemeinde war in der höchsten Aufregung. Ich erneuerte den Befehl, die Lärmglocke zu läuten, welches sogleich geschah. Ich berief nun die Volksgesellschaft und den Ausschuß auf den Platz zusammen, der an das Gefangenenhaus stieß, und ich begab mich mit etwa hundert Personen nach demselben. Das Haus war von einer bestürzten Menge umgeben, die uns

Digitized by Google

den Eingang zu sehen verhinderte. Man machte uns Platz. Es standen fünf bis sechs Karren da, auf die man schon einen Theil unserer Gefangenen in Fesseln geladen hatte. Ein Mann, der eine dreifarbige Schärpe um den Leib und einen Federhut auf dem Kopfe trug, leitete das Geschäft, umgeben von einigen Gendarmen und einem eben so ausstaffirten Sekretair, der die Namen der Schlachtopfer in seine Schreibtafel verzeichnete. Der Anführer dieser Bande war ein vertrauter Gehülfe von Barras. Ich stürzte auf ihn los. „Im Namen des Gesetzes", rief ich, „zurück! Der Revolutionsausschuß hat die Auslieferung nicht befohlen, die Volksgesellschaft ist im Begriff, sich zu versammeln, zeigen Sie derselben Ihre Vollmacht, und bis dahin bringe man die Verdächtigen wieder an den Ort zurück, von wo man sie hinweggerissen. Gendarmen, im Namen des Gesetzes, die Verdächtigen entfesselt!" Der Kundschafter, über meine Kühnheit erschrocken, dachte mich Anfangs durch den Namen seiner Absender einzuschüchtern, er nannte mich Einen von Ehedem und einen Gemäßigten, und wollte sein Werk fortsetzen. Die Gendarmen, die auf diese Weise schon in mehrern Gefängnissen aufgeräumt hatten, kannten nur den Auftrag ihres Oberen, und die Namen Klub und Ausschuß, die so gewaltig waren, wenn es sich um Tod handelte, vermochten zur Rettung nichts. Glücklicherweise hatte die Lärmglocke die ganze Bevölkerung in Bewegung gebracht. Die Aeltern der Schlachtopfer hatten bei meinen Worten wieder Muth bekommen, ich benutzte meinen Vortheil und befahl der Menge, die Gefangenen los zu machen, den Abgeordneten aber, mir in den Ausschuß zu folgen. In einigen Minuten waren die Verdächtigen in ihren Zimmern, die Thüren des Hauses wohl verschlossen und von einem zahlreichen Trupp bewacht, der nur meinen Befehlen gehorchte. Dreißig Opfer waren gerettet, und, Dank dem Himmel, ich kümmerte mich wenig um die Gefahr, in die ich mich mit ganzer Seele gestürzt hatte.

Der Abgeordnete der Volks-Repräsentanten war nichts als ein jämmerlicher Wicht; man sagte damals, er sey aus der Dienerschaft von Barras hervorgegangen. Er hatte sich um das Amt eines Lieferanten für die Guillotine beworben; aber er handelte hier nicht in der Ordnung, und, was besonders ein Glück für uns war, er hatte Furcht. Vor dem versammelten Ausschuß forderte ich ihm seine Papiere ab; er stotterte: entweder hatte er keine, oder er fürchtete, seinen Herrn bloßzustellen, denn wir hatten gedroht, diesen unsererseits in Paris zu verklagen; genug, er wurde allmählig geschmeidig und sagte, er habe sich geirrt, er handle nur aus reinem Patriotismus und nach den Aufträgen der Konvents-Mitglieder, er habe seine Papiere nicht bei sich, aber er überlasse uns die Sache und habe weiter nichts hinzuzufügen, da der Revolutions-Ausschuß, unter Vorsitz eines Korsischen Patrioten, und die ganze Volks-Gesellschaft darüber einig wären, keinen Transport nach Orange zu schicken. Wir nahmen seine Komplimente nicht mit zu großer Zuversicht entgegen, und er entschloß sich ganz plötzlich zur Abreise; er wollte uns nicht einmal die Ehre erzeigen, in St. Maximin zu übernachten, und verschwand mit seinen Sbirren. Unter den Verdächtigen, die ich gerettet hatte, befanden sich mehrere Mitglieder der Familie Rey, einer der achtbarsten der Stadt; es wird sich später zeigen, wie mir ein junger Mann aus dieser Familie meine That lohnte; doch das, was er gethan, hat das Glück nicht getrübt, welches jener Tag mir verschaffte; ich kenne keinen schöneren in meinem Leben.

Das Ende dieses demagogischen Jahres ward durch die Einnahme von Toulon bezeichnet: Napoleon offenbarte sich der Französischen Nation im December des Jahres 1793! Aber das Ungewitter sollte noch lange fortdauern, ehe sich das allzu flüchtige Meteor der gesellschaftlichen Wiedergeburt, über alle Stürme siegreich, am Horizont erhob. Das Jahr 1794 sah sogar in seiner ersten Hälfte die Jakobiner ihre Wuth verdoppeln, und Robespierre, der grausamste, heichlerischste und feigste von Allen, erlangte eine Gewalt ohne Gränzen. Einige Hitzköpfe haben sich nicht gescheut, diesen Mann und seine Mitschuldigen, Couthon und St. Just, zu preisen; man hat nicht Anstand genommen, zu behaupten, Robespierre sey als Bürgeropfer durch neidische und schlimmere Verschwörer, als er selbst, gefallen. Er soll unterlegen seyn, weil er auf dem Wege des Verbrechens habe einhalten wollen. Diese Behauptungen werden durch Thatsachen Lügen gestraft; das Revolutions-Tribunal war niemals thätiger, als unter der Macht dieses herzlosen Tribuns. Von raschen Schlägen wurde damals Alles getroffen, was irgend durch Geburt, Talent oder Vermögen aus der Menge hervorragte. Im Monat April schleppte man den tugendhaftesten der Männer, den zweiundsiebenzigjährigen Malesherbes, in einem und demselben Karren mit seiner Schwester, seinem Eidam, seiner Tochter, seiner Enkelin und dem Gatten dieses jungen Weibes aufs Schafot! Selbst Fouquier-Tainville's Richter wandten ihre Augen ab bei dem Anblick dieses ehewürdigen Greises. Statt einzuhalten, ließ Robespierre im Mai, wenige Tage nach Malesherbes, auch Lavoisier hinrichten, und damit er die wildesten Tyrannen um nichts mehr zu beneiden hätte, wagte er es, die Zierde ihres Geschlechtes, den Engel zu Opfern, der auf Erden den Namen Elisabeth trug! Robespierre stand damals auf dem Gipfel seiner Macht.

Hält man ihn darum etwa für entschuldigungswerther, weil er nachher seine eigenen Mitschuldigen dezimirte, weil er Danton und dessen Anhänger niederschmetterte? Blut wird nicht durch Blut abgewaschen. Und seine Feier des höchsten Wesens, was war sie anders, als die Verhöhnung der Religion aller Franzosen und die Verläugnung des Evangeliums? Blut genügte dem Unbestechbaren nicht mehr! Er mußte seine Hände auch noch in unser innerstes Gewissen tauchen. Nein, so vielen Verbrechen darf keine philosophische Nachsicht zu Theil werden; wir Alle müssen sie ohne Ausnahme mit unserm Fluche stempeln, um so mehr, als diese abscheulichen Namen ganz kürzlich von Neuem als Losungsworte vor den Ohren Frankreichs und Europa's ertönt sind, die mit recht davor zurückbeben.

Robespierre's Bruder war nach der Einnahme von Toulon als Kommissair zur Alpen-Armee abgeschickt worden. Napoleon, der als der Held dieser denkwürdigen Belagerung angesehen und zum Brigade-General ernannt wurde, befand sich zu Nizza, wo er die Artillerie befehligte. Seine Dienst-Verhältnisse hatten ihn dem jüngern Robespierre nahe gebracht, der ihn zu würdigen wußte. Der Beherrscher des Konvents schien von den ungewöhnlichen Talenten des Siegers von Toulon Kunde erhalten zu haben und wollte den Kommandanten von Paris, Henriot, dessen Unfähigkeit er satt hatte, durch einen Andern ersetzen. Hier die Scene, von der ich Zeuge war:

Unsere Familie verdankte der Beförderung Napoleon's eine bessere Lage. Um ihm näher zu seyn, hatte sie sich im Schlosse Sallé bei Antibes, wenige Meilen vom Hauptquartier, niedergelassen. Ich war von St. Maximin dorthin gekommen, um einige Tage bei meiner Familie und meinem Bruder zuzubringen. Wir waren Alle versammelt, und der General widmete uns die Mußestunden, die er erübrigen konnte. Eines Tages erschien er unruhiger als gewöhnlich, ging zwischen Joseph und mir auf und ab und sagte uns, daß es nur von ihm abhänge, gleich morgen nach Paris abzureisen, und zwar in einer Stellung, worin er für uns Alle aufs Beste würde sorgen können. Mich für mein Theil entzückte diese Nachricht; endlich nach der Hauptstadt zu gelangen, schien mir ein Vorzug, den nichts aufzuwiegen vermöchte. „Man bietet mir Henriot's Stelle an", sagte Napoleon; „ich muß heute Abend Antwort ertheilen; nun, was sagt ihr dazu?" wir zögerten einen Augenblick. „Ja, ja",

Digitized by Google

fuhr der General fort, „die Sache ist wohl zu bedenken; es würde nicht damit abgethan seyn, den Enthusiasten zu spielen; in Paris ist es nicht so leicht, seinen Kopf zu retten, wie in St. Maximin. Der jüngere Robespierre ist ein guter Mensch, aber sein Bruder läßt nicht mit sich scherzen. Man würde ihm dienen müssen. Und ich sollte diesem Manne helfen! Nein, nimmermehr! Ich weiß sehr wohl, wie nützlich ich ihm statt seines alternden Kommandanten von Paris seyn würde; aber ich will es nicht seyn. Die Zeit ist noch nicht gekommen. Jetzt giebt es für mich keinen ehrenvollen Platz, außer bei der Armee. Habet Geduld, später werde ich in Paris kommandiren."

Dieß waren Napoleon's Worte. Er gab uns sodann seinen Unwillen gegen die Schreckensherrschaft zu erkennen, kündigte uns ihren baldigen Fall an und schloß damit, daß er mehrere Male halb düster, halb lächelnd wiederholte: „Was sollte ich auf dieser Galeere machen?" Robespierre der Jüngere drang vergebens in ihn. Einige Wochen darauf machte der neunte Thermidor Frankreich frei und rechtfertigte die Prophezeihung des Generals. Hätte Napoleon Henriot's Kommando gehabt, auf welcher Seite würde wohl der Sieg geblieben seyn?

Nekrolog.

Georg Leonhard Bernhard v. Dresch, welcher am 1. Nov. zu München ein Opfer der Brechruhr wurde, ward zu Forchheim am 20. März 1786 geboren, studirte zu Würzburg und Bamberg, wo er 1807 Doktor der Rechte wurde. Er trat 1808 als Privatdocent zu Heidelberg auf und wurde 1810 als Professor nach Tübingen berufen, wo er Rechtsphilosophie, Geschichte des Kirchenrechts und später deutsches Bundesrecht vortrug, auch die Stellen eines Bibliothekars, Büchercensors und Censors begleitete; er erhielt 1816 den württembergischen Verdienst-, 1820 den Kronenorden und folgte 1822 dem Ruf an die Universität zu Landshut, wo er Staats-, Bundes und Kirchenrecht lehrte. Er folgte der Universität bei deren Versetzung nach München, wo er zugleich als Oberbibliothekar angestellt und später Hofrath wurde. Als Abgeordneter der Universität wohnte er den Landtagen von 1825, 1828 und 1831 bei. Eine der ersten unter seinen historischen, juristischen und staatswissenschaftlichen Schriften ist die gekrönte Preisschrift: „Ueber die Dauer der Völkerverträge" (Landshut 1808). Seiner „Uebersicht der allgemeinen politischen Geschichte insbesondere Europens" (3 Bde., Weimar 1814 — 16) folgte das für verschiedene Unterrichtsstufen bestimmte „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte," (erster Cursus Weimar 1818 und 1821, zweiter Cursus 1818 und 1824), welches er in der Schrift: „Ueber den methodischen Unterricht in der allgemeinen Geschichte und die zweckmäßigsten Hülfsmittel dazu" (Weimar 1818), ankündigte. Von Schmidt's und Mitbillers „Geschichte der Deutschen" lieferte er die Fortsetzung vom 21 — 27 Bande (Ulm 1824 bis 1830), die auch unter dem besondern Titel: „Geschichte Deutschlands seit der Stiftung des Rheinbundes", erschien und bis zur Eröffnung des Bundestags herabgeht. Sein „Oeffentliches Recht des deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten" (erster Theil, Tübingen 1820) erhielt eine Fortsetzung, die auch unter dem Titel: „Die Schlußakte der über Ausbildung des deutschen Bundes zu Wien gehaltenen Ministerialkonferenzen in ihrem Verhältnisse der Bundesakte" (Tübingen 1821), erschien. Als Leitfaden bei einigen Vorlesungen gab er „Grundzüge des bayerischen Staatsrechts." (Ulm 1823) heraus. Eine Reihe kleiner staatswissenschaftlicher Schriften begann er unter dem Titel: „Abhandlungen über Gegenstände des öffentlichen Rechts, sowohl des deutschen Bundes überhaupt als auch einzelner Bundesstaaten", wovon der erste Theil in München 1830 erschien.

Verhaltungs-Vorschriften bei der Brechruhr,

von dem

Hrn. Geh. Rath und Leibarzt Dr. Walther in München.

Jenen verehrten Familien und Personen, welche mich in ärztlichen Angelegenheiten mit ihrem Vertrauen beehren, rathe ich: 1) Alle Diätetische und andere Regeln, welche zur Erhaltung der Gesundheit dienen, mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu beobachten. — 2) Jede Erkältung, besonders der Füße, sorgfältigst zu vermeiden, und nach deren Durchnässung, sogleich die Fußbekleidung zu wechseln. — 3) In frühen Morgenstunden, bei neblichter naßkalter Witterung und des Abends spät nicht auszugehen, sich frühzeitig schlafen zu legen, und sich einer etwas wärmern Bettdecke zu bedienen. — 4) Das Maas derjenigen körperlich- oder geistig anstrengenden Arbeit, welche sie sonst gut ertragen konnten, auf die Hälfte zu beschränken. — 5) Weniger als sonst nur einfach zubereitete Speisen, und diese in geringerer Anzahl zu genießen. — 6) Rohes und gekochtes Obst, weiße Rüben, Rettiche, alle Kohlarten, Hülsenfrüchte, Salat, Backwerk, Fische, Frösche, Krebse, Schnecken, Käse, Würste, Schweinefleisch, kaltes Hammelfleisch, hartgesottene Eier, Milch, Gefrornes nicht zu genießen, Dessert fällt ganz weg. — 7) Die zweckmäßigsten Nahrungsmittel sind kräftige Bouillon mit Reiß, Sago, Gerste, Haber, Rindfleisch, Kalbfleisch, Hühner, Reh, gesotten oder gebraten, weichgesottene Eier, Wurzelgemüße in geringen Quantitäten, leichte Mehlspeisen. Zum Frühstück ist Chocolade in Wasser gekocht besser als Kaffee, kurze Zeit vor der Mittagstafel oder nach der Suppe ist ein Kelchglas ächten Madera-Weines zu empfehlen. — 8) Es darf nur sehr gutes braunes Bier (in sehr mäßiger Quantität) getrunken werden. Rother Wein (besonders Bordeau, Burgunder und Ofner) ist dem weißen Wein vorzuziehen; wer Liqueur zu nehmen gewöhnt ist, wähle vorzugsweise Absynthe; Limonade, Orangade, Punsch ꝛc. ꝛc. sind nicht zu trinken. — 9) Jede auch leichte Diarhöe, und Magenverderbniß erfordert sogleich ärztliche Hilfe. — 10) Ansteckung von Cholerakranken, auch wenn man sich mitten unter ihnen befindet, sie anfaßt, pflegt ꝛc. ꝛc. ist nicht zu befürchten, wenn man dabei obige Regeln beobachtet.

v. Walther, Dr., Geheimer-Rath, Leibarzt und Professor p. ord.

Warnung an das Publikum.

Briefe im Hamburger Korrespondenten aus Triest und einigen italienischen Städten theilen als Warnung mit, daß der in jenen Gegenden herrschende Gebrauch, auf Matratzen mit Seegras gefüllt zu schlafen, auf den Körper sehr nachtheilig einwirken und zur Ausbreitung der Cholera überaus viel beitragen soll. Letzteres sey neuerdings besonders häufig bemerkt worden, indem in einem inficirten Orte diejenigen stets am Heftigsten von der Seuche befallen wurden, welche auf Seegrasmatratzen zu schlafen pflegten und nur sehr wenige von ihnen gerettet wurden. (?)

Es wurde dieses der Redaktion der Ameise in der menschenfreundlichen Absicht mitgetheilt, es zu veröffentlichen, und damit vor dem immer mehr um sich greifenden Gebrauche der Seegrasmatratzen zu warnen! — Und wir thun deßgleichen!

Schändlicher Betrug.

In einem Lande das — wir versichern es auf Manneswort — wirklich auf der Landkarte zu finden, hat sich folgender Betrug begeben, der vielleicht durch Originalität ausgezeichnet ist; wir sagen vielleicht! denn es wird nach gerade nirgends schwerer, einer Originalität zu begegnen, als bei dem Betruge. Doch ohne Anzüglichkeit weiter: Es liegt eine fast gänzlich verfallene

Digitized by Google

Ruine in jenem Lande, die noch jetzt den prunkenen Namen: „Schloß B.“ hat; dazu gehören 1½ Morgen des steinigsten Ackers, den die Erde aufbringen kann; dies wenige Alles gehört einem armen Bauer, der sich an die Ruine eine Hütte angeklebt hatte, die nur deshalb nicht bei dem ersten besten Windstoße zusammenfiel, weil sie von jeglichem Windstoße als zu geringschätzig übersehen wurde. Zu dem niedergeschlagenen Herrn dieses unglücklichen Besitzthums trat nun ein wohlgekleideter Mann, dessen Wagen unten am Berge hielt, und fragte: „Ist dies Schloß B.?“ — „Ja mein Herr!“ — „Wollen Sie verkaufen?“ — Nach einer kurzen Pause: „Ja mein Herr! Aber einen Käufer zu finden, ist ein Kunststück!“ — „Nun, ich will's kaufen!“ — Eine Pause, die mit der Pantomime des Unglaubens ausgefüllt ward. „Ganz gewiß!“ bestätigte Jener, „ich biete 2000 Thaler! — Für die Ruine und das Bischen steinigten Acker?“ — „Für die Stelle, welche Schloß B. heißt.“ Der Bauer fällt vor Verwunderung aus den Wolken und in den Himmel hinein; genug aber, das Geschäft kommt zu Stande und am nächsten Tage wird bei einem Notar das Kaufinstrument aufgesetzt, wobei die 2000 Thaler wolgezählt dem nächsten Tische anvertraut sind. „Empfangen Sie Ihr Geld, aber es kann Ihnen ja gleich seyn, wenn wir 200,000 Thaler statt 2000 Thaler in das Instrument setzen.“ Der Bauer schüttelte zwar das Haupt, indeß der Notar, der seine Gebühren für die große Summe erhalten hat, spielt den Indifferenten! die Nullen mehr kommen in das Instrument, und der vergnügte Bauer trägt seine 2000 Thaler zu dem Verkäufer eines sehr angenehmen Bauergehöfts, welches jetzt das seine ist. Der Käufer des Schloßes B. aber geht vierzehn Meilen weiter nach der Hauptstadt des nächsten Landes, und sucht, zur Verbesserung seines für 200,000 Thaler gekauften, bis dahin Schuldenfreien Schlosses, ein Kapital von 40,000 Thalern zur ersten Hypothek mit fünf Prozent, welche Zinssumme bekanntlich jetzt eine hohe und schon schwer zu haben ist. Er findet einen Reichen, der die Summe giebt und der Besitzer des Schlosses B. reist eiligst nach Amerika. Jener Reiche bekommt nach dem ersten Vierteljahr keine Zinsen, er fragt bedenklich den Unterhändler; der schreibt — und erfährt, daß Schloß B. bis dato noch gar nicht in Besitz genommen sey. „Dem Manne muß ein Unglück begegnet seyn, in diesem Falle habe ich die ersten Rechte an Schloß B., spricht freudig jener Creditor, eilt, an Ort und Stelle zu kommen und findet den winzigen Steinhaufen, auch die ein und einen halben Morgen steinigten Bodens sind noch vorhanden; Raum genug, um, wenn einen der Schlag trifft, gleich da begraben zu werden. Der Creditor aber belebte die Luft mit einigen Flüchen, düngte die Erde mit einigen Thränen des Aergers, machte den Boden noch etwas härter mit den Fußtritten der Wuth und fuhr dann heim, um sein Lebelang an diese Prellerei zu denken! (Ost. Bl.)

Das malerische und romantische Deutschland in 10 Sektionen mit 260 Stahlstichen.

Wir können nicht umhin, das Publikum auf dieses Werk als eines der neuesten Produkte der Presse und des Grabstichels aufmerksam zu machen, welches der allgemeinsten Theilnahme im höchsten Grade würdig ist.

Wohl besitzen wir bereits bildliche Darstellungen einzelner Gegenden unseres schönen Vaterlandes, die, was artistische Ausstattung betrifft, Lob verdienen; ein dasselbe umfassendes und feierndes Ganzes aber entbehrten wir bis jetzt. Welches Land der Erde aber verdiente wohl mehr eine ähnliche Verherrlichung, wie unser geliebtes Deutschland!

Dem Texte entsprechend, der unsern beliebtesten Schriftstellern übertragen worden ist, bilden die wahrhaft prachtvollen Stahlstiche, die hinsichtlich der Treue der Zeichnung und der Eleganz und Genauigkeit der künstlerischen Ausführung ausgezeichnet zu nennen sind, eine Gallerie von Kunstblättern, wie sie das Ausland, berücksichtigen wir noch den billigen Preis unsers Werkes, gewiß nicht gelungener darstellen könnte. Werden die folgenden Lieferungen der vor uns liegenden ersten — ähnlich; so dürfte ein Werk geschaffen werden, wie wohl wenige existiren. — Und so empfehlen wir denn dem Wohlwollen der Lesewelt, das geliebte, malerische und romantische Deutschland“! Möge ein recht lohnender Absatz den Verleger einigermaaßen für die gewiß sehr bedeutenden Kosten und Mühen entschädigen. (Dasselbe ist durch die v. Jenisch & Stageschе, die Kollmannsche und die M. Riegersche Buchhandlungen in Augsburg zu beziehen.)

Anekdoten-Gallerie.

Der berühmte Schauspieler Brockmann wurde als er einst den „Esser“ auf der Bühne zu Grätz gespielt hatte, nur von wenigen Stimmen gerufen, so daß er nicht darauf achtete; die Zuschauer beruhigten sich auch, und gingen von dannen, nur ein einziger harrte aus in dem Rufe; es war ein Knabe auf der Gallerie. Da dieser nun unablässig Brockmanns Namen mit merkwürdig kräftigem Tone heraus schrie, ging dieser endlich nach der Gallerie hinauf, machte dem Jungen die gewöhnlichen drei devoten Verbeugungen, und sagte dann: „Ich danke gehorsamst für den gnädigen Beifall. Jetzt aber geh' nach Hause, Canaille!“

Der Kardinal Silvius Piccolomini erlebte nachdem er, als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, das seltsame Schicksal, seine frühern Schriften im Verzeichniß der von Rom aus verbotenen Bücher zu finden — und er ließ sie verboten.

Strenge Maßregel.

Wenn ich einen Thaler hätte,
Zwei erhielt' durch eine Wette,
Einen in der Lotterie,
Oder sonst gewänne — Wie,
Fragte Jobsen glaubst Du, Grete,
Daß ich alle vier verthäte?
„Wie kann ich das wissen?“ — Sieh,
Ich würd' auf den Viehmarkt laufen,
Und ein hübsches Schwein einkaufen,
Und — Wir essen All sie gern —
Lauter Würste daraus machen.

Greten ist das nur zum Lachen,
Doch zwei Jungen, die nicht fern
Auf der Bank am Ofen sitzen,
Läuten mit den Beinen, spitzen
Maul und Ohr, und freuen sich
Hände reibend — doch im Stillen —
Auf die Wurst — „Um Moses Willen!“
Ruft die Frau: „Mann, schäme Dich!
„Görg' und Hans sind so versessen
„Auf die Wurst. Wohl ohne Brod
„Würden sie sie“ — Schwerenoth!
Jungens! Ohne Brod sie essen?
Wie? das wollt ihr? — Knieriem her!
Und so walkt' der alte Bär
Provisorisch seine Jungen,
Daß sie in die Höhe sprungen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 44.

Der Kaper — die Kaper.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 46. Fünfter Jahrgang.) 1836

Das Lebewohl.

Der Marschall Victor hatte am 28. November 1812 gegen 9 Uhr Abends die Höhen von Stuzianka, die er den ganzen Tag über vertheidigt hatte, verlassen, und nur noch 1000 Mann dort aufgestellt, die bis auf's Aeußerste die noch bestehende Brücke über die Beresina beschützen sollten. Diese Nachhut that das Unmögliche, um eine Menge von Nachzüglern zu retten, die, vom Frost gelähmt, die Bagage der Armee nicht verlassen wollten; aber der Heldenmuth von Victors Soldaten war unnütz verschwendet. Das aufgelöste Heer, das in schweren Massen die Ufer des Stroms überschwemmte, fand daselbst unglücklicherweise die unermeßliche Menge von Wagen, Karren und Vorräthen aller Art, welche das Centrum der Armee hatte zurücklassen müssen, bei dem Uebergang vom 27. und 28. November. Die Nachfolger der bereits glücklich jenseits Geflüchteten sahen sich plötzlich im Besitz von nie geahnten Reichthümern. Ihre Thatkraft war durch Kälte und Elend vernichtet, und Ruhe, ein Schlaf von wenigen Stunden das einzige Bedürfniß, der einzige Wunsch dieser Unglücklichen. Darum quartirten sie sich in die leeren Bivouacs ein, errichteten Hütten, machten Feuer an mit Allem, was ihnen unter die Hände fiel, verzehrten die Leichname der Pferde, deckten sich mit dem Tuch oder dem Leder zu, welches sie von den Wagen und Karren raubten, und schliefen, statt ihren Weg fortzusetzen, und ungestört zur Nachtzeit über die Beresina zu gehen. — Die Apathie dieser armen Soldaten läßt sich ganz nur von Denen begreifen, die jene weiten Schneewüsten durchschnitten haben, deren Getränk, deren Bett, deren Nahrung seit mehreren Tagen nichts als Schnee gewesen. Gefrorne Rüben, eine Hand voll Mehl oder ein Stück Pferdefleisch waren schon beneidenswerthe Leckerbissen. So gelangten die Verspäteten, durch Hunger, Durst, Müdigkeit und Jammer erschöpft auf dem Ufer an, wo sie Holz, Lebensmittel, Feuer, Hütten — kurz Obdach und Nahrung fanden. Das Dorf Stuzianka war von Grund und Boden aus zerstückt, und auf die Ebene heruntergebrannt worden. Mit den Trümmern, die das fliegende Heer zurückgelassen, bildete es eine improvisirte Stadt; eine Stadt des Greuels, aber immer noch besser, als die Blut getränkten Eisfelder draußen. Dieses weite Lazareth, wo der stille verbissene Schmerz vorherrschte, dauerte zwanzig Stunden lang. Seine Bewohner, obschon in ungeheuerer Anzahl, theilten Ein Gefühl: Ekel vor dem Leben, und Drang nach Ruhe. — Indessen beschoß der linke Flügel der Russen unaufhörlich diese dunkten im Schnee weit verbreiteten Massen; aber die niederfallenden Kugeln kümmerten die Halberfrornen nicht. Sie verachteten den tödtenden Strahl des Geschützes, weil er ohnehin höchstens auf Kranke und Sterbende treffen konnte. Unaufhörlich kamen neue Schaaren von Nachzüglern an; wandelnde Leichen, die von Feuerstelle zu Feuerstelle einzeln um einen Platz bettelten, meistens mit Gewalt zurückgewiesen wurden, sich dann von Neuem vereinigten, und ein Obdach zimmerten, um eine Nacht darunter zu bringen. Taub gegen die Stimme einiger Offiziere, die ihnen den Tod am nächsten Morgen prophezeihten, verschwendeten sie also den Rest von Muth und Kraft, der sie glücklich über die Beresina hätte bringen können. Die Furcht vor dem Tode schreckte sie nicht aus ihrem Stumpfsinn, denn sie konnten ja eine Stunde schlafen, bevor sie starben. — Dieses ging zwar Alles gut, so lange noch Holz, Feuer, Leinwand zu finden war; bald aber hatte Alles seinen Herrn und um den Besitz brachen hin und wieder Kämpfe aus, worin die Schwächern unterlagen. Die Letzten, die da kamen, fanden nichts mehr für sich übrig, als den Schnee, und legten sich darein, um nie wieder davon aufzustehen. — So hatte sich unmerklich die Masse von Menschen dergestalt bleiern und erschlafft, aber immer noch furchtbar durch ihre Anzahl, dem Marschall Victor selbst in den Weg gelegt, daß er mit 5000 Mann, die er noch über die Beresina dem Kaiser zuführen konnte, sich mit Gewalt hatte durchschlagen müssen, ohne Rücksicht auf Landsmannschaft und Unglück. Aber die Elenden ließen sich lieber zertreten, als daß sie nur den Truppencorps ausgewichen wären. So starben ihrer Viele, und dachten nicht mehr an Frankreich, und ihr letztes Lächeln galt dem auslöschenden Feuer neben ihnen.

Der Herzog von Belluno erreichte erst um 10 Uhr in der Nacht das jenseitige Ufer mit den Seinigen. Ehe er nach Zembin vorrückte, vertraute er das Geschick seiner tapfern Arrieregarde den Händen des Generals Eblé. gegen Mitternacht verließ dieser unerschrockene Führer seine kleine Hütte neben der Brücke, und, von einem einzigen muthigen Offizier begleitet, nahm er das seltsame Lager, das sich zwischen dem Ufer der Beresina und der Straße von Borizof hin dehnte, in Augenschein. Das russische Geschütz schwieg; unzählige Feuer, deren Gluth der ringsumliegende Schnee abbleichte, beleuchteten hie und da Gestalten, die kaum mehr etwas Menschliches an sich hatten. 30,000 Unglückliche, von allen Nationen, die Napoleon auf den russischen Boden hingeworfen hatte, standen hier zusammengedrängt, und wagten ihr Leben mit der stumpfesten Sorglosigkeit. — „Das Alles muß gerettet werden!" sagte der General: „Morgen früh sind schon die Russen Meister von Stuzianka, und die Brücke muß im Augenblick ihres Erscheinens in Rauch aufgehen. Muth also, mein Freund. Dränge Dich durch bis zu der Anhöhe. Sage dem General Fournier, daß er seine Position zu verlassen, und sich Luft bis zur Brücke zu machen habe. Wenn er sich in Marsch gesetzt hat, wirst Du ihm folgen, und von einigen rüstigen Leuten unterstützt, ohne Mitleid alle diese Hütten, Karren und Wagen niederbrennen, Jage diese ganze Menschenmenge auf die Brücke! zwinge jeden, der noch gehen kann, sich auf das jenseitige Ufer zu flüchten. Der Brand ist jetzt noch unser einziges Rettungsmittel. Wenn Berthier es schon vorgestern zugegeben hätte, so hätte der Strom keine Seele verschlungen — als meine armen Pontoniers; fünfzig Helden, die das Heer gerettet haben, und die man vergessen wird!"

Digitized by Google

Der Adjutant ging weg und hatte kaum hundert Schritte gemacht, als der General Eblé, mit fünf oder sechs seiner Soldaten schon die der Brücke am nächststehenden Bivouacs in Brand steckte, und die faulen Schlüche zwang, über die Beresina zu gehen. — Indessen gelangte der Adjutant nicht ohne Mühe zu dem einzigen hölzernen Haus, das in Stuzianka aufrecht geblieben. Ein Offizier stand davor und hieb mit seinem Säbel in die Baumstämme, woraus es verfertigt war. „Ist die Baraque voll, Kamerad? fragte der Adjutant. „Muß sehr gedrängt sein, um noch Platz zu finden;" antwortete der Offizier, ohne sich umzuwenden oder in seiner Beschäftigung aufzuhören.

„Bist Du es, Philipp? sagte der Adjutant, seinen Freunde erkennend.

„Ja wohl;" erwiederte Sucy, der Offizier. „Sind Du hier? ich glaubte Dich schon am jenseitigen Ufer. Hast Du uns Confect? Du sollst willkommen seyn." Mit diesen Worten schlug er ein großes Stück Baumrinde vom Dache los, und fütterte damit sein neben ihm stehendes Pferd. Der Adjutant meldete, was er hier zu thun habe, und als Sucy von der Marschordre hörte, rief er: die Neuigkeit macht mir warm. Ich habe zwei Freunde zu retten ohne die ich schon todt wäre, denn um ihretwillen allein pflege ich noch mein Pferd, statt es zu schlachten. Aber Freund, hast Du nicht vielleicht eine Kruste Brod in deiner Tasche? seit dreißig Stunden habe ich nichts zu mir genommen; dagegen schlug ich mich wie ein Verzweifelter, um das bischen Wärme und Muth das mir übrig blieb zu erhalten."

„Ich habe nichts, armer Philipp; wo ist aber der General? in diesem Hause?"

„Gehe nicht hinein! unsere Verwundeten liegen in dieser Scheune. Steige auf jenen Hügel, Du wirst zu Deiner Rechten eine Art von Schweinstall sehen; — dort kampirt der General. Adieu, mein Alter. Wenn wir uns jemals in einem Salon zu Paris wieder finden sollten —"

Er vollendete nicht, denn ein tückischer, eisiger Zugwind blies so scharf über die Höhen, daß der Adjutant davon eilte, um nicht das Gesicht zu erfrieren. Stille trat ein, nur unterbrochen von den lauten Klagen der Verwundeten, und von dem dumpfen Knirschen, womit Sucy's Pferd die gefrorne Baumrinde zermalmte. Der Major steckte den Säbel in die Scheide, faßte rasch den Ziegel des kostbaren Thieres, und entführte es, trotz seines Widerstandes, von dem erbärmlichen Futter, womit es zufrieden schien. „Marsch, marsch, Bichette! Du nur allein, schönes Pferd, kannst meine Julie retten! vorwärts darum! wir dürfen später ausruhen; nur jetzt halte aus!"

Kaum hatte der Major sich auf 500 Schritte entfernt als er ein stark loderndes Feuer auf der Stelle wahrnahm, wo er am Morgen unter dem Schutz eines alten unerschrockenen Soldaten einen Reisewagen zurückgelassen hatte. Eine fürchterliche Ungewißheit bemächtigte sich seiner, und er eilte was er konnte, einem Erdaufwurf zu, hinter welchem er vor den feindlichen Kugeln eine junge Dame, die Gefährtin seiner Kindheit, sein theuerstes Gut auf Erden, geborgen hatte. — Der Reisewagen stand noch da, aber unsern hatten sich ungefähr dreißig Nachzügler um ein großes Feuer versammelt, welches sie mit herbeigeschleppten Pulverkarren- und Lavettentrümmern unterhielten. Diese Soldaten waren ohne Zweifel zuletzt angekommen, und hatten wahrscheinlich, von Hunger und Verzweiflung getrieben, den Reisewagen mit Gewalt durchsucht, denn Julie und der alte General, ihr Gatte, die in Mäntel und Pelze gehüllt, im Innern des Wagens verblieben waren, saßen in diesem Augenblick zusammen gekauert am Feuer. Der Wagen stand offen, und eine Schlagthüre lag Zerschmettert zu Boden. — Sobald die Männer bei dem Feuer den Hufschlag des Pferdes hörten, tönte einstimmig aus ihrem Munde der wüthende gierige Ruf: „Ein Pferd! ein Pferd!"

Zwei oder drei von ihnen zielten auf das Roß, mit dem Geschreie: „Fort, Offizier, Achtung!"

Philipp stellte sich vor sein Pferd, und donnerte ihnen zu: „Ihr Schufte! soll ich euch in euer eignes Feuer jagen? dort oben liegen genug todte Pferde, holt sie herunter!"

„Ein wahrer Spaßvogel, der Offizier!" erwiederte ein riesenhafter Grenadier der Garde: „Wirst du Platz machen? Eins! . . zwei! . . nicht? wie es dir also gefällt!"

Er schoß, und ein weiblicher Angstruf überschrie den Knall. Zum Glück war Philipp nicht verwundet, aber die arme Bichette rang mit dem Tode. Drei Soldaten stürzten herzu, und gaben ihr mit Bajonettstichen den Rest.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Thiers auf Reisen.

Ueber diesen Gegenstand schreibt die Nouvelle Minerve: Ein Reisender, dessen bescheidener Wagen zwei Tage lang den fürstlichen Equipagen des Hrn. Thiers auf seiner Fahrt von Paris nach Toulon folgte, theilt uns einige interessante Details über die Art mit, wie der Expräsident des Konseils dieselben Gegenden durchzog, die er weiland, im buchstäblichen Sinn, am Pilgerstabe verlassen, und wo man sich seiner ursprünglichen Niedrigkeit noch gar wohl erinnert. Hr. Thiers reist dermalen mit drei Wagen, denen ein auf allen Räthen galonnirter Kourier vorauseilt. Zwei dieser Wagen sind vier-, der dritte bloß einspännig. Im ersten sitzen Madame Thiers, Madame Dosne und zwei Künstler, welche die eheherrliche Munificenz dem Gefolge dieser edlen Damen beigegeben hat. Der zu einem Reisekabinet eingerichtete zweite Wagen ist ausschließlich für Hrn. Thiers und seinen Sekretair vorbehalten; ein Tisch, der auf sinnreiche Weise mit elastischen Bändern an das Innere des Wagens befestigt und mit allem Zugehör eines Arbeitsbureau's versehen ist, gestattet diesen Herren auf den schlechtesten Wegen und im schnellsten Fahren zu schreiben. Der dritte Wagen ist zum Transport einer Handbibliothek bestimmt, welche gegen achtzig Bände, einige Kartons, mehrere Landkarten und ein kleines Reisebett enthält, auf welchem der Exminister sich ausruht, wenn er vom Diktiren, oder sein Sekretair vom Schreiben müde ist. Bei jedem Pferdewechsel holt man hier die Bücher, die man nöthig hat, und reponirt diejenigen, die man nicht mehr braucht, so wie auch die fertig gewordenen Manuscripte. Häufig hört man auch Hrn. Thiers seinen Kutschern unterwegs Halt gebieten, weil er in seinen ambulanten Archiven nachzusehen hat. Die Mußestunden in den Gasthäusern sind gleichfalls der Arbeit gewidmet, und Hr. Thiers gönnt sich keine andere Bewegung, als wenn er auf steilen Anfahrten manchmal aussteigt und zu Fuß geht. Uebrigens ist der disponibel gewordene Minister gegen Jedermann sehr leutselig; besonders versichert er gern Jedem seine Abneigung gegen die praktische Politik, welche, sagt er, ihm nur Verdruß jeder Art bereitet habe. Er spricht mit Wohlbehagen von seiner Rückkehr zu den Studien, zu seinen Büchern, die seine erste Liebe, seine einzige Leidenschaft gewesen. In diesem Augenblicke hat die Geschichte von Venedig alle seine Gedanken eingenommen, und Gott weiß, ob ihn die Eitelkeiten und Intriguen der Gegenwart auch nur noch im Traume beunruhigen. Indem er die Geschichte von Venedig schreibt, das er das England des Mittelalters nennt, indem er sich namentlich in die Verfassung des „Rathes der Zehn" vertieft, will Hr. Thiers beweisen, daß ohne eine kräftige Konzentrirung der politischen Gewalten nichts Großes noch Dauerhaftes möglich sey. Hr. Thiers verspricht dieß aus der venetianischen Geschichte zu erweisen, und zu diesem Zwecke hat er bereits erstaunliche Vorarbeiten gemacht, wozu eine sehr geschickte Zu-

Digitized by Google

sammenstellung der Karten der Republik vom neunten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts gehört. Dieses Buch, sagte man, wird das Hauptwerk seines Lebens werden. Wie schon erwähnt, in seinen zufälligen Plaudereien gefällt sich Hr. Thiers darin, den „Positivismus" seiner ministeriellen Existenz zu zerpflücken. Er begeistert sich für die Kunst und die Künstler, deren Vaterland er jetzt durchreist und die Namen eines Michel Angelo, Canova, Dante, Tasso und Alfieri führt er häufiger im Munde, als die eines Metternich, Palmerston und Nesselrode. Kurz, er scheint von dem Dämon der Dichtkunst und Malerei besessen; der Dichter aber, von dem er am öftersten und mit dem meisten Enthusiasmus redet, ist Lord Byron; vielleicht weil Lord Byron auch mit einem Wagen voll Bücher und allen sonstigen „impedimentis" in Italien herumfuhr. Der Verfasser des Childe Harald verthat auf seinen Wanderzügen ein ungeheures väterliches Erbe; dieß wird, wie wir die Ueberzeugung haben, bei Hrn. Thiers nicht der Fall seyn, sondern dieser neue Johann von Paris bestreitet allen seinen Aufwand einzig und allein von seinen „Ersparnissen." (Hr. Thiers ist bekanntlich jetzt wieder in Paris, um wahrscheinlich bald wieder ins Ministerium zu treten.)

Sonderbare Prozesse.

Das Strafpolizeygericht zu Bath (England) hatte vor einiger Zeit einen Prozeß zu entscheiden, der vielleicht außerhalb der drei Königreiche seines Gleichen nicht finden würde. Die Klägerin ist eine Austernhändlerin. Sie foedert den Preis von 700 Austern, die ein Mann in einer Sitzung bei ihr verzehrt hat. Der Beklagte behauptete, er hätte mit dieser Frau einen Vertrag auf Gewinnst und Verlust geschlossen, nach welchen er für die Quantität Austern mehr oder weniger, mit denen er in einer bestimmten Zeit fertig werden würde, eine halbe Krone bezahlen sollte. Er bietet daher das Geldstück an, und sagt, er hätte auch 7000 Austern essen können, statt sich mit 700 zu begnügen, und die Austernhändlerin sollte ihm für diese Höflichkeit Dank wissen. Diese aber will nichts davon hören. Sie erzählt die Sache auf folgende Art: „Dieser Mann fragte mich, wie viel Austern er brauchen würde, um seinen Bauch zu füllen. Ich antwortete: Für den Werth von einer halben Krone. Damit war aber gewiß nicht gesagt, daß ich mich dazu verstehen wollte, für diese Summe den ersten besten Vielfraß zu sättigen." Der Austernfresser wollte vergebens Einwendungen vorbringen; der Richter verurtheilte ihn, den Gesammtwerth seiner Konsumation zu bezahlen.

Die „Chronique de Paris" erzählt: „Kürzlich erschien ein junger Mensch, welcher vom Hunger getrieben, ein Fenster in einen Bäckerladen eingeschlagen, und daselbst ein zweipfündiges Brod gestohlen hatte, vor den Geschwornen. Er wurde nach einer heftigen Anklage des Generalprokurators zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt. Da trat eine von Elend mehr als von Alter niedergebeugte Frau hervor und sagte: „Meine Herren Geschwornen! Vor 20 Jahren wurde ein junges Mädchen von einem jungen Manne ihrer Stadt verführt und verlassen. Arm, wie sie war, mußte sie ihr Kind dem Findelhause übergeben. Jetzt ist das Kind herangewachsen, die Mutter und ihr Verführer sind älter geworden. Das Kind lebt in Armuth, die Mutter in Elend, der Verführer in Reichthum. Sie sind jetzt alle drei hier im Gerichtshofe; das Kind ist der junge Mann, welchen Sie verurtheilt haben, seine Mutter bin ich, und der Vater ist hier der Generalprokurator." Das Publikum war tief erschüttert.

Originelle Theaterzettel.

Um das Jahr 1775 finden wir in Rostock eine Schauspielgesellschaft unter Direktion des Peter Florenz Ilgener, der sich namentlich durch den ganz interessanten Unsinn, womit er seine Comödienzettel schmückte, bis auf die heutige Zeit in Andenken erhalten hat. Wir theilen einige derselben ihrer Originalität halber nachstehend mit:

1. „Die Jagd" oder „der König im Walde," eine Oper mit einem Donnerwetter.

2. „Minna von Barmhelm" oder „der Major mit dem steifen Arme."

3. „Romeo und Julie" oder der „unvermuthete Ausgang auf dem Bauhofe."

4. „Tancrede und Almenaide" oder „die siegende Ritterschaft und Republik von Syracusa." Ein zur Ehre einer hohen Noblesse und andern hohen Gönnern, aus dem Französischen des Herrn von Voltaire, von einem gelehrten und berühmten Schauspieler von der [illegible]schen Gesellschaft, Monsieur Porsch, übersetzt, ausnehmend opernmäßiges Schauspiel in 5 Aufzügen, mit Pauken und Trompeten begleitet.

5. „Der Geizige" oder „Harpagnon der alte Schabbals." (Dieser Zettel hatte eine Nachricht, welche am Schlusse sagte: „Das Vorurtheil wider die Comödien wird ganz unter die Füße getreten, wenn man heute des Directeurs Eifer und Arbeit in der Rolle des Geizigen sehen wird.")

6. „Die Liebe auf dem Lande" oder „der Herr Schösser im Schafstall. (NB. Der Herr Directeur wird sich heute, zur Bewunderung, in der Rolle des Schössers zeigen.)

7. „Miß Sara Sampson" oder „die rachgierige Marwood." (NB. Jeder Kenner wird heute vor dem Spiel der Madame Directrice erstaunen.)

8. „Der Graf von Olsbach" oder „das unverhofft geknüpfte Band." (NB. Der Directeur, den man heute gewiß in der Rolle des Sternfels bewundert, wird an alle Zuschauer eine Abschiedsrede halten. Folgender Vers aus dieser Rede mag ein Pröbchen seyn:

O könnt' ich doch den Geist erlangen,
Womit ein Weiß und Lessing prangen,
Ich wagte hier ein großes Werk.

9. „Herr von Hasenkopf der Furchtsame" oder „Viel Narren in einem Stück." (Das kritische Auge wird vielleicht über unsern heutigen Titel sich in etwas verzerren und dabei ausrufen: welch wunderlicher Titel! Da man aber anfängt, mehr Geschmack an komischen als tragischen Scenen zu sammeln, so wollen wir also hauptsächlich benachrichtigen, wer sich recht satt lachen will, der kann sich heute den Bauch so erschüttern, daß ihm gewiß die Abendmahlzeit noch einmal so gut schmecken wird.)

10. „Die schlaue Wittwe" oder „die vier Nationen zu Liebhabern, als Spanier, Engländer, Italiener und Franzosen." (Nun so wollen wir doch auch heute einmal recht lachen. Die schlaue Wittwe kann heute allen Frauenzimmern viel Lehren geben, wie man in der Wahl bei Heirathen und Ehestiftungen verfahren solle. Die Augen der Vernunft muß jedes Frauenzimmer aufthun, wenn es sich von mehr als einem Ambassadeur angegangen sieht. — Ihr Schönen, besucht uns alle! alle! alle! — aber nehmt nur nicht zu viel mit von der Bühne, sonst möcht es für die schmachtenden Liebhaber im bürgerlichen Leben nachtheilig seyn.)

11. „Hamlet, Prinz von Dänemark" oder „die Comödie in der Comödie." (Heute ruft der Kenner jung und alt zu: Hört, hört heute des Hamlet's nervoese Gedanken! Seyd aber ja alle, alle aufmerksam, damit ihr nichts von dessen

Digitized by Google

Schönheit durch unerträgliches Geräusch verliert. NB. Die drei Acteurs der kleinen Comödie sind Extra-Schauspieler.)

(Madame Gödel wird heute in der Rolle der Ophelia zeigen, was die Schauspielkunst für große Wirkungen vermag und Herr Gödel wird als Hamlet durch sein meisterhaftes Spiel zur Bewunderung hinreißen, so wie der Directeur in der schweeen Rolle des Geistes sich den Beifall eines hochgeneigten Publikums nicht unwerth bezeigen wird! O! hochpeeisliches Publikum! komm und sieh! so wirst du empfinden, welch ein Unteeschied es ist, wenn der Hamlet von wahren Schayspielern oder Stümpern aufgefühet wird, und wir das Costüm in Kleidung und Dekorationen beobachten werden.)

(Mekl. Jahrb. f. d[illegible] 1836.)

Die englische Nationalschuld.

Die englische Nationalschuld, deren Zinsen vor ungefähr 20 Jahren 21 Mill. Pfd. St. betrugen, die ein Kapital von wenigstens 600 Mill. Pfd. St. voraussetzen, hat den politischen und staatsökonomischen Rechenmeistern schon manches Kopfzerbrechen verursacht. Um das Ungeheuere dieser Summe recht auffallend zu machen, ist man auf mancherlei Methoden gerathen, wovon folgende vielleicht die unterhaltendsten seyn möchten. Die Interessen der englischen Nationalschuld, hat man gesagt, betragen allein schon mehr als zweimal soviel, als Oesterreich in seiner blühendsten Periode jährliche Einkünfte hatte, und auch über zweimal soviel als Rußland aus seinen europäischen Besitzungen bezieht. Denkt man sich die englische Nationalschuld nur zu 525 Mill. Pfd. St. oder zu 2200 Mill. Kronthalern in Carolins baar vor sich liegen, und legt einen gedrängt an den andern, so durchläuft diese Linie eine Länge von 1520 geographischen Meilen. Es könnte also der 76 Meilen lange Weg von Paris nach London, wenn er zu Lande möglich wäre, in einer Breite von 1¾ Fuß mit lauter Carolins belegt werden. Mit Dukaten würde diese Linie 2604 Meilen lang werden. Mit Kronthalern, wovon 230,400 Stück die Länge einer geographischen Meile bedecken, würde diese Linie 9547 Meilen betragen und demnach beinahe zweimal um den ganzen Erdball, dessen größter Umfang 5400 geographische Meilen beträgt, herumlaufen. Jede Quadratmeile aller englischen Besitzungen in Europa ist mit einer Schuldenlast von 967,175 Gulden und jeder Quadratmeegin Landes der drei brittischen Königreiche mit 80 Gulden beschwert. Vertheilt man die englische Nationalschuld auf ganz Europa, das ungefähr 2,320,052 Quadratmeilen in sich begreift, so kommen auf jede Quadratmeile 2489 Gulden. Verwandelt man die englische Nationalschuld in französische Sous oder deutsche Kreuzeestücke, so könnte die Oberfläche der Erde, so weit sie Land ist, ziemlich damit bedeckt werden. In dieser Gestalt betrüge gedachte Schuld 346,500 Millionen Sous oder Kreuzerstücke. Nimmt man die Obeefläche der ganzen Erde zu 9 Mill. Quadratmeilen an, wovon zwei Drittheile aus Wasser und ein Deittheil oder drei Mill. Quadratmeilen aus Land bestehen, so kommt auf jede Quadeatmeile des ganzen festen Landes 115,500 Sous oder Kreuzerstücke, oder 1925 Gulden.

Die zur Bezahlung dee englischen Nationalschuld, angenommen zu 600 Mill. Pfd. St., nöthigen Bankozettel würden eine Last von 64,453 Centnern betragen, zu deren gleichzeitigem Transport 6 — 7000 Pferde nöthig wären, wovon dann immer jedes Pferd ungefähr 10 Centner zu ziehen hätte. — Wenn aber jemand gedachte Schuld in Golde abzählen wollte, und dabei alle Tage 18 Stunden und in jeder Minute 100 Guineen zählen könnte, so würde er doch 11 Jahee und 160 Tage daran zu zählen haben.

Man sieht also, daß das Facit dieser sämmtlichen Berechnungen auf den alten Spruch hinauskommt: Es lebt Einer von seinen Schulden. Dies können mithin nicht blos Privatleute, sondern auch Nationen. Hätte England 500 Millionen Schulden weniger, so wäre es wahrscheinlich ruinirt, denn auf diese Schuldenlast basirt sich eben großentheils seine Vergangenheit.

Einfaches Mittel gegen Zahnschmerzen.

Doktor Engel, in Philadelphia, empfiehlt salzsaures Gas als das wirksamste, augenblicklich helfende Mittel gegen den Zahnschmerz. Dieses Gas wird folgendermaßen bereitet: Man schüttet in ein Glas, eine Tasse, oder (und zwar am entsprechendsten) in eine kleine Flasche mit langem Halse, ungefähr einen Eßlöffel voll Kochsalz, und übergießt es mit halb so viel konzentrirter Schwefelsäure. Die aus dieser sogleich aufbrausenden Mischung emporsteigenden Dämpfe, deren Entwickelung man durch einiges Umrühren, mittelst eines Holzstäbchens, befördern kann, läßt man in den Mund möglichst nach der leidenden Seite ziehen, wobei man den Athem einigermaßen zurückhalten muß, damit der Reiz zum Husten, welcher durch dieß Gas erregt wird, nicht schnell einteete. Der eben gedachte Reiz zum Husten ist die einzige Unannehmlichkeit welche sich bei Anwendbarmachung des in Rede stehenden Mittels ergiebt. Er deuekundet sich unverzüglich, wenn das Gas den Kopf der Luftröhre beührt, verschwindet dagegen eben so schnell, wenn man den Mund verschließt, oder von der Zuströmung des Gases entfernt. Der Zahnschmerz höet auf in demselben Augenblicke, wo das Gas die leidende Stelle teifft und kehrt nicht wieder, wenigstens nicht mehr an dem gleichen Tage. Nur da wo Knochenfraß mehrere Zähne zugleich und bedeutend angegriffen, ist die Wirkung manchmal langsamer; doch nach Verlauf einer Viertelstunde (im äussersten Falle) verschwindet der Schmeez auch da, und zwar auf eine dauernde Weise.

Artesischer Brunnen.

Nach 3jährigen rastlosen und kostspieligen Anstrengungen ist es der Ausdauer des Zimmeemeisters Siemen in der Antonsstadt zu Deesden gelungen, einen artesischen Brunnen zu Stande zu beingen, dessen Wasserzufluß so stark ist, daß der Strahl desselben in einer Minute 624 Maaßkannen liefert; das Bohrloch ist 429 Ellen tief, unten 3, oben 5 Zoll weit. Die Freude über dieses schöne Resultat ist in dem wasserarmen Stadttheile um so größer als der geeinge Eefolg einer auf Staatskosten früher unteenommenen Bohrung nur schwache Hoffnung übrig zu lassen schien.

Anekdoten-Gallerie.

Ein Beeliner-Tischler, welchem der grammatikalische Fehler des „mich" statt „mir" eigen wae, wollte seinen Kameraden die berühmte Stelle der „Ahnfrau": „Ja! ich bin's Du Unglückselige" u. s. w. zum Besten geben. Er that es auf folgende Weise:

„Ja, ich bin's Du Unglückselge,
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaro — mich!"

Zweisilbige Charade.

Die erste mir zu seyn, hat einst beim Kiechweihtanze
Malwina mit der Zweiten mir versprochen;
Doch als sie bald darauf ihr Wort gebrochen,
Da wandelte sich schnell die Zweite in das Ganze.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 47. Fünfter Jahrgang.) 1836.

Joachim Murat in Korsika.

Von Alexander Dumas.

Es war am 22. August 1815, als Murat, stets von seinem treuen Gastfreunde begleitet, in einer Bucht am Gestade von Bonnette auf ein Fahrzeug harrte, das ihn aus Frankreich hinweg bringen sollte, weil hier nicht länger seines Bleibens war. Korsika mit seinen wirthlichen Städten, freundlichen Bergen und undurchdringlichen Wäldern war kaum fünfzig Lieues entfernt; Korsika galt es zu erreichen und in seinen Städten, Gebirgen oder Wäldern zu erwarten, was die Könige über das Schicksal des Mannes beschließen würden, der sieben Jahre lang selbst über das Schicksal von Millionen Menschen zu wachen hatte.

Um zehn Uhr Abends begab sich der König an die Meeresküste; das Schiff, das ihn aufnehmen sollte, hatte sich noch nicht eingestellt, doch war nicht zu fürchten, daß man sich gegenseitig verfehlen könne; denn drei im Unglück treu gebliebene Freunde hatten während des Tages die Bucht durchspäht; es waren die Hrn. Blancard, Langlade und Donadieu, alle drei See-Offiziere und Männer von Kopf und Herz, die ihr Leben zum Pfande eingesetzt hatten, Murat glücklich nach Korsika zu geleiten, und in der That gefährdeten sie es auch durch die Erfüllung ihres Versprechens. Murat erblickte ohne Unruhe den noch öden Strand; im Gegentheil gewährte ihm diese Verzögerung noch einige Augenblicke kindlicher Freude. Auf dieser Landspitze, auf dem Sande dieser Erdzunge klammerte der unglückliche Verbannte sich noch an sein mütterliches Frankreich fest; hatte er erst den Fuß auf jenes Fahrzeug gesetzt, das ihn forttragen sollte, so stand ihm eine lange, ja, vielleicht eine ewige Trennung bevor. Plötzlich schreckte er aus seinen Gedanken auf und seufzte tief; er hatte in der durchsichtigen Dunkelheit der südlichen Nacht ein Segel bemerkt, das wie ein Phantom über die Wellen dahinglitt. Bald ertönte ein Matrosenlied, und Murat erkannte das verabredete Zeichen. Er antwortete, indem er das Zündpulver einer Pistole abbrannte, und sogleich richtete das Boot seinen Lauf dem Lande zu; aber da es drei Fuß tief unter Wasser gieng, so mußte es zehn oder zwölf Schritte vom Ufer entfernt bleiben. Zwei Männer warfen sich sogleich ins Meer und erreichten schwimmend die Küste, während der Dritte, in seinen Mantel gehüllt, am Steuerruder zurückblieb.

„Willkommen, meine treuen Freunde", rief der König, indem er Blancard und Langlade entgegengieng, bis die Wellen seine Füße benetzten. „Der Augenblick ist gekommen, nicht wahr? der Wind ist günstig, das Meer ruhig, ich muß abreisen?"

„Ja", antwortete Langlade, „ja, Sire, Sie müssen abreisen, und doch wäre es vielleicht weiser, die Sache bis morgen zu verschieben." — „Warum?" fragte Murat. — Langlade erwiederte nichts, aber, sich nach Westen wendend, erhob er die Hand und pfiff nach Art der Seeleute, um den Wind herbeizurufen.

„Das ist unnöthig", rief Donadieu, der im Boot geblieben war; „da langen seine ersten Stöße schon an, und bald wirst Du so viel haben, daß Du nicht wissen wirst, was Du damit anfangen sollst..... Nimm Dich in Acht Langlade, durch das Herbeirufen des Windes erweckt man oft den Sturm." — Murat bebte, denn es klang ihm, als würde diese Warnung, die vom Meere herübertönte, ihm vom Geiste der Gewässer zugerufen. Doch der Eindruck war nur vorübergehend und er sogleich wieder gesammelt. „Desto besser", sagte er, „je mehr Wind wir haben, desto schneller segeln wir." — „Freilich wohl", entgegnete Langlade, „wenn er aber fortfährt, so zu blasen, so führet er uns, Gott weiß, wohin." — „Reisen sie in dieser Nacht nicht ab", sprach Blancard, seinen Rath dem seiner Freunde hinzufügend. — „Nun, und warum nicht?" — „Sie sehen doch jenen schwarzen Streifen, nicht wahr? Nun wohl, bei Sonnenuntergang war er kaum sichtbar, jetzt bedeckt er schon einen Theil des Horizontes, und in einer Stunde wird kein Stern mehr am Himmel seyn." — Haben sie Furcht?" fragte Murat. — „Furcht!" erwiederte Langlade, „weswegen? Vor dem Unwetter!" Er zuckte mit den Achseln; „das wäre gerade, als wenn ich Ew. Majestät fragen wollte, ob Sie sich vor einer Kanonenkugel fürchten..... Was wir da sagten, war nur Ihretwegen, Sire.... Denn was kann ein Unwetter solchen Seehunden, wie wir, schaden." — „So wollen wir abreisen", rief Murat seufzend aus .... „Lebe wohl, Marouin .... Gott allein kann Dich für das belohnen, was Du an mir gethan. Ich bin zu Ihren Diensten, meine Herren."

Bei diesen Worten hoben die beiden Seeleute den König auf ihre Schultern, schritten ins Meer hinein, und in einem Augenblicke befand er sich an Bord; Langlade und Blancard stiegen nach ihm ein. Donadieu blieb am Steuerruder, die beiden anderen Offiziere übernahmen die Leitung des Schiffes und begannen ihren Dienst mit dem Aufspannen der Segel. Wie ein Roß, das den Sporn fühlt, so fing das Boot an, sich zu beleben; die Seeleute warfen dem Lande einen gleichgültigen Blick zu, und Murat, als er gewahr wurde, daß das Fahrzeug sich entfernte, wandte sich nach seinem zurückbleibenden Freunde hin und rief ihm noch einmal zu: „Du hast Deine Reise-Instructionen bis Triest!... Vergiß meine Frau nicht?... Lebe wohl! Lebe wohl!"

„Gott beschütze Sie, Sire!" sprach Marouin; noch eine Zeit lang konnte er dem sich entfernenden Boote, dessen Segel durch die Dunkelheit leuchtete, mit den Augen folgen; nach und nach wurde es immer matter und verschwand endlich ganz. Marouin verweilte noch am Gestade, obgleich er nichts mehr sah und hörte. Endlich traf noch ein durch die Entfernung gedämpfter Ruf sein Ohr. Dieser Ruf war Murat's letztes Lebewohl an Frankreich.

Als mir Herr Marouin eines Abends an dem Orte, wo sich die Sache zugetragen hatte, alle die Umstände erzählte

Digitized by Google

die ich so eben mitgetheilt, waren sie ihm noch so gegenwärtig, obgleich zwanzig Jahre dazwischen lagen, daß er sich auch der geringsten Zufälle bei dieser nächtlichen Einschiffung erinnerte. Er versicherte mir, daß von jenem Augenblicke an eine düstere Ahnung sich seiner bemächtigt hätte, daß er sich gar nicht von der Küste habe losreißen können und mehrere Male im Begriff gewesen sey, den König zurückzurufen; aber wie bei einem Träumenden habe sich sein Mund geöffnet, ohne daß ein Laut ihm entschlüpft sey. Er fürchtete, für sinnlos gehalten zu werden, und erst um ein Uhr Morgens, also drithalb Stunden nach der Abfahrt des Bootes, kehrte er mit Gefühlen der tiefsten Trauer nach Hause zurück.

Unsere dahinsegelnden Abenteurer befanden sich unterdessen auf dem breiten Seewege, der von Toulon nach Bastia führt, und Anfangs schien dem Könige die Fahrt die Vorhersagungen der Seeleute Lügen zu strafen; denn der Wind, anstatt sich zu verstärken, ließ immer mehr nach, und zwei Stunden nach der Abreise schaukelte sich das Boot, ohne vorwärts oder rückwärts zu gehen, auf den Wellen, die sich von Augenblick zu Augenblick immer mehr glätteten, hin und her. Murat sah traurig auf dem Meere, an das er sich gefesselt glaubte, die leuchtende Furche verlöschen, die das kleine Fahrzeug hinter sich zog; er hatte sich mit Muth gegen den Sturm, aber nicht gegen diese Stille gewaffnet; und ohne seine Reise-Gefährten zu fragen, deren Unruhe er mißverstand, legte er sich im Hintertheil des Schiffes nieder, wickelte sich in seinen Mantel, schloß die Augen, als ob er schliefe, und überließ sich seinen Gedanken-Fluthen, die stürmischer und bewegter als die des Meeres waren. Die drei Seeleute, die ihn eingeschlafen glaubten, setzten sich zusammen am Steuerruder nieder und hielten miteinander Rath. — „Sie thaten Unrecht, Langlade", sagte Donadieu, „eine Barke zu nehmen, sie mochte klein oder groß seyn; ohne Verdeck können wir dem Sturme nicht widerstehen, ohne Ruder kommen wir bei der Windstille nicht vorwärts." — „Bei Gott, es blieb mir keine Wahl übrig. Ich mußte mit dem zufrieden seyn, was mir in den Weg kam, und wäre es nicht gerade die Zeit des Thunfischfanges, so hätte ich auch nicht einmal dieses elende Ding auftreiben können, oder ich hätte in dem Hafen suchen müssen, und da wird so aufgepaßt, daß ich wohl hinein, aber schwerlich wieder hinausgekommen wäre." — „Ist es denn zum wenigsten fest?" fragte Blancard. — „Meiner Treu, Du weißt selbst recht gut, was Bretter und Nägel, die seit zehn Jahren im Salzwasser sich herumgetrieben, aushalten können. Bei gewöhnlichen Umständen möchte ich darin nicht von Marseille nach nach dem Schlosse If fahren, aber in einem Fall, wie der unsrige, umsegelt man die Welt in einer Nußschale." — „Still!" rief Donadieu. Die Seeleute horchten auf; ein fernes Brausen ließ sich vernehmen, doch nur so schwach, daß es des geübten Ohrs der Söhne des Meeres bedurfte, um es zu unterscheiden. — „Ja, ja", sprach Langlade, „das ist eine Warnung für die, welche Beine oder Flügel haben, um das Nest wieder zu erreichen, das sie nicht hätten verlassen sollen." — „Sind wir weit von den Inseln?" fragte Donadieu mit Lebhaftigkeit. — „Ungefähr eine Lieue." — „Richten wir das Schiff dahin!" — „Und warum das?" sagte Murat, der sich plötzlich erhob. — „Um dort, wenn es angeht, zu landen, Sire." — „Nein, nein", rief Murat aus, „ich will nicht eher als in Korsika wieder Land betreten; nicht zum zweiten Mal will ich Frankreich Lebewohl sagen. Uebrigens ist das Meer ja ruhig, und da bläst auch der Wind von neuem." — „Alles niedergelassen!" schrie Donadieu. Sogleich beeilten sich Blancard und Langlade, das Manöver auszuführen. Das Segel glitt am Mast herunter und senkte sich ins Schiff nieder.

„Was machen Sie?" rief Murat; „haben Sie vergessen, daß ich König bin, und daß ich befehle?" — „Sire", entgegnete Donadieu, „hier waltet ein mächtigerer König als Sie, hier regiert Gott; hier wird ihre Stimme von einer anderen, von der des Sturmes, übertönt. Gestatten Sie, daß wir, wenn es möglich ist, Ew. Majestät retten, und verlangen Sie weiter nichts." —

In diesem Augenblick durchzuckte ein Blitz den Horizont, ein Donnerschlag, näher als jener erste, ließ sich hören, ein leichter Schaum zeigte sich auf der Oberfläche des Wassers, die Barke erbebte wie ein lebendes Wesen. Murat fing an, zu begreifen, daß die Gefahr nahe; lächelnd stand er auf, warf seinen Hut hinter sich, schüttelte seine langen Haare und athmete das Ungewitter ein, wie er den Pulverdampf einathmete; der Krieger war zum Kampf gerüstet.

„Sire", sprach Donadieu, „Sie haben viele Schlachten, aber vielleicht noch keinen Sturm gesehen. Wenn Sie auf dieß Schauspiel begierig sind, so klammern Sie sich am Mast fest, denn es naht ein tüchtiger Orkan." — „Was muß ich thun, kann ich nicht behülflich seyn?" fragte Murat. — „Für diesen Augenblick noch nicht, Sire; späterhin werden wir Sie bei der Pumpe gebrauchen."

Während dieses kurzen Gespräches hatte das Unwetter zugenommen. Es nahte sich unseren Reisenden wie ein Rennpferd, Wind und Feuer aus seinen Nüstern sprühend, Donner wühlend und mit seinen Füßen den Schaum der Wellen aufwühlend. Donadieu bewegte das Steuerruder; das Boot wendete sich, als fühle es die Nothwendigkeit eines schnellen Gehorsams, und bot dem Windstoße sein Hintertheil dar; er sauste vorüber; das Meer zitterte ihm nach, und Alles schien wieder in Ruhe zu versinken. Der Sturm schöpfte Athem.

„Kommen wir denn mit diesem Windstoße davon?" fragte Murat. — „Nein, Majestät", antwortete Donadieu, „das war nur ein Vorposten-Gefecht, sogleich wird der Kern der Armee sich nahen." — „Und machen wir denn keine Vorbereitungen zu seinem Empfang?" fragte heiter der König. — „Welche wohl?" sagte Donadieu. „Es ist ja kein Daumbreit Leinwand mehr da, worein der Wind sich setzen könnte; so lange das Boot nicht leck wird, schwimmen wir wie Korkstöpsel umher. Halten Sie sich fest, Sire!"

Ein zweiter Windstoß stürmte, schneller als der erste, daher und in seinem Geleite Regen und Blitze. Donadieu versuchte es, dasselbe Manöver zu wiederholen, aber er konnte nicht rasch genug wenden, der Wind faßte das Boot, der Mast zerknickte wie ein Rohr, und eine Welle stürzte sich ins Schiff. — „Das Wasser herausgepumpt!" schrie Donadieu. „Sire, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Sie uns helfen können." Blancard, Langlade und Murat versuchten, das Boot vermittelst ihrer Hüte vom Wasser zu leeren. Schrecklich war die Lage dieser vier Männer, und sie dauerte fast drei Stunden; bei Tages-Anbruch legte sich der Wind etwas, das Meer blieb aber angeschwollen und unruhig. Das Bedürfniß, zu essen, machte sich fühlbar, aber alle Vorräthe waren vom Meerwasser verdorben; der Wein allein war unversehrt. Der König nahm die Flasche, stürzte einige Schluck hinunter und reichte sie seinen Gefährten, die ihrerseits davon tranken; die Noth hatte alle Etikette verbannt. Zufällig hatte Langlade einige Tafeln Chokolade bei sich, die er dem König anbot; dieser theilte sie in vier gleiche Portionen und nöthigte seine Gefährten, sie zu verzehren. Nach beendigter Mahlzeit richteten sie ihren Lauf nach Korsika hin; das Boot hatte aber so gelitten, daß die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden war, man werde damit kaum Bastia erreichen.

Der ganze Tag verstrich, ohne daß die Reisenden mehr als zehn Lieues zurücklegen konnten; sie fuhren mit dem kleinen Focksegel, weil sie nicht wagten, das große Segel auszuspannen, und der Wind war so veränderlich, daß die Zeit im Ankämpfen gegen seine Launen verstrich. Am Abend drang Wasser durch

Digitized by Google

die Fugen der zerborstenen Bretter hinein. Die Schnupftücher der ganzen Mannschaft reichten hin, das Boot zu verstopfen, und die Nacht, die sich traurig und finster herabsenkte, hüllte sie zum zweiten Mal in ihre Schatten ein. Murat, von Mattigkeit überwältigt, schlief ein; Blancard und Langlade nahmen neben Donadieu Platz, und diese drei Männer, die gegen Schlaf und Anstrengung unempfindlich zu seyn schienen, bewachten seinen Schlummer. Die Nacht war anscheinend so ziemlich ruhig; von Zeit zu Zeit ließ sich jedoch ein dumpfes Krachen hören; dann blickten sich die drei Seeleute mit seltsamem Ausdruck an und hefteten ihre Augen auf den König, der in der Vertiefung des Schiffes in seinem von Seewasser durchnäßten Mantel so fest schlief, wie er im Sande Aegyptens und im Schnee Rußlands geschlafen hatte. Da stand einer von ihnen auf, begab sich ans entgegengesetzte Ende der Barke, pfiff leise ein provençalisches Liedchen, und nachdem er den Himmel, die Wellen und das Boot genau geprüft, kehrte er zu seinen Gefährten zurück, setzte sich wieder zu ihnen und flüsterte: „Es ist unmöglich; ohne ein Wunder können wir nicht anlangen.“ So verstrich die Nacht; bei Tagesanbruch aber erblickten sie ein Fahrzeug. — „Ein Segel“, schrie Donadieu, „ein Segel!“ Durch diesen Ausruf erwachte der König. Und wirklich näherte sich eine kleine Kauffahrtei-Brigg, die von Korsika kam und nach Toulon segelte. Donadieu richtete den Lauf auf sie zu; Blancard hißte die Segel, auf die Gefahr hin, das Boot zu ruiniren, Langlade aber, tief ans Vordertheil und schwenkte den Mantel des Königs an der Spitze einer Art von Harpune. Bald bemerkten die Reisenden, daß man sie sah; die Brigg manövrirte dergestalt, daß sie sich ihnen näherte, und in Zeit von zehen Minuten waren sie nur noch fünfzig Schritt von einander entfernt. Der Capitain erschien am Vordertheil. Der König rief ihm zu und bot ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er ihn mit seinen drei Gefährten aufnehmen und nach Korsika führen wollte. Der Capitain hörte den Vorschlag an, wandte sich dann zu seiner Mannschaft und gab ihr mit gedämpfter Stimme einen Befehl, den Donadieu nicht verstehen konnte, den er aber wahrscheinlich durch die Geberden begriff, denn sogleich deutete er Blancard und Langlade ein Manöver an, das sie vom Schiffe entfernte; diese gehorchten mit der ruhigen Schnelligkeit der Seeleute, aber der König stampfte mit dem Fuße.

„Was beginnen Sie, Donadieu, was beginnen Sie? rief er aus, sehen Sie nicht, daß man auf uns zukömmt?“ — „Ja, meiner Treu, ich sehe es. Gehorchen Sie, Langlade; schnell, Blancard; freilich kommt man auf uns zu; am Ende bemerkte ich's zu spät; so ist's gut, so ist's gut; jetzt zu mir!“ Nun legte er sich auf's Steuerruder und setzte es so schnell und so heftig in Bewegung, daß es schien, als ob das Boot, das plötzlich gezwungen wurde, eine andere Richtung anzunehmen, sich gegen dasselbe auflehnte, wie ein Pferd gegen seine Zügel. Doch es gehorchte; eine mächtige Welle, durch den Riesen, der auf ihr einherkam, aufgewühlt, riß es wie ein Blatt mit sich fort. Die Brigg gieng einige Fuß breit an seinem Vordertheil vorüber. — „Ha, Verräther!“ rief der König, der nun erst die Absicht des Capitains begriff. — Sogleich riß er ein Pistol aus seinem Gürtel, und mit dem Ausrufe: „Enterr, enterr!“ versuchte er auf die Brigg zu feuren, aber das Pulver war naß und brannte nicht ab. Der König, voller Wuth, hörte nicht auf, zu rufen: „Enterr, enterr!“ — „Ja, ja“, sagte Donadieu, „der Elende, oder vielmehr der Dummkopf, hat uns für Seeräuber gehalten und wollte uns in Grund bohren, als ob wir dazu Seiner bedürften.“ Und in der That, wenn man die Augen in das Boot warf, konnte man leicht bemerken, daß es leck sey; der Rettungsversuch, den Donadieu unternommen, hatte es übel zugerichtet; das Wasser drang durch mehrere Spalten hinein, und man mußte von neuem anfangen, es mit den Hüten herauszuschöpfen; diese Arbeit hatte schon zehn Stunden gedauert, als Donadieu endlich zum zweitenmale ausrief: „Ein Segel, ein Segel!“

(Schluß folgt.)

König Carl X.

Der Dauphin Ludwig, geb. 1729, starb 1765; er war eines Königs Sohn, dreier Könige Vater, er selbst, nicht König. Ludwig XV., geb. 1710, vermählte sich 1725 mit Marie, der Tochter Stanislaus Leszinsky's. Aus dieser Ehe kamen zehn Kinder; unter ihnen Ludwig, der Dauphin. Dieser war zweimal vermählt; zuerst, 1745, mit Marie Therese von Spanien, die aber schon im Jahr darauf starb; dann 1747 mit Marie Josephe von Sachsen (der Tochter Friedrich August's, Königs von Polen, Churfürstens von Sachsen;) dieser Ehe entsproßten fünf Prinzen und vier Prinzessinnen; die Prinzen waren: 1. Ludwig, Herzog von Bourgogne, geboren 1751, gest. 1761. 2. Xaver, Herzog von Aquitaine, geboren 1753, gestorben 1754. 3. Ludwig XVI., geboren 1754, enthauptet am 21. Januar 1793. 4. Ludwig XVIII., geboren 1755, gestorben am 16. September 1824; er hieß Anfangs Graf von Provence, im Exil Graf von Lille; lebte seit 1797 nacheinander zu Blankenburg, Mitau, Warschau, und hierauf von 1807 an in England, wurde 1814 König, (erste Restauration) ging 1815 am 20. März nach Gent, kam am 9 Juli nach Paris zurück, (zweite Restauration) und starb nach 10jähriger Regierung. 5. Carl X. geb. 1757 gest. am 6. Nov. 1836, also 79 Jahre alt; er hieß Anfangs Graf von Artois, lebte seit 1796 in Schottland, kam zur Krone 1824, entsagte 1830, am 2. August, und lebte seitdem im Exil erst in Schottland, dann in Böhmen. Unter den Prinzessinnen, Schwestern der drei Könige Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Carl X., war Madame Elisabeth, (geb. 1764), die erhabene Dulderin, eines der beklagenswerthesten Opfer der Revolution; sie ward am 10. Mai 1794 gemordet! — Carl X. hinterläßt einen Sohn, Ludwig, (geb. 1775) Herzog von Angouleme, Dauphin seit 1824, der auf seine Tronrechte resignirt hat; einen Enkel Heinrich, Herzog von Bordeaux, geb. als Posthumus am 29. Sept. 1820; und eine Enkelin, Marie, genannt Mademoiselle, geb. 1819.

Die Abende zu Valencia.

Wegen der großen Tageshitze arbeitet man zu Valencia blos des Morgens; von Mittag bis Sonnenuntergang ruht Alles, und wenn man zur Zeit der Siesta ausgeht, findet man sich allein auf den Straßen. Mit dem Untergang der Sonne wird Alles lebendig, die vorher verborgen gewesene Bevölkerung wird öffentlich; Alles treibt sich auf den Gassen und Plätzen herum, was nur eine Mantille umhängen und einen Fächer erschwingen kann, und auch solche Leute, die es nicht können. Ein gut gepflasterter Spaziergang, zu beiden Seiten mit hohen Pappeln bepflanzt, führt von der Stadt gegen die See. Dort marschirt die schöne Welt in der Taetana herum. Dieses ist ein sehr unscheinbares Fuhrwerk, im Grunde ein gründedecktes Karren ohne Federn, welcher von einem einzigen Pferde gezogen wird. Eigentliche Wagen nach bei uns eingeführter Bauart gibt es nicht, sondern blos Erbstücke früherer Jahrhunderte, unsern Leichenwagen ähnlich, nur sind sie roth und grell bemalt, sie werden von Maulthieren gezogen, und gehen einen feierlichen Schritt. Am Ende des Spazierganges angekommen, werden sie der Reihe nach aufgestellt, und bilden eine sonderbare Wagenburg. Daneben erblickt man auf der Promenade eine Menge galoppirende Reiter, Gruppen von halbnackten Bauern, und ganze Schwärme von Mönchen von jeder Kongregazion und Farbe, von dem ärmlich aussehenden Kapuziner an, der unbeschuht und baarhaupt ein-

Digitized by Google

her schreitet, bis zu dem zierlich gekleideten Carmeliter, in seiner schneeweißen Flanellkutte, dessen rundes, volles Gesicht mit den freundlichen Zügen gewiß nicht von Fasten und Vigilien erzählt. Alles schwärmt auf dem abendlichen Gange bunt durch einander. Gegen 8 Uhr, wenn es anfängt zu dunkeln, begibt sich die schöne Welt nach der Glorieta, einen nicht großen öffentlichen Garten innerhalb der Stadt, mit Geschmack angelegt und gut unterhalten. Die Nächte in Valencia sind unbeschreiblich schön. Während des Tags ist das Himmelsgewölbe von einer blendenden Helle, und die Hitze wahrhaft niederdrückend; allein unmittelbar nach Sonnenuntergang weht ein kühler Wind von der See her, der die ganze Atmosphäre erfrischt, und die Wölbung des südlichen Himmels, nachdem sie feenhaft in alle Theile gespielt, endigt in einem tiefen Blau, von viel reichern, innigern und sanftern Tinten als zur Tageszeit. Wenn kein Mondlicht ist, werden die Gäeten alle mit Lampen beleuchtet, und sind in der Regel von 8 bis 10 Uhr, höchstens bis 11 Uhr, besucht. Aber bei Mondlicht muß man die Glorieta sehen, dann bilden die bunten Trachten der durch einander hin sich ergehenden Menge, das sanfte Himmelslicht, das die Hitze des Tags so lieblich abklärt und abkühlt, und die entzückende Kühle der Nacht selbst eine Scene, an welcher man sich nicht satt sehen kann. Nachdem die Glorietta allmählig leer geworden, begeben sich die Einwohner nach Hause, um zu Abend zu speisen.

Aus Herschels Briefen vom Cap.

(Echo du Monde savant.) Hr. Herschel drückt sich in einem Schreiben vom Cap der guten Hoffnung an Hrn. Arago über seine vorgeblichen Entdeckungen im Monde folgendermaaßen aus: „Hr. Hall hat nicht unterlassen, mich von Ihrem freundschaftlichen Eifer, in dieser Beziehung das gute Publikum von Paris zu enttäuschen, zu benachrichtigen. Ich bitte Sie, meinen aufrichtigen Dank dafür zu genehmigen, obgleich ich in der That bedaure, daß Sie Ihre so kostbare Zeit darauf verwandten. Da es so thörichte Leute gibt, die an alle abentheuerlichen Erzählungen glauben, so müssen wir wünschen, daß diese Erzählungen immer so harmlos, wie die genannten, seyn mögen: in jedem Fall bin ich nicht geneigt, mich ernstlich über ein Ereigniß zu beschweren, das mich in Ihr Gedächtniß zurückgeführt, und Sie zu meinem Vertheidiger gemacht hat." Derselbe Astronom gibt folgende Details über den Halley'schen Kometen, den er auf dem Cap, nachdem er in Europa nicht mehr sichtbar war, beobachten konnte: „Ich bin überzeugt, daß sie mit Interesse erfahren werden, daß ich hier das Glück hatte, den Kometen nach dessen Rückkehr von der Sonne lang und schön beobachten zu können. Er war vom 24 Januar bis zum 5 Mai zu sehen. Ich würde ihn ohne Zweifel noch länger verfolgt haben, wenn das schlechte Wetter meine Beobachtungen nicht unterbrochen hätte. Der Komet mußte nach seinem Durchgang durch das Perihelium in Europa sehr schwierig Beobachtungen gestatten; sein physisches Ansehen war ganz geändert. Er hatte lange Zeit hindurch keinen Schweif. Die parabolische Umhüllung seines Kopfes bildete sich unter unsern Augen, mit einer so erstaunenswürdigen Schnelligkeit, daß sein sichtbares Volumen (daß sehr deutlich gerandet war in einem Zeitraum von 24 Stunden, vom Morgen des 26 Jan. an, sich mehr als verdoppelte. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß man ihn unter den Augen zunehmen sah, denn ich fand am Ende dieses Morgens, bei Wiederholung der, nach einer Zwischenzeit von drei Stunden vorgenommenen mikrometrischen Beobachtungen des genau bestimmten Theils, womit ich begonnen hatte, eine Zunahme in dessen linearen Dimensionen, die ein Sechszehntel des Ganzen betrug."

Gegen die Brechruhr

theilen öffentliche Blätter verschiedene Haus- oder Universalmittel mit. Wir wollen solche nicht verwerfen, auch einige mit Namen bezeichnete unsern Lesern nicht vorenthalten, rathen aber immer: ☞ Wer einen Arzt in der Nähe hat, unverzüglich diesen rufen zu lassen; das ist das Sicherste, weil sich die Behandlung nach den verschiedenen Körperconstitutionen zu richten hat und bei Anwendung allgemeiner Mittel nie das Sprichwörtlein außer Acht gelassen werden darf:

Dieß half zwar dem Schmidt,
Aber den Schneider nahms mit!

Auf dem Landgute des Hrn von Utzschneider zu Erching, kgl. Landgerichts Freysing bei München, erkrankten an der Brechruhr 5 Arbeitsleute. Für jede dieser Personen wurde der vierte Theil einer $^3/_4$ Bouteille rothen Ofener Weines, dem man ein halbes Quintchen Zimmt beisetzte, bis zum kurzen Aufwallen erhitzt, dann der sechste Theil einer Muskatnuß hinein geschabt. Diese kleine Portion wurde dem Kranken warm, und zwar nur einmal, zum Trinken gegeben? derselbe mußte sich warm halten, kam in Schweiß, und er war in wenigen Stunden geheilt, so daß er gleich wieder an die Arbeit gehen konnte.

Hr. Dr. Widmann aus Regensburg hat folgende drei Hausmittel gegen die Brechruhr bekannt gemacht: 1) die Kamillenblumen als Aufguß (warmer Thee) sind im ersten Zeitraume, welcher gewöhnlich dieß mit Durchfall auftritt, längst empfohlen worden. Daß man die gleichzeitige Anwendung warmer Ueberschläge, und anderer etwa angezeigter Mittel (z B. des Mohnsaftes) nicht vernachläßigen dürfe, versteht sich ohnehin. 2) der schwarze Kaffee, warm getrunken, dürfte ein beachtenswerthes Mittel seyn. 3) Warme Salzbäder, und nach denselben das Auflegen von warmem Salze möchten nicht unzweckmäßig seyn. Das gemeine Kochsalz hat eine äußerst belebende Kraft für die Haut.

Natur-Seltenheiten.

In England hat Jemand folgendes Verzeichniß von merkwürdigen Naturgegenständen zusammengestellt, die man gegenwärtig daselbst besitzt, als: Eine gelbe Rübe von 4 Fuß 6 Zoll zu Wiewell in Derbishire. Eine Gans, welche 70 Jahre alt ist und Hrn. Archer von Devenby in Cumberland gehört. Ein Hofhahn, der einem Geistlichen in Irland, nahe bei Dreenzoeland, gehört, welcher vergiftete Gerstenkörner frißt. Eine Rübe auf dem Pachthofe des Hrn. Cranstan zu Jedbury, welche 30 Zoll im Umfang hat und 18 Pfund wiegt. Ein Kohlkopf, der auf dem Markte von Lanelly ausgestellt worden, 24 Pfund wiegt und 4 Fuß im Durchmesser hält. Eine Zwiebel aus den Gärten des Hrn. Stone d'Addicembre, nahe bei Kingsbridge; dieselbe wiegt $24^1/_2$ Unzen und hat $17^1/_2$ Zoll im Umfange. Eine Orange, die in den Treibhäusern des Hrn. John Haigh zu Witwell-Hall gezogen worden, $15^1/_2$ Zoll im Umfange hat und $12^1/_2$ Unzen wiegt. Endlich ein Apfel zu Darmouth, welcher $11^1/_4$ Unzen wiegt und $13^1/_4$ Zoll im Durchmesser hat.

Charade.

Mein Erstes ist ein Vorzug großer Städte,
Doch ruht darauf im Bauernhaus
Ermüdet oft der Wandrer aus,
Statt auf dem weichen Bette.
Das Zweite braucht man zum Gesang und Spiel,
Ich wäre glücklich, wenn ich viel
Von unsern neuen Ganzen hätte.

Auflösung des Räthsels in Nro. 46.

Meineid.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 48. Fünfter Jahrgang.) 1830.

Joachim Murat in Korsika.

(Schluß.)

Der König und seine Gefährten hielten sogleich mit ihrer Arbeit ein; man spannte von Neuem alle Segel auf, richtete das Boot gegen das nahende Schiff und hörte auf, sich mit dem Wasser zu beschäftigen, das, da es nicht mehr aufgehalten wurde, reißende Fortschritte machte. Jetzt kam es auf Minuten, auf Sekunden an; es handelte sich darum, das Schiff zu erreichen, bevor sie untergingen; das Schiff seinerseits schien die verzweifelte Lage Derjenigen zu begreifen, die seine Hülfe in Anspruch nahmen; es kam schnell herangesegelt. Langlade erkannte es zuerst; es war ein Regierungs-Fahrzeug, ein Postschiff, das zwischen Toulon und Bastia den Dienst verrichtete; Langlade war mit dem Capitain befreundet, er rief ihn bei Namen mit der mächtigen Stimme der Todesnoth, und er wurde gehört; es war Zeit, denn das Wasser stieg immer höher. Der König und seine Gefährten standen schon bis an die Kniee darin; das Boot stöhnte wie ein röchelnder Sterbender, es gieng nicht vorwärts, sondern fieng an, sich um sich selbst zu drehen. In diesem Augenblick fielen zwei oder drei vom Postschiff ausgeworfene Taue in das Boot; der König ergriff eines, stürzte sich ins Meer, faßte die Strickleiter und war gerettet. Blancard und Langlade thaten dasselbe fast zu gleicher Zeit; Donadieu blieb bis zuletzt, wie es seine Pflicht war, und in demselben Augenblicke, wo er die Bootleiter verließ, fühlte er, wie das Boot, das er verließ, schon unter seinem Fuße sank; mit der Kaltblütigkeit eines Seemannes wandte er sich um, sah, wie der Abgrund seinen weiten Rachen unter ihm öffnete, wie das verschlungene Boot umstürzte und verschwand. Nur fünf Sekunden später, und diese jetzt geretteten vier Männer waren für immer verloren!*) ....

Kaum war Murat auf dem Verdeck angekommen, als sich ihm ein Mann zu Füßen stürzte; es war ein Mameluck, den er ehemals aus Aegypten mitgenommen hatte, und der sich seitdem in Castellamare verheirathet hatte; Handelsgeschäfte hatten ihn nach Marseille geführt, und trotz der Verkleidung, die seinen alten Herrn verhüllte, und der Anstrengungen, die derselbe erduldet hatte, erkannte er ihn doch wieder. Seine Freudenbezeugungen gestatteten dem Könige nicht, sein Inkognito noch länger beizubehalten. Auf dem Schiffe befanden sich der Senator Carabianca, der Capitain Oletta, ein Neffe des Fürsten Bacciochi, und ein Intendant, Namens Berrio, die ebenfalls vor den Metzeleien des Südens flohen; sie alle begrüßten ihn mit dem Titel Majestät und bildeten einen kleinen Hofstaat um ihn. Der Uebergang war plötzlich, und er brachte eine schnelle Veränderung hervor; es war nicht mehr Murat der Verbannte, sondern Joachim I., König von Neapel. Das Land der Verbannung verschwand mit der untergegangenen Barke; an seiner Stelle erschien Neapel mit seinem herrlichen Busen wie eine wunderbare Fata Morgana am Horizonte, und gewiß entstand der erste Gedanke jener unglücklichen Expedition nach Kalabrien in diesen Stunden des Freudenrausches, die auf Stunden der Todesangst folgten. Der König, noch ungewiß, was für ein Empfang ihn in Korsika erwartete, nannte sich Graf von Campo-Melle, und unter diesem Namen landete er am 25. August in Bastia. Aber diese Vorsicht war unnütz, denn drei Tage nach seiner Ankunft war Niemanden seine Anwesenheit in der Stadt mehr unbekannt. Sogleich bildeten sich Versammlungen; der Ruf: „Es lebe Joachim!" ließ sich vernehmen, und der König, der die öffentliche Ruhe zu stören befürchtete, verließ noch denselben Abend Bastia mit seinen drei Gefährten und dem Mameluken. Zwei Stunden darauf langte er in Viscovato an und klopfte an die Thür des General Franceschetti, der während seiner ganzen Regierung bei ihm in Diensten gestanden hatte, und der, als er Neapel zu derselben Zeit wie der König verließ, sich nach Korsika zurückbegeben hatte, um dort mit seiner Frau das Haus seines Schwiegervaters, des Hrn. Colona Cicaldi, zu bewohnen. Er war gerade beim Abendessen, als man ihm einen Fremden, der ihn zu sprechen wünsche, anmeldete; er gieng hinaus und fand Murat, in einen militairischen Ueberwurf eingehüllt, den Kopf mit einer Seemannsmütze bedeckt und mit den Beinkleidern den Kamaschen und Schuhen eines Soldaten bekleidet. Der General war erstaunt; Murat heftete sein großes schwarzes Auge auf ihn, kreuzte die Arme und sprach: „Franceschetti, haben Sie an Ihrem Tische Platz für Ihren hungernden General? Wollen Sie Ihrem verbannten Könige unter Ihrem Dache einen Zufluchtsort gewähren?" . . . Franceschetti stieß einen Schrei des Erstaunens aus, als er Joachim erkannte, und vermochte nur dadurch zu antworten, daß er ihm zu Füßen fiel und seine Hände küßte. Von diesem Augenblick an stand das Haus des Generals zu Murat's Befehl.

Kaum hatte sich das Gerücht von der Ankunft des Königs in der Umgegend verbreitet, als in Viscovato Offiziere von jedem Range anlangten, Veteranen, die unter ihm gefochten hatten, und Korsikanische Jäger, die sein abenteuerlicher Charakter anzog; in wenig Tagen war das Haus des Generals in einen Palast umgewandelt, das Dorf in eine Residenz, die Insel in ein Königreich. Seltsame Gerüchte verbreiteten sich über Murat's Absichten; eine Armee von 900 Mann trug dazu bei, ihnen einige Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Da nahmen Blancard, Langlade, und Donadieu von ihm Abschied; Murat wollte sie zurückhalten, aber sie hatten sich der Rettung des Verbannten und nicht dem Glücke des Königs geweiht.

Wir haben erzählt, daß Murat am Bord des Postschiffes von Bastia einen seiner früheren Mameluken, mit Namen Othello, antraf, und daß dieser ihm nach Viscovato folgte; der Er-

*) In Toulon sind diese Details allgemein bekannt, und sie wurden mir wohl zwanzig Mal während meines zweimaligen Aufenthalts in den Jahren 1834 und 1835 in jener Stadt erzählt. Einige von denen, die ich darüber befragte, hatten sie von Langlade und Donadieu selbst erfahren. (A. d. V.)

Digitized by Google

König von Neapel beabsichtigte, diesen Mann als Agenten zu gebrauchen. Seine Familien-Verbindungen riefen ihn ganz natürlicherweise nach Castellamare zurück; er befahl ihm daher, sich dorthin zu begeben, und übermachte ihm Briefe an Personen, auf deren Hingebung er am meisten rechnete. Othello reiste ab, langte glücklich bei seinem Schwiegervater an und glaubte, ihm Alles vertrauen zu können; doch dieser, dadurch erschreckt, benachrichtigte die Polizei; eine nächtliche Untersuchung wurde bei Othello angestellt und seine Briefschaften in Beschlag genommen. Am folgenden Tage wurden alle Personen, an welche die Briefe gerichtet waren, verhaftet und ihnen der Befehl ertheilt, Murat so zu antworten, als ob sie frei wären, und ihm Salerno als den passendsten Einschiffungsort anzugeben; unter sieben waren fünf so feig zu gehorchen, die beiden anderen aber, zwei Brüder aus Spanien, weigerten sich standhaft; sie wurden eingekerkert.

Am 17. September verließ Murat Viscovato; der General Franceschetti, so wie die anderen Korsen, machten seine Bedeckung aus; um nach Ajaccio zu gelangen, nahm er seinen Weg über Contono, über die Gebirge von Serra und Bozco, über Venaco, Vivaro, durch die Pässe und den Wald von Vezzanova, und Bogognone; überall wurde er als König bewillkommt und gefeiert, und an den Stadtthoren empfing er Deputationen, die Anreden an ihn hielten und ihn mit dem Titel Majestät begrüßten. Am 23. September langte er in Ajaccio an. Die ganze Bevölkerung harrte seiner vor den Thoren; sein Einzug glich einem Triumphe: er wurde bis zu der Wohnung getragen, die seine Quartiermeister schon vorher für ihn bestellt hatten, und das Alles hätte wohl auch einen weniger erregbaren Mann als Murat schwindeln gemacht. Er war davon ganz berauscht. Als er in sein Quartier eintrat, reichte er Franceschetti die Hand und sagte zu ihm: „An der Weise, wie die Korsen mich empfangen können Sie sehen, was die Neapolitaner für mich thun werden." Dies war das erste Wort, das ihm über seine künftigen Absichten entschlüpfte, und er befahl noch an demselben Tage, Alles zu seiner Abreise in Bereitschaft zu setzen. Man rüstete zehn kleine Feluken aus; ein Malteser, Namens Barbara, ehemaliger Fregatten-Capitain bei der Neapolitanischen Marine, wurde zum Befehlshaber und Anführer der Expedition ernannt; zweihundertfünfzig Männer wurden geworben und bedeutet, sich beim ersten Signal zur Abreise fertig zu halten. Murat erwartete nur noch die Antworten auf Othello's Briefe; sie trafen am Morgen des 28. ein; der König lud alle seine Offiziere zu einer Mittagstafel und ließ seiner Mannschaft doppelten Sold und doppelte Rationen reichen. Murat war eben beim Nachtisch, als man ihm die Ankunft Macceroni's meldete; dieser kam als Abgeordneter der fremden Mächte und brachte die Antwort, die Murat so lange in Toulon erwartet hatte. Murat begab sich in ein Nebenzimmer; Macceroni zeigte ihm an, daß er mit einer offiziellen Mission beauftragt sey, und überreichte dem König ein Ultimatum des Kaisers von Oesterreich, das folgendermaßen lautete:

„Herr Macceroni ist durch Gegenwärtiges ermächtigt, den König Joachim zu benachrichtigen, daß Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich ihm unter folgenden Bedingungen einen Zufluchtsort in seinen Staaten bewilligt:

1) Der König nimmt einen Privatnamen an. Da die Königin sich schon jetzt Lipona nennt, so wird dem Könige vorgeschlagen, denselben Namen zu führen.

2) Es ist dem Könige erlaubt, sich eine Böhmische, Mährische oder Ober-Oesterreichische Stadt zum Aufenthalt zu wählen. Er kann auch ohne Ungelegenheit irgend einen Landsitz in den genannten Provinzen bewohnen.

3) Der König hat Seiner Majestät dem Kaiser und Könige sein Ehrenwort darauf zu geben, daß er ohne die ausdrückliche Einwilligung des Kaisers nicht die Oesterreichischen Staaten verlassen und wie ein vornehmer Privatmann leben will, den Gesetzen unterthan, die jetzt in den Oesterreichischen Staaten in Kraft sind.

Zur Beglaubigung dieses und damit ein angemessener Gebrauch davon gemacht werden könne, hat der Unterzeichnete vom Kaiser den Befehl erhalten, gegenwärtige Erklärung zu zeichnen.

Gegeben in Paris, 1. September 1815.

(gezeichnet) Fürst von Metternich."

Murat lächelte, nachdem er zu Ende gelesen, dann gab er Macceroni ein Zeichen, ihm zu folgen; er führte ihn auf die Terrasse des Hauses, welche die ganze Stadt beherrschte, und die ihrerseits von seinem Banner beherrscht wurde, das wie auf einem Königlichen Schlosse wehte. Von da aus konnte man das freudenbewegte, erleuchtete Ajaccio übersehen, so wie den Hafen, in welchem die kleine Flottille sich schaukelte, und die Straßen, die wie an Festtagen von Menschen wimmelten; kaum bemerkte die Menge den König, so ertönte aus Aller Munde der Ruf: „Es lebe Joachim! Es lebe Napolean's Bruder! Es lebe der König von Neapel!" Murat grüßte, das Geschrei verdoppelte sich, und die Musik-Corps der Garnison stimmten Volkslieder an. Macceroni wußte nicht, ob er seinen Augen und Ohren trauen sollte. Als der König sich an seinem Erstaunen geweidet hatte, lud er ihn ein, mit in den Saal zu kommen; sein Generalstab war hier in Staatsuniform versammelt; man hätte wähnen können, sich in Caserto oder Capodimonte zu befinden.

Endlich, nach einem Augenblick des Schwankens, trat Macceroni zu Murat. „Sire", sprach er, welche Antwort soll ich Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich überbringen?" — „Mein Herr," antwortete Murat mit jener stolzen Würde, die seiner schönen Gestalt so wohl stand, „Sie werden meinem Bruder Franz erzählen, was Sie gesehen und was Sie gehört haben, und dann noch hinzufügen, daß ich diese Nacht schon abreise, um mein Königreich Neapel wieder zu erobern." — —

Die Geschichte hat uns das Uebrige berichtet.

Biographie Carls X.

Carl X. (Philipp), Exkönig von Frankreich, geb. zu Versailles am 9. Okt. 1757, der Bruder Ludwig's XVI. und XVIII., führte bis 1795 den Titel Graf von Artois, nahm hierauf nach dem Tode Ludwig's XVII. den Titel Monsieur an, folgte am 16. Sept. 1824 Ludwig XVIII. in der Regierung als König von Frankreich und Navarra, entsagte dem Throne in Folge der Julirevolution am 2. Aug. 1830 und nahm wieder den Titel Graf von Artois an. Erzogen an dem Hofe Ludwig's XV., zeigte Karl in seiner Jugend viel Liebenswürdigkeit und Sinn für geistige Bildung, aber auch viel Hang zu den in Versailles üblichen Hof-Festen und kostspieligen Zerstreuungen. Im Jahr 1773 vermählte er sich mit Maria Therese von Savoyen, der Schwester der Gräfin von Provence, seiner Schwägerin, die ihm den Herzog von Angoulême und den Herzog von Berry gebar und am 2. Jun. 1805 starb. Als er bei einem Balle im Opernsaale 1778 der Herzogin von Bourbon die Maske abzog, hatte diese Beleidigung ein Duell mit dem Herzog von Bourbon zur Folge. Im J. 1782 diente Carl als Freiwilliger im Lager von St. Roch vor Gibraltar und wurde Ludwigsritter. Als Präsident eines Bureau der Notabeln folgte er 1787 andern Ansichten, als seine Brüder, der König und der Graf von Provence, weßhalb er des Volkes Mißfallen erregte. Nach dem 14. Jul. gaben er und der Prinz von Condé, am 16. Jul. 1789 das Zeichen zur Auswanderung. Karl begab sich nach Turin, sah den Kaiser Leopold in Mantua, hielt sich eine Zeit lang zu Worms, zu Brühl bei Bonn, zu Brüssel und in Wien auf, und wohnte dann der Zusammenkunft der Monarchen in Pil-

Digitized by Google

nig bei, wo er seinen Zweck erreichte. Als aber Ludwig XVI. die Constitution (14. Sept. 1791) beschworen und hierauf die franz. Prinzen, die sich in Coblenz befanden, zur Rückkehr nach Frankreich eingeladen hatte, weigerten sich dieselben, zu gehorchen und protestirten gegen die neue Verfassung. Darauf entzog die gesetzgebende Nationalversammlung Carl, am 19. Mai 1792, die ihm durch die Constitution bestimmte Apanage von einer Mill. Fr. und wies auf seine Einkünfte seine Gläubiger an. Carl unterhielt damals von Turin aus Bewegungen in Frankreich zu Lyon und an andern Orten; dann übernahm er den Befehl über ein Emigrantencorps, das mit der preuß. Armee zugleich in die Champagne eindrang. Nach dem unglücklichen Ausgange dieses Feldzugs begab er sich nach Hamm in Westphalen, wo er nach Ludwig's XVI. Tode von seinem Bruder, als nunmehrigen Regenten, zum Lieutenant-General des Königreichs ernannt wurde. Hierauf suchte er den Beistand der Kaiserin Katharina, die ihn an ihrem Hofe mit der größten Auszeichnung empfing und ihm einen kostbaren Degen „pour le rétablissement et la gloire de votre maison" überreichte. Die engl. Regierung gab ihm Ende 1794 einen Jahrgehalt von 15,000 Pf. St. Er selbst hatte dem Marschall Broglie seine Diamanten und den Degen, welchen Ludwig XVI. seinem Sohne gegeben, geschickt, um durch deren Verkauf den nöthigsten Bedürfnissen der Emigranten abzuhelfen. Da Rußland die Absendung eines Hülfscorps erwarten ließ, so gieng Carl im im Juli 1796 über Cuxhafen nach England, schiffte sich hier auf dem Geschwader des Commodore Warren ein und landete auf der Ile-Dieu, am 29. Sept. 1796, indem er den Häuptern der Vendée Hülfe zu bringen glaubte. Allein Nachrichten aus England, daß das russ. Hülfscorps nicht kommen werde, bestimmten ihn, sich wieder einzuschiffen, und er lebte seitdem auf dem Schlosse Holyrood zu Edinburg. Im Jahre 1799 verließ er Schottland, um sich zu dem Corps des Prinzen Condé, bei der russ. Armee in der Schweiz, zu begeben; allein auf die Nachricht von Korsakoff's Niederlage und Suwaroff's Rückzuge kehrte er nach England zurück. Nach dem Frieden von Amiens lebte er wieder zu Edinburg. Bei der Erneuerung des Kriegs, 1803, kam er nach London, und seit 1809 nahm er seinen Aufenthalt auf dem Schlosse zu Hartwell, das Ludwig XVIII. gekauft hatte. Im J. 1813 begab er sich auf das feste Land, um die Folgen des Einrückens der verbündeten Heere in Frankreich zu erwarten. Darauf gieng er im Februar 1814 über den Rhein und befand sich Vesoul, als ihn die deßhalb zu Chatillon von dem Herzog von Vicenza erhobene Beschwerde veranlaßte, sich zurückzubegeben. Nach Napoleon's Abdankung aber kündigte er sogleich, als Lieutenant-General des Königreichs, in Nancy dem franz. Volke „den Triumph der Freiheit, die Herrschaft des Gesetzes, die Aufhebung der Conscription und der vereinigten Gefälle, und gänzliche Vergessenheit des Vergangenen" an. Am 12. Apr. 1814 hielt er seinen Einzug in Paris und übernahm nun die höchste Gewalt bis zur Ankunft des Königs Ludwig XVIII., in dessen Namen er am 15. April dem Präsidenten des Senats erklärte, daß der König, sein Bruder, die Grundlagen der Verfassung des Reichs anerkenne. Dann unterzeichnete er den Waffenstillstand vom 23. April, durch welchen Frankreich 53 von franz. Truppen besetzte Plätze, 31 Linienschiffe und zwölf Fregatten aufgab, und wurde nach Ludwig's XVIII. Ankunft zum Generalobersten der franz. Nationalgarde und der Schweizer ernannt.

Als die Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich zu Paris ankam, begab sich Carl sogleich nach Lyon, wo er am 8. März eine solche Stimmung fand, daß er diese Stadt, von einem einzigen Cavallerieoffizier begleitet, bald verließ. In Paris begleitete er am 16. März den König in die Kammer der Deputirten und schwor „im Namen der Ehre Treue dem König und der Charte." Da man Paris nicht vertheidigen konnte, folgte er, nebst dem Herzoge von Berry, dem Könige nach Gent. Nach der Rückkehr desselben, am 7. July 1815, übernahm er den Vorsitz in der Wahlversammlung der Hauptstadt, wodurch er sich allgemeine Zuneigung erwarb. Bei der Eröffnung der Kammer am 7. Oct. erneuerte er, so wie alle Prinzen, den Eid der Treue für die Charte. Dann nahm er an mehreren Geschäften der Pairskammer, als Vorstand eines Bureau, Theil. Später aber machte er von seinem Sitz- und Stimmrechte in der Kammer keinen Gebrauch mehr und legte 1818 auch das Kommando der Nationalgarde nieder. Insbesondere schien sich an ihn oder an seine Umgebung die Partei der Ultraroyalisten und der Ultramontanen anzuschließen, und er war in der letzten Zeit der Regierung Ludwigs XVIII. nicht ohne wichtigen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten und auf die Ernennung der Minister. Nach seinem Regierungsantritte, 16. Sept. 1824, ertheilte er dem Hause Orleans den Titel Altesse royale, erfüllte durch seine öffentlichen Erklärungen das Volk mit Vertrauen und ward bei seinem Einzuge in Paris, am 27. Sept., mit allgemeiner Begeisterung empfangen. Mehrere Züge von Herzensgüte, Gnadenbezeugungen und treffende Bemerkungen, welche Rittersinn und ächt franz. Gesinnung ausdrückten, gewannen ihm die Herzen des Volkes. Den größten Eindruck machte die Wiederherstellung der Freiheit der Presse, in Anrufung der Zeitschriften, am 29. Sept. 1824. Die feierliche Krönung des Königs zu Rheims, am 29. May 1825, sollte die Bourbons nationaler machen, und Carl schwur, nach der Charte zu regieren. Ein Denkmal seiner Sorgfalt für die Kunst war unter Anderem das von ihm 1826 errichtete, für ägyptische Denkmäler bestimmte Musée Charles X. in neun Sälen. Allein immer mehr gab er sich dem Einflusse der Congregation, namentlich des Erzbischofs Latil, und des alten Hofadels hin. Die Opposition in den Kammern und die Journalpresse reizten sein Ministerium zur Wiederherstellung der Censur für die periodische Presse. Dies, so wie die Auflösung der Nationalgarde, welche ihm bei der Musterung „Fort mit den Ministern!" zurief, erregte gegen Carl, besonders in Paris, viel Erbitterung. Das Ministerium Martignac hätte ihn zwar wieder populär machen können; allein es wurde von der Hofpartei in Allem gehemmt. Polignac, des Königs Liebling, ging auf die Plane der Congregation ein; Carl wollte der öffentlichen Meinung „keine Concessionen mehr" machen; die Kammern wurden aufgelöst und am 25. Juli 1830 die Ordonnanzen erlassen, welche den Sturz des Thrones der ältern Bourbonischen Linie herbeiführten. Erst als am 29. Juli schon Alles verloren war, entschloß sich Carl zu St. Cloud, der mit der Sachlage in Paris unbekannt geblieben war, sein Ministerium zu entlassen und die Ordonnanzen zurückzunehmen. Er stellte den Herzog von Mortemart an die Spitze eines neuen Ministeriums; allein die Volksbehörde in Paris hatte bereits die Entsetzung Carl's und seines Hauses ausgesprochen. Darauf verließ er St. Cloud und ging nach Rambouillet, wo er selbst dem Dauphin am 2. Aug. die Entsagungsacte zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux, als Heinrich V. unter der Regentschaft des Herzogs Ludwig Philipp von Orleans ausstellte. Da aber diese Bedingung, wie die Acte selbst, als unstatthaft angesehen wurde, behauptete Carl im Auslande sein Titularrecht. Entschlossen, Frankreich zu verlassen, schiffte er sich am 16. Aug., nebst seinem Gefolge, zu Cherbourg in 2 amerikanischen Schiffen nach England ein; mit ihm der Dauphin, die Herzogin von Angoulême, die Herzogin von Berry und deren Kinder, ferner der Marschall Marmont, der Duc Armand de Polignac, der Duc de Guise, überhaupt 60 Personen von Stande. Carl stieg bei Portsmouth ans Land und lebte in Doersetshire zu Lulworth-Castle, bis er am 20. Oct. Holyroodhouse bei Edinburg bezog. König Wilhelm IV. von England hatte aber bereits den König Ludwig Philipp anerkannt;

Digitized by Google

daher führte Carl in England den Namen eines Grafen von Ponthieu; der Dauphin und die Dauphine aber nannten sich Graf und Gräfin von Marnes. Die entthronte Familie fand bei den Schotten viel Theilnahme und erwarb sich während eines fast zweijährigen Aufenthalts allgemeine Achtung. Am 17. Sept. 1832 schiffte sich Carl nach Hamburg ein, begab sich über Berlin nach Prag, wo er am 28. Okt. eintraf, und lebte seit dieser Zeit mit den übrigen Gliedern seiner Familie, die Herzogin von Berry ausgenommen, theils auf böhmischem, theils auf steyermärkischem Gebiete. Seine Ansprüche auf den franz. Thron hat er nicht aufgegeben; als er in Hamburg empfangen wurde, sagte er: „Tout change dans ce monde, et ça changera aussi.“ Die Geschichte wird einst von ihm sagen: Carl war ein ächt französischer Edelmann aus der Zeit Ludwigs XV., ritterlich, gutmüthig, stolz, leichtsinnig, verschwenderisch und verschuldet; er liebte sein Volk, aber noch mehr seine Günstlinge, veraltete Vorurtheile, seine Macht und die Jagd.

Die Zwergfamilie.

Am 23. October Morgens 6½ Uhr hat sich, wie englische Blätter melden, in London ein Ereigniß begeben, das in den Annalen der Physiologie Epoche machen wird. Die Frau des Zwergs Santiago de los Santos (diese Frau ist selbst eine Zwergin) hat nämlich einen Knaben geboren. Das Kind kam zwar lebend zur Welt, verschied aber nach einer Stunde schon. Die Länge des Körpers betrug 13½ englische Zoll, und das Gewicht desselben 1 Pfund 4½ Unzen. Das Kind war vollkommen ausgebildet. Man brachte die Leiche in einem kleinen Sarg in die Kirche St. Georg, da man aber dort das Begräbniß verweigerte, wurde sie in das Leichenhaus zurückgebracht und in Weingeist gesetzt, um sie dem Publikum einige Tage lang zu zeigen und dann in das Museum zu bringen. Dr. Davis hätte gern eine Sektion vorgenommen, allein die Eltern versagten ihrer Einwilligung.

Der Vater dieses merkwürdigen Kindes ist derselbe Zwerg, der vor einiger Zeit bei dem Lordmayor Klage gegen einen seiner Landsleute wegen Diebstahls geführt hatte. Don Santiago, der nicht mehr als 25 Zoll mißt, steht jetzt in seinem fünfzigsten Jahre. Er ist in der spanischen Kolonie Manilla geboren, wo er von seinen Eltern, die Spott über die Kleinheit ihres Sprossen fürchteten, in einem Walde ausgesetzt ward. Der Vicekönig, der sich gerade auf der Jagd befand, nahm das Kind auf und befahl, für dasselbe zu sorgen. Die Eltern, welche man später entdeckte, waren Landwirthe von gewöhnlichem Wuchse und sehr starke Leute. Als der Vicekönig starb, konnte Santiago, aus Liebe zu dem Lande seiner Geburt, sich nicht entschließen, seinen Brüdern und Schwestern nach Spanien zu folgen, und hatte nun, von Allen verlassen, mit dem bittersten Mangel zu kämpfen. Endlich reiste er nach Madras, und wurde von dort vor ungefähr 6 Jahren von dem Kapitän eines brittischen Kauffahrers nach England gebracht.

Während der Ueberfahrt ward er von einer Welle ins Meer hinabgespült, doch gelang es, ihn wieder aufzufischen. Unter dem ihm neuen Klima hatte er Anfangs viel von der Kälte zu leiden, und noch jetzt erregt ihm kaltes Wasser Abscheu. Er ist gut gebaut, genießt einer festen Gesundheit und ist stets froher Laune. Seine Mäßigkeit ist musterhaft; er trinkt fast nie etwas Anderes als warmes Wasser, und gestattet sich nur an Fasttagen einige Gläser Wein. Die Musik liebt er sehr; seine herrschende Leidenschaft aber ist die Gold- und Silberarbeiterkunst. Seine Religion ist die katholische, in der sein Pflegvater ihn erziehen ließ, und deren Vorschriften er gewissenhaft befolgt. Außer seiner Muttersprache spricht er noch portugiesisch, englisch und ein indisches Patois. Die Bekanntschaft seiner kleinen Frau machte er in ihrer Geburtsstadt Birmingham. Ihr Name ist Anna Hopkins; sie mißt 33 Zoll und ist eine sehr artige Frau. Ihr Vater ist 6½ Fuß hoch und ihre Mutter von mittlerer Größe. Ihre Brüder und Schwestern, neun an der Zahl, sind alle kräftig gebaut. Beide Gatten leben sehr gut zusammen; sie liebten sich beim ersten Anblick. Nur ihre Religion ist nicht gemeinschaftlich, da Anna Hopkins Protestantin ist. Seit dem bei ihrem Mann versuchten Diebstahl haßt sie alle Spanier, und will nicht, daß ihr Mann mit einem seiner Landsleute spreche. Die Ehe dieser kleinen Leute wurde am 6ten Julius 1834 in der katholischen Kirche zu Birmingham geschlossen, und zwei Tage später die Trauung in der protestantischen Kirche St. Martin derselben Stadt wiederholt. (Ausland.)

Concert und Theater.

Augsburg. Mittwoch, den 23. November fand im Saale der Goldenen Traube das erste große Concert des Musik-Liebhaber-Vereins statt; dasselbe wurde mit der 5ten Sinfonie in C-moll von Beethoven eröffnet. Hätte Beethoven nur diese Sinfonie allein geschrieben, er hätte sich schon das schönste Monument gesetzt. Die Aufführung war im Ganzen gut zu nennen, doch dürfte ein Trompeter, der, wie es scheint, im schnellen Tempo nicht mehr fortkommen kann, durch einen tüchtigern ersetzt werden, um beim Accellorando das so störende Marquiren des Taktes mit dem Fuße (wie das Finale bewies), für die Folge entbehrlich zu machen. — Es ist zu erwarten, daß noch mehrere Beethovensche Sinfonien zur Aufführung kommen werden. — Die zweite Abtheilung begann mit einer Arie, gleichfalls von Beethoven für eine Altstimme, welche Fräul. Schmid mit ihrer sehr schönen und seltenen Stimme vortrug; Frl. Sch. ist noch Anfängerin und Schülerin des Kapellmeisters Hrn. Ehelaed; sie berechtiget bei ihrem Talent und bisher bewiesenen Fleiß, zu den schönsten Erwartungen; daher möge auch der ihr zu Theil gewordene Beifall, vor der Hand nur Ermunterung zu höherm Streben seyn. — Hierauf folgten Variationen von Beriot, welche der tüchtige Violinist, Hr. Durst, aus Wien, mit ausgezeichneter Kunstfertigkeit und vielem Geschmack vortrug; ihm wurde hier überall, wo dieser verdienstvolle, bescheidene junge Künstler auftrat, ungetheilter Beifall gezollt. — Mißlungen war dagegen die große Scene mit dem Chor aus „Orpheus“. — Es giebt Leistungen, über denen die Kritik weit erhaben ist. — — Der Direktor der Concerte wird für solche und ähnliche Fälle sich zu verwahren wissen. — Die Ouverture „l'hôtellerie portugais“ von Cherubini, schloß würdig und glanzvoll den schönen Abend. — Der Saal war unerachtet des schlechten Wetters sehr gefüllt, und mit Vergnügen sieht man dem zweiten Concert (angekündigt auf Mittwoch den 7. Dec.) entgegen. — Eine andere erfreuliche Erscheinung war an unserm Theater Madame Rooner, erste Sängerin vom Hamburger Stadttheater, welche in einer Reihe von Opern als Prima-Donna auftrat. Ihre schöne, umfangreiche und klangvolle Stimme, verbunden mit festem musikalischen Takt, erhielt auch hier die verdiente Anerkennung und Beifall, welche ihr überall zu Theil werden müssen. Namentlich zeichnete sie sich in der Titelrolle der Oper „Norma“ aus, was ihr gewiß den Preis zuerkennt, nachdem wir diese Partie im vorigen Jahre von der großen Schröder-Devriend und der trefflichen Vial gehört hatten. Wie wir vernehmen wird dieselbe uns noch mit einigen Partien erfreuen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 47.

Banknote.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 49. Fünfter Jahrgang.) 1836.

Das Lebewohl.

(Schluß von Nro. 46 des Sammlers.)

„Kannibalen!" schrie Philipp verzweifelnd, „Laßt mir wenigstens die Decke und die Pistolen!"

„Meinetwegen die Pistolen!" erwiederte der Grenadier; „aber die Decke gehört diesem wackern Veltigeur, der seit zwei Tagen keinen Bissen über die Zunge gebracht. Wir haben ihn zu unserm General gemacht, und er friert schmählich in seinem dünnen Rock."

Philipp schwieg, da er den Mann sah, dessen Schuhe und Kleider erbärmlich zerrissen waren, und der auf dem Kopf nur eine elende mit Reif überzogene Mütze trug. — Während Sucy die Pistolen in seinem Gürtel befestigte, wurde Bichette bereits zum Feuer geschleppt und zerhauen; die verschiedenen Stücke wurden geschickt abgelöst, und auf Kohlen geworfen, um sie daselbst zu rösten. Der Major eilte zu Julien, die durch einen Schrei ihre Angst um ihn verrathen hatte; er fand sie unbeweglich, auf einem Wagenkissen sitzend und ihre Hände wärmend. Sie sah ihn stillschweigend an und — lächelte ihm nicht einmal mehr zu. Unfern lag der Soldat, der den Wagen vertheidigen sollte, verwundet darnieder. Die Menge hatte ihn überwältigt, und er hatte endlich Theil an dem Raube genommen, und sich aus einem alten Stück Tuch einen Mantel gemacht. So eben röstete er am Feuer ein Stück des Pferdes, und nicht die Schmerzen der Wunde las man auf seinem Gesicht, wohl aber die Freude an dem bevorstehenden Gastmahl. Neben Julien saß auf einem Kissen der General, ihr Mann, der seit drei Tagen völlig kindisch geworden war. Mit trübem trockenen Auge sah er starr in die Flamme, und weder der Schuß des Grenadiers, noch die Ankunft Philipps hatten seine Aufmerksamkeit erregt; nicht einmal das Gebalge um seinen Wagen und die Plünderung desselben.

Philipp ergriff die Hand der jungen Gräfin, sitzend auf einem Schneehaufen, der langsam am Feuer schmolz, und schwieg, und überließ sich selbst, alle Gefahr vergessend, der Wonne, sich wärmen zu können. Noch mehr: er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo das Fleisch feetig seyn würde, welches sein Soldat röstete; der Geruch dieser Speise reizte seinen Hunger, und vor dem Hunger schwieg sein Herz, sein Muth und seine Liebe.

Alle, die um das Feuer versammelt standen, beobachteten ein fürchterliches Stillschweigen. Jeder bekümmerte sich nur um sich. Die Gesichter, ohnehin von Frost und Mangel entstellt, waren häufig von einer Maske von Schmutz überzogen, durchfurcht von Thränen, die häufig und unbewußt flossen. Die unsaubern langen Bärte machten den Anblick noch abscheulicher. Die Kleidung eines jeden Soldaten hatte immer etwas Lächerliches an sich; der Eine hatte sich in Shawls eingewickelt, der Andere in Pferdedecken oder in gefrorene Lumpen, von denen das Eis geschmolzen herabtropfte. Männer- und Weiberkleider, aus dem Wagen des Grafen geraubt, waren bunt vertheilt, während die Diamanten, die Goldbüchse und das Silberzeug der Gräfin unangetastet im Wagen lagen; zerrissene Pelze, verkehrt angezogene Kleider, machten das abenteuerliche Kostüm von Vielen aus; Einige trugen an einem Fuß einen Stiefel, an dem andern einen Schuh oder Pantoffel. Aber Niemand dachte daran, den Nachbar auszulachen. Das Schweigen wurde nur von dem Krachen des Holzes, dem Aufsprühen der Flamme, dem fernen Gesumme des Lagers und den Säbelstreichen unterbrochen, womit die hungrigsten Soldaten die besten Bissen von der armen Bichette abtrennten. Einige dieser Armseligen, ermüdeter als die Andern, schliefen. Wälzte sich ein schlafender in die Flammen, so zog ihn Niemand heraus; die militairischen Logiker hielten dafür, daß den noch nicht Gestorbenen der Schmerz schon an und für sich zur Retirade bewegen werde. Erwachte der Unglückliche im Feuer, und ging darin zu Grunde, so bedauerte ihn Niemand; höchstens sahen sich einige Soldaten an, als ob sie ihre Sorglosigkeit mit der Gleichgültigkeit der Andern rechtfertigen wollten. Sogar die junge Gräfin sah zweimal eine ähnliche traurige Scene und blieb regungslos und stumm.

Endlich waren die verschiedenen Stücke des geopferten Pferdes zugerichtet, und mit wildem ekelhaftem Hunger fielen die Soldaten darüber her. „Dreißig Infanteristen auf einem Pferde! das hat man noch nie gesehen!" rief der Grenadier, der Bichette erschossen hatte. — Dieser Scherz war der einzige, der vom Nationalcharakter zeugte.

Nach dem Mahle hüllten sich die meisten der armen Krieger in ihre Mäntel und Kleider, warfen sich auf Bretter oder Decken nieder, und schliefen unbesorgt ein. Auch der Major hatte seine Portion von Bichette erhalten; auch er hatte seinen Hunger gestillt und sich gewärmt. Auch auf seine Augen senkte sich bleierner Schlaf. Während er noch mit demselben kämpfte, fiel sein Blick auf die bereits schlummernde Julie, die neben ihm lag, gehüllt in eine Wildschnur und einen Dragonermantel. Die ganze reizende Gestalt war darunter versteckt, eine Mütze von Astrahan, und ein unter dem Kinn gebundenes Tuch bedeckten zum größten Theil ihr Gesicht, und auf einem mit Blut befleckten Kissen lag ihr Haupt.

War das noch jenes reizende Weib, die Königin der Bälle, der Stolz des Geliebten? oder war sie die letzte der Markentenderinnen? Philipp fühlte im Entschlummern fast seine Liebe untergehen. Schon träumte er in wilden Phantasieen, aber durch alle diese Träume ging der erschütternde Gedanke durch: „Wir müssen alle zu Grunde gehen, wenn ich einschlafe — ich darf, ich will nicht schlafen. —"

Und in diesem Augenblicke schlief er fest. —

Fürchterliches Geschrei und der Knall einer Pulverexplosion weckten ihn plötzlich nach kurzem Schlummer. Er fuhr in die Höhe, und sah vor sich ein Feuermeer, das immer näher rückte, und die Hütten und Karren gräßlich beleuchtete, ehe es dieselben gefräßig verzehrte. Geheul und Verzweiflung stieg aus den

Digitized by Google

Brandstätten empor, aber dieses nicht achtend, brachen sich die 1000 Mann der Arrière-Garde mit Gewalt einen Weg gegen die Brücke durch. „Fournier zieht sich zurück;" rief der Major: „So ist also keine Hoffnung mehr."

Eine freundliche Stimme antwortete ihm: „Ich habe Deinen Wagen verschont, guter Philipp." — Es war der Adjutant.

„Dennoch ist Alles verloren!" rief Sucy: „Sie haben mein Pferd aufgezehrt! wie sollte ich auch diesen kindischen alten Mann und seine zum Tod erschöpfte Gattin in die Höhe bringen?"

„Jage sie mit einem Feuerbrand auf!"

„Wie? meine Julie?"

„Nun so lebe wohl!" versetzte der Adjutant erbittert: „Ich muß über die Brücke; ich habe noch eine Mutter in Frankreich. Dieses Volk hier läßt sich lieber verbrennen, als daß es vom Schnee aufstünde. Willst auch Du so zu Grunde gehen? es ist vier Uhr. In zwei Stunden greifen die Russen wieder an. Denke an Dich selbst, Philipp komm!"

„Ohne Julie?" schrie der Major, hob die Gräfin auf, schüttelte sie mit der Gewalt eines Verzweifelten wach, und donnerte ihr ins Ohr: „Gehe mit, Julie; zwinge Dich, oder Du bist verloren!"

Statt zu antworten, wollte die Gräfin wieder schlaftrunken zu Boden sinken. Der Adjutant ergriff einen Feuerbrand, und schüttelte die sprühende Fackel vor ihren Augen. Sucy nahm sie in seine Arme und trug sie zum Wagen. Sein Freund half ihm auch den General dahin tragen. Sie plünderten alle die Schlaftrunkenen, die sich zu ihren Füßen auf dem Schnee wälzten, bedeckten mit ihren Mänteln und Pelzen den Graf und seine Gattin, und warfen zum Ueberfluß ein Stück gebratenes Pferdefleisch in eine Ecke des Wagens.

„Was soll nun geschehen?" fragte der Adjutant.

„Wir selbst wollen die Kutsche ziehen!"

„Freund Du bist verrückt geworden. Nach hundert Schritten erliegen wir unter der Last."

„Es ist wahr;" seufzte Philipp, und verschränkte muthlos die Arme. Mit einem Male jedoch rief er, die gesunde Hand seines getreuen Soldaten erfassend: „Dir vertraue ich sie noch einmal auf eine Stunde an, denke aber daran, daß Du eher zu sterben hast, als irgend Jemand an den Wagen zu lassen!"

Bei diesen Worten ergriff Sucy das Schmuckkästchen der Gräfin, und schlug mit flachem Säbel auf diejenigen der Soldaten los, die er für die unerschrockensten hielt. So erweckte er den riesenhaften Grenadier und zwei andere Soldaten, deren Uniform gar nicht mehr zu erkennen war „Wir sind hin!" schrie er ihnen zu.

„Ich weiß wohl;" versetzte der Grenadier.

„So opfert wenigstens euer Leben für eine hübsche Frau, und folgt mir!"

„Ich schlafe lieber, sagte ein Soldat, indem er sich wieder in den Schnee wälzte: „wenn Du mich aber noch einmal anrührst, Major, so schlitze ich Dir mit meinem Säbel den Bauch auf."

„Was soll's denn, Major?" fragte nun der Grenadier: „der Mann da ist betrunken! ein Pariser Söhnchen, das die Bequemlichkeit liebt."

„Diese Brillanten sind Dein, wackerer Grenadier," rief der Major, „wenn Du mir folgen und gut thun willst. Die Russen stehen zehn Minuten von hier. Sie haben Pferde; wir holen uns zwei Klepper von der ersten Batterie."

„Aber die Schildwachen, Major?"

Sucy erwiederte: „Einer von uns Dreien nimmt die Schildwache auf sich; Du gehst doch mit, mein Freund und mein Bruder?" —

Der Adjutant nickte mit dem Kopfe.

„Mußt mich auch in Dein Berlinchen stecken, Major," bemerkte noch der Grenadier.

„Es sey, wenn Du Deine Haut nicht dort oben lässest. Versprich mir aber, die Gräfin zu retten, wenn ich dort oben liegen bleibe."

„Einverstanden!" rief der Grenadier; und die drei Tapferen eilten auf die russischen Batterien los. Drei gingen hin, und nur zwei kamen zurück, auf zwei Pferden reitend, und verfolgt von den Kugeln der wach gewordenen russischen Artilleristen. Der edelmüthige Adjutant war geblieben; der Grenadier frisch und gesund, Sucy hatte einen Bajonettstich in die Schulter erhalten. Dennoch ließ er das Pferd nicht los, und jagte es rüstig bis an den Wagen, den er unversehrt wieder fand.

„Sie müssen mich zum Ehrenkreuz melden, Herr Offizier!" meynte der Grenadier, indem er Anstalten machte, mit Stricken die Pferde anzuspannen: „Aber zum Teufel, die Stricke reichen nicht aus! wir müssen die Schläfer um uns her vollends ausziehen, und ihre Shawls und Schärpen für uns verwenden."

Als er den Ersten Besten plünderte, rief er: „Der Spaßvogel scheint todt zu seyn. Wahrhaftig! alle diese Pursche sind hinüber. Die Pferde-Indigestion und Schnee und Feuer haben mit ihnen geendigt."

Der Major zitterte, und bemerkte jetzt erst, daß die Kälte zugenommen hatte. Er rüttelte die Gräfin, und rief ihren Namen. Julie hob mühsam den Kopf und öffnete die Augen.

„Gott sey Dank! Sie leben, Madame. Nun sind wir gerettet!"

„Gerettet?" wiederholte Julie, und sank wieder in ihre Ermattung zurück. — Die Pferde waren angespannt, und auf ihnen saß der Grenadier und Sucy mit schlecht verbundener Wunde, und mit Pistolen bewaffnet. Der andere Soldat, dessen Füße in der letzten halben Stunde erfroren, war auch in den Wagen geworfen worden. Der Grenadier trieb die Pferde mit seinem Bajonett an, und der Wagen flog wie ein Gewitter durch die Ebene. Aber bald war er mitten im Gedränge der nach dem Strome forttaumelnden Soldaten. Man konnte nur im Schritt fahren, bedroht von den Flüchtigen, welche Lust hatten, die Pferde zu tödten.

„Wie lang' soll das währen?" fragte der Grenadier den Major: „Wollen wir zum Ziel kommen oder nicht?"

„Freilich!" versetzte Sucy: „Um jeden Preis!"

„Baron also! man macht keine Pfannkuchen ohne zerschlagene Eier!"

Der Grenadier sprengte die Pferde wie wüthend in dieses schwankende Menschenfeld, daß die Räder zu beiden Seiten umwarfen, was ihnen vorkam, und Männer, Weiber und Kinder zerschmetterten. Dazwischen schrie er jedoch immer mit Donnerstimme: „Weicht aus, verfluchtes Pack!"

— Der Major schauderte, aber sein Begleiter spottete hierüber: „Was thut's? das oder die Kälte; das oder die russischen Kugeln."

Nicht fern vom Ufer stürzte der Wagen um. Der unerschrockene Grenadier sagte nur: „Das hab' ich erwartet. Aber der arme Soldat da drinnen ist mausetodt."

„Armer Laurent!" seufzte der Major.

„Hieß er Laurent? der vom fünften Jägerregiment?"

Der Major nickte.

„Sieh' sieh'! das war ein Vetter zu mir. Aber so ein Hundeleben ist nicht werth, daß man viel Aufhebens davon macht." Man ließ den Wagen liegen, die Pferde stehen, weil zu viel Zeit verloren gegangen wäre. Julie war von dem Sturz erwacht. „Wo sind wir, Sucy?" fragte die Leidende: „Was ist geschehen?"

„Wir haben noch fünfhundert Schritte zur Brücke. Jenseits

Digitized by Google

sind wir sicher; in Wilna darfst Du ruhig schlafen. Daß Du nie erführest, was Dein Leben mir gekostet hat!" — „Du bist verwundet?" — „Hat nichts zu sagen." — Die Katastrophe war aber da.

Das russische Geschütz schleuderte seine Donnerkeule in die Ebene herab; die freundlichen Colonnen hatten Studzianka besetzt, und wälzten sich schnell wie die Feuersbrunst gegen das Ufer herniedee. Auf der Brücke wimmelte Alles von Menschen, und schon brannten auf Edlé's Befehl die Joche am jenseitigen Strand. Die Brücke stürzte ein, und die Menschenmasse mit einem dumpfen Schlag wie eine Lavine in die Fluthen. Tausende von Leichen bedeckten den Strom, Tausende der Flüchtigen prallten vom Ufer zurück, und rannten mit fürchterlichem Zusammenstoß gegen jene Tausende die zur Brücke wollten. Julie und ihre Gatte dankten ihr Leben dem umgestürzten Wagen, worin sie sich bargen. Die Pferde wueden im Gedränge erstickt und zertreten. Der Major und der Grenadier mordeten was ihnen in den Weg trat, um nicht selbst getödtet zu werden. Während einige kecke Waghälse, trotz dee augenscheinlichsten Gefahr, von dem Ufee auf die im Strom teeibenden Eisschollen sprangen, und zum Theil glücklich sich retteten, floh die größte Menge in die Ebene zurück und den Russen entgegen, so daß es um den gestürzten Wagen frei und leer wuede. Ungefähr fünfzig Tapfere sammelten sich bei dem Major, und schleppten den Grafen mit seiner Gattin an die Trümmer der Beücke. Sucy schlug voe, einen Floß aus diesen Trümmern zu machen und schnell ging man an's Week. Generale, Obeesten, gemeine Soldaten schleppten Bretter, Stricke, Räder und Lavetten herbei. Die wenigen bewaffneten bildeten eine Art von Vorwache gegen die Russen. Die junge Gräfin saß neben ihrem am Geist ganz verloenen Mann; ihre schwachen Hände konnten hier nicht helfen, und immee nähee drang der wilde Hurrahruf der Russen. — Da wae endlich der Floß fertig, von vierzig Mann in die Fluth geschleudert, und in einem Augendlick von Mensch-n bedeckt. Der Major, Julien und ihren Gemahl bei der Hand haltend, erbebend vor Zorn, eief den Leuten zu: „Ungeheuer! ich gab euch den Rettungsgedanken; — ich bin euer Retter, und ihr wollt mich nicht aufnehmen?"

Dumpfes Gestümmel war die Antwort, und die Leute am Rande des Flosses suchten damit in den Stiom zu treiben. Da scheie dee Grenadier mit einem fürchterlichen Fluche: „Ich stüeze euch Alle ins Wasser, ihr Hunde, wenn ihr nicht den Major und seine Begleiter aufnehmt!" Er drohte mit dem Säbel, verhinderte die Abfahrt, und ließ die Leute enger zusammenrücken. Hie und da stürzte Einer ins Wasser, nur ein Lieutenant wae der Einzige, der es versuchte, dem Grenadier ein gleiches Loos zu bereiten. Dee Soldat kam jedoch der feindseligen Bewegung des Offiziers zuvor, packte ihn bei dem Kragen und warf ihn ins Wasser. „Trinke Dich jetzt satt, Du boshafter Enteeich!" schrie ee: „Zwei Plätze sind leer: Herein Majoe mit Deinem jungen Weibchen! Laß den olten Seehund zurück; es ist doch bis moegen mit ihm zu Ende."

„Geschwind! geschwind!" schrien hundeet wüthende Stimmen, und der Grenadier fuhr dringend fort: „Ohne Verzug, Majer. Die Bursche werden knurrig, und haben nicht Unrecht. Herein zu uns!"

Bei dem Grafen schien die Besinnung plötzlich wieder zu kehren. Er sprang auf, waef den Mantel weg, und stand in seiner Generalsuniform da., „Der Graf mußte gerettet werden!" sagte Philipp mit finsterer Kürze, und Julie drückte die Hand des theuren Freundes, umarmte ihn heftig, und schluchzte: „Lebe wohl!" — Die Liebenden hatten sich verstanden. Der Graf sprang auf den Floß: Julie folgte ihm, und schenkte dem Freunde noch einen Blick. Der Grenadier eief darauf.: „Wollen Sie meinen Platz, Majer? ich habe weder Frau, noch Kind, noch Eltern; befehlen Sie, und ich springe ins Wasser."

„Ich vertraue Dir diese an!" antwortete der Major, auf den Grafen und seine Julie zeigend, und dee getreue Soldat versetzte: „Schon recht! sie sollen mein Augapfel seyn."

Da wuede der Floß mit solcher Gewalt gegen das jenseitige Ufer getrieben, daß dee schreckliche Stoß das gebrechliche Fahrzeug zu zerschmettern drohte. Der Graf stand an dessen Rande, und stürzte in den Strom; in demselben Augenblicke trennte eine schaefe Eisscholle sein Haupt vom Rumpfe. „Major!" schrie noch einmal dee Grenadier. — „Lebe wohl!" schrie noch einmal Juliens Stimme.

Sucy fiel vor Schreecken und Müdigkeit erschöpft zusammen, ward von den heebeieilenden Russen gefangen, und nach den Steppen Sibieiens geschleppt.

Nach mehreren Jaheen des Leidens betrat ee wieder den französischen Boden, suchte seine Julie auf, und fand sie — in Wahnsinn veeloren. Bis an ihr Ende war das einzige Wort, das sie sprach: „Lebe wohl!"

Luther's Nachkommen.

In den Altonaer Adreßkomtoir-Nachrichten, vom 5. Novembee, findet sich eine Anzeige, überschrieben: „Luther's Waisen." Es sind hiermit Nachkommen Luther's gemeint, deeen Vatee, Joseph Kart Luther, geboren zu Erfurt den 11. November 1792, in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurückgekehrt war, und mit seiner Familie in der bittersten Armuth in Böhmen lebte. Seine Kinder fand man in der angerauchten Stube der elterlichen Wohnung wie in einem Nest zusammengepferchk. Die Auffindung dieser Nachkommen Luther's verdankt man den Nachforschungen des menschenfreundlichen Vorstehers des, zu Luther's Eheengedächtniß in den Mauern des alten Augustinerklosters in Erfurt errichteten Martinsstiftes, Rheinthaler, dessen Lieblingsgedanke es wae, daß ein armer Sprößling Luther's hiee ebenfalls Ruhe finden, hier auch seine Lust an Gottes Wort haben, und die alten Klostermauern, gleich seinem Ahn, nur mit dem Zweck verlassen sollte, als berufener Diener Christi das Evangelium zu verkündigen. So kam bereits am 6. Mai 1830, 325 Jahre nach seinem geoßen Ahnherrn, das älteste jener Kinder, Anton, geboren im Januar 1821, nach dem ehemaligen Augustinerkloster in Erfurt. Unter dee liebevollen Pflege des würdigen Vorstehers und seiner Familie ist er in den seitdem verflossenen 5 Jahren an Körper und Seele erstarkt und vorwärts geschritten, und nachdem er in Gotteswort und Luthers Lehre gründlich unterrichtet worden, konnte er vorige Ostern auf den evangelischen Glauben eingesegnet werden. Da ee aber durchaus keine Fähigkeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung, wohl aber eine seltene Geschicklichkeit in den Händen hat, so erlernt ee seit Johannis das Tischlerhandwerk, und zwae mit großee Lust. Inzwischen wieen nach dem Tode des Vaters, welcher den 26. Oktober 1834 erfolgte, auf Bitten der Mutter, die jener im größten Elende zurückgelassen, auch die vier Geschwistee Antons, die Zwillinge Maria und Anna, geboren 1819, Johannes Luther geboren 1826, und Thereße geboren 1831, in das Martinsstift aufgenommen worden. Der Vorsteher Rheinthaler vertraute dabei auf Gottes Hülfe und die christliche brüdeeliche Liebe seiner Landsleute. Die beiden ältesten dieser Waisen, Maeia und Anna, welche bei ihrer Ankunft im Stift im voeigen Jahre kaum lesen, und noch gar nicht schreiben konnten, werden zum dienenden Stande erzogen. Dagegen zeigt dee jüngere Brudee Johannes mehe Anlagen, und wied es wohl zum Studiren bringen können. Das jüngste Kind Thereße ist für den Schulunterricht noch zu jung. Als eines interessanten Umstandes wird noch der Aehnlichkeit erwähnt, welche diese im 9ten Gliede von Luther abstammenden Kinder mit den Bildnissen desselben von Cranach haben sollen, so daß besonders das

Digitized by Google

Gesicht Antons in dieser Hinsicht als auffallende Merkwürdigkeit von Kennern bewundert werden sey. Zu diesem lebendigen Denkmale Luther's sind bis jetzt nur aus Frankfurt a. M. und Leipzig einige wenige Beiträge eingegangen.

Die Cholera in Bayern und ihr Feind.

Aus Asien kam eine häßliche Maid
In die nahen und ferneren Länder;
Sie nahm, mit großer Verwegenheit,
Sich menschliche Leiber als Pfänder.
Ihr Athem war Gift, der Schrecken ihr Gruß,
Nachfolgte der Tod ihr auf dem Fuß.

Sie kam nach Rußland, sie kam nach Wien,
That Ungarn und Polen bekriegen;
Sie würgte in Frankreich; sie war in Berlin,
In Welschland; sogar auf dem Splügen.
D'rauf klopfte zuletzt auch in Bayern sie an,
Da aber hat man ihr's angethan.

Der König sprach: „Kinder fürchtet euch nicht;
Seyd nicht, wie wohl And're, gefräßig,
Unreinlich und hitzig; trinkt Branntewein nicht;
Seyd nüchtern, heiter und mäßig;
Eßt Suppen und trinkt gut bayrisches Bier,
Und betet zu Gott: Er bewahrt euch vor ihr!"

Das thaten die Bayern, und alsobald fuhr
In die Cholera panischer Schrecken,
Zufrieden mit wenigen Opfern nur,
War sie nirgends mehr rings zu entdecken,
Denn sie fürchtet nichts ärger als Reinlichkeit,
Gebet, Gemüthsruh' und Mäßigkeit.

D'rum lebe der König, der weise erkannt,
Wodurch ihre Mordlust zu tödten;
Der Aerzte der Feindin entgegengesandt,
Und Hülfe, fast eh' sie vonnöthen.
Hoch lebe der König, ihr tödlichster Feind,
Des Volkes Erretter und redlichster Freund!!

Das Theater in Mexiko.

(Aus dem Schreiben eines Reisenden.)

Der Abend des heutigen Tages führte uns in der Stadt Mexiko in das Theater. Das Gebäude, am Portalito del Coliseo gelegen, an der Ecke zweier sich kreuzenden Straßen, ist weitläufig, und erscheint von aussen groß. Die Wohnungen der Schauspieler und mehrere Wein- und Kaffeehäuser befinden sich in ihm. Man gab die Oper: Moise en Egitto. Die Sänger, sämmtlich Italiener, waren recht brav, und führten ihre Rollen mit Präcision aus. Die Maschinerie ist schlecht. Der Schwärmer, welcher den, den Osiris erschlagenden Blitz darstellen sollte, war so übel geworfen, daß der Mann erst auf ihn zulaufen mußte, um getroffen zu werden. Die Dekorationen und Costüme waren reich und treu, das Orchester gut besetzt und lobenswerth. Das Gouvernement unterstützt die Oper jährlich mit 20,000 Pesos (Dollars). Das Haus war nicht zum achten Theile gefüllt. Die Damen erschienen im höchsten Putze, die meisten ohne Hüte, nur mit Blumen, Federn, Perlen ꝛc. und den ungeheuern modischen Kämmen in den Haaren. Auffallend war das Rauchen beider Geschlechter im Theater, hie und da selbst während der Akte. Besonders eigenthümlich nahmen sich die Damen aus, mit dem Segarro in der einen und dem graziös bewegten Fächer in der andern Hand, gemüthlich kleine bläuliche Dampfwolken von sich blasend. Später sah ich noch die Oper Cenerentola, das Aschenbrödl, ebenfalls, wie alle Opern hier, Italienisch. Die Ausführung war lobenswerth. Eine Spanische Comödie: El sorbo en la posada, der Taube im Wirthshause, war höchst elend. Kaum dürfte eine umherziehende Schauspielertruppe auf der schlechtesten Bretterbude Europa's solche erbärmliche Darstellungen geben.

Theater.

Ueber Kunst und Kunstleistungen auf der Münchener Hofbühne.

(Eingesandt.)

München, im Nov. 1836.

Ein anonymer junger Referent im „Münchener Tagblatte" und ihm nachbetend, oder vielmehr einer dem andern nachbetend, im „Museum für die elegante Welt", bekritteln die hiesige Hofbühne.

Wenn das Urtheil unpartheiisch, und wie es im vorliegenden Falle seyn muß, blos rein aus dem Gebiete der Dramaturgie, der Aesthetik ꝛc., dann von den persönlichen Leistungen des Acteurs abstrahirt sind, dann mag es immerhin gleichgültig seyn, ob ein Recensent frei oder touschirt seyn möge; d. h., ob er ohne Präjudiz oder der Adept irgend eines Verhältnisses sey. So enthielt vor Kurzem das „Museum" eine Theaterkritik über Hrn. Regisseur Hölken, die wahrhaft injuriös ist, unter Anderm bemerkend, daß Hrn. Hölken die Kritik vernichtet habe. Wenn die Kritik einiger aufgeblasener junger Spring-ins-Feld als das kunstgerechte besonnene Urtheil aller gediegenen Kunstkenner im großen Publikum, und die wohlbestallt sind, als vox populi gelten könnten, dann wollten wir lieber zu den Hottentotten auswandern, als die anmaßenden Kunsturtheile solcher prädisponirten und objective prädilecten censores artium, anhören oder huldigen zu müssen. Mögen auch die mittelmäßigsten Talente eine Rolle spielen, ad omnia sunt apta, heißt es dann, und cum eminentia kann ihnen nicht entgehen. — Daß Hr. H. sein schönes Talent, verbunden mit seiner schönen herrlichen Figur, auf der Bühne nicht entwickeln darf, darüber dürfte wohl Hr. Hofrath Küstner sich etwas erklären. Aber nicht nur Hrn. Hölken, sondern auch unserm gefeierten Hrn. Wespermann ergeht es ja seit einiger Zeit kaum besser. Nichtsdestoweniger scheiterten alle Kunstgriffe an einem hohen edlen Willen.

++++++++++

Augsburger Stadt-Theater.

An Madame Flora Rosner!

Es stieg in Dir — zu uns — des Sangs Camöne
Mit ihrem goldnen Saitenspiel hernieder,
Du fesselst durch den Zauber deiner Lieder,
Beseeligest uns durch die Macht der Töne!

Wie sich der Aar, auf kräftigem Gefieder
Zum Lichtquell aufschwingt, der in ewger Schöne
Entspringt, — daß er mit Glanz die Fluren kröne,
Aufstrebend giebst das Göttliche Du wieder.

Hab' Dank, für die uns reich verklärten Stunden,
Für die Gewährung, uns nicht zu entleiden,
Dank jenen Edlen, die für Künste glühen.

Und deren Opfer — Dich an uns gebunden.
Mild wird als Lenz der Winter bei uns weilen —
Wenn durch Dich Kränze des Gesanges blühen.

W . . . . . m.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro 50. Fünfter Jahrgang.) 1830.

Der Mann im braunen Rocke zu München.

Ein Bayerisches Volkslied von Jos. Aug. Adam.

Kennt Ihr den Mann im braunen Rocke,
Der raschen Schrittes wandelt fort,
Oft, in der Hand mit einem Stocke,
Gesehen wird bald hier, bald dort.
Der Allen sich gar freundlich zeiget,
Und dankend jedem Gruß sich neiget, —
Ihr lieben Leute, sagt mir an:
Wer ist der einfach' schlichte Mann?

Dort, wo auf eines Hügels Höhe,
Im großen Hain ein Tempel steht,
Ein Mädchen saß, — und in der Nähe
Der Mann im braunen Rocke geht.
Ein Kindlein ruht in seinem Schooße,
Es blühet frisch gleich einer Rose.
Der Mann im braunen Rocke spricht:
„Lieb' Mädchen, weile hier doch nicht!

„Rauh wehen jetzt des Herbstes Winde,
„Des Rasens Grün ist kühl und feucht;
„Du schadest Dir und diesem Kinde,
„Verkältet Euch wohl Beide leicht." —
Sie sprach: „Gern folgt' ich dem Verlangen,
Und wäre längst schon fortgegangen;
Doch schaut, das Kindlein, das hier ruht,
Es schläft so sanft, es schläft so gut."

„In Deiner Noth will ich Berather" —
Erwiedert Er — „und Beistand seyn." —
Er nimmt das Kind ihr wie ein Vater,
Und schließt's in seine Arme ein.
Das Mädchen klagt: „Ja Herr, mich freuet,
Gut, daß Euch Gott zu mir geführet." —
Die Magd steht auf. Mit mildem Blick
Giebt ihr der Mann das Kind zurück.

Er wandelt fort an seinem Stocke,
Und Jeder, der am Wege steht,
Begrüßt den Mann im braunen Rocke,
Der dankend dann vorüber geht.
Und so erscheint er alle Tage
Ein Trost des Elends und der Klage.
Ihn schaut das Volk mit Lieb' und Lust,
Ihm schlägt das Herz in jeder Brust.

Jetzt in den Tagen tiefer Trauer,
Wo hier der Todesengel würgt,
Wo bang das Herz erbebt vor Schauer,
Der Mensch sich vor dem Menschen birgt.
Da kommt Euch doch auf allen Wegen
Der Mann im braunen Rock entgegen;
Und trifft er arme Leute bloß,
Er führt sie in ein hohes Schloß.

Und kehren sie aus dessen Pforte
In neuen Kleidern dann zurück,
So jubeln sie nur Dankes Worte,
Die Thräne glänzt im heitern Blick.
Und fragt man nach dem Menschenfreunde,
Um den ihr Aug' so dankbar weinte,
So sagen sie: „Das hat der Mann
Im braunen Rock für uns gethan!"

Ich kenn' den Mann im braunen Rocke,
Ich weiß es, was er schon gethan —
O Volk von Bayern, hoch frohlocke:
Dein **König** ist der edle Mann! —
Bewundert hast du stolz die Werke,
Die Seines hohen Geistes Stärke,
Und Seine Thatkraft dir erschuf.
Die Welt durchschallt des Ruhmes Ruf.

Doch was Er nun ist in den Tagen,
Seit Schmerz und Tod mit Ihm uns eint,
Von allen Lippen hört ihr's sagen:
Ein Vater ist Er uns und Freund! —
Er liebet nur für seine Bayern,
Er bleibt bei uns mit Seinen Theuern,
Er ist mit uns in Noth und Tod,
Drum sey mit Ihm auch, guter Gott!

Die Königin Hortensia bei Napoleon's Landung von Elba.

Aus den Memoiren der Madame Parquin, geb. Eochelet.*)

Am 6. März. 1815 hatte die Königin **) den Vorsatz, Frau von Nansouty zu besuchen, die ihren Gemahl verloren hatte.

*) Die verstorbene Madame Parquin, Gemahlin des Kommandanten Parquin, der eine so traurige Rolle in der Straßburger Duodez-Revolution des jungen Ludwig Napoleon Bonaparte gespielt hat, war 20 Jahre lang Vorleserin der Herzogin von St. Leu, ehemaligen Königin von Holland. Die Memoiren, von denen die gegenwärtigen Mittheilungen ein Fragment sind, wurden einer Streitsache wegen in Paris confiscirt.

**) Die Herzogin von St. Leu wird auf ihrem Gute Arenenberg im Kanton Thurgau auch jetzt noch immer Königin genannt. Ihre Umgebungen, sowie diejenigen Fremden, die sich bei ihr einführen lassen, reden sie auch immer mit dem Majestäts-Titel an.

Digitized by Google

Wo ein Unglück sich ereignete, konnte man sicher seyn, daß Hortensia sich dafür interessire; Frau von Nansouty besaß aber auch außerdem die Liebe der Königin.

Da Frau von Nansouty in der Vorstadt Saint-Germain wohnte, so fuhren wir über den Pont Royal, als wir dem Lord Kynnaird begegneten, der zu Pferde gerade auf uns zukam. — „Sie können wohl die Neuigkeit schon", sagte er: „der Kaiser ist von der Insel Elba gelandet."

Die Königin wurde blaß wie der Tod und ließ ihren Wagen halten; ich fühlte eine so heftige Erschütterung, daß der Athem mir schwer wurde. „Wie ist das möglich?" sagte die Königin zu Lord Kynnaird; „wer hat Ihnen das gesagt? Man erzählt so viel ungereimte Dinge."

„Es ist bestimmt wahr", erwiederte der Lord; „ich komme eben vom Herzog von Orleans, der sich auf den Weg macht, um dem Grafen von Artois zu folgen, der bereits diese Nacht abgereist ist." — „O, mein Gott!" rief die Königin, „welches Unglück für den Kaiser, für Frankreich und für uns! .... Ich darf gar nicht daran denken."

„Die Maaßregeln sind sehr gut genommen; man schickt alle Truppen nach dieser Seite. Der Kaiser, sagt man, hat wenig Leute, und es kann also für ihn von keiner langen Dauer seyn." — „So zu sterben! Durch die Kugeln der französischen Armee! Er! — der Kaiser! Es ist abscheulich!" rief die Königin mit großer Bewegung; „er hat eine solche Unklugheit gar nicht begehen können — man ist schlecht unterrichtet." — „Sie können von dem versichert seyn, was ich Ihnen sage, gnädige Frau. Die Quelle, aus der ich die Nachricht geschöpft habe, ist sicher; man ist in der größten Bewegung bei Hofe, und man wird die strengsten Maaßregeln gegen die Anhänger Napoleon's nehmen."

„Glauben Sie, daß meine Kinder in einiger Gefahr sind?" — „Ich kann Ihnen nicht dafür stehen, daß man sie nicht als Geiseln ergreift — es wäre wenigstens eine ganz natürliche Maaßregel. . . ." — „Mein Gott, in welche Lage hab ich sie gebracht!" rief sie, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Dann, ihre lebhafte Bewegung unterdrückend, sagte sie: „Nein, das französische Volk wird es nicht zugeben, daß man ihnen etwas Böses zufüge." — „Das Volk", sagte Kynnaird, „wird schrecklich werden, und besonders für uns Engländer; denn man darf sich nicht täuschen, es ist dem Kaiserreich anhänglich geblieben und könnte uns leicht in Masse sich vom Halse schaffen wollen." — „O, glauben Sie das nicht, es ist nicht mehr das Volk von 1793; aber wenn Sie die geringste Unruhe für Ihre Frau und Kinder haben, so biete ich Ihnen mein Haus als Zufluchtsort an — ich habe nichts vom Volke zu fürchten. So schnell will ich nach Hause zurückkehren, um über die Sicherheit meiner Kinder zu wachen."

Sie verabschiedete den Lord Kynnaird und gab Befehl, augenblicklich nach der Straße Cerutti zurückzufahren. Auf dem Wege sagte mir die Königin: „Ich kann noch immer nicht glauben, daß der Kaiser einen so gefährlichen Versuch macht. — Ein Gedanke kommt mir eben; ich wette, ich irre mich nicht. Das Ganze ist eine Idee des Herrn von Labédoyère, ganz gewiß, besinne Dich, wie erbittert er war! Er glaubt, es wird ihm gelingen, die Regierung zu verändern. — Er wird seinem Regimente befohlen haben, die dreifarbige Kokarde aufzustecken, und um seine Unternehmung zu erleichtern, verbreitet er das Gerücht, daß der Kaiser gelandet sey und zu ihm stoße. Auf diese Weise nur kann ich mir die Neuigkeit erklären, die man uns eben mitgetheilt hat; der Kaiser ist zu klug, um nach Frankreich zurückzukehren; wenn er weiß, wie erbittert seine Feinde sind; er hatte nur nöthig, die Zeitungen zu lesen, um davon überzeugt zu werden." — „Sie werden dennoch großen Verdacht erregen, gnädige Frau; Herr von Labédoyère kam täglich zu ihnen, und man wird sagen, daß Sie es sind, die ihn zu dieser Empörung verleitet hat." — „Man würde mich wenig kennen, wenn man dieses voraussetzt, aber es ist sicher, daß man es sagen wird; ich bin sehr verlegen und weiß nicht, was ich thun soll. Doch meine erste Sorge ist, meine Kinder außer aller Gefahr zu bringen. Sie müssen mein Haus verlassen."

„Sie erinnern sich, gnädige Frau, daß Ihnen schon bei einer früheren Gelegenheit, wo weniger gegründete Besorgniß, als die jetzigen Umstände einflößen, vorhanden war, eine meiner früheren Gefährtinnen, Mad. R. vorgeschlagen hat, Ihre Kinder nach dem Hause ihrer Mutter auf dem Lande zu bringen. — Wollen Sie, daß ich mich mit dem Orte bekannt mache und Alles vorbereite, um sie zu empfangen?"

„Ja! thun Sie es augenblicklich, und diesen Abend, mit dem Eintritte der Nacht, sollen sie Beide, begleitet von der Amme und dem Kammerdiener, zum Hause hinaus durch die Gartenpforte gehen; sie sollen diese Nacht nicht mehr in meinem Hause schlafen. — Kein Mensch soll wissen, wo sie verborgen sind, Niemand soll unter irgend einem Vorwande dahin gehen, bis der Augenblick der Gefahr vorüber ist. — Wenn ich einmal ihretwegen beruhigt bin, so habe ich Muth für Alles was mich betrifft."

Als die Königin mit mir darin übereingekommen war, schwankte sie nur noch darüber, was sie diesen Abend thun sollte. Es war gerade Montag, der Tag, den sie gewählt, um größere Gesellschaft zu empfangen. Frau von Laval und Lady Oleston waren diesen Tag mit Garat eingeladen, den sie singen hören wollten. Allen Leuten absagen lassen und die Thüren verschließen, hätte den Verdacht erregen können, als nähme man bei der Königin Maßregeln, die in Verbindung mit der Neuigkeit des Tages ständen, und das hieß, der Bosheit freies Spiel gegeben; auf der anderen Seite aber, Gesellschaft empfangen, Musik machen, wenn die Franzosen sich vielleicht unter einander todtschlagen, wenn die Seele aufs höchste bewegt ist, unerträglich! unmöglich!

Die Vernunft siegt. „Es wird mir weh thun," sagte sie, „unter den Unruhen ohne Zahl, die mich bedrängen, mich mit Anderen zu beschäftigen, aber es ist besser, daß ich mich zeige, da ich nichts zu verbergen habe. Dadurch werde ich Muthmaßungen ausweichen, die unter solchen Umständen gefährlich werden könnten. Ich werde mir einigen Zwang anthun; überdieß, wenn man die Nachricht kennt, wird man es ganz natürlich finden, daß ich traurig bin, und wenn man nichts weiß, werde auch ich schweigen."

Als die Nacht herangekommen war, ging ich zu den Prinzen und brachte sie zu Fuße durch den Garten. Die Amme des Jüngsten, die immer bei ihm war, nahm ein Päckchen Sachen und folgte uns. Der Kammerdiener holte einen Lohnkutscher, der uns ziemlich weit vom Hause erwartete.

„Wo führst du uns denn hin? fragte mich der Prinz Napoleon, „warum müssen wir uns verbergen? Sollte Gefahr vorhanden seyn? und bleibt die Mutter ihr ausgesetzt?" — „Nein, mein Prinz, Sie allein waren in Gefahr; sie hat nichts zu fürchten." — „Desto besser," sagte das liebe Kind, so gebildet, so vorgeschritten für sein Alter, daß ich mich oft selbst dabei betraf, mit ihm wie mit einer erwachsenen Person zu reden. Die Königin hatte gewünscht, daß man mit ihren Kindern nicht von der Ausschiffung ihres Oheims spreche. Ohne zu wissen, wohin sie gingen, noch warum sie in der Nacht fort mußten, ließen sie sich also führen.

Als ich zur Königin zurückkam, hatte sie schon Gesellschaft; ihr Gesicht wandte sich augenblicklich zu mir. Aus dem Zeichen, das ich ihr gab, konnte sie abnehmen, daß Alles ohne Hinderniß abgelaufen sey, und ich sah es ihrem Gesichte an, daß ich ihr einen großen Stein vom Herzen gewälzt hatte. Jetzt wurde ich die gute Dame Laval gewahr und setzte mich zu ihr. Ihr ver-

Digitized by Google

störtes Gesicht ließ mich wohl errathen, daß sie die Nachricht kannte, aber es wurde den ganzen Abend kein Wort davon gesprochen. Man hörte stillschweigend Garat und Mlle. Dellieux singen.

Der Saal füllte sich indessen doch mehr als sonst; mehrere Personen zischelten ganz leise. Der Obrist La Grange war der Einzige, der mir sagte: „Kennt die Königin die Nachricht, die sich heute verbreitet hat?" — „Nein," sagte ich ihm, „es ist auch unnöthig, ihr den Schreck zu machen, da das Gerücht so unwahrscheinlich ist."

Frau von Turpin war auch ein Gast an dem Abend, und ich habe ihr niemals ihr Betragen bei dieser Gelegenheit verzeihen können. Sie, deren Gemahl Kammerherr bei der Kaiserin Josephine gewesen war, und für dessen Glück sich die Königin so sehr verwendet hatte, wie durfte sie ihre lügenhafte Stimme erheben, und ganz Paris erzählen, welche Freude man in dieser Gesellschaft bei der Nachricht der Ausschiffung des Kaisers gehabt habe! Man hätte, sagte sie, Verse auf diese Veranlassung abgesungen, und man ging selbst soweit, Herrn Etienne als den Verfasser zu nennen! Merken Sie dabei, daß Herr Etienne gar nicht da war, daß er niemals zu uns kam, und daß Keiner auch nur den Mund geöffnet hatte, um die Neuigkeiten des Tages zu berühren. Aber der Geist der Parteisucht bekümmert sich nicht um die Wahrheit!

Diese junge Frau von Turpin erzählte Madame D'Arjuzon, die es mir wiederholte, Alles, was ich von den Unterhaltungen und Gesängen unserer Gesellschaft eben sagte. Oder sie trug durch dergleichen Plaudereien dazu bei, den Gerüchten von Verschwörungen, die uns lange schon zu Ohren gekommen waren, eine große Wahrscheinlichkeit zu geben. Madame D'Arjuzon fragte sie: „Aber waren Sie denn den Abend nicht dort? Haben Sie die Verse nicht singen hören?" — „Nein, ich habe nichts gehört", erwiderte die unschuldige Agnes, „aber sie sind wahrscheinlich nach meinem Weggehen gesungen geworden, denn ich habe mich sehr früh zurückgezogen." Urtheilen Sie nach diesem Vorgange von der Wahrheit der Erzählungen aus den Salons. Gewiß ist es, daß die Erbitterung gegen die Königin keine Gränzen mehr kannte, und wie sie auch gehandelt haben würde, sie würde immer Unrecht in den Augen Derjenigen gehabt haben, die gegen sie waren.

Indessen wurden die Nachrichten, welche die Regierung über die Landung des Kaisers erhalten hatte, allgemein bekannt, und es herrschte nun kein Zweifel mehr über die Wiedererscheinung des Kaisers in Frankreich. Nachdem der erste Schrecken vorüber war, erfuhr man, daß er nur 5 oder 600 Mann bei sich habe, und Hoffnung strahlte von allen Bourbonischen Gesichtern. „Er wird wie ein wildes Thier behandelt werden" (das war damals der Mode-Ausdruck), „man wird gegen ihn marschiren, wie der öffentliche Aufruf es befiehlt." — „Ja, es ist wirklich sehr gelegen, daß dieser Tyrann seine Insel verlassen hat, wo er uns schon lange genirt, um sich in unsern Gebirgen wie in einer Mausefalle fangen zu lassen." So sprach man in einem gewissen Stadttheile. Diejenigen, die dem Kaiserreiche gedient und eine Art von Schüchternheit noch hatten, sagten: „Es ist doch im Grunde furchtbar für einen Mann, der eine so große Rolle gespielt, so schrecklich zu enden. Denn von dem ersten besten Bauern, der ihn trifft, ermordet zu werden, das ist das Schicksal, das Seiner wartet."

Die Königin sprach gar nicht, sie verbarg in ihrem Herzen alle Angst und Bewegung, die sie fühlte. Nur eines Tages sagte sie: „Es ist nicht allein das Schicksal des Kaisers, was mich so beunruhigt. Er ist nicht der Mann, der sich bloß dem Zufalle überläßt, ohne vorher alle Ereignisse berechnet zu haben. Da das Ganze kein von Herrn v. Labédoyère ersonnener Plan ist, so muß ich glauben, daß der Kaiser Frankreich besser als wir beurtheilen kann. Ich zweifle nicht, daß viele Regimenter sich zu ihm schlagen werden. Er wird also nicht, wie man sagt, allein und verlassen seyn. Aber von ihrer Seite werden die Bourbons auch ihre Vertheidiger behalten, und ich sehe einen nicht zu beendenden Krieg! Dies ist ein fürchterlicher Gedanke: die Franzosen schlagen sich unter einander; ich kann nicht daran denken, ohne zu schaudern."

Am 8. März verlor die Königin ihren Prozeß gegen ihren Gemahl; aber wer mochte an eine Privat-Angelegenheit denken, während die Ereignisse so ernsthaft waren? Sie ertrug auch diesen Schlag viel leichter, als sie es einige Tage vorher gethan haben würde.

Die Marschallin Ney machte einen Besuch bei der Königin, als wir gerade nur zwei oder drei Personen um den Theetisch saßen. Die arme Marschallin war ganz verstört. „Ach, gnädige Frau, was ist diese Landung für ein Unglück," sagte sie zur Königin; „wir waren so ruhig! Mein Gemahl geht diesen Abend nach Besançon; er zieht die Truppen zusammen, um gegen den Kaiser zu marschiren." — Die Königin antwortete nicht. — „Aber welch ein toller Gedanke ist dem Kaiser beigekommen? fuhr die Marschallin fort; „sehr bald wird er das Opfer desselben seyn. Wer wird sich mit ihm vereinigen? Niemand. Jedermann ist von den Eiden gegen ihn entbunden und hat sie Anderen geleistet." Die Königin, einigermaßen durch die wegwerfende Art und Weise mit welcher die Marschallin ihre Gedanken aussprach, verletzt, erwiederte kalt: „Es ist gar kein Zweifel, daß sehr viele Menschen gegen den Kaiser sind; wer wird aber auch glauben, daß nicht Ein Franzose zu ihm übergehen werde? . . . . Seine Rückkehr ist freilich ein großes Unglück, das ich eben so, wie Du, beklagen muß, ohne indessen Deine Ueberzeugung zu theilen, daß der Kaiser ganz verlassen seyn dürfte. Meine Meinung ist, daß wir einen Bürgerkrieg haben werden, und das ist ein trauriger Gedanke."

Einen Bürgerkrieg rief die Marschallin erstaunt. „Ah, Sie kennen Frankreich sehr wenig! Es will keiner mehr etwas vom Kaiser wissen, und mein Mann, der den Stand der Dinge besser als wir beurtheilen kann, bedauert die traurige Lage, die sich der Kaiser bereitet. Er wird keinen Menschen auf seiner Seite haben."

„Dein Mann beurtheilt die Sache nach seinen Gefühlen, aber nicht nach denen der ganzen Armee. Er wird keinen Menschen glauben machen, daß sich nicht ein Regiment finden werde, das sich seines alten Generals erinnere und Anstand nehmen werde, auf ihn zu feuern."

Während sie so sprach, dachte die Königin nicht allein an Herrn von Labédoyère, sondern auch an die Offiziere, denen wir in den Gebirgen von Jaden begegnet waren und die gerade einen Theil des Armee-Corps des Marschalls Ney ausmachen sollten. Nach dem, was vorgefallen war, konnte man wohl kaum in Zweifel über das seyn, was sie thun würden.

Die Marschallin war von der Bestimmtheit, mit der die Königin behauptete, daß man nicht auf den Kaiser schießen würde, überrascht. „Mein Gott," sagte sie, „erinnern Sie sich doch, welche Angst wir bey all' den fürchterlichen Kriegen ausgestanden haben. Ich habe Sie, als endlich der Friede zu Stande kam, eben so glücklich gesehen, als ich selbst es war."

„Ich spreche Dir meine Meinung, aber nicht meine Gefühle aus. Ich bedauere mit Dir die Zurückkunft des Kaisers, und ich würde Alles in der Welt darum geben, wenn sie nicht erfolgt wäre, denn von allen Seiten betrachtet, sehe ich nur Unglück für ihn und für die ganze Welt daraus entstehen. Aber wenn Du mir versichern willst, daß der Kaiser von den Franzosen mißhandelt werden, daß nicht ein einziger Mensch seine Sache vertheidigen wird . . . so sage ich Dir, daß es unmöglich ist — daß Du dabei den Mann vergissest, von dem Du

Digitized by Google

sprichst, und auch die Nation, für die er so viel gethan hat. Da aber sehr viel Militärs wie Dein Mann denken werden, so werden wir einen Bürgerkrieg haben, und es ist uns wohl erlaubt, darüber zu seufzen, denn nichts ist gräßlicher.“

Die arme Marschallin hatte Thränen in den Augen, war ganz außer sich und schien alles Unglück, das sie treffen sollte, vorher zu sehen. Zwei Tage nach der Abreise ihres Mannes ging sie nach den Tuillerieen und kam nachher zur Königin. Niemals war Jemand wie sie empfangen worden. Man war zärtlich gegen sie gewesen, hatte ihr geschmeichelt. Ihr Gemahl wird unser Retter seyn, sagte man ihr, und man wiederholte ihr die Versprechungen, die er dem Könige gemacht. Er wird seine Schuldigkeit thun, hatte die Marschallin erwiedert. Aber daß er den Kaiser in einem eisernen Käfig zubringen würde, hatte der Marschall Ney niemals gesagt. Dieß war eine Verläumdung.

Die Bewegung war so groß bei Hofe und in der Stadt, daß Jeder für sich in Sorgen war und Niemand einen vernünftigen Rath zu geben vermochte. Die Königin fühlte die Gefahr ihrer Stellung und ergab sich ihrem Schicksal, wie Jemand, der im Voraus auf jeden Schlag der ihn treffen kann, gefaßt ist. Sie sagte mir: „Von allen Seiten sehe ich für mich nur Leiden, und ich werde kein Mittel finden, ihnen zu entfliehen, es bleibt mir also nichts, als mich mit Muth zu waffnen, und das thue ich auch.“

Die Nachricht, daß der Oberst Labédoyere, der zu Chambéry in Garnison gelegen hatte, und nach Grenoble beordert worden war, anstatt gegen den Kaiser zu marschiren, sich mit ihm vereinigt und mit der ganzen Besatzung zu ihm gestoßen sey, traf bald darauf ein. Die Thore der Stadt hatten sich dem Kaiser geöffnet, der unter den lautesten Freudenbezeugungen eingezogen war. (Schluß folgt.)

Gewitterschaden und wunderbare Rettung.

Die großherzogl. hessische Zeitung berichtet aus Erbach, im Odenwalde, vom 1. Dec.: „Gestern Abend um 6 Uhr entlud sich an der südlichen Gränze des Odenwaldes, gegen den Neckar hin, ein heftiges Gewitter. — In den Gemeinden Hebstahl und Untersensbach zerstörte der von den Bergen so mächtig herabstürzende Wasserstrom, daß er Steinblöcke von mehreren hundert Centnern eine weite Strecke fortführte, drei Brücken, die Wege, einige Oekonomiegebäude, einen Theil der Wintersaat und der Wiesen. — In Gamelsbach schwemmten die von der Höhe der alten Bergenine Freienstein herabtosenden Wasser ein durch Nachbarhülfe und mit erborgtem Gelde neu aufgebautes, einsam stehendes Haus des Taglöhners Adam Johe ganz hinweg. Als der arme Mann und seine hochbetagte Mutter in dunkler Nacht heimkehrten wollten, war ihr Obdach mit ihrer ganzen Habe verschwunden. — Die Ehefrau des Johe, die aus dem Fenster um Hülfe rief, wurde von den wilden Fluthen ergriffen und aus dem in Trümmer gehenden Hause geflößet; ihre beiden Kinder, das eine drei Jahre alt, das andere ein Säugling, blieben unter den Trümmern zurück. Muthig kämpfte die Mutter in finsterer Nacht, gegen 1 Stunde, mit den Wellen um ihr Leben, bis sie sich an dem Wehr der Seifertischen Oelmühle anklammerte und ihr Hülferuf den Mühlburschen herbeizog, der sie mit zwei andern braven Männern rettete.

Hoffnungslos schienen die Kinder verloren. Doch da, wo Mutterliebe verzagt, wo Menschen nicht mehr helfen können, schützt und rettet die unendliche Liebe des Höchsten und seine allmächtige Vorsehung. Unversehrt trug das tobende Element das ältere Kind aus dem scheiternden Hause 400 Schritte weit auf eine erhöhte sichere Rasenstelle. Hier hörte der Knabe des Wilhelm Weber die ersterbenden Klagetöne des Verlassenen; Weber mit Johannes Glaser und Jakob Meckes werfen sich ins Wasser und das Kind war gerettet. — Mit dem Säugling der Johe stürzte sich die Katharina Helm durch die berstenden Wände des sinkenden Hauses, ihr geringes Eigenthum, selbst die nöthigen Bedürfnisse für ihre demnächstige Niederkunft, der Fluth preisgebend. Der Strudelentriß ihren Armen das anvertraute Leben; sie wagte wiederholt in der Finsterniß das ihrige — und glücklich war die Rettung vollbracht. — Beide Weiber sind hart beschädigt.

Anekdoten.

Als Anno 1814 Truppen der Verbündeten in G. einrückten, erhielt der General v. L. sein Quartier im Haus des Superintendenten M. Der General nannte seinen Wirth kurzweg Pastor. Dieser sagte ärgerlich: „Sie könnten mich wohl als den tituliren, der ich bin — General-Superintendent. Ich bin ebenso General über die Prediger, wie Sie über die Soldaten.“ — Der General replizirte lächelnd: „Je nun, so werd' ich Sie Collega nennen.“

Der Prediger L. wurde zur geizigen Mad. N. gerufen. Sie klagte ihm über ihre Kränklichkeit, namentlich über ihr Augenübel, daß sie jeden Gegenstand doppelt sähe. — D. Pr.: „Zählen Sie Ihr Geld, das wird Sie trösten.“ (Fürwahr ein sarkastischer Rath.)

Der Froschmensch.

Am 18. Nov. starb zu dem an die Stadt Bunzlau gränzenden Orte Tillendorf August Holstein, welcher wegen der höchst merkwürdigen Mißbildung seines Körpers allgemein der „Froschmensch“ genannt wurde. Derselbe war im Jahr 1805 von gesunden Eltern gezeugt, und, körperlich vollkommen ausgebildet, geboren worden. In frühester Jugend jedoch erhielt sein Körper, wahrscheinlich in Folge vernachlässigter englischer Krankheit, eine Verkrüppelung, welche wohl noch nie in derselben Gestalt vorgekommen seyn mag. Der ganze Körper dieses Unglücklichen — dem man ansehnliche Summen geboten, wenn er sich im Lande herumführen und für Geld sehen lassen wollte, was er jedoch entschieden ablehnte — maß nur 30 Zoll. Kopf und Genitalien allein waren wie bei einem Erwachsenen ausgebildet. Die sämtlichen übrigen Gliedmaßen dagegen und der Leib waren theils völlig verkrüppelt und unbeweglich, theils im verjüngten Maaßstabe, wie bei einem zweijährigen Kinde. Die Händchen waren mit der innern, flachen Seite nach Außen gekehrt; die nur wenige Zoll langen Arme lagen, einen spitzen Winkel bildend, nach oben gekehrt, so daß sich die Hände neben dem Kopf befanden. Wegen der Unbeweglichkeit seiner Gelenke mußten ihm alle Speisen, gleich einem Kinde, gereicht werden. Nur Flüssigkeiten war er im Stande, ohne weitere Beihülfe zu sich zu nehmen, indem eine damit angefüllte Flasche auf seine etwas hohe Brust dergestalt gelegt wurde, daß er die Mündung derselben in den Mund nehmen konnte. Seine Kau und Verdauungswerkzeuge waren in völlig normalem Zustande. Essen und Trinken so wie die Tabakspfeife, die er mit seinen vollständigen und gesunden Zähnen hielt; schmeckten ihm trefflich. Seine Füße waren in demselben verjüngten und verkrüppelten Maaßstabe, wie die oberen Gliedmaßen. Die Stellung derselben war unbeweglich, wie die eines schwimmenden Frosches, welcher eben die Schenkel aufwärts zum Körper zieht. Aus diesem Grunde auch mag er wohl die Benennung „Froschmensch“ erhalten haben. In dem hier bezeichneten Zustande lag er, von frühester Kindheit an bis zu seinem an einer Lungenentzündung erfolgten Tode, auf einem 1½ Ellen langen und ½ Elle breiten Brette, ohne weitere Bekleidung, bloß mit Decken überlegt. Auf diesem Brette, das er nie verließ, weil ihm jede Berührung Schmerzen verursachte, ließ er sich bei gutem Wetter aufs Feld tragen, wo er die Bestellung seiner Aecker mit kräftiger Baßstimme anordnete; bei ungünstiger Witterung aber lag er auf dem Fensterbrette, und beobachtete, was auf der Straße vorging. Er besaß gesunden Menschenverstand, urtheilte richtig, brachte wohl gar witzige Einfälle zum Vorschein, und spielte sehr gern und gut das Damenbrettspiel. Zu diesem Ende ließ er sich ein Stäbchen in den Mund stecken, und stieß mittelst desselben die Steine von Feld zu Feld. Kam es zum Schlagen, so bat er seinen Gegner, dieß statt seiner zu thun, weil er, den Kopf ausgenommen, keines seiner Glieder gebrauchen konnte. Sein Gemüth war heiter, und er schien seinen traurigen Zustand gar nicht zu fühlen; ja, er starb, wie es heißt, sehr ungern. Schade nur, daß er bei all seinen geistigen Fähigkeiten gar keinen Unterricht erhalten hat, und daß sein Körper der Erde, und nicht einem anatomischen Museum übergeben worden ist; hierzu waren jedoch seine Angehörigen nicht zu bewegen.

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine
Beilage der Augsburger Abendzeitung
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nro 51. Fünfter Jahrgang.) 1836.

Die Königin Hortensia bei Napoleon's Landung von Elba.

(Schluß.)

Der Obrist Labédoyère, als der Erste, der das Beispiel der Abtrünnigkeit gab, gehörte zu der vertrauten Gesellschaft der Königin. Kein Zweifel herrschte also darüber, daß alles das vorher verabredet gewesen und durch die Verschworenen ausgeführt worden sey, von denen man sie umgeben glaubte. Die in ihrer Eigenliebe gekränkte Partei, für die kein Schmeichelstreich geschehen war, nahm überdies mit großer Begierde zu dieser Auslegung ihre Zuflucht. Aber um der Verschwörung mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, mußte man die Verschworenen festnehmen, und damit beschäftigte man sich jetzt.

Graf Pozzo di Borgo, der die Seele und der Rathgeber der Bourbonen war, war zu klug, um nicht einzusehen, daß man den Kaiser Napoleon in Wien angreifen müsse, indem man dort gegen ihn alle Kräfte des Kongresses vereinigte, der, einmal aufgelöst, nicht leicht wieder zusammengebracht werden konnte. Er reiste also ab, um sich zu den verbündeten Mächten zu begeben.

Nach der Abreise des Botschafters sah sich Butrakin allein mit den Interessen Rußlands beauftragt. Er erfüllte die Vollmacht der Protection, mit der er von seinem Souverain beauftragt worden war, indem er mir sagte, daß die Sicherheit der Königin in Gefahr sey, daß man sie bei Hofe beschuldige, an den jetzigen Begebenheiten Theil zu nehmen, und daß man die Frage aufgeworfen habe, ob man sie nicht gefangen nehmen solle. Als ich die Königin darauf vorbereitete, sagte sie mir: „Ich kann das nicht verhindern, sie können mit mir machen was sie wollen.“ Diese Ergebung vermehrte nur meine Angst um sie. Gewöhnlich hatte sie einen festen Willen und einen Ausweg beim Unglück; welches Mittel blieb ihr jetzt übrig, um den Gefahren zu entgehen, die sie umringten? Sie überließ sich ihnen ganz und hatte keinen Menschen an den sie sich wenden und von dem sie Rath annehmen konnte. Ich ward ganz krank darüber, denn ich fühlte meine Ohnmacht, ihr zu helfen. Traurig und herabgestimmt war ich in meinem Zimmer, als man mir eine Dame meldete, die mich dringend zu sprechen wünsche. Es war Dem. Ribou, die ich frühre bei einer Freundin meiner Mutter gesehen hatte. Daß sie seitdem die Hofmeisterin der Kinder des Herzogs von Otranto geworden war, und daß sie in dem Hotel, das dicht an das unsrige stieß, wohnte, wußte ich noch gar nicht. Als sie in mein Zimmer eintrat, schien sie sehr bewegt. Ihre Anhänglichkeit an den Herzog und seine Familie war ohne Gränzen. Sie sagte mir also ohne Vorrede, daß der Herzog von Otranto die Königin zu sehen wünsche, und daß sie mich um Gotteswillen bäte ihr zu sagen, ob Ihre Majestät bereit wäre, ihn zu empfangen.

Ich ging zur Königin hinauf, die in ihrem Kabinet allein war. „Was kann der Herzog von Otranto von mir wollen?“ sagte sie mir. „Ich liebe den Mann nicht sehr. Seine Intriguen für die Scheidung meiner Mutter haben ihn mir nicht sehr empfohlen, aber ich will ihn doch empfangen. Die Lage, in der wir uns befinden, ist zu ernst, als daß ich nicht jeden Rath den man mir in diesem Augenblick geben möchte, annehmen sollte. Sage dem Fräulein Ribou, daß der Herzog nur kommen soll.“

Fouché kam sogleich und sprach sehr lange mit der Königin. Dem. Ribou erzählte mir während der Zeit, daß sie in tödtlicher Angst schwebe, weil der Herzog in jedem Augenblicke Gefahr laufe, festgenommen zu werden, daß er sich bis jetzt nicht habe verbergen wollen, daß man aber Alles veranstalten müsse, damit er sich durch das Hotel der Königin retten könne — daß sie schon eine Leiter an die Mauer nebenan gestellt habe, und daß es nur des Schlüssels, der nach der Straße Taitbout führe, bedürfe, damit er von dieser Seite entfliehen könne, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Der Hausbofmeister der Königin hatte allein diesen Schlüssel, und es war ziemlich schwer, ihn herauszubekommen. Nachdem der Herzog fort war, ließ mich die Königin rufen und sagte, sie willige sehr gern darein, daß der Herzog auf die Art, wie er es wünsche, sich retten könne, und daß sie niemals Jemanden, der sich ihr anvertraue, eine solche Gefälligkeit abschlagen würde. „Er ist nicht sehr ruhig über die Ereignisse, die uns bevorstehen“, sagte sie; „er wollte Butrakin sprechen, es ist ihm aber nicht mehr möglich; er hat mich gebeten, ihm einige Worte für den Kaiser Alexander zustellen zu lassen; bitte ihn doch zu Dir zu kommen. In der Gegend von Lyon haben sich die Chasseurs von der Garde, an ihrer Spitze die Generale Lefevre-Desnouettes und Lallemand, empört. Man hat diese Bewegung unterdrückt, aber andere können auf anderen Punkten ausbrechen, deren man nicht Herr werden dürfte. Der Graf von Artois ist von Lyon zurückgekehrt. Er glaubt die Sache dermaßen verloren, daß er Fouché diese Nacht hat holen lassen, um ihn zu bitten, die Ruder des Staats zu ergreifen: dieser hat ihm geantwortet, daß es nicht mehr Zeit sey, daß zu viele Fehler gemacht worden, als daß sie nicht in dem Kampf gegen den Kaiser unterliegen sollten, und daß er eine solche Verantwortlichkeit nicht mehr übernehmen könne. Der Herzog erwartet nun, festgenommen zu werden. Er räth mir auch nicht in meinem Hause zu bleiben, denn durch meinen Einfluß, sagt man, seyen die Ereignisse so eingetreten. Ich muß mich darein ergeben, verkannt zu werden. Fordere meinem Hausbofmeister den Schlüssel meines Gartens ab und schicke ihn an Dem. Ribou. Fouché hat mich dermaßen mit den Chouans erschreckt, die in Paris sind, daß ich mich sehr freue, meine Kinder nicht mehr bei mir zu haben. Er sagt, man schwanke noch zwischen zweien Wegen. Ob man alle Personen, die man fürchtet, gefangen nehmen, oder ob man auf ihre Häuser eine Anzahl jener Leute los lassen soll, die, indem sie rauben und morden, diesen Verbrechen den Anschein einer Volksbewegung geben könnten.“ —

Digitized by Google

„Mein Gott, gnädige Frau, ich beschwöre Sie, bleiben Sie die Nacht nicht hier.“ — „Wo soll ich denn hin?“ — „Gehen Sie zu Ihren Kindern.“ — „O nein! Wären sie in Sicherheit, wenn man mir durch Zufall folgte? Ihre Spur ist jetzt verloren, und ich will mich dem nicht aussetzen, daß man sie vielleicht durch meine Schuld finden könnte. Ich verbiete einem jeden sich von hier dorthin zu begeben.“ — „Aber sie haben doch Freunde.“ — „Gewiß!“ sagte sie, und sie nannte mir eine Dame, die ziemlich nahe wohnte. Nachher fügte sie hinzu: „Aber wozu sich verbergen, es ist nicht möglich, daß man mir etwas anhaben will.“

„Der Herrzog von Otranto,“ bemerkte ich, ist ein kluger Mann; er weiß besser als irgend Jemand, was die Polizei, unter dem Vorwand der Sicherheit des Staats, für Maßregeln ergreifen darf. In des Himmels Namen! Setzen Sie sich nicht der Gefahr aus, ergriffen, vielleicht gar gefangen zu werden, und . . . .“ „O nein, das Volk von Paris würde es nicht zugeben. Ich habe nur einen gewaltsamen Einbruch in mein Haus zu fürchten — und wir haben dann noch Zeit, daran zu denken.“

Mehrere Heern ihrer gewöhnlichen Gesellschaft kamen zu der Königin; der Herzog von Vicenza war unter der Zahl. Er war vom Lande hereingekommen, weil er sich sicherer in Paris glaubte. Die Königin sagte ihnen Alles, was sie erfahren hatte, und bat sie, sie nicht wieder zu besuchen, weil sie zu viel Argwohn errege.

Der Herzog von Vicenza dachte über die Rückkunft des Kaisers gerade wie die Königin; er war sehr betrübt darüber und überzeugt, daß die Alliirten nicht die Verbindungen mit ihm erneuern würden, und daß nach allem bereits erlebten Unglück das erschöpfte Frankreich keine zweite Invasion des Feindes würde ertragen können.

Butrakin besuchte die Königin; er begnügte sich nicht, nur von mir zu erfahren, was der Herzog von ihm verlangte, er wünschte es aus dem Munde der Fürstin zu hören und es sogar schriftlich zu haben. Sie erfüllte den Auftrag des Herzogs, der darin bestand, den Kaisir von Rußland offen zu fragen, welches seine Absichten in Ansehung Frankreichs wären? Ohne Zweifel glaubte damals der Herzog von Otranto, daß ein Bürgerkrieg entstehen und daß der Kampf lange dauern würde. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er die Alliirten veranlassen wollte, in diesem Kampf nicht zu interveniren.

Während dieses ganzen Tages war unsere Aufregung außerordentlich; der Gedanke, daß die Königin in Gefahr schwebe, war nicht dazu gemacht, uns zu beruhigen, und sie bestand darauf, nicht aus ihrem Hause zu gehen.

Gegen Abend ließ dieselbe Person, die der Königin schon Winke gegeben hatte, daß man dem Prinzen Eugen Fallstricke lege, indem man ihm Spione nach Wien nachgeschickt habe, ihr sagen, daß man eine Unternehmung gegen die Hotels der Herzöge von Otranto und Rovigo vorbereite, und daß man den Versuch einer Volksmenge in der Hoffnung eines Aufstandes wagen und vielleicht sogar die Plünderung der beiden Hotels unterstützen werde. Da die Königin nebenan wohnte, so mußte man natürlich denken, daß die Plünderung sich bis zu ihr erstrecken würde. Die Person, die diesen Wink gab, hatte Herrn D'Andeé, Minister der Polizei, gesprochen, der in diesem Augenblicke gar nicht wußte, wie er alle die entfesselten Leidenschaften in Paris in Schranken und die Ruhe aufrecht erhalten sollte. Hier konnte die Königin also nicht mehr zögern — sie entschloß sich die Gastfreundschaft der Freundin, die ihr sehr nahe wohnte, in Anspruch zu nehmen. Man mußte durch den Garten gehen, zu dem wir den Schlüssel nicht mehr hatten, und vor allen Dingen durfte Niemand davon etwas erfahren. Ich ging selbst zur Dem. Ribou, um mir den Schlüssel wiederzufordern, und hatte die größte Mühe, bis zu ihr zu gelangen. Sie waren bei dem Herzoge auf Alles gefaßt. Da sie von den Gefahren, in denen sie schwebten, genau unterrichtet waren, so erwarteten sie die Polizei-Agenten, die sie arretiren würden, jeden Augenblick. Der Herzog wollte sein Haus nicht verlassen, um nicht einen Anschein von Mißtrauen zu geben, das vielleicht ohne Grund war.

Was die Plünderung seines Hotels betraf, so war er der Meinung, daß die Behörde niemals eine solche Aufregung der Leidenschaften dulden dürfe, indem die Unordnung dann am leichtesten die Regierung stürzen könnte.

Der Herzog rieth aber doch der Königin, ihr Haus zu verlassen. Da man sie für das Haupt einer Verschwörung hielt, die nur in der Unzufriedenheit des Volkes bestand, so hätte man sich leicht an ihr vergreifen können.

Es war 9 Uhr Abends, als die Königin, begleitet von ihrer Kammerfrau, sich zu der Familie begab, die ihrer Güte Alles verdankte. Die Königin, die überzeugt war, daß man sie gern sähe, wurde indessen mit sichtbarer Verlegenheit empfangen.

Der Herr des Hauses, der sich einbildete, der Kaiser Napoleon habe seine Dienste nicht genug belohnt, ärgerte sich über dessen Rückkunft; hoffentlich war die Frau unter solchen Umständen nicht Herrin ihres Willens. Man glaubte, sehr viel für die Königin zu thun, wenn man sie nur diese eine Nacht beherbergte, und ich glaube, wenn sie nur den Wunsch geäußert hätte, einen Tag länger zu bleiben, so würde man es ihr abgeschlagen haben. Sie versetzte sie aber nicht in diese Nothwendigkeit, sondern kehrte am andern Morgen nach ihrem Hause zurück.

Teufelsspuk in Weinsberg.

(Aus der deutschen Nationalzeitung.)

Eine Schrift, welche die Cotta'sche Buchhandlung als die wichtigste Bereicherung alles menschlichen Wissens ankündigt: „Die Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseyns“ *), möchte sich den Schein geben, als enthielte sie eine wissenschaftliche Begründung des Glaubens an Teufel und Dämonen, der dabei ganz in der rohen, ungestalten Form bleibt, in welcher derselbe aus dem orientalischen und klassischen Heidenthume sich in die früheren Auslegungen des Christenthums mit einschlich. Dieses neueste Werk des Weinsberger Geisterseehers übertrifft an krankhafter Ueberspanntheit Alles, was wir nach den frühern Leistungen des Verfassers irgend zu erwarten berechtigt waren. Er erzählt uns eine Reihe von Krankengeschichten aus seiner eigenen ärztlichen Praxis, welcher jeder andere Arzt als merkwürdige Fälle des Wahnsinns behandelt haben würde. Hr. Kerner bedient sich statt aller Heilmittel des Exorzismus, und es fehlt nichts, als, daß er uns etwa noch zu überreden suchte, er habe den Fürsten der Finsterniß selbst in leiblicher Gestalt aus seinen Kranken herausfahren sehen! Ein achtjähriges Kind bekommt von einer Person, die Hr. Kerner nicht näher bezeichnet, einen Apfel und ein Stück Kuchen, nach dessen Genusse dem kleinen Geschöpfe übel wird. Es erhält hierauf noch ein Glas Wein, wodurch natürlich das Uebelbefinden zunimmt, bis es in einen tüchtigen Schlaf fällt, der von Morgens zehn Uhr bis auf den Abend dauert. Drei Vierteljahre darauf, im Sommer 1833, wird das Kind krank; es klagt über Frieren, über Brennen auf der Brust, über große Schmerzen im Unterleibe, und der obere Theil der Brust schwoll auf. Von da an mußte es im Bett liegen, die Augen konnte es mit aller Anstrengung nicht öffnen, obgleich sie nicht geschwollen waren. Oeffnete man sie mit Ge-

*) Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseyns, eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Ob rmedizinalrath Dr. Schelling in Stuttgart, von Dr. Justinus Kerner, Oberamtsarzt in Weinsberg. Stuttgart und Augsburg, 1836, Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

walt, so zigte sich der Augapfel gesund in seiner natürlichen Stellung. Von Anfang der Krankheit an sprach das Kind wenig, weinte aber viel über die Schmerzen im Unterleib. Ein Arzt wollte diese durch Arzneien heben, allein die Schmerzen wurden dadurch nur vermehrt. Man legte Senfpflaster, zog Blasen, aber Alles diente nur zur Vermehrung der Leiden des Kindes. Mit aufgedunsenem Gesicht lag es da, kurz athmend, und ununterbrochen Seufzer ausstoßend über seine Schmerzen. Bald konnte das Kind nicht mehr schlucken, obgleich der Hals wedee innen noch aussen geschwollen war; selbst Flüssigkeiten vermochte es nicht hinunter zu bringen. Sechs Monate lang genoß es keine Speise; es erhielt sich nur köstlich dadurch, daß es seine Finger in Wasser, Wein und Milch tauchte, und sie mit der Zunge ableckte. Im Monat Juni lag das Mädchen oft eine halbe Stunde lang wie todt auf dem Bette; wenn man nicht ganz genau darauf Acht gab, bemerkte man kein Lebenszeichen an ihm. Auf einmal — man denke sich das Erstaunen! — fing es im Bett an sich umherzuwälzen, Kopf, Hände und Füße wie wüthend an die Bettlade zu schlagen, daß man glaubte, das Blut müsse herausspritzen und Alles in Stücke fahren; dann sprach es, das vorher kaum einer leisen Stimme fähig gewesen, auf einmal Worte in kräftiger Sprache, Worte, über die sich alle Anwesenden entsetzen mußten. Auf diese Weise kündigte sich der böse Feind an, der wahrscheinlich mit dem Kuchen oder mit dem Glase Wein in das Kind gefahren war. Seitdem fanden täglich die schauderhaftesten Auftritte Statt. Das Kind wurde im Bett hin und her geworfen, Arme, Hände und Füße mit Heftigkeit an die Bettlade geschlagen, und that man es nicht aus dem Bette, so wurde es herausgeworfen. Eine starke Person setzte es sich auf den Schooß mitten in der Stube. Mit umeinander geschlungenen Füßen drehte es sich dann wie eine Schlange, um die Person herum, welche es hielt, und stieß ein starkes, widerliches Gezisch dabei aus; später konnte eine Person dasselbe nicht mehr halten, dann mußte eine andere dasselbe unter den Armen halten, und während es die erste an den Füßen nahm, um diese im Kreis herumzuspringen, so schnell man konnte. War dieß vorbei, so mußte das Kind hoch aufhüpfen, ballte dann krampfhaft die Fäuste, welche es vor das Gesicht hielt. In dieser Stellung blieb es oft längere Zeit ganz ruhig, bis es schnell dreimal nach einander nach Athem schnappte, dann plötzlich die Augen aufriß, frech und behend hin und her schaute, und mit lautem Gelächter ausrief: „Jetzt bin ich da!" Dieß war gewöhnlich die Rede, aus der man abnehmen konnte, daß der Dämon völligen Besitz von dem Körper des Kindes genommen habe. Unterhaltungen führte der Dämon mit großer Leichtigkeit über jeden Gegenstand, mit einer Leichtigkeit, die weit über den Horizont eines zehnjährigen Kindes ist; man merkte dann gar nicht, daß es krank war; es war in Dem, was es sagte gar keine Spur von Verwirrung enthalten; es sprach in kräftiger Stimme, und häufig in der Mehrzahl, „denn wir sind unserer mehrere", sagte der Dämon, „der, welcher das Kind am Aergsten plagt, es im Kreis herum treibt, spricht nicht, aber er verdreht die Augen, verzerrt das Gesicht, bleckt die Zähne u. s. w. Ich muß thun, was dieser sagt." In der lebhaftesten Unterhaltung unterbrach er sich oft, indem er sagte: „Jetzt muß ich fort." Das Beten konnte der Dämon nicht ausstehen. Oft, wenn die Mutter betete, drohte er dem Kind mit neuer Plage, die dann auch nicht ausblieb.

In diesem Jammer wurde das Kind im August 1834 zu dem Dr. Kerner nach Weinsberg geführt, der den armen Wurm magnetisirte, und zugleich den Teufel durch das Gebet austrieb. Welches von beiden geholfen habe, erhellt aus der Erzählung nicht; doch erklärt Dr. Kerner sich in der Vorrede bestimmt gegen die Annahme einer Heilung durch vernünftige ärztliche Behandlung; wir müssen daher voraussetzen, daß er seinem Gebete die magnetische Heilkraft zuschreibt. Wir unserer Seits müssen gestehen, daß wir zu der wunderthuenden Kraft des frommen Doktors kein rechtes Vertrauen haben; vielmehr sind wir der Meinung, daß besonders zu Anfange des Besessenseyns die einfache magnetische Operation mit der Haselruthe die kräftigste Wirkung gehabt hätte. — Der ergötzlichste Fall, der dem Doktor in seiner Praxis begegnet, ist jener mit dem Ackerbürger F. von G. Der gute Mann war seit Jahren der bravste, stillste und nüchternste Bürger gewesen, der den besten Leumund hatte, wogegen der Schultheiß des Ortes wegen seines Hochmuthes, seiner Streitsucht und Völlerei übel berüchtigt war. Im Jahre 1828 starb der Schultheiß, und jetzt änderte sich mit einemmale der Charakter und die ganze Lebensweise des früher so friedlichen und bescheidenen Ackermannes. Er wurde hochmüthig und streitsüchtig, fing an zu trinken, und hatte täglich unangenehme Auftritte mit seiner Frau, ohne alle Veranlassung. Einmal spuckte er derselben ins Gesicht, und dabei sprach auf einmal eine ganz fremde Stimme aus ihm: „Weißt du auch, wer das gethan hat?" Als sie erwiederte: „Leider du!" brüllte die Stimme: „Sau! weißt du denn nicht, daß ich schon sechs Jahre lang in deinem Esel bin? Ich bin der Schultheiß S., und werde euch Ochsen alle zu Paaren treiben!" Hierauf warf es den Mann unter den heftigsten Konvulsionen zu Boden, und von diesem Tage an sprach die dämonische Stimme des verstorbenen Schultheißen S. aus diesem Manne, und man erkannte, daß sich dessen ganze Individualität schon lange seiner bemächtigt hatte. Hatte sich der Dämon wieder in ihm zur Ruhe gesetzt, sich in den Unterleib, in dem er aber dann immer Schmerzen fühlte, gleichsam zurückgezogen, so war der alte, freundliche, sanfte F. wieder da, der äusserst bekümmert war über Das, was er kurz vorher in einem ganz andern Geiste gesprochen und gehandelt haben sollte. Auch diese Kranke wurde zu dem Dr. Kerner gebracht, der ihn durch Gebet und Magnetismus von seinem Leiden befreite, und uns jetzt allen Ernstes überreden will, daß der böse Schultheiß wirklich in dem Patienten gesessen habe, und von ihm durch wundersame Mittel ausgetrieben worden sey. Sage man uns nicht, daß es in unsern Tagen unnöthig sey, gegen solchen Aberwitz das Wort zu nehmen. Die frommen Herren sind so schlau, wenn sie nicht widerlegt werden, bei Schwachen und Leichtgläubigen das Schweigen für ein Zugeständniß auszugeben. Zum Glücke widerlegt Hr. Dr. Kerner mit seiner Ansicht von der Wirkung des Gebetes sich selbst, indem er (S. 69) behauptet, daß auch die Priester im vorchristlichen Alterthume die Kraft besessen hätten, Dämonen durch ihr Gebet auszutreiben. Daß der Satan, oder ein Geist der dem Teufel verfallen ist, vor einer Beschwörung im Namen des Jupiter oder Apollo sonderlichen Respekt gehabt habe, ist doch vernünftiger Weise unmöglich anzunehmen; Hr. Kerner müßte uns dann mit seinen Dämonen und Gespenstern auch den Glauben an die alte heidnische Götterwelt aufbürden wollen. Aber freilich, wenn man auf die Versicherung eines kranken Menschen hin glaubt, daß ein verstorbener Schultheiß in ihn gefahren sey, so sehen wir nicht ein, warum man den bewährtesten Schriftstellern des Alterthums nicht auch die Fabeln glauben sollte, die sie von ihren Göttern erzählen. Wahrscheinlich glaubt es Hr. Kerner auch, wenn ein Hypochondrist ihn versichert, daß er in eine Flasche oder in einen Kirchthurm verwandelt sey. In unsern Tagen kann man mit solchem Glauben keine Berge mehr versetzen, aber man kann einfältigen und unwissenden Leuten die Köpfe verwirrt machen, und deßhalb sollten die Behörden ein Einsehen haben, und der Teufelei durch ernste Mahnungen, und, wenn diese nicht helfen, durch andere wirksamere Maaßregeln ein Ziel setzen.

Digitized by Google

Nekrolog.

Der am 13. Dec. zu München verstorbene königl. bayerische Generallieutenant und Kriegsminister Georg v. Weinrich war im Jahre 1768 zu Mainz geboren, und der Sohn eines kurmainzischen Militärs. Schon im 17ten Lebensjahre trat er als Kadet die militärische Laufbahn an, und wurde im Jahr 1786 Offizier. Im Jahr 1807 rückte er in fürst-primatischen Diensten zum Stabsoffizier vor. Bei der Abtretung des Fürstenthums Aschaffenburg an Bayern wurde er, nebst seinem Vater, der im Jahre 1826 als Generalmajor und Festungskommandant von Ingolstadt starb, in bayerische Dienste übernommen, ward im J. 1815 zum Obristen und im Jahr 1825 zum Generalmajor befördert, und befehligte eine Infanterie-Brigade, bis ihm i. J. 1829, bei der neuen Formation des Kriegsministeriums, das Portefeuille desselben Anfangs provisorisch, dann definitiv mit Ernennung zum Kriegsminister übertragen wurde. Am 25. August 1834 erhielt er den Charakter als Generallieutenant, und am 28. Oktober 1835 die Ernennung zum Oberst-Inhaber des 14ten Infanterie-Regiments in Aschaffenburg, welchem er früher als Obrist vorgesetzt gewesen war. Nach einer Krankheit von 6 Tagen, die noch am Vorabend auf Besserung hoffen ließ, erlag er einem Brechruhranfalle im 69ten Lebensjahre.

Der Ball.

Wenn ein öffentlicher Tanz irgendwo ist, so sagt man: es sey dort ein Ball. Was sonst ein Ball sey, wissen wir; aber woher kommt es, daß man den öffentlichen Tanz einen Ball nennt?

Dieß rührt von einer altdeutschen Sitte her, die sich noch in einigen niedersächsischen Dörfern erhalten hat.

Am zweiten oder dritten Osterfeiertage versammelten sich die erwachsenen Mädchen des Dorfes, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit sie getanzt hatten, einen mit Wolle oder Federn ausgestopften und mit Seidenzeug überzogenen sehr großen Ball zu überreichen. Dieser Ball wurde in einem Aufzuge auf einer geschmückten Stange durch das ganze Dorf getragen, dann vor dem Hause der jungen Frau aufgepflanzt, und endlich ihr in ihrem Hause selbst überreicht. Sie dagegen war nun verpflichtet, der Gesellschaft freie Musik zum Tanze zu geben. Wie viele junge Eheleute im Dorfe waren, so viel ward auch ein Ball gegeben — und auf jedem Ballgeben wurde getanzt. — Vermuthlich wollte man der jungen Frau mit solchem Woll- oder Feder-Ball in fröhlicher Unschuld einen Beitrag zu dem nun bald nöthigen Wiegenbette einhändigen.

Unsere Urväter hatten viele schöne Volksfeste, welche zum Theil eingegangen, zum Theil durch die Zeit verändert sind und ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben.

Pot-Pourri.

Zur Statistik Londons.

London hat mit seinem Weichbilde einen Flächeninhalt von 526.169.234 Quadratmetres, und darauf 1,274,800 Einwohner, worunter 49,106 die bewegliche Bevölkerung bilden, so daß 2422 Individuen auf die Hektare kommen. Von den 1,226,694 ansäßigen Einwohnern sind 570,236 männlichen und 656 458 weiblichen Geschlechts. Die Gesammtmasse nimmt 164 651 Häuser ein; 8246 Häuser stehen unbewohnt und 3299 im Bau begriffen; — was einen Totalbestand von 176,226 Häusern ergibt. 68 weibliche Personen bleiben von 1000 unverheirathet, und die öffentlichen Verzeichnisse beweisen, daß mehr als ein Drittel der Geburten und Todesfälle der Kontrolle der kirchlichen Verwaltung verbrecherisch entzogen werden.

Der Mädchenhandel in China.

Die Großen in China halten sich außer der rechtmäßigen Frau noch eine Anzahl Geliebten und die Lieferung dieser Schönen für die Paläste der Reichen bildet einen besondern Handelszweig, dessen Hauptsitz die Stadt Su-tschu-fu ist. Die Mädchenhändler reisen in dem Lande umher und kaufen alle kleine Mädchen auf, welche einmal hübsch zu werden versprechen. Sie geben den Füßen und dem ganzen Körper derselben die beliebteste Form, unterrichten sie in der Musik, in Nadelarbeiten und andern Künsten der Unterhaltung, und steigern dadurch ihren Werth so, daß sie für manche 450 bis 600 Guineen erhalten.

Eine Frau mit einem doppelten Gesichte.

In einem französischen Dorfe (Nantillois) befindet sich eine der seltensten merkwürdigsten und zu gleicher Zeit häßlichsten Erscheinungen, nämlich eine Frau von sechzig Jahren, die an der rechten Seite des Gesichtes eine Fleischmasse hängen hat, welche vollkommen die Umrisse und die Theile eines zweiten Gesichtes darstellen: die Nase, die Augen, die Stirn, das Kinn, der Mund sind ganz im Verhältniß und unverkennbar dargestellt. Dieser Auswuchs von der Farbe natürlichen Fleisches hat kein selbständiges Leben, wie man sich wohl denken kann.

Ein Vorrecht der Bräute in Rußland.

Während der Zeit der Trauer um die verstorbene Kaiserin Mutter, erzählt ein Reisender, bemerkte ich in einem vornehmen Hause eine Dame, die erst vor Kurzem verheirathet war, in weißem Kleide, während alle andern Damen ohne Ausnahme schwarz gekleidet waren. Diese Auszeichnung fiel mir auf; ich erkundigte mich, und erfuhr, es sey in Rußland Sitte, daß die jungen Frauen ein ganzes Jahr nach ihrer Verheirathung keine andere Farbe als weiß trügen, welche Trauerfälle auch während dieser Zeit vorkommen möchten.

Anekdoten und Einfälle.

Ein armer Teufel überreichte seinem gnädigsten Landesfürsten Folgendes:

„Durchlauchtigster Herr und Fürst,
mich friert, mich hungert, mich dürst!"

Manche Menschen gelangen zu einer gewissen Höhe, wie die Schornsteinfeger. Sie kriechen durch dunkle und garstige Kanäle, — machen sich schwarz — und Leichtgläubigen Etwas Weiß.

Bei einer Inspektion der Milizen bemerkte der eidgenössische Obrist, daß die Kragen der Uniform ungleich zu seyn schienen. „Das kommt daher", sagte Einer, „weil nicht alle Soldaten ordonnanzmäßige Hälse haben."

Man geht jetzt allenthalben darauf aus, des Lebens Bitterkeit mit Rüben zu versüßen. Ein einziger, freilich bedeutender Gutsbesitzer Schlesiens, hat für 1836 an 2000 Morgen mit Runkelrüben bebaut; in Churhessen gedenkt man in zwei Jahren den ganzen Bedarf des Landes an Zucker, d. h. 36000 Centner auf 4000 Morgen zu produziren., und dann sage noch Ein Hesse, das Leben werde ihm sauer.

Zwei Handwerksbursche bewunderten die Basreliefs an dem Piedestal der Statue des Fürsten Blücher neben dem Opernhause. Als sie an das Bild betrachteten, wo die Siegesgöttin dem Helden einen Lorbeerzweig reicht, äußerte der Eine, auf die Victoria deutend: „Bei welch 6 Chor mag denn der Engel wohl stehen, der hat ja gar Flügel am Leibe?" „„Schafskopf! Merkst du denn nich?"" erwiederte der Andere, „„det is ja Blüchern sein Flügeladjutante.""

Digitized by Google

Der Sammler.

Eine

Beilage der Augsburger Abendzeitung

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Nro 52. Fünfter Jahrgang.) 1836.

Feldzug der Franzosen gegen Constantine.

(Aus Mattens Weltkunde.)

Man ist nicht vollkommen einig über die wirkliche Entfernung von Algier bis Constantine. Nach einigen beträgt sie nur 60 französische Wegstunden (25 auf den Grad), nach andern 90. Die letzte Angabe stützt sich auf die zur Reise erforderlichen Tagemärsche. Viele Araber, die sie mehemals gemacht, versichern, daß man zu Pferde oder auf Maulthieren neun Tage dazu braucht.

Es bieten sich der zur Eroberung von Constantine bestimmten französischen Armee, unter dem Oberbefehl des Marschalls Clauzel, drei Wege dar, nämlich der eben angedeutete, der zugleich der längste und schwierigste ist, sodann der über Meer bis zu dem Seehafen und der kleinen Stadt Stora, die nur 15 Wegstunden von Constantine entlegen ist, endlich der über Meer bis zu dem 45 Stunden davon entfernten Bona.

Indem der Oberfeldherr den letzten als Abgangspunkt gewählt, hat er wahrscheinlich weniger die Schwierigkeiten der längeren Wegstrecke in Erwägung gezogen, als alle die Vortheile, welche die Magazine, die Spitäler, die Fortschaffungsmittel, die großen Bäckereien und die Anstalten jeder Art darbieten, welche in Bona seit Langem vorhanden sind, und die man in Stora erst hätte begründen müssen, was vielen Zeitverlust und große Kosten nach sich gezogen haben würde.

Die Schwierigkeiten des Weges wären übrigens von Stora die gleichen gewesen, wie von Bona. In allen Fällen muß man eine Gebirgsgegend durchschneiden, wo es nur schmale Wege gibt, die von Fuhrwerken und von Geschütz nicht befahren werden können. Man muß demnach Gepäck, Kanonen, Munition, Lebensmittel ꝛc. auf mehreren tausend Kameelen und Pferden transportiren, wodurch viele Zögerung und nicht geringe Verwirrung veranlaßt werden kann, um so mehr, da die Truppen ebenfalls in einer langen dünnen Linie marschiren müssen, und gewiß häufigen Angriffen ausgesetzt seyn werden von Seiten eines muthigen Feindes, der nichts unterlassen wird, der Expeditionsarmee jede Verbindung mit der Küste abzuschneiden.

In Bona haben die Franzosen einen festen Punkt, worauf sie mit vieler Sicherheit sich beruhen können. Die Einwohner dieser Stadt (deren Bevölkerung auf 6000 bis 8000 Seelen angeschlagen wird) haben sich ihnen immer zugeneigt erwiesen, und seit sie unmittelbare Angehörige Frankreichs geworden, ist bei ihnen sogar eine Art Vaterlandsliebe entstanden, die in mehr als einer Hinsicht die der Korsen noch überteifft.

Anderseits haben die Franzosen unversöhnliche und furchtbare Feinde an den Kabylen, mit denen sich keinerlei Verträge abschließen lassen, und mit denen man entweder einen immerwährenden Kampf bestehen, oder die man durch einen Gewaltstreich ausrotten muß, was jedenfalls sehr schwierig seyn würde.

Wie dem auch sey, sind diese unermüdlichen Barbaren noch jetzt, was sie zu den Zeiten der Römer waren. Wie damals bekriegen sie sich unablässig gegenseitig, und vereinigen sich nur, um gegen einen gemeinsamen Feind ins Feld zu rücken. Tritt ja einmal eine ruhige Zwischenperiode ein, so machen sie Jagd auf die großen reißenden Thiere im Atlas, von denen sie nicht selten hart mitgenommen werden. Denn oft genug werden sie von Löwen und Schakalen in ihren eigenen Duaren oder Lagerplätzen überfallen, und mit ihren Heerden zum Rückzug genöthigt.

Der ehemalige von den Franzosen entthronte Dey von Algier, Hussein karakteriſirte diese Stämme folgendermaßen in den Rathschlägen, welche er seinen Besiegern zu ertheilen für gut erachtete: „Wie könnten die Kabylen Zuneigung für Euch gewinnen, da sie unter sich selbst uneins und zu immer neuem Kampfe bereit sind? Wie sie Euch jetzt hassen und verabscheuen, werden sie Euch immer verabscheuen und hassen. Wehe Euch, wenn sie vereinigt gegen Euch sich erheben. Es giebt nur ein einziges Mittel, so drohende Gefahr zu beseitigen, nämlich, sie unter sich zu entzweien und ihre Zwistigkeiten auszubeuten, um ihre Menge zu vermindern. Die arabischen Beduinen dagegen werden Euch bald aufrichtig zugethan seyn, wenn Ihr Euch gut und freundschaftlich gegen sie benehmt.“

Die Franzosen haben den von dem gewesenen Beherrscher des Landes ihnen ertheilten Rath nicht in allen Punkten befolgt, und sich bemühet, die Kabylen ebenfalls anzuziehen. Eine Menge Morde, mit der kältesten Grausamkeit von Kabylen an Kolonisten in der Ebene Metidja und hart an den Thoren Algiers verübt, haben bewiesen, wie sehr sie in ihren philanthropischen Voraussetzungen sich geirrt. Sie haben dadurch jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß man den Kabylen mehr zu fürchten hat, als einen tollen Hund, während die zu anderen eingebornen Volksstämmen gehörigen Individuen sich durch geschickt vertheilte Geschenke leicht dem Interesse der französischen Herrschaft zuwenden lassen dürften.

Den Angaben der Franzosen zufolge, würde der Bey von Constantine, Ahmed oder Achmet, ein wirklicher Räuberhauptmann seyn, der sich allein durch das von ihm verbreitete Entsetzen seit sechs Jahren auf seinem Posten behauptet. Vom wildesten Charakter, sollen Plünderung Morde und Gewaltthaten jeder Art ihm so sehr zur Gewohnheit geworden seyn, daß er sich denselben manchmal zum bloßen Zeitvertreib überläßt. Er befiehlt ganze Stämme auszurotten, ihre Duare nieder zu brennen, der Erde gleich zu machen und Weiber und Kinder ohne Barmherzigkeit umzubringen. Weil der Stamm Amamaeah im August 1835 nicht unmittelbar einem an ihn gerichteten Befehl sich unterworfen, ließ er an einem einzigen Tage den 70 vorzüglichsten Familien-Vorstehern die Köpfe abschlagen. Er kann daher nur auf die kräftige Unterstützung der Constantine zunächst wohnenden Volksstämme rechnen. Alle übrigen sind mehr oder weniger feindselig gegen ihn gesinnt. Die in der Provinz Biskara, in der Umgegend von Bugia, Calla, wie im ganzen östlichen Theile des Beylicks, haben seine Obermacht nie erkannt.

Ebenfalls nach französischen Berichten (die wohl nicht ohne

Digitized by Google

Kaution angenommen werden dürften) belaufen sich Achmets Streitkräfte höchstens auf 6000 Mann, bestehend aus Türken, Mauren und Kuluglis. Es sind die gleichen Truppen, mit denen er 1830 bei Algier an dem Kampfe Theil genommen. Nach dem Sturze des Dey Hussein zog er sich zurück am Meeres-Ufer, und da er nicht verfolgt wurde, war es ihm ein Leichtes, eine Menge Flüchtlinge zu sammeln und mit sich zu nehmen. Zu diesen letzten gehörten 2000 Janitscharen und 500 Weiber. Er machte bedeutende Beute zu Rassauta, in der Mitidga-Ebene, wo der Dey von Algier große Heerden hatte. Indessen brachte er nicht seinen ganzen Raub nach Constantine, weil er bei den sogenannten Eisenthoren von den Kabylen unerwartet überfallen und hart mitgenommen wurde.

Begibt man sich in gerader Richtung von Algier nach Constantine, so erreicht man, nach einem fünftägigen Marsche, den Fuß des Gebirges. Die Wege werden hier sehr übel, sind ausserordentlich steinigt, so schmal und so steil, daß man belastete Pferde und Maulthiere nur mit Mühe vom Flecke bringt. Die Abhänge sind mit undurchdringlichem Gestrüpp bedeckt, über die sich schroffe Felsen erheben, die einerseits unersteiglich sind, während sie anderseits als Bastein dienen können, die sich mit Leichtigkeit vertheidigen lassen. Unmittelbar dahinter beginnt ein sieben Stunden langer Engpaß, dessen eigentlicher Name Biban ist, der aber gewöhnlich unter dem der „Eisenpforten" bezeichnet wird. Er bildet ein sehr enges Thal, oder vielmehr eine Schlucht, die auf beiden Seiten von steilabgerissenen Höhen beherrscht, und deren Grund von einem salzigen Bache durchströmt wird, der manchmal ziemlich hoch anschwillt, und so viele Krümmungen macht, daß man ihn mehr als vierzigmal durchwatten muß.

Keine Karavane, wie stark und wohlbewaffnet sie auch sey, kann durch den Biban gelangen, ohne den Kabylen einen Tribut zu entreichten, falls sie nicht der Gefahr sich aussetzen will, von ihnen überfallen und beraubt zu werden. Wer bei solcher Gelegenheit Widerstand leistet, muß ohne weiteres über die Klinge springen. Der Bey von Constantine selbst, der, wenn er sich zu dem Dey von Algier begab, um ihm seine Schuldigkeit zu bezeugen, und die ihm auferlegte Summe zu entrichten, immer eine starke Bedeckung mit sich nahm, sah sich jedesmal genöthigt, mit den Kabylen zu unterhandeln, um unverletzt durch den gefürchteten Engpaß zu gelangen. Er machte ihnen bei solcher Gelegenheit ein Geschenk, das nie unter tausend Piaster seyn durfte.

Nach der Einnahme von Algier durch die Franzosen, erfuhren die Kabylen, daß Achmet Bey nicht allein eine ungeheure Menge Vieh von Rassauta mit sich genommen, sondern daß er sich auch der im Hause des Aga, ausserhalb der Vorstadt Babazun befindlichen Schätze bemächtigt. Sie ließen ihn mit seinen Truppen in den Engpaß sich verstricken, wonach sie ihn wüthend überfielen, und ihm alles abnahmen, was er als Beute von Algier mitgebracht.

Die Türken, aus denen Achmets vorzüglichste Streitkraft besteht, mögen gegenwärtig ein gut disziplinirtes und in den Waffen geübtes Korps von 3000 Mann bilden. Darf man den Angaben der Franzosen Glauben beimessen, so würde er sich auf diese Kriegerschaar wenig verlassen dürfen, indem sie ihm schon mehr als einen Beweis ihrer Verachtung gegeben, und es sogar einmal versucht, ihn abzusetzen um an seine Stelle einen jungen Wollüstling, Namens Jagher, zu erheben, der Sohn eines ehemaligen Bey ist, während Achmets Vater nur Vorsteher eines Volksstammes war.

Die Verschwörung wurde verrathen. Achmet überfiel die Janitschaaren in der Nacht, und ließ den jungen Prätendenten, nebst 20 seiner ergebensten Freunde umbringen. Dadurch befestigte er seine Macht, ohne die Türken sich mehr zugeneigt zu machen, die noch immer unwillig sind, dem Befehle eines Arabers gehorchen zu müssen, der ihres Erachtens seines hohen Ranges nicht würdig ist. Die Franzosen folgern daraus, daß es ihnen nicht schwer werden dürfte, die vorerwähnten 3000 Türken zum Abfall zu bewegen, was unmaßgeblich den Sturz des Bey nach sich ziehen müßte. Sie versichern selbst, daß eine Empörung in Constantine gegen ihn ausbrechen dürfte, sobald er diese Stadt verlassen. Ein anderer Umstand, der wirklich besteht, scheint eine solche vorgefaßte Meinung zu unterstützen, dieß ist nämlich folgender:

Der Besitz von Bona war von zu großer Wichtigkeit für Achmet Bey, als daß er nicht alles hätte aufbieten sollen, um dieser Stadt sich zu bemächtigen. Die Einwohner derselben wollten ihn jedoch nie als Oberherrn anerkennen, selbst als sie von den Franzosen verlassen worden. Indessen war es einem seiner Offiziere, Namens Ben Aissa gelungen, eines Thores sich zu bemächtigen, und nach einigem Widerstande die Stadt zu besetzen. Die Zitadelle befand sich während dem in den Händen einer Handvoll Türken, die sich hartnäckig weigerten, zu kapituliren.

Auf der Rhede lag zu derselben Zeit eine Goelette vor Anker, worauf sich der bekannte Jussuf befand, der damals Rittmeister im Dienste der Franzosen war, und der jetzt schon im Voraus zum Bey von Constantine ernannt worden. Dieser Jussuf, der Artillerie-Hauptmann Armandy und 26 Seesoldaten, schlichen sich gegen die Zitadelle, erklimmten die Felsen auf der von der Stadt abgewendeten Seite, gelangten bis an die Wälle, und wurden von den Türken, mit denen sie sich verständigt, an Stricken hinaufgezogen.

Sie pflanzten sogleich die dreifarbige Fahne auf, und Ben Aissa hatte nun nichts eiligeres zu thun, als die Stadt zu räumen, die er vorher hatte plündern lassen. Er befahl den Einwohnern bei Todesstrafe, ihm zu folgen, ließ ihnen nur zwei Stunden Zeit, um sich reisefertig zu machen, und gebot jeden niederzuhauen, den man verborgen finden würde. Die Unglücklichen, Männer, Weiber und Kinder wurden solchergestalt als Gefangene nach Constantine gebracht, wo sie sich noch jetzt befinden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sie die erste sich darbietende Gelegenheit ergreifen werden, gegen ihren Unterdrücker sich zu erheben, und ihren Befreiern hülfreiche Hand zu leihen.

So weit der Aufsatz aus Maltens Weltkunde. Daß die hier besprochene Expedition gänzlich mißglückt ist, haben wir aus den französischen offiziellen Berichten bereits den Lesern mitgetheilt, jedoch war das Mißlingen weder der Schwierigkeit des Terrains noch der Tapferkeit der Araber oder Türken zuzuschreiben, sondern unvorgesehenen, zum Theil unglaublichen Natureinflüssen und Ereignissen; denn das französische Korps, welches unter Marschall Clauzel den Zug gegen Constantine machte, hat so ziemlich das nämliche Schicksal erlitten, wie im Jahre 1812 die große Armee unter Napoleon. Aber, wird man es begreiflich finden, daß ein Heer in Afrika durch Kälte zu Grunde gerichtet werden kann, wie im hohen Norden Rußlands? daß die Leute zu Tausenden (wie selbst der Armeebericht sagt), in einer Nacht erfrieren in jenen Gegenden, wo man nur brennende Sandwüsten sich zu decken gewöhnt ist? Constantine liegt etwa unter dem 36sten Breitegrade, also weit südlicher als Neapel, oder irgend ein Theil von Italien. Daß hier eine solche Kälte eintrete, welche die Menschen in Masse tödte (wozu doch weit mehr erfordert wird, als daß das Thermometer bloß auf dem Gefrierpunkte steht!) wäre fast unglaublich, wenn es sich nicht von Afrika handelte! Wir wollen zum Beweise dieser Behauptung ein Beispiel anführen, welches das frappanteste seyn dürfte, das bis jetzt bekannt geworden ist. Der englische Reisende in Sudan, Dr. Oudney starb an einer Erkältung oder Erstarrung, die ihn — nicht bloß unter dem 36sten, sondern unter dem 14ten Breitegrade überfiel. In der Nacht des 26. und in den Morgenstunden des 27. Dec. 1823 überraschte ihn eine so heftige Kälte, daß das Wasser nicht bloß auf den Tellern, sondern selbst in den Schläuchen zu Eis gefror. Un-

dies trug sich keineswegs in einer Gebirgsgegend zu, sondern auf einer Ebene; „nur einzelne, isolirt stehende Sandsteinhügel unterbrechen die Einförmigkeit der Oberfläche; Gebirge erblickt man nach keiner Richtung.“ Das Barometer zeigte beständig 29 englische Zoll (steady 29 inches), und man kann daraus nur auf eine Höhe von 919 Pariser (980 englische) Fuß über der Meeresfläche schließen. „Mit welcher Schnelligkeit der Erdboden seine Wärme verliert (sagt der vor uns liegende englische Bericht), wenn der Himmel mit einem dunkeln Blau überzogen wird, ist bekannt; ohne jenes Ereigniß dieser Ursache oder der außerordentlichen Ausdünstung eines mit kohlensaurem Gas geschwängerten Bodens beizumessen, ist uns die Erklärung der nicht zu bezweifelnden Thatsache unmöglich.“ — Auch der bekannte französische Gelehrte Jomard bemerkte damals: „Wenn Dr. Dudney, unter 14 Grad Breite, in einer Ebene, neben gefrorenen Wasserschläuchen gestorben, so ist dieß ein Fall, der, weit entfernt, sich an bekannte Analogien auszuschließen, Ursachen andeutet, die uns völlig unbekannt sind.“ — Auch Humboldt war nicht minder darüber erstaunt, und sprach sich unter Anderm dahin aus, daß sich jene Thatsachen „auf keine Weise durch die uns bis jetzt bekannten Phänomene der Meteorologie erklären lassen.“ Dieß über ein Ereigniß, welches auf den ersten Anblick ganz unbegreiflich scheinen mag. (A. P. Z.)

Ein Abentheuer Bernadotte's.

Zur Zeit als die, in dem Schlosse von Vizille vereinigten Stände von Grenoble, die Revolution von 89 vorbereiteten, befand sich Bernadotte, der damals noch Sergent war, in Garnison zu Grenoble. Weit entfernt die großen Ereignisse seines Lebens zu ahnen, theilte er seine Zeit in Karten, Dienst und galante Abentheuer. Unter seinen Kameraden wegen seines Glückes in letzter Beziehung bekannt, machte er es sich zum Ehrenpunkte nicht hinter seinem Rufe zurückzubleiben, als der berüchtigte Tag der Dachziegeln herannahte.

Man weiß, daß an diesem Tage alle Weiber von Grenoble die Dächer bestiegen, und einen Hagel von Dachziegeln auf die königlichen Truppen herabregnen ließen. Bernadotte, der sich mit seinem Regiment in der Straße Pertuisiere befand, wurde von einem jener revolutionären Wurfgeschütze an den Kopf getroffen und sank nieder. Man hielt ihn für todt. Er wurde sogleich in ein benachbartes Kaffehaus gebracht, wo man heute noch den Tisch, auf den man die künftige Majestät niederlegte, aufbewahret.

Während man ihm alle mögliche Hülfe leistete, schlug Bernadotte die Augen auf und sah unter der Menge, die ihn umgab, ein junges blondes blauäugiges Mädchen, das durch sein Leiden sehr gerührt schien. Er stützte sich, um es besser zu betrachten, auf seinen Ellenbogen, und ward von der Schönheit desselben wunderbar überrascht. Nach Verlauf einiger Augenblicke befand er sich besser, und nachdem er ein Glas Branntwein getrunken, begab er sich wieder zu seinem Regiment.

Nachdem die Ruhe in Grenoble hergestellt war, dachte Bernadotte an nichts anderes, als seine Unbekannte aufzufinden.

Drei Wochen nach diesem romanhaften Vorfalle, ging er gedankenvoll in dem Stadt-Garten spazieren, als er diejenige, die er schon so lange suchte, auf sich zukommen sah. Er folgte ihr, um zu erfahren wo sie wohne. Des andern Morgens wiederkommen, den Ausgang des jungen Mädchens erspähen, ihm seine Liebe gestehen und unter einem Vorwande sich bei ihm einführen, war das Erigste was Bernadotte zu thun hatte. Die junge Person hieß Amalie, war Näherin und 18 Jahre alt. Bernadotte fand bei ihr einen gefährlichen Nebenbuhler, einen jungen Uhrmacher aus der Stadt. Bernadotte, der nicht wußte wie er ihn entfernen sollte, doch aber zu sehr in das Mädchen verliebt war, sprach vom Heirathen und hoffte dadurch alle Schwierigkeiten zu heben; allein es mißlang. Amalie liebt sowohl den Bürger als den Helden; allein der Bürger war Uhrmacher, der Held aber nichts, nicht einmal König von Schweden.

Der Uhrmacherladen wird der Patrontasche des Sergenten vorgezogen. Amalie wird die Braut des Uhrmachers.

In der Verzweiflung greift Bernadotte zu einem gewaltsamen Entschluß; er sucht seinen glücklichen Nebenbuhler auf und sagt zu ihm: Hr. Uhrmacher, Sie lieben Amalie; allein ich liebe sie auch, und ich schlage vor um ihre Hand zu kämpfen, dem Sieger mag sie verbleiben! —

Herr Soldat, antwortet der Uhrmacher, wenn es weiter nichts bedarf als eines Säbelhiebes um Ihnen gefällig zu seyn, so stehe ich mit Vergnügen zu Befehl.

Zwei Stunden darauf waren die beiden Nebenbuhler auf dem Platze. Der Uhrmacher, der Waffen wenig kundig, wurde sehr schwer verwundet. Bernadotte steckte schnell sein Schwerdt in die Scheide und eilte zu Amalien. Er war einige Augenblicke dort, ohne mehr an das Vorgefallene zu denken, als man heftig an die Thüre klopfte.

Man denke sich den Schrecken Amaliens, als sie ihren Bräutigam erkannte, den man bleich und blutend hereintrug. Sie überhäufte Bernadotte mit den heftigsten Vorwürfen und wies ihn zum Hause hinaus. Er sah sie zum letzten Mal, einen Monat später war sie die Frau des Uhrmachers. — Anfangs wollte Bernadotte sie erschießen, dann ihren Mann, dann sich selbst, zuletzt aber tröstete er sich.... Wer weiß? vielleicht träumte er damals schon von Kronen.

Diese Geschichte wurde mir vor ungefähr drei Jahren von der Heldin, die jetzt alt, gebückt, Magd in einer öffentlichen Anstalt, und auf jede Art sehr unglücklich ist, erzählt. „Ach, mein Herr, sagte sie, indem sie ihre Erzählung endete, wie hätte ich besser daran gethan, Hrn. Bernadotte zu heirathen! Ich wäre jetzt Königin, Herr! Ja, Königin; statt dem Publikum zu dienen, hätte ich einen Hofstaat, hätte Unterthanen, hätte schöne Kleider! Ich wäre eine Königin! .... Ich habe einen Fehler begangen, einen großen Fehler! Ach! Ich hätte dieses voraussehen können, mein Herr; denn ich versichere Sie, Herr Bernadotte war kein Mann wie andere. Ich hatte wohl eine Ahnung von dem, was ihm begegnet ist; aber mein Gott! was wollen Sie? man ist jung, man überlegt nicht, man hat Ehrgeiz; man wirft ein Königreich weg, man macht Dummheiten.“ — Die arme Frau weinte, indem sie dieses sagte.

„Haben Sie niemals etwas von ihm erfahren?“ fragte ich weiter.

— Mein Herr, ich habe ihm mehrere Male geschrieben, seitdem er König ist, allein er hat mir niemals geantwortet. Mein Mann sagte mir, er antworte deshalb nicht, weil ich meine Briefe nicht frankirt hätte. Bei Gott! das ist wohl möglich, und dann, sehen Sie, hegt er vielleicht noch Groll gegen mich wegen meines Mannes. Wenn ich frei wäre, und er auch, und ich hätte Geld, so ginge ich in sein Königreich. Er würde mich vielleicht noch zur zweiten Frau nehmen, oder er stellte mich vielleicht an, um seine Wäsche zu flicken; es wäre doch immer etwas! —

Diese arme alte Frau ist heute Magd; sie könnte vielleicht ein gekröntes Haupt seyn. Wer weiß!? Aber man nennt sie doch immer in Grenoble nicht anders als J. Maj. Madame Bernadotte; es ist der Name ohne das Wesen. Vielleicht spielte sie das Spiel: wer verliert, gewinnt. (Siècle.)

Zur Geschichte des Hauses Hohenzollern.

(Schlesische Zeitung.)

Die lang gesuchte Urkunde vom Jahre 1210, welche feststellt, daß der damals lebende Cunradus, Burggraf von Nürn-

Digitized by Google

berg, ein Graf von Zollern war, ist aufgefunden. Derselbe Cunradus Comes de Zolre qui et Burggravius de Nürnberg, der von 1208 bis 1243, fast ununterbrochen, von Jahr zu Jahr, bald unter seinem Geschlechtsnamen bald unter seinem amtlichen Titel im Gefolge des Kaisers erscheint, ist als Vater Konrads des Jüngern (III.), und dieser als Bruder Friedrichs (III.) nachgewiesen, welcher letztere im Jahre 1273 die burggräfliche Würde erblich erhielt, und als urkundlicher Stammvater des preußischen Königshauses bekannt ist. Die Identität des Wappens der Zollerischen Burggrafen von Nürnberg und der Grafen von Zollern in Schwaben ist mit unumstößlicher Gewißheit dargethan, und durch Auffindung einer Urkunde Friedrichs von Zollern, d. d. Mühlheim a. d. Donau 1241, woran ein burggräfliches Siegel befindlich ist, zugleich das genealogische Problem über die Auszweigung der burggräflichen Linie, wenn nicht ganz, doch größtentheils, beseitigt. Nach einer, von dem Hause Hohenzollern, sowohl schwäbischer als fränkischer Seits, Jahrhunderte lang festgehaltenen, vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen von Brandenburg dem Herzog Eberhard III. von Würtemberg ohne Rückhalt ausgesprochenen Ueberzeugung sollten sich die ältesten Zollern'schen Familienurkunden seit der Zerstörung des Schlosses Zollern im Archive in Stuttgart befinden. Würtemberg verneinte dieß, konnte jedoch die ihm entgegenstehende Behauptung nicht widerlegen. Erst durch Auffindung der, aus dem Ulmer Archive mitgetheilten Urkunde, d. d. 1426 ist es gründlich erwiesen, daß die, bei Erstürmung des Schlosses Zollern abhanden gekommenen alten Urkunden nicht an Würtemberg gelangten, eben so wenig aber verloren gingen, sondern in den Archiven der verbündeten schwäbischen Reichsstädte aufbewahrt wurden. Die Bedeutung des Geschlechts Hohenzollern im 11ten, 12ten u. 13ten Jahrhunderte, sein Reichthum, sein ausgedehnter Güterbesitz sind erhärtet, uralte Denkmäler und Bauwerke auf Zollerschem Gebiete entdeckt, und somit der Kombination ein weites, fruchtbares Feld eröffnet."

Ueber Mondsteine.

Der Mond ist, wie man durch ein gewöhnliches Fernrohr sieht, voller Vulkane, die jetzt ruhen, aber vor 6 bis 10,000 Jahren in Thätigkeit gewesen sind. Weil nun der Mond sehr klein ist, denn er hat nur 850 Meilen Durchmesser, und weil er fast gar keine Luft hat, so wirft er, wenn die Geschwindigkeit größer ist als 8000 Fuß in einer Sekunde, diese Steine wie kleine Monde, und sie gehen um unsere Erde herum. Zu Zeiten ist der Auswurf der Mondvulkane so, daß es sich gegen die Erde hinneigt, denn sie sitzen rund um die Mondfläche (Hr. v. Schreiber hat gezeigt, daß täglich zwei Steine auf die Erde fielen), welche aber zwei Drittel mit Wasser umgeben ist. Es scheint demnach, daß es eine ungeheuere Menge Mondsteine giebt, die um die Erde herumlaufen, die wir aber, ihrer Kleinheit wegen, größtentheils nicht sehen, denn sie haben nur 1, 2 und 3 Fuß Durchmesser, selten 4 bis 5 Fuß. Die Sternschnuppen, deren wir in einer Nacht oft 50 bis 100 am durchsichtigen Himmelsgewölbe sehen, sind auch solche Mondsteine, die aber oft 10, 20, 30 bis 40 geographische Meilen von der Erde entfernt sind, und eine außerordentliche Geschwindigkeit von 4, 5 bis 6 Meilen in einer Sekunde haben. Die aber weiter wie 50 Meilen von uns entfernt sind, diese sehen wir nicht mehr, weil der Luftkreis der Erde da aufhört, und sie gehen im unendlichen Leeren und werden, weil der Durchmesser zu klein ist, nämlich 1, 2 bis 3 Fuß, selten 4 bis 5 Fuß, von dem Auge nicht weiter gesehen. Ein solcher Stein kam zu Florenz den 18. Sept. 1836, Morgens 10 Uhr, auf dem Thurme Monte Ovieto an.

Die Allgemeine Zeitung enthält folgenden darauf bezüglichen Artikel: „Den 18. Sept. d. J., Vormittags 10 Uhr, zerplatzte eine aus der Luft gefallene Feuerkugel auf dem Glockenthurme der Kirche von Monte Ovieto, brach das Gesimse derselben ab, riß das darauf befindliche, 300 Pfund schwere eiserne Kreuz heraus, und warf es auf ein nahe liegendes Feld nieder. Nach der Zerplatzung theilte sich die Kugel in mehrere andere Feuerkugeln, die dann in das Innere der Kirche und des Klosters eindrangen. Man kennt den Schaden noch nicht bestimmt, welchen diese aus der Luft gefallene fürchterliche Erscheinung verursachte; leider erfährt man aber, daß mehrere Klostermitglieder dadurch Verletzungen erlitten." Es ist Schade, daß Derjenige, der diesen Artikel geschrieben, seinen Namen nicht genannt hat. Zuerst müßte es ausgemacht seyn, ob wirklich der Stein den 18. Sept. auf den Thurm der Kirche Monte Ovieto gefallen ist. Ich kenne Niemand in Florenz, und daher die Bitte, daß, wenn sich im Kreise dieser Zeitung Jemand befindet, der in Florenz Bekannte hat, daß dieser dahin schriebe, ob sich dieser Steinfall den 18. Sept. wirklich zugetragen hat. Ich bin erbötig, Jedem, der sich in der Sache bemüht, ein Exemplar meiner neuesten Schrift über die Stern-Schnuppen zu senden.

Benzenberg.

Pot-Pourri.

Zur Statistik Londons.

Man hat berechnet, daß der Totalwerth der im Hafen von London aus- und eingeladenen Waaren sich am Jahresschluß gewöhnlich auf beinahe 70 Millionen Pfund Sterling oder 400 Millionen Thaler beläuft. Der Handel beschäftigt bei der Ein- und Ausfuhr ungefähr 4000 Fahrzeuge, und 15,000 Lastschiffe laufen ausserdem in den Hafen ein. Meistens befinden sich wenigstens 2000 Schiffe zu gleicher Zeit in dem Hafen und auf den Werften, während 3000 Lichter zum Ab- und Aufladen bei den größeren Fahrzeugen dienen. Dazu kommen noch 2300 Schaluppen und Barken zum Transport der Passagiere, wovon sich 8000 Seeleute ernähren; 4000 Personen sind bei den Verladungen der Schiffe beschäftigt, und 1200 Zollbeamte haben beständig im Hafen zu arbeiten. Das Ganze gewährt das großartigste Bild von Handel und Gewerbsthätigkeit.

Die Schlächter zu Paris.

Aus offiziellen Papieren geht hervor, daß sich zu Paris 500 Schlächter befinden, die im Durchschnitt eine Kundschaft von 60 Häusern und 1600 Einwohnern haben. Jedes Haus braucht jährlich für 333½ Franken Fleisch, oder auf den Kopf für 62½ Fr., wodurch 17⅛ Centime auf den Tag kommen. Zu Paris werden jährlich verzehrt 72,000 Ochsen, 16,000 Kühe, 72,000 Kälber und 360 Hammel, welche den Fleischern 42,584,000 Fr. kosten. Die darauf haftenden Abgaben betragen 5,347,600 Fr. Auch zahlen die Schlächter, um das Vieh von dem Markt auf die Schlachthäuser zu bringen, jährlich 177,600 Fr. Die Gesammtausgabe beträgt also 48,109,200 Franken. und da sie dafür 52,133,480 Fr. erhalten, so beträgt ihr Gewinn 4,024,640 Fr., oder 8049 Fr. der einzelne Da die Ausgaben für Logis, Gehäge, Transport u. s. w. 2509 Franken betragen, so bleiben jedem durchschnittlich 5540 Franken.

Moden in Brasilien.

Die Herren und die schönen schwarzäugigen Damen tanzen dort stets, ohne Handschuhe anzuziehen. Reichte man einer Dame eine behandschuhete Hand so würde sie dies für eine große Beleidigung aufnehmen und glauben, der Herr scheue sich, sie mit der bloßen Hand anzugreifen und wähne, sie sey mit einer Hautkrankheit behaftet. — An manchen Orten ist es Sitte, daß, wenn man an dem Hause eines Bekannten vorbeigeht, man den Hut abnehmen muß, wenn auch nirgends Jemand von der in dem Hause wohnenden Familie zu sehen ist.

Digitized by Google